image
not
available

10430

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

UNIVERSITY Library. Of California

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1841.

Digitized by Google

DZ
.H8
2d ser.
v. 2

10430

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Die Vitalienbrüder. Von Johannes Voigt. 1

II. Randgloſſen eines Laien zum Euripides. Von Friedrich von Raumer. 161

III. Über die Epochen der Geſchichtſchreibung und ihr Verhältniß zur Poeſie. Eine Skizze von Johann Wilhelm Loebell. 277

IV. Italieniſche Diplomaten und diplomatiſche Verhältniſſe. 1260—1550. Von Alfred Reumont. 373

V. Gutenberg und ſeine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Von J. D. F. Sotzmann. 515

UNIVERSITY
Library.
Of California.

I.

Die Vitalienbrüder.

Von

Johannes Voigt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es iſt gewiß, Menſchen und Völker werden nur das, was ſie ſind, durch die Kraft und den Geiſt, die in ihnen ſind, und durch die Natur oder Sinnenwelt, die um ſie iſt. Wol darf die Natur, wie Hegel ſagt, nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeſchlagen werden; allein ſie vereinigt in ſich zu mächtige Gewalten, als daß ſie dem Geiſt erlaubten, für ſich eine Welt zu erbauen. Der Menſch iſt beſtändig darauf angewieſen, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Natur zu richten, auf Meere und Ströme, auf Feld und Wald, auf Berge und Thäler. Die Thalebene feſſelt den Menſchen an den Boden; er wird abhängig von Grund und feſtem Eigenthum. Das Meer ermuthigt ihn zum Hinaus über das Beſchränkte; es ladet und lockt ihn zur Eroberung, zum Raube, zum Gewinne und zum Erwerbe. Hunger und Noth treiben zum Fiſchfange; tägliche Übung bringt täglich größere Geſchicklichkeit und Kühnheit; aus leichten Kähnen werden Schiffe, aus Fiſchern werden Seeleute. Das Meer, das Unbeſchränkte und Unendliche macht muthig und kühn; das eigenthümliche Seeleben entſchlägt ſich je mehr und mehr aller Abhängigkeiten vom heimatlichen Lande. Es werden fremde Küſten beſucht, bald zum friedlichen Um=

Digitized by Google

tauſch mit deren Erzeugniſſen, bald zum Raube deſſen, was der heimatliche Boden verſagte. Da kommt es zu Kämpfen und Fehden mit den Eingebornen, der kühne Seefahrer wird tapferer Krieger; heute im Kampfe mit dem wildtobenden Elemente, morgen im Streite mit Feinden an fremder Küſte, iſt er gewohnt, das Leben leichthin aufs Spiel zu ſetzen. Die Errettung aus dem Meeresſturme bringt neuen Muth und neue Freude am Leben, der Sieg über den Feind zugleich Ehre und Beute, und je öfter er ſolches bringt, um ſo mehr wächſt der Reiz und die Luſt zu neuen Verſuchen. Das Seeleben verliert ſo bald unter Muth und Kühnheit ſeine elementariſche Furchtbarkeit und das Raubgeſchäft auf Seefahrten wird ſomit zum Ehrengeſchäft. So finden wir ſchon in alten Zeiten die ciliciſchen Korſaren im ägäiſchen und ioniſchen Meere, ſo im Mittelalter an Skandinaviens buchtenreichen Küſten die kühnen Abenteurer der Vikinger und an der Spitze der Vikings-Flocke oder Vikings-Scharen die Seekönige, ſo nachmals an der Nordküſte Afrikas die Raubſcharen der Barbaresken, ſo in neueren Zeiten in Amerika die Flibuſtier u. a. Mehre Jahrhunderte hindurch wurden die Küſten Englands, Schottlands, Frankreichs und Spaniens durch die Raubzüge der ſkandinaviſchen Raubhelden in der Nordſee heimgeſucht und ſelbſt die baltiſchen Länder ſahen nicht ſelten die ſkandinaviſchen Abenteurer an ihren Küſten landen.

Auch das nördliche Deutſchland mußte ſich Jahrhunderte lang durch wilde, geſetzloſe Raubzeiten hindurchkämpfen. Wiederholt verbanden ſich beſonders in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Roſtock, Stral-

Digitized by Google

ſund und mehre andere zur Vernichtung der Straßenräuber, und doch gelang es weder in dieſem, noch im nächſten Jahrhundert der vereinten Macht der Städte weder durch Waffe noch Geſetz das Räubergewerbe der Schnapphähne in den nachbarlichen Landen zu vertilgen. Stand doch noch in den erſten Jahrzehnden des funfzehnten Jahrhunderts ein Herzog Emil von Braunſchweig, von der Hölle genannt, als großer Straßenräuber weit und breit gefürchtet, mit an der Spitze einer mächtigen Räuberbande, die dem Kauffahrer auf allen Straßen auflauerte. Vermindert ward nun zwar durch die Bemühungen der vereinten Hanſeſtädte das Raubweſen auf dem Lande; allein dies hatte nur den Erfolg, daß die vertriebenen Raubgeſellen ſich jetzt in größeren Haufen auf die offene See warfen und die Zahl der Seeräuber bald ſehr bedeutend zunahm. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zeigten ſie ſich den Hanſeſtädten ſehr furchtbar und im Jahre 1377 durchſtreiften ſie ſchon die Oſtſee in Haufen von vierhundert Mann und vermehrten ſich noch von Tag zu Tage. Schiffe und Kaufgüter wurden, wo ſie ſie fanden, aufgegriffen und die Schiffsmannſchaften gefangen genommen. Man faßte daher damals ſchon auf einer Tagfahrt der Hanſeſtädte zu Lübeck den Beſchluß: es ſollten Schiffe, die man Friede-Schiffe oder Friede-Koggen nannte, von den Hanſeſtädten ausgerüſtet und in die See geſandt werden, um dieſe von den Seeräubern zu ſäubern. Zur Beſtreitung der Koſten ſollte man von den Kaufgütern der Handelsſchiffe eine beſtimmte Abgabe, der man den Namen Pfundzoll gab, in allen Häfen der Hanſeſtädte erheben. Derſelbe Beſchluß ward auch im nächſten Jahre auf einer Tag-

Digitized by Google

fahrt zu Stralſund erneuert. Lübeck, das Haupt der Hanſe, übernahm die Ausführung und verwandte darauf ſehr bedeutende Summen, die es ſich von den andern Städten durch das Pfundgeld wiedererſtatten ließ. Auch Stralſund rüſtete zu dem nämlichen Zwecke mehre Friedeſchiffe aus. Allein nicht überall war unter den Hanſeſtädten gleicher Eifer. Wo man von den Seeräubern bisher noch weniger Gefahr und Schaden erlitten, ſträubte man ſich mehre Jahre lang, den Handel mit der neuen Auflage zu beläſtigen. So mußten z. B. die preußiſchen Städte, namentlich Elbing, wiederholt von Lübeck und Stralſund zur Leiſtung und Einſendung des Pfundgeldes gemahnt werden, und als im Jahre 1380 auf einer Tagfahrt zu Roſtock die beiden ebenerwähnten Städte es wieder übernahmen, zur Säuberung der See vier große Schiffe und zehn ſogenannte Snycken oder kleinere Fahrzeuge auf gemeinſame Koſten der übrigen Städte auszurüſten und in der See eine Zeitlang zu unterhalten, waren dieſe letzteren wiederum nicht alle unter einander einig, ob es nöthig ſei, ſo bedeutende Koſten zu dieſem Zwecke aufzuwenden, namentlich erklärten die Rathsſendboten der preußiſchen Hanſeſtädte auf einer Tagfahrt zu Wismar abermals, daß ſie die Frage über die Nothwendigkeit ſolcher Maßregeln zur Befreiung der See erſt den Rathsverſammlungen ihrer Städte vorzulegen für rathſam fänden. So kam es auch im nachfolgenden Jahre auf einem Tage zu Roſtock zu keinem feſten Beſchluſſe und keinem einſtimmigen Zuſammenwirken; man warf es den preußiſchen Hanſeſtädten tadelnd vor, daß ſie bisher alle Bemühungen der Städte Lübeck, Wismar, Roſtock und Stralſund zur Vertilgung des Übels verei-

Digitized by Google

telt und, durch eigennützige Rückſichten geleitet, alle Anerbietungen der übrigen Städte zurückgewieſen hätten.

Die Folge davon aber war, daß das verderbliche Übel immer wilder aufwucherte, die Zahl der Seeräuber von Jahr zu Jahr zunahm und Handel und Schiffahrt immer mehr beeinträchtigt und gehemmt wurden. Durch den leichten und oft reichen Gewinn gelockt, hatten ſich ſchon Scharen zu mehren Hunderten von loſen Raubgeſellen zuſammengefunden, die theils auf der See umherſchwärmten und jedes Schiff auffingen, theils hie und da an den Küſten dem ausſegelnden Seefahrer auflauerten. Es kam hinzu, daß auch die damaligen politiſchen Verhältniſſe der nordiſchen Reiche und insbeſondere die politiſche Stellung der Hanſeſtädte zu Dänemark und Schweden dem ſeeräuberiſchen Gewerbe in der Oſtſee in vieler Hinſicht ſehr förderlich waren. Nach Waldemar's III. Tod hatte bekanntlich ſein Enkel, der norwegiſche Prinz Olav, nicht ohne Widerſpruch unter Vormundſchaft ſeiner großen Mutter, der Königin Margaretha von Norwegen, den Thron Dänemarks beſtiegen. Um ihm die Krone, auf welche auch König Albrecht von Schweden Anſprüche erhob, mehr zu ſichern, hatte man den Oſt- und Südſee-Städten der Hanſe alle Rechte und Freiheiten beſtätigen müſſen, welche dieſe Waldemar'n unter den Bedrängniſſen ſeiner Regentſchaft abgedrungen hatten. Man hatte ihnen ferner auch den für ſie ſo wichtigen Beſitz der ihnen früherhin auf Schonen verpfändeten Schlöſſer Helſingborg, Falſterbo, Skanör u. a. zugeſtanden, in denen hanſiſche Hauptleute die Befehlshaberſchaft führten. Aber nicht ohne Eiferſucht ſah Margaretha auf die gewaltige Macht der Hanſe hin, die den Handel Däne-

Digitized by Google

marks ſchon faſt ausſchließlich in die Hände der Hanſeſtädte gebracht hatte. Um ſo erwünſchter kam ihr jede Gelegenheit, wodurch in irgend einer Weiſe das rege Handelsleben der mächtigen deutſchen Städte beengt und gehemmt werden könnte. So fanden auch die Seeräuberſcharen an den däniſchen Küſten häufig Schutz und Sicherheit. Schon im Jahre 1381 wurden ſie dort, aus der See von ihren Raubfahrten zurückkehrend, in mehre Schlöſſer aufgenommen und gehegt, um ihren Raub in die nahen Städte zum Verkauf zu bringen. Die Küſten Seelands boten ihnen zahlreiche Zufluchtsorte dar, von wo aus ſie den ganzen Sund durchſchwärmten und häufig auch auf Schonen landeten. An ihrer Spitze ſtanden als Hauptleute Hennig von der Oſt, Schwarzhaupt, Rambow und mehre andere. Es fruchtete wenig, daß im Sommer des genannten Jahres verſchiedene Hanſeſtädte einige Friedeſchiffe dorthin ſandten; denn wenn es auch glückte, das Raubſchiff des Hauptmanns Rambow bei der Überfahrt von Helſingborg nach Seeland aufzufangen, den Hauptmann mit Enthauptung und zehn ſeiner Raubgenoſſen mit Erſäufen im Meere zu beſtrafen, ſo trug dies für die große Zahl der Räuberſcharen nur wenig aus.

Da aber auch jetzt noch unter den Hanſeſtädten keine Einigkeit zu gemeinſamen Maßregeln herrſchte und auch die Königin und der Reichsrath von Dänemark der Auffoderung, mit den Städten gemeinſam Friedeſchiffe zur Säuberung der See auszurüſten, nicht Folge leiſten mochten, ſo nahm man gern auf einer Tagfahrt zu Wismar im Jahr 1382 das Anerbieten einer Anzahl von Hauptleuten der Raubſcharen an, mit den Hanſeſtädten

Digitized by Google

einen Seefrieden bis zum Februar des nächſten Jahres abzuſchließen. Er war, wie es ſcheint, durch den däniſchen Kriegsrath vermittelt worden. Däniſche Reichsgroße gelobten wenigſtens Bürgſchaft für die einzelnen Räuberhauptleute. Es wurde beſtimmt, daß bis zu der erwähnten Zeit die Städte weder den Seeräubern, noch dieſe jenen irgend welchen Schaden zufügen ſollten; wer gegen den Andern feindlich auftreten wolle, ſolle den Frieden vier Wochen zuvor förmlich aufſagen. Die Seeräuber ſollten ihre Aufſagebriefe dann an den Rath zu Lübeck oder zu Stralſund, die Hanſeſtädte dagegen die ihrigen an den däniſchen Droſten Henning von Pudbus ſenden. Sonach wurde gewiſſermaßen das Seeräubervolk als eine Art von politiſcher Macht angeſehen, mit der man einen Waffenſtillſtand abzuſchließen kein Bedenken trug. Das Raubvolk hielt in der That auch Wort; es unterblieben in dieſem Jahre alle räuberiſchen Feindſeligkeiten. Welche Umſtände die Piraten zu dieſem Seefrieden zunächſt bewogen haben mögen, iſt unbekannt. Sie ſcheinen die Zeit der Ruhe aber nur benutzt zu haben, um mit dem Ablaufe derſelben in verſtärkter Zahl ihr Raubgewerbe in noch größerer Ausdehnung und mit verdoppeltem Eifer fortzuſetzen. Sie ſchwärmten bereits im Frühling des Jahres 1383 in allen Gewäſſern der Oſtſee in ſolcher Menge umher und fügten den Kauffahrern ſo bedeutenden Schaden zu, daß der Hochmeiſter in Preußen mit ſeinen Hanſeſtädten beſchloß, vorerſt die Schiffahrt aus ſeinen Häfen ganz und gar einzuſtellen, bis die gefahrvollen Verhältniſſe auf der See ſich ändern würden. Stralſund ſowol als Lübeck wandten ſich daher jetzt von neuem an die preußiſchen Hanſeſtädte um eifri-

gere Theilnahme an den Maßregeln zur Sicherſtellung der Schiffahrt. Lübeck klagte, daß die Gefahren auf der See durch das immer zunehmende Raubweſen noch nie ſo groß geweſen und zu befürchten ſei, daß ſie noch immer höher ſteigen würden, wenn nicht zeitig kräftige Gegenmittel zur Vernichtung der Räuberſcharen in Anwendung kämen. Man ſah nun ein, daß es jetzt einer doppelt ſo großen Anzahl von Friedeſchiffen bedürfen werde, um dem Kauffahrer auf der See wieder einige Sicherheit zu verſchaffen. Auf einer Tagfahrt der Hanſeſtädte zu Lübeck um Michaelis des Jahres 1383 wurde nun zwar auch, unter vielfältigen Klagen über den von Jahr zu Jahr zunehmenden Schaden des gemeinen Kaufmanns durch die Seeräuber von neuem über einen Plan zur Ausrüſtung einer Anzahl von Friedeſchiffen berathſchlagt und es wurde vorgeſchlagen, die Hanſeſtädte Preußens ſollten ebenſo wie andere Städte für ihren Theil zwei Friedekoggen mit vier Snycken und hundert Bewaffneten ſtellen. Da ſich indeß auf der Tagfahrt auch der König Olav und ein Theil der Reichsritterſchaft von Dänemark zur nachdrücklichen Beihülfe gegen das Raubvolk erbieten ließen, die Rathsſendboten aber zu einer ſolchen Verbindung mit Dänemark keine Vollmacht hatten, ſo mußte die nähere Beſtimmung über den zu entwerfenden Plan bis zu einer andern Tagfahrt verſchoben werden. Dieſe fand auch zu Ende des Aprils des Jahres 1384 zu Stralſund ſtatt. Die Hanſeſtädte Preußens lehnten zwar den Auftrag, ſelbſt Friedeſchiffe auszurüſten, von ſich ab und erboten ſich nur den andern Seeſtädten, im Fall ſie ſolche Schiffe auf die See ausſenden würden, zu einer verhältnißmäßigen Beiſteuer zur Deckung der

Digitized by Google

Koſten durch das Pfundgeld; ſie erklärten ſich auch entſchieden gegen eine förmliche Verbindung mit Dänemark; allein ſie kam auf dem genannten Tage dennoch zu Stande. Der Handel und die Schiffahrt der ſkandinaviſchen Reiche hatten in den letztern Jahren bei der ſtarken Vermehrung der Piraten viel zu ſehr gelitten, als daß nicht jetzt auch die Königin Margaretha ernſte Maßregeln für nothwendig hätte halten müſſen. Es erſchienen daher als ihre Bevollmächtigten auf dem Tage der Droſt und Reichshofmeiſter Henning von Pudbus, der Hauptmann Konrad Moltke und mehre andere Reichsräthe. Nach langen Verhandlungen wegen Erſatz des Schadens, den die Hanſeſtädte aus mehren Schlöſſern Dänemarks durch die darin gehegten Seeräuber erlitten hatten, kam man gegenſeitig darin überein: die Königin und die erwähnten Reichsräthe wollten die Städte zur Vertilgung der Seeräuber mit neun Schiffen und hundert Bewaffneten unterſtützen, deren zwei die Königin, Henning von Pudbus ebenfalls zwei, Konrad Moltke drei und die übrigen die andern Reichsräthe ausrüſten und jedes mit zehn bis zwölf Wäppnern bemannen ſollten. Würden die Städte erfahren, daß auf Schlöſſern in Dänemark noch Seeräuber Zuflucht fänden und gehegt würden, ſo ſollten die Königin und die Reichsräthe, ſobald die Städte eine Kriegsmacht ausſenden und die Schlöſſer belagern würden, dieſe aufs kräftigſte unterſtützen. Gewännen ſie die Schlöſſer, ſo ſollten ſie ſo lange in deren Beſitz bleiben dürfen, bis ihre Kriegskoſten gedeckt ſein würden. Dieſe Foderung machten jedoch die däniſchen Bevollmächtigten noch von der Zuſtimmung der Königin abhängig. Nachdem man ſich auf

Digitized by Google

dieſe Weiſe mit den Dänen geeinigt, ward auf der Tagfahrt der Beſchluß gefaßt: auf Bitte der gemeinen Städte ſollten Lübeck und Stralſund zur Säuberung der See zwei große Friedeſchiffe mit zwei Snycken und funfzig Bewaffneten ausrüſten und bis Pfingſten in die See ſenden, die übrigen Hanſeſtädte ſollten ihnen nicht blos die Koſten durch Beiſteuern mit beſtreiten helfen, ſondern zugleich auch mit für den Schaden ſtehen, den man bei Verfolgung der Piraten zu Waſſer und Land erleiden könne. Die Städte Preußens erboten ſich jetzt ſogleich zu einer Beiſteuer von 1000 Mark.

Es gelang auf dieſe Weiſe, die See auf einige Zeit wieder mehr zu ſichern und das Raubvolk großen Theils zu verſcheuchen. Der gute Erfolg bewog die Seeſtädte, ihre Bemühungen auch im Jahr 1385 noch fortzuſetzen. Auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Frühling dieſes Jahres übertrugen ſie die fernere Befriedung der See dem Hauptmanne und nachmaligen Bürgermeiſter von Stralſund Wulf Wulflam, der bisher über eins der verpfändeten Schlöſſer auf Schonen die Befehlshaberſchaft gehabt hatte. Man ſchloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem er von den Städten ein großes Schiff und ſo viele Snycken und Schuten, als zu hundert Bewaffneten nöthig ſeien, erhalten ſollte, um damit die Seeräuber von Oſtern bis Martini zu verfolgen, wo er ſie nur irgend finden möge. Man ſicherte ihm ein Jahrgehalt von 5000 Mark zu, wofür er aber ſelbſt allen Schaden an Schiff und Mannſchaft und deren Beköſtigung tragen ſollte. Die Ausrüſtung der Schiffe und deren Bewehrung mit ſchwerem Geſchoſſe und Waffen übernahmen die Städte ſelbſt. Alles, was er an Beute den

Digitized by Google

Seeräubern abgewinnen könne, ſolle ihm allein gehören, was dagegen von dem den Seeräubern abgenommenen Raube dem fahrenden Kaufmanne einer Hanſeſtadt erweislich zugehöre, ſolle an dieſen zurückgegeben werden. Seeräuber, die er gefangen nehme, oder ſolche, die ſie hegten, herbergten oder ſpeiſten, ſolle er ohne weiteres richten, d. h. mit dem Tode beſtrafen, aber nicht mit Schatzung belegen, oder er ſolle ſie an die Städte ſenden, damit dieſe über ſie richteten. Jeden, der Seeräuber hauſe und hege oder ſonſt begünſtige, ſolle er ebenſo verfolgen wie die Räuber ſelbſt, als in gleicher Schuld begriffen. Ohne Genehmigung der Städte ſolle er keine Seeräuber zu ſich nehmen. Die Ausrüſtung der dem Hauptmanne zu ſtellenden Schiffe und Fahrzeuge übernahmen zunächſt die Städte Lübeck, Roſtock, Wismar und Stralſund; die Koſten ſollten durch das Pfundgeld gedeckt werden. Da die Königin von Dänemark und ihr Sohn König Olav die den Hanſeſtädten verpfändeten Schlöſſer auf Schonen jetzt wiederholt und aufs dringendſte zurückfoderten, die Städte dagegen die Räumung derſelben ſtandhaft verweigerten, ſo machte ſich Wulf Wulflam zugleich verbindlich, auch ſeinerſeits Alles aufzubieten, daß die Schlöſſer auch ferner noch im Beſitze der Hanſe blieben.

Der erwähnte Hauptmann durchſtreifte nun fortan die See nach allen Richtungen, mit Ausnahme der Winterzeit, zwei Jahre lang, denn auch im Jahr 1386 ward er von neuem von den Hanſeſtädten in Dienſt genommen. Da ſich mit ihm auch die vom Könige Olav zur Säuberung der See ausgeſandten Friedeſchiffe verbanden, ſo glückte es endlich je mehr und mehr, das Räubervolk

Digitized by Google

zu verſcheuchen und zu vertreiben, denn auch an den Küſten von Dänemark und Norwegen fanden ſie nirgends mehr Zuflucht, da Olav ſeinen Hauptleuten und Vögten den ſtrengſten Befehl ertheilt hatte, den Piraten nirgendwo mehr Aufenthalt zu geſtatten, ſondern ſie überall, wo man ſie finde, einzufangen oder zu verfolgen. Es gelang ſomit, die Schiffahrt auf der Oſtſee wieder ſo weit ſicherzuſtellen, daß man für das Jahr 1386 nicht mehr für nothwendig hielt, ferner noch Friedeſchiffe auf die See auszuſenden, zumal da König Olav den Städten das eidliche Verſprechen gegeben hatte, es über ſich nehmen zu wollen, mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Macht die Schiffahrt durch den Sund völlig zu ſichern. Freilich hatten die Städte dieſen Erfolg mit bedeutenden Opfern erkaufen müſſen. Es wurde im Jahr 1385 über die Koſten Rechnung gelegt. Lübeck allein hatte im Jahr 1383 auf die Ausrüſtung der Friedeſchiffe 3000 Mark verwandt; Stralſund ſchlug für zwei Jahre ſeine Koſten auf 5100 Mark an, die preußiſchen Städte hatten in zwei Jahren 1562 Mark zugeſteuert und ſo im Verhältniß auch die andern Schweſterſtädte der Hanſe. Daneben trugen ſie auch gerne den Schaden und die Koſten, welche andere Städte bei Verfolgung und Unterdrückung der Seeräuber gehabt hatten. Die Stadt Kalmar z. B. wurde zur Vergütung ihrer zu dem erwähnten Zwecke verwandten Koſten auf einige Zeit von der Zahlung des Pfundzolles in den Hanſeſtädten befreit. Andere erhielten Entſchädigung durchs Pfundgeld.

Hätte man nun noch einige Jahre mit gleichem Eifer die bisherigen Bemühungen zur gänzlichen Vernichtung der räuberiſchen Abenteurer fortgeſetzt, ſo hätte es

Digitized by Google

kaum fehlen können, die See vielleicht für mehre Jahrzehnde von dem Raubvolke völlig zu befreien, denn vom Jahre 1386 bis 1390 hört man ſelten noch eine Klage über Seeraub auf den hanſeatiſchen Tagfahrten. Ein großer Theil der Seeräuber hatte ſich aufs feſte Land geflüchtet, theils in die Gegenden von Lübeck, theils ins Meklenburgiſche, wo ſie auf den Heerſtraßen nach Roſtock und Wismar durch Auflauern und Beraubung des fahrenden Kaufmanns auf reichen Gewinn rechneten, und ſie glaubten ſich hier vielleicht jetzt um ſo ſicherer, weil einige Jahre zuvor der Herzog Heinrich von Mecklenburg, ein äußerſt eifriger Verfolger der Räuber und Diebe, der ſelbſt mit eigener Hand eine große Menge derſelben aufgehängt hatte, geſtorben war. Ein anderer Theil des Raubvolkes hatte Zuflucht im Holſteiniſchen geſucht und fand ſie auch bei den dortigen Grafen, die ſie mehre Jahre lang hauſten und hegten. Während dieſe Haufen als Straßenräuber den Städten Lübeck, Wismar und Roſtock geraume Zeit viel zu ſchaffen machten, ließ ſich König Olav mit den Hauptleuten einer Seeräuberſchar, die ſich auf der See bis zum Herbſt des Jahres 1386 noch erhalten hatte, in Unterhandlungen ein, um mit ihnen, wie früherhin, einen neuen Seefrieden abzuſchließen. Es erſchienen als ſolche auf einer Tagfahrt zu Werdingborg, welche der König mit den Rathsſendboten der Hanſe hielt, Lüdeke Schinkel, Detlav Knut, Eler Rantzow, Konrad Hauenſchild, Hennecke von Örtzen und einige Andere. Es kam wirklich wieder eine Art von Beifriede zu Stande, den die Räuberhauptleute den Königreichen Dänemark und Norwegen und dem gemeinen Kaufmanne der Hanſe und dieſe dagegen auch ihnen angelobten, mit

der Beſtimmung, daß er von dem Theile, welcher ihn nicht mehr halten wollte, vier Wochen zuvor aufgekündigt werden ſolle.

Da traten im Jahre 1389 in den nordiſchen Reichen Verhältniſſe ein, welche das Raubweſen in der Oſtſee von neuem in Schwung brachten und es noch weit furchtbarer machten, als es je zuvor geweſen. König Olav ſtarb im Jahr 1387 im ſiebzehnten Lebensjahre. Die Regentſchaft hatte ſeine Mutter Margaretha ſchon immer auch unter dem jungen Könige geführt; ſie fügte jetzt nur noch den Namen hinzu und wurde zur Königin von Dänemark und Norwegen ernannt. Da aber Olav der letzte männliche Sprößling des uralten ſchwediſchen Königsgeſchlechts der Folkunger geweſen und mit ihm dieſer Königsſtamm ausgeſtorben war, ſo konnte Margaretha auch Anſprüche auf die Krone Schwedens erheben. Dieſe trug jetzt noch, ſchon ſeit dem Jahre 1363, Albrecht von Mecklenburg, Sohn der Schweſter des Königes Magnus Erichsſon; allein ſie ſchien ihm nicht zu genügen. Schon vor Olav's Tod hatte er mit ſeinem Vetter, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, einem Sohn der älteſten Tochter des Königes Waldemar III., auf einer Tagfahrt zu Stralſund die Hanſeſtädte um Hülfe angeſprochen, um ſeine Anrechte auf den däniſchen Thron geltend zu machen. Wie Margaretha jetzt auch ſich mit dem Titel einer Königin von Schweden ſchmückte, ſo nahm nun auch Albrecht den eines Königes von Dänemark und Norwegen an und er hielt es für keine allzu ſchwere Aufgabe, „der Königin ohne Beinkleider, dem Mädchen der Mönche,“ wie er Margarethen in beleidigenden Scherzen nannte, die Kro-

Digitized by Google

nen der beiden anderen Reiche zu entreißen. Allein er hatte längſt den Haß der Schweden von Jahr zu Jahr immer mehr auf ſich geladen. Durch Begünſtigung der Deutſchen und Zurückſetzung der ſchwediſchen Reichsgroßen, durch Eingriffe in das Beſitzthum der Kirche und des Adels, obgleich ſie Zurückfoderungen früher angemaßter Krongüter betrafen, und durch verkehrte Maßregeln der Verwaltung hatte er im ganzen Reiche Liebe und Vertrauen verloren. Es trat daher im Jahr 1388 eine mächtige Partei des Adels gegen ihn auf, die im Beſitz der vornehmſten Schlöſſer und feſten Plätze des Reichs, der Königin Margaretha die Krone Schwedens anbot. Sie nahm ſie an; es kam zum Kampfe. Da ihn Albrecht aber meiſt nur mit deutſchen Hülfsvölkern führen mußte, ſo konnte er kaum anders endigen, als die Schlacht bei Falköping am 21. Sept. 1389 ihn entſchied. König Albrecht, ſein Sohn Erich und eine große Zahl von Edeln und Rittern fielen in der Königin Gefangenſchaft; da erſterer kurz zuvor geſchworen hatte, ſeine Schlafmütze nicht eher wieder aufzuſetzen, als bis er Margaretha überwunden und gedemüthigt habe, ſo ließ ſie ihm jetzt, als er gefangen vorgeführt wurde, zur Rache wegen der Prahlerei eine Narrenkappe aufs Haupt ſetzen und lud ihn höhnend zur Gevatterſchaft der Kinder ein, die ſie vom Abte zu Sora zu haben von ihm beſchuldigt worden war. Auf ihren Befehl ward er hierauf mit ſeinem Sohne auf das Schloß Lindholm auf Schonen gebracht, wo er in einem Thurme ſieben Jahre lang gefangen ſaß.

Der größte Theil Schwedens unterwarf ſich alsbald Margarethens Herrſchaft. Die Hauptſtadt Stockholm in=

Digitized by Google

deß und mehre Schlöſſer blieben im Beſitz der Deutſchen, deren Zahl ſich unter Albrecht's Herrſchaft außerordentlich vermehrt hatte. Der alte Groll unter den Deutſchen und Schweden, der längſt ſchon die Bürgerſchaft Stockholms entzweit, kam nun zum Ausbruch. Siebzig, oder, nach andern Angaben, zweihundert der vornehmſten ſchwediſchen Bürger, die den Deutſchen verdächtig ſchienen, wurden die Opfer der furchtbarſten Wuth und ſtarben unter unmenſchlichen Martern. Stockholm ward hierauf vom Heere der Königin belagert. Hungersnoth ſollte die Ergebung erzwingen. Da übernahmen es die Verwandten des gefangenen Königs, die Herzoge von Mecklenburg, an ihrer Spitze vor allen der Herzog Johann, die Hauptſtadt zu retten und Albrecht's Partei in Schweden ſo viel als möglich aufrecht zu erhalten. Mit Beihülfe der Städte Roſtock und Wismar ward eine Flotte ausgerüſtet, um Stockholm zu befreien. Der Verſuch indeß mislang, denn ein Sturm zerſtreute ſie und vernichtete einen Theil der Schiffe. Bald darauf jedoch erſchien Herzog Johann mit einer neuen Flotte vor der Hauptſtadt und es glückte ihm jetzt, ſie von der Belagerung zu befreien und hinreichend mit Lebensmitteln zu verſorgen. Da nun aber vorauszuſehen war, daß zu dem langwierigen Kampfe mit der mächtigen Königin der drei nordiſchen Reiche die Kräfte der Herzoge von Mecklenburg und der Städte Roſtock und Wismar auf die Länge nicht ausreichen, daß es bald an Geldmitteln, an Mannſchaft, an den nöthigen Schiffen und andern Kriegsbedürfniſſen gebrechen werde, ſo zwang die Noth, auf andere Mittel und Wege zu denken, um der Königin im Kampfe ſo viel als möglich gewachſen zu bleiben. Was

Digitized by Google

aber bot ſich da den beiden Städten leichter dar, als jene Seeräuberſcharen, die theils noch in der See umherſchwärmten, theils als Straßenräuber den Städten lange läſtig genug geweſen waren. Gab es ein wohlfeileres und zugleich gewandteres Kriegsvolk auf der See als dieſe kühnen Abenteuerer, ſobald man ihnen nur irgendwo Zuflucht und Behauſung geſtattete? Und hatte nicht gerade Dänemark durch ſeine Verbindung mit den Hanſeſtädten zur Vertilgung und Unterdrückung dieſer Piraten deren Erbitterung und Grimm gegen ſich am meiſten angeregt? Jeden Falls alſo ſchien dieſes Raubvolk das geeignetſte, um die Königin in unabläſſigen Angriffen und Einfällen in ihren an allen Seiten leicht angreifbaren Gebieten zu bekämpfen. Während daher die Schiffe von Roſtock und Wismar mit Herzog Johann von Mecklenburg noch vor Stockholm lagen, ließen die Behörden der beiden Städte ſowol in ihren eigenen als in den nachbarlichen Gebieten den öffentlichen Aufruf ergehen, „daß alle diejenigen, die auf Freibeuterei auf eigene Koſten, Gefahr und Gewinn gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nöthigen Zufuhr an Lebensmitteln und Bedürfniſſen zu verſorgen, ſich bewaffnet in Wismar und Roſtock einfinden möchten, wo man ſie mit Raubbriefen *) verſehen und ihnen die Häfen der beiden Städte zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit ſie

---

*) „Stehlbriefe“ nennt es die Chronik Reimar Kocks bei Detmar Chron. B. I. 494. Köhler Samml. der hanſ. Geſchichte ſpricht von „Geleit- und Beſtallungsbriefen.“

dort ihren gemachten Raub bergen und nach Belieben verkaufen könnten.“ Zu gleicher Zeit ließ auch Herzog Johann allenthalben bekannt machen, daß er allen ſolchen, die auf die beiden genannten Reiche auf Abenteuer ausziehen würden, auch ſeine Häfen Ribnitz und Golvitz offen halten werde. Kaum war dieſer Aufruf ergangen, als die alten Raubgeſellen aus der See und auf dem Lande ſich in bedeutenden Haufen in Wismar und Roſtock zuſammenfanden, um unter dem Schutze dieſer Städte das altgewohnte Handwerk mit größtem Eifer fortzuſetzen. An ſie aber, die gewiſſermaßen den Kern eines neu aufzuſtellenden Räuberheeres bildeten, ſchloß ſich in kurzem noch eine ſehr große Anzahl brotloſer und arbeitsſcheuer Geſellen aus allen Gegenden des Nordens an, vorzüglich theils aus den mecklenburgiſchen und benachbarten Landen, theils auch aus Schweden, wo ſich unter den wilden Wirren der Zeit und dem verheerenden Kriegsgetümmel immer Menſchen genug fanden, die gern den Jammer und die Noth der Heimat mit dem abenteuerlichen, freien Raubleben auf der See vertauſchten. So ſtrömte je mehr und mehr eine ungeheuere Menge ſolcher Raubgeſellen zuſammen. „Es ſteht nicht zu beſchreiben,“ ſagt ein alter Chroniſt *), „was des loſen und böſen Volkes zu Hauf lief aus allen Landen von Bauern und Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderem Volke, weil Alle, die nicht arbeiten wollten, ſich bedünken ließen, ſie würden von den armen däniſchen und norwegiſchen Bauern reich werden.“ Weil es dieſen Raubgeſellen mit zur Bedingung für den ihnen zu-

*) Reimar Kocks Chron. a. a. O.

geſicherten Schutz geſtellt war, Stockholm ſo viel als möglich mit Zufuhr und Victualien zu verſorgen, und weil ſie auch ſelbſt gerne dieſen ehrenhaften Zweck ihrer Seefahrten zur Schau trugen, ſo nannten ſie ſich Vitalienbrüder, nicht aber, wie manche geglaubt haben, deshalb, weil ſie die Schiffe der Kauffahrer auf der See aufgefangen und ausgeplündert hätten, um in ihnen für ſich Lebensmittel und Unterhalt zu ſuchen. Zuweilen findet man ſie auch „Liekendeler", d. h. Gleichtheiler, Gleichbeuter genannt, weil ſie den gemachten Raub oder den daraus gelöſten Gewinn ſtets zu gleichen Theilen unter die Genoſſen einer Rotte oder Horde zu vertheilen pflegten. Über die Disciplin oder innere Verfaſſung dieſer Raubgenoſſenſchaften, wenn wir es ſo nennen dürfen, ſind wir nicht weiter unterrichtet. Gewiſſe Geſetze und Ordnungen mögen wol unter ihnen ſtattgefunden haben, um eine Genoſſenſchaft als ein Ganzes zuſammenzuhalten. Wir wiſſen wenigſtens, daß auch ferner noch, wie bei den ſchon früher erwähnten Räuberhaufen auf dem Lande ſowol als auf der See Hauptleute an der Spitze ſtanden, die mit dem Zügel des Gehorſams ihre Genoſſen in einer gewiſſen Zucht hielten und die Raubunternehmungen leiteten und ausführten.

Wir finden die Andeutung, daß man dieſe Vitalienbrüder gleich anfangs darauf angewieſen, nur die Lande und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Gefangenſchaft zu befehden, um letztere dadurch zur Befreiung des gefangenen Königes Albrecht zu zwingen, und außerdem auch alle Diejenigen zu Waſſer und zu Lande zu bekämpfen und aufzugreifen, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfniſſen und Mann=

ſchaft unterſtützen wollten, ſonſt aber keinen Kauffahrer auf der See in irgend einer Weiſe feindlich zu behandeln und zu berauben. Die Städte Wismar und Roſtock erließen daher im Sommer des Jahres 1391 wie an alle hanſeatiſchen Schweſterſtädte, ſo auch an die in Preußen mehre Warnungsſchreiben, worin ſie dieſe unter der Meldung der von ihnen zur Bekämpfung der Königin getroffenen Maßregeln ernſtlichſt erſuchten, den Seefahrer anzuhalten, die Königin in keiner Weiſe durch Zufuhr irgend einer Art zu ſtärken und überhaupt allen Handel und Verkehr mit Dänemark und Norwegen vorerſt völlig aufzuheben, auf die Gefahr hinweiſend, die widrigenfalls dem Kaufmanne auf der See von den Abenteurern drohe, denen ſie ihre Häfen geöffnet. Man nahm aber allgemein das anmaßende Verlangen und das ganze Verfahren der beiden Städte mit höchſtem Unwillen auf. Die Städte Preußens erwiderten ihnen: ihre Foderung dünke ihnen höchſt unbillig, der gemeine Kaufmann ſei in dieſen Verhältniſſen beider Theile Freund, mit ihrem Kriege habe er nichts zu ſchaffen; wie der fahrende Kaufmann bisher ungehindert Schweden, Norwegen und Dänemark zu Handel und Wandel beſucht, ſo habe auch Preußen ihm ſtets offen und frei geſtanden. Die beiden Städte möchten demnach dafür ſorgen, daß der Seefahrer aus Preußen fortan auf der See wie bisher ſicher und frei hin und wieder ſegeln könne und in ihrem Kriege auf keine Weiſe Schaden erleide. Und wie die Städte, ſo erklärte auch der Hochmeiſter des deutſchen Ordens dem Herzoge Johann von Mecklenburg: er müſſe es höchſt übel aufnehmen, wenn ſeine Städte Roſtock und Wis-

Digitized by Google

mar es wagen ſollten, den Handel Preußens nach Däne-
mark in irgend einer Weiſe zu ſtören.

Allein es fruchtete dies alles ſo wenig, als die War-
nung der beiden Städte ſelbſt. Sie mochten das Raub-
volk immerhin darauf hinweiſen, daß der Raubkrieg nur
die Königin von Dänemark und deren Lande und Leute
treffen ſolle; die wilden Raubgeſellen unterſchieden, nach-
dem ihnen die Zügel freigegeben waren, bald weder Freund
noch Feind. Nur wer ſich vor ihnen als Bürger und
Bewohner Roſtocks und Wismars, oder als Unterthan
der Herzoge von Mecklenburg auszuweiſen im Stande
war, fand bei ihnen Sicherheit und Schonung. Es ward
ihr Loſungswort: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde";
ſo oft ſie einem Kauffahrer auf der See begegneten, galt
dies Wort zum Angriffszeichen. Die ganze Oſtſee ward
im Jahre 1391 von dieſen Raubſcharen ſchon angefüllt
und nach allen Richtungen hin durchſchwärmt. Wo ein
Raubhaufe ein einzelnes Schiff erſpähte, wurde es ein-
geholt und gleichviel ob Freund oder Feind zur Beute
beſtimmt und angegriffen. So kam es unter andern in
dem ebengenannten Jahre zu einem heftigen Kampfe
zwiſchen einer Schar Vitalienbrüder und der Mannſchaft
eines großen Schiffes aus Stralſund, welches jene kapern
wollten, obgleich ſie es als ein deutſches und nicht als
ein däniſches erkannten. Diesmal indeß mußten ſie ihre
Raubluſt bitter büßen. Es gelang der tapfern Mann-
ſchaft von Stralſund nach einem äußerſt hitzigen Kampfe,
den Feind zu überwältigen; über hundert Vitalienbrüder
fielen in Gefangenſchaft. Man war in Verlegenheit, wie
man dieſe Zahl von Gefangenen auf dem Schiffe ſo lange
ſicher in Verwahrung halten könne, bis ſie dahin ge-

Digitized by Google

bracht würden, wo ſie ihre Strafe erhalten ſollten. Da ſo viele Ketten, Stöcke und Behältniſſe, um die Raubgeſellen darin einzuſchließen und feſtzumachen, nicht vorhanden waren und man auch befürchtete, dem verzweifelten Volke könne es vielleicht einmal zur Nachtzeit gelingen, durch Erwürgen der Schiffsmannſchaft ſeine Befreiung zu verſuchen, ſo kam man auf den Gedanken, diesmal die Vitalienbrüder, ſo zu ſagen, mit ihrer eigenen Münze zu bezahlen. Das Schiff nämlich auf der Heimkehr begriffen, hatte eine große Anzahl leerer Tonnen in Ladung. Man holte dieſe hervor, ſchlug durch den Boden einer jeden ein Loch, ſo groß, daß es den Hals eines Menſchen umfaßte; dann ſteckte man in jede Tonne einen der Vitalienbrüder und ſchlug die Tonne wieder zu, ſo daß der Kopf außer der Tonne, der ganze übrige Körper ſich innerhalb befand. Nachdem man auf ſolche Weiſe alle oder doch die meiſten eingetonnt, wurden die Tonnen wieder wie gewöhnlich auf einander geſtapelt und ſo die ganze gefangene Räubergeſellſchaft nach Stralſund gebracht, aber auch dort nicht eher aus ihren Tonnen befreit, als bis man ſie auf Wagen an die Stätte führte, wo ihnen ſämmtlich die Köpfe abgeſchlagen wurden. Die Stralſunder wollten dieſe Art, die Gefangenen zu verwahren, von den Vitalienbrüdern ſelbſt gelernt haben, die, wie man behauptet, auf dieſe Weiſe ſchon manchen Dänen gemartert und zu Tode gequält hatten.

Solche Strafe aber ſchreckte höchſtens nur den, über welchen ſie verhängt war, bis ihn das Todesbeil traf. Die Raubluſt der Vitalienbrüder nahm von jetzt mit jedem Jahre zu und mit ihr auch ihre Zahl, denn der reiche Gewinn, der den Abenteurern auf ihren ausge-

dehnten Raubfahrten nicht ſelten zu Theil ward, lockte immer mehre Genoſſen auf die offene See. Schon im Jahre 1392 war dieſe faſt ganz von ihnen beherrſcht. Den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Raubherrſchaft bildete die Inſel Gothland, deren ſie ſich bereits bemächtigt hatten und wo ſie theils an den feſten Schlöſſern und Thürmen, theils in der ſonſt durch Handel und Verkehr ſo blühenden Stadt Wisby hinlängliche Zufluchtsorte fanden, um dort die geraubten Schätze in ſichern Verwahrſam zu bringen und ſich und ihren Schiffen in der Winterzeit oder wenn ſonſt die See keine Beute bot, ruhigen und ſichern Aufenthalt zu verſchaffen. Dort vermehrten ſie die Zahl ihrer Schiffe durch Kaperei von Kauffahrteiſchiffen in dem Maße, daß ſie nicht mehr allein in einzelnen Schiffen, ſondern ſchon in kleinen Flotten in der See umherſchwärmten. Der Rath von Lübeck erließ daher auch an die übrigen Hanſeſtädte die Warnung, man ſolle den Kauffahrer wegen der außerordentlichen Zahl von Räubern, welche die See jetzt in allen Richtungen höchſt unſicher machten, nicht ferner mehr allein, ſondern nur in größerer Anzahl oder in Flotten auf die See ausſegeln laſſen. Danzig und andere preußiſche Städte hatten im Verlaufe des Jahres 1392 ſchon zu bedeutenden Schaden durch die Vitalianer erlitten, als daß ſie ſich nicht gerne zu dem gemeinſamen Beſchluſſe hätten vereinigen ſollen: es ſolle forthin Niemand mehr in die See und namentlich durch den Sund ſegeln außer in Flotten von wenigſtens zehn Schiffen. Wer dieſem Beſchluſſe zuwider handle, er möge Inländer oder Ausländer ſein, ſolle, ſobald er preußiſches Kaufgut bei der Ausfahrt gehabt habe, innerhalb fünf Jahren in kei-

nem Hafen des Landes wieder eine Ladung einnehmen dürfen. Ähnliche Beſchlüſſe faßte man auch in andern Hanſeſtädten; in mehren, z. B. ſelbſt in Lübeck lag die Schifffahrt lange Zeit darnieder; alle Handelsgeſchäfte ſtockten. Die Folge davon war an mehren Orten eine außerordentliche Theuerung beſonders derjenigen Handelsgegenſtände, welche vornehmlich bisher im Seehandel mit zu den wichtigſten gerechnet wurden, wie Salz, Hering u. dgl. Die Schiffahrt nach Schonen war beinahe drei Jahre hindurch völlig unterbrochen.

Da aber der Raubgewinn auf der offenen See unter ſolchen Umſtänden für die einzelnen Räuberhaufen bald immer ſpärlicher und ſchwieriger wurde, ſo ſuchten ſie nun häufig den Seeraub durch Küſtenplünderung zu erſetzen. Nicht blos die Küſten Dänemarks und vorzüglich Schonens, wo ſie ſich bald der Stadt Ellnbogen oder Malmöe's bemächtigten, ſie ausplünderten und dann niederbrannten, ſondern auch die Küſtengebiete von Norwegen, namentlich das durch ſeinen Handel damals ſo blühende Bergen wurden von ihnen heimgeſucht, beraubt und verheert. Andere Scharen warfen ſich nach Oſten an die livländiſchen und eſthländiſchen Küſten, wo ihre Zahl innerhalb zwei Jahren ſich bis zu 2000 Mann vermehrte. Auf der Inſel Öſel und im Gebiete von Reval landend, verübten ſie wiederholt an den dortigen Bewohnern durch Raub und Mord ſolche Gräuel und erfüllten die Orte, wo ſie räuberiſch einfielen, durch die Gefangenen und durch die Beute, die ſie hinwegſchleppten, mit ſo viel Jammer und Elend, daß man ſich endlich genöthigt ſah, die Küſten, an denen ſie landen konnten, beſtändig mit ſtark bewaffneter Mannſchaft zu be-

Digitized by Google

wachen. Als Hauptleute ſtanden dort an der Spitze der einzelnen Raubſcharen Henning Manteufel, Zickow, Berkelink, Kraſeke, Küle, Marquard Preen, Olav Schutte, Heino Schutte, Arnold Stucke, Nicolaus Mylges u. A. Auch dort fand bei ihren Einfällen und Plünderungen Niemand Schonung und Gnade und ihre Zahl wuchs auch in jenen Gegenden dadurch ſehr bedeutend an, daß ſie alle loſen und liederlichen landflüchtigen Geſellen in ihre Raubſchiffe aufnahmen, weil es ihnen durch ſolche Flüchtlinge oft am leichteſten möglich ward, mit der Localbeſchaffenheit der Inſeln und der Küſten am beſten bekannt zu werden. Wie weit aber die Frechheit dieſer Menſchen und ihre Rückſichtloſigkeit auf Stand und Verhältniſſe in ihrem Raubgewerbe ging, erhellt auch daraus, daß mehre der ebengenannten Räuberhauptleute, namentlich Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen und einige Andere es ſogar wagten, den Biſchof Tordo von Strängnäs an den Seen bei Stockholm mit einem preußiſchen Kauffahrern geraubten Schiffe zu überfallen, und nachdem ſie Alles bei ihm ausgeplündert, ihn mit ſeinem Hofgeſinde gefangen nach Stockholm zu führen, wo er, an Händen und Füßen gefeſſelt, der Bewachung des Herzogs Johann von Mecklenburg überliefert würde und ſo lange im Kerker ſaß, bis er durch ein bedeutendes Löſegeld ſeine Freiheit erkaufte. Als der Papſt Bonifaz IX. von dieſer Frevelthat und dem ganzen gottloſen Raubweſen Nachricht erhielt, erklärte er zwar die Hauptleute der Vitalienbrüder ſofort in den Bann; allein wie wenig Bedeutung dieſe Strafe für ſie hatte, ging daraus hervor, daß, als der Erzbiſchof Heinrich von Upſala vom Papſte den Auftrag erhielt, die Schuldigen vom

Bannfluche wieder freizuſprechen, ſofern ſie die Kirche durch angemeſſene Spenden verſöhnen würden, dieſes Anerbieten von ihnen ohne weiteres zurückgewieſen wurde, denn was kümmerte es dieſe Raubgeſellen viel, ob im Bann oder nicht im Bann!

Je mehr aber in wenigen Jahren dieſes Raubweſen der Vitalianer an Ausdehnung und Furchtbarkeit zugenommen und allen Handel und Verkehr bereits völlig erdrückt hatte, um ſo mehr drängte ſich den Hanſeſtädten die Nothwendigkeit kräftigerer Maßregeln zur Unterdrückung des räuberiſchen Unweſens von allen Seiten her auf. Man ward freilich auch hierüber anfangs nicht recht einig. Die Hanſeſtädte Preußens, die ſeit dem Jahre 1392 außerordentliche Verluſte erlitten, fanden einen dreifachen Weg möglich; entweder nämlich man müſſe den für die Hanſeſtädte ſo höchſt nachtheiligen Streit zwiſchen der Königin von Dänemark und den Mecklenburgern ſo bald als möglich beizulegen ſuchen und dies könne geſchehen, wenn die Hanſeſtädte ſich darüber vereinigten, unter gewiſſen mit der Königin und den Mecklenburgern abzuſchließenden Bedingungen Stockholm einzunehmen und zu beſetzen, und gegen eine angemeſſene Geldſumme, die zur Bürgſchaft gezahlt werden müſſe, den König Albrecht aus der Gefangenſchaft zu befreien; oder die Hanſeſtädte müßten alle ihre Kräfte vereinigen und alle ihre Kriegsmittel aufbieten, um das Räubervolk in der See ganz zu unterdrücken und, wo man es finde, zu vertilgen; oder endlich, wenn dies beides nicht gelinge, ſo müſſe die Schiffahrt und der Handel vorerſt völlig eingeſtellt werden und vor allem der Handelsverkehr mit Dänemark und Norwegen gänzlich aufhören. Die Städte Preußens

Digitized by Google

legten dieſen dreifachen Ausweg ſowol der Königin ſelbſt, als dem Rathe von Lübeck, dem erſten Vorſtand der geſammten Hanſe, vor. Erſtere indeß ließ ſich vorerſt auf nichts weiter ein, die Freilaſſung des Königes wies ſie geradezu zurück. Lübeck und Hamburg hielten auf die vielfältig von den übrigen Hanſeſtädten, namentlich auch von den Städten der Süder-See an ſie ergangenen Klagen über den außerordentlichen Schaden des ſeefahrenden Kaufmannes mit den Abgeordneten von Roſtock und Wismar einen Verhandlungstag im Anfange des Februars 1393. Man verlangte von den letztern mit aller Entſchiedenheit, daß ſie nicht blos den vielfältigen Schaden, den ſie durch ihre verderblichen Maßregeln veranlaßt, wieder vergüten, ſondern auch mit Ernſt dafür ſorgen ſollten, daß dem Unweſen in der See ein Ziel geſetzt und fernere Verluſte verhütet würden. Sie antworteten indeß: ſie ſtänden mit den drei Reichen wegen Befreiung des Königs Albrecht im Kriege; wenn nun in ſolcher gefahrvollen Zeit der fahrende Kaufmann hie und da Schaden erleide, ſo könnten ſie dafür um ſo weniger einſtehen, da ſie ja gleich anfangs verlangt hätten, man ſolle dem Kaufmanne den Beſuch der drei Reiche eine Zeitlang verbieten, weil dann gewiß auch eine um ſo ſchnellere Beendigung der Verhandlungen mit der Königin erfolgt ſein werde. Die Foderung der Schadenvergütung glaubte man an die beiden Städte auch deshalb machen zu dürfen, weil ſie ſelbſt auch aus dem Raube der Vitalienbrüder, welchen dieſe in ihre Häfen gebracht, manchen Gewinn gezogen hatten. Allein alle Verhandlungen blieben ohne Erfolg. Auf die Anfoderung der preußiſchen Städte an Roſtock und Wismar, daß ſie doch vor

allen die den Vitalianern ertheilte Erlaubniß zum Seeraub zurücknehmen und ihnen ihr gottloſes Unweſen ernſtlich unterſagen ſollten, erwiderten ſie blos: der verübte Schaden thue ihnen ſehr leid und gerne möchten ſie fernerem Ungemach, ſo viel ſie könnten, vorbeugen; „aber da gibt es mancherlei Leute, die in unſerem Kriege auf eigene Abenteuer fahren, deren wir nicht mächtig ſind und denen wir auch nicht ſteuern können; auch ſind da wol mancherlei Häfen in unſerer Herren Landen, wo ſie aus- und einſegeln, worüber wir ebenfalls keine Macht haben.“

Es blieb vorerſt nichts anders übrig, als vorläufig die Schiffahrt noch ganz einzuſtellen. Auf Anſuchen der Lübecker ſollte blos den Schiffen, die eben ſchon befrachtet ſeien, erlaubt werden, auf ihre eigene Gefahr auszuſegeln, jedoch ohne daß die Landesherrſchaft oder die Städte ſich des Schadens annehmen wollten, den ſie auf der See erleiden könnten. Sonſt ſollte aber kein Schiff bei Strafe an Leib und Gut in die See auslaufen, bis andere Maßregeln zur Sicherheit getroffen ſeien. Man meldete von Lübeck aus auch dem Kaufmanne in Flandern, England und andern Ländern, daß die Fahrt durch den Dreſund bei namhafter Strafe ſo lange unterſagt bleiben ſolle, bis die Hanſeſtädte darüber eine andere Verfügung bekannt machen würden. Dieſe neuen Maßregeln zur Zügelung der Raubhorden ſollten auf einer großen und zahlreich beſuchten Tagfahrt berathen werden, die im Anfange des Jahres 1394 in Lübeck ſtattfand. Außer den Rathsſendboten und Abgeordneten faſt aller Hanſeſtädte erſchienen auch mehre Räthe des Herzogs Johann von Mecklenburg und beſondere Bevollmächtigte der

Digitized by Google

Städte Roſtock und Wismar. Es wurden zuerſt von Seiten der Hanſeſtädte Klagen auf Klagen über den ſchweren Schaden erhoben, den der gemeine Kaufmann bisher aus dem Lande Mecklenburg und den beiden Häfen von Roſtock und Wismar durch die große Zahl der Seeräuber theils ſchon erlitten habe, theils noch jeden Tag erleiden müſſe. Man verlangte darüber jetzt eine beſtimmte Erklärung von den Mecklenburgern, wie es mit der Vergütung dieſes Schadens gehalten werden ſolle. Sie antworteten: man möge ihnen nur vor allem von Seiten der Städte zur Befreiung ihres Königs Albrecht behülflich ſein, dann werde es unfehlbar deſſen erſte und angelegentlichſte Sorge ſein, den Städten und dem gemeinen Kaufmanne im Erſatze aller ihrer Verluſte nach allen Kräften gerecht zu werden; ſollte der König aber vielleicht durch den Tod daran gehindert werden, ſo erboten ſich die beiden Städte ſelbſt die Schadenvergütung über ſich zu nehmen. Auch die Mithülfe zur Befriedung der See durch ausgerüſtete Wehrſchiffe machten ſie von der Befreiung Albrecht's aus ſeiner Gefangenſchaft abhängig, weil allerdings ihnen ihre Verhältniſſe zu den Hauptleuten der Vitalienbrüder eine Theilnahme an der Säuberung der See, d. h. an einer Bekämpfung und Verfolgung derſelben auch nicht einmal füglich zuließen. Auf die wiederholte, dringendſte Bitte der Roſtocker und Wismarer um eine eifrige Verwendung bei der Königin und um Unterſtützung zur Befreiung des Königs und ſeines Sohnes erklärten ſich endlich die ſämmtlichen Hanſeſtädte zwar dazu bereit, durch eine Botſchaft an die Königin alles anzuwenden, um ſie wo möglich gegen eine glänzende Schatzungsſumme zur Freigabe der Gefangenen

Digitized by Google

zu bewegen, ſchlugen jedoch den Mecklenburgern das Verlangen, im Fall, daß die Königin die Freilaſſung ſchlechterdings verweigere, ihr alsbald Krieg anzukündigen, ohne weiteres ab. Auf dieſe bereitwillige Zuſage erboten ſich dann auch die Städte Roſtock und Wismar: ſie wollten in Betreff der Leute, die zur Hülfe ihres Herrn, des Königs, in der See ſeien, mit Treue und Fleiß aufs möglichſte dafür ſorgen, daß der Kaufmann aus Freundesland von ihnen nicht beſchädigt und befehdet werde; ſie hätten zwar bereits allen denen, die in ihren Häfen aus- und einſegelten, vordem anbefohlen, wollten es aber jetzt ihnen von neuem anbefehlen, daß ſie dem Kaufmanne, der aus Freundesland in Freundesland ſegele, in keiner Weiſe Schaden zufügen ſollten; wer gegen dies Gebot handele, ſolle für ſich und ſein Gut alles ſichern Geleites in ihren Städten und Häfen verluſtig erklärt ſein. „Gott weiß es ſelbſt", fügten die Mecklenburger endlich hinzu, „was wir gethan haben, um den König und ſeinen Sohn zu befreien, das iſt wahrlich kein Übermuth, ſondern unſere eigene Ehre und die bittere Noth haben uns dazu gezwungen und wir konnten es um unſerer Ehre wegen nicht laſſen."

Da man indeß wohl einſah, daß ſelbſt in dem glücklichen Falle, wenn ſich die Königin zur Freilaſſung des Königs gewinnen laſſen werde, dadurch allein noch keineswegs eine Befreiung von der ſchweren Plage, die alles Leben im Handel und Verkehr auf der See erdrückt hatte, zu erwarten ſein dürfte, ſo beſchloſſen die auf der erwähnten Tagfahrt verſammelten Hanſeſtädte die Ausrüſtung einer anſehnlichen Seemacht, um dem Seehandel und der Schiffahrt durch Vernichtung der zahlreichen

Digitized by Google

Raubſcharen wieder ſichere und freie Bahn zu eröffnen. Man entwarf dazu folgenden Plan. Um die Vitalienbrüder und überhaupt alles ſeeräuberiſche Geſindel nach allen Seiten hin, wo es ſich nur finde, zu verfolgen und zu unterdrücken, ſollte eine große Anzahl bewaffneter Wehrſchiffe auf die See ausgeſandt werden. Dazu ſollten ausrüſten Lübeck fünf Koggen, jede mit 100 tüchtigen Wäppnern, einer Schute und einer Snycke, Stralſund vier Koggen mit 400 Wäppnern, die Städte Greifswalde, Anklam, Wolgaſt und Demmin zuſammen zwei Koggen mit 120 Bewaffneten, Stettin, Naugard, Gollnow, Garz, Greifenhagen, Damm und Cammin zwei Koggen mit 200 Wäppnern, Kolberg, Rügenwalde, Stolpe, Treptow und Wollin zwei Koggen mit 180 Bewaffneten; die Hanſeſtädte Preußens ſollten zuſammen zehn Koggen mit 1000 Mann ſtellen, die von Kampen zwei Koggen und vier Rheinſchiffe mit 300 Wäppnern, Dortrecht, Amſterdam, Harderwyk, Stavern und alle an der Süder-See gelegenen Städte zwei Koggen mit 200 Bewaffneten, die von Seeland vier Koggen mit 400 Wäppnern, die livländiſchen Städte endlich zwei Koggen mit 200 Wehrleuten. In jeder Kogge ſollten unter hundert Wäppnern zwanzig gute Schützen und dieſe mit voller Waffenrüſtung und ſtarken Armbrüſten verſehen ſein. Über dieſe Rüſtung ſollten zuerſt die verſammelten Rathsſendboten Bericht an die Räthe ihrer Städte bringen, dieſe dann aber ihre Gutachten bis vierzehn Tage nach Oſtern an den Rath von Lübeck einſenden, damit von da aus die andern Städte benachrichtigt würden, woran ſie ſich zu halten hätten. Um Pfingſten ſollten alle Städte ihre Koggen vollſtändig ausgerüſtet

2**

Digitized by Google

haben und namentlich die Wehrſchiffe von der Süder-See aus Holland und Seeland ſich fertig halten, mit der Kauffahrteiflotte aus Holland und England in den Dreſund zu ſegeln, und dort die andern erwarten. Um die nämliche Zeit ſollten auch alle Koggen der wendiſchen Städte, aus Preußen und Livland in geſammter Flotte auslaufen und ſo eilig als möglich in den Dreſund zu kommen ſuchen, um ſich dort mit den Wehrſchiffen der Süder-See zu vereinigen. Wenn ſich dann alles dort verſammelt habe, ſollte die ganze Flotte ſo lange bei den Wehrſchiffen bleiben und den Befehlen der Hauptleute folgen, bis dieſe Urlaub zur weitern Reiſe geben würden. Man kam ferner auch in den Beſtimmungen überein: jede Hanſeſtadt ſolle ihre Kauffahrer, die durch den Dreſund oder ſonſt wohin ſegeln wollten, anhalten, ſich ſtets gehörig zu bewaffnen. Jeder Schiffer, Steuermann, Bootsmann oder ſonſt ledige Schiffsleute, die aus einer Hanſeſtadt ſich den Seeräubern zugeſellen würden, ſollten in allen Städten und Häfen der Hanſe für vogelfrei gelten. Sollte eine der obenerwähnten Städte die von ihr gefoderte Hülfe nicht leiſten wollen, ſo ſollten deren Bürger und Kaufleute mit den andern Hanſeſtädten keine weitere Gemeinſchaft mehr haben, niemand ihnen etwas abkaufen oder verkaufen, ſie auch ſelbſt in keinen Hafen mehr einlaufen und da etwas aus- oder einladen dürfen zehn Jahre lang. Die Koſten dieſer Wehrrüſtung ſollten durchs Pfundgeld gedeckt werden, welches man vorerſt auf die Dauer eines Jahres von allen denen zu nehmen beſchloß, die entweder nicht mit zur Hanſe gehörten oder doch zur Ausrüſtung dieſer Wehre nichts beitrügen, dennoch aber ſeewärts Handelsgeſchäfte betrieben. Über die

Erhebung und Höhe des Pfundgeldes ſtellte man genaue Beſtimmungen feſt. Hamburg ſollte für ein Jahr wegen der Koſten, die es aufgewandt habe und noch aufwenden müſſe, um die Elbe von räuberiſchem Geſindel zu ſäubern, von der Zahlung des Pfundgeldes frei ſein.

Dieſe Beſchlüſſe wurden alsbald von Lübeck allen Städten, deren Sendboten nicht auf der Tagfahrt gegenwärtig waren, mit der ernſten Weiſung mitgetheilt, daß man ſich ſtreng und genau an dieſelben zu halten habe. Man ſchrieb z. B. den fünf Städten in Pommern, welche Kolberg bei der Ausrüſtung der Wehrſchiffe unterſtützen ſollten: „man erwarte von ihnen und fodere ſie um des gemeinen Beſten willen ernſtlich dazu auf von großer Noth und Behuf, der in dieſer Zeit ſei, daß ſie nichts unterlaſſen würden, um den Kolbergern Beiſtand zu leiſten, denn welche von den fünf Städten dies nicht thue, deren Bürger ſollten nach der erwähnten Beſtimmung zehn Jahre lang aus jeder Gemeinſchaft mit der Hanſe verſtoßen ſein". Wären nun wirklich alle Städte, die bei dem Plane in Anſpruch genommen waren, den gefaßten Beſchlüſſen nachgekommen und hätte man einmüthig alle aufgebotenen Kräfte unter zweckmäßiger Leitung auf das feſtgeſtellte wichtige Ziel hin verwendet, ſo hätte gewiß mit einer Seemacht von 3500 Mann, die nach dem Plane aufgebracht werden konnte, ein ziemlich günſtiger Erfolg erwartet werden können. Allein auch jetzt wiederum waren die Städte unter ſich nicht einig. Die Hanſeſtädte Preußens, die für ſich allein beinahe ein Drittheil der ganzen Wehrmacht aufſtellen ſollten, erklärten: es dünke ihnen nicht rathſam, ſo große Koſten blos auf die Befriedung und Säuberung der See zu verwenden,

Digitized by Google

vielmehr ſcheine ihnen nothwendig, daß man zugleich mit ſolcher Seemacht alle Diejenigen, durch deren Schuld der ſeefahrende Kaufmann ſo bedeutende Verluſte erlitten, dazu zwinge, durch Vergütung des Schadens ſich den Städten gerecht zu erweiſen. Damit meinten ſie vorzüglich die Königin von Dänemark und die Städte Roſtock und Wismar. Dieſe ihre Anſicht meldeten ſie nicht blos den Bundesſtädten Lübeck, Hamburg und Stralſund, ſondern ſuchten für ſie auch die pommeriſchen Städte, namentlich Stettin und Kolberg zu gewinnen. Obgleich ſie indeß nirgends Anklang fanden, indem Stettin ſich ſtreng an die Beſtimmungen der Tagfahrt zu Lübeck halten zu wollen erklärte, und Kolberg erwiderte: ihr Herr, der Herzog, werde ſeinen Städten nur dann eine Wehrrüſtung erlauben, wenn dieſe nicht die Königin von Dänemark und deren Reiche, ſondern blos die Befriedung der See betreffe, obgleich ferner Lübeck, Hamburg und Stralſund alle Gründe aufboten, die preußiſchen Städte zu bewegen, zunächſt nur den auf der letzten Tagfahrt aufgeſtellten Zweck bei der Wehrrüſtung im Auge zu behalten, ſie auf die Gefahren und Nachtheile hinweiſend, die aus ſolcher Uneinigkeit der Städte für alle Bundesglieder zu befürchten ſeien, obgleich ſie endlich auch den preußiſchen Städten die Hoffnung gaben, man könne ſich ja, wenn ſich die Königin gerechten Foderungen nicht fügſam zeige, dann immer wegen einer gemeinſamen Verbindung gegen ſie noch näher berathen, ſo gelang es ihnen dennoch nicht, die Städte Preußens von ihrer Anſicht abzubringen, denn dieſe wieſen alles mit der Erklärung zurück: wolle man zuvor die bedeutenden Koſten auf die Wehrrüſtung verwenden und dann erſt eine Ver-

Digitized by Google

bindung der Städte gegen die Königin verſuchen, ſo könnten leicht, wenn man ſich über dieſe nicht vereinigen könne, die erſtern ganz nutzlos und ohne Erfolg ſein. Sonach trennten ſich alſo die preußiſchen Städte von der Theilnahme an der Ausführung des entworfenen Plans. Lübeck indeß, Stralſund und die übrigen erwähnten Städte ſandten ihre Wehrſchiffe, wie verabredet war, gegen Pfingſten auf die See aus und es gelang ihnen wenigſtens einigermaßen, die Schiffahrt für den Sommer dieſes Jahres gegen die Raubſcharen mehr zu ſichern, wiewol bei der Verminderung ihrer Streitkräfte die erwarteten größern Erfolge der völligen Säuberung der See nicht erreicht werden konnten.

Mittlerweile waren auch die Königin und die Mecklenburger den Hanſeſtädten mit verſöhnlichen Geſinnungen näher getreten. Erſtere erklärte den Städten offen, daß ſie einen viel zu großen Werth auf deren Freundſchaft lege, als daß ſie nicht ſobald als möglich den Frieden hergeſtellt ſehen möchte; ſie legte daher den Städten den Wunſch nahe, daß auf einer von ihnen veranſtalteten Zuſammenkunft durch ſie eine Vermittlung zur Beilegung aller Mishelligkeiten mit den Mecklenburgern eingeleitet werden möge, und um die Städte um ſo mehr dazu zu gewinnen, erbot ſie ſich bereit, die Bemühungen derſelben zur Vertilgung der Seeräuber und aller derer, die dem gemeinen Kaufmanne in irgend einer Weiſe beſchädigten, verletzten oder beleidigten, mit Rath und Beihülfe nach allen Kräften zu unterſtützen. Die Hanſeſtädte nahmen dies Anerbieten gern an und beſtimmten einen Berathungstag zu Helſingborg im Juli des Jahres 1394, um da die nähern Friedensbeſtimmungen, namentlich auch in

Betreff der Freilaſſung des gefangenen Königs Albrecht weiter zu berathen. Die Mecklenburger aber fanden es jetzt um ſo mehr in ihrem Intereſſe, noch vor dieſer Verhandlung mit der Königin ſich mit den preußiſchen Städten und dem Hochmeiſter des deutſchen Ordens über die zwiſchen ihnen obwaltenden Mishelligkeiten auszugleichen, um an ihnen in ihrer Stellung zur Königin einen feſtern Halt zu gewinnen. Es kam daher ein Vertrag zu Stande, nach welchem Herzog Johann von Mecklenburg und die Städte Roſtock und Wismar jenen das Verſprechen gaben: man wolle den, dem von Freundesland nach Freundesland fahrenden Kaufmanne von ihren, nämlich der Städte und des Herzogs Leuten, alſo auch von den Vitalienbrüdern zugefügten Schaden an Schiff und Gut, ſoviel davon noch vorhanden oder darüber auszuforſchen ſei, ausliefern und vergüten. Um fernern Schaden zu verhüten, wollten der Herzog und die beiden Städte allen ihren Hauptleuten und allen denen, die in ihrem Kriegsdienſte nach Stockholm oder ſonſt wohin die See befahren, überall verbieten, den von Freundesland nach Freundesland ſegelnden Kaufmann in irgend einer Weiſe fortan zu beſchädigen bei höchſter Strafe am Übertreter dieſes Verbotes. Wer forthin den Kaufmann an ſeinem Eigenthum verletze, dieſen Friedensvertrag breche und flüchtig werde, den ſollten ihre Hauptleute verfolgen, aufgreifen und gefangen einbringen, um über ihn Gericht ergehen zu laſſen. Da endlich in dieſem Friedensvertrage alle ſolche, die von Freundesland nach Freundesland ſegelten, eingeſchloſſen ſein ſollten, nur mit Ausnahme der offenbaren Feinde des Herzogs und der beiden Städte, ſo ſchien damit wenigſtens der erſte Schritt zur

Herſtellung einer größern Sicherheit auf der See geſchehen zu ſein. Es hing freilich das Meiſte vorerſt noch davon ab, ob auch mit der Königin eine Ausgleichung gelingen, und ob die verſchiedenen, auf der Oſtſee noch wild und zügellos umherſchweifenden Raubhaufen der Vitalianer ſich jetzt noch viel um ſolche Verbote des Herzogs von Mecklenburg und ſeiner Städte kümmern oder ihr gewohntes Raubhandwerk nicht vielmehr nach wie vor fortſetzen würden.

Was das Erſtere, eine friedliche Ausgleichung mit der Königin anlangte, ſo fand der aufgenommene Verhandlungstag zu Helſingborg wirklich ſtatt und das Friedensgeſchäft ſchien einen glücklichen Fortgang zu gewinnen, denn in der Berathung über die wichtigſten Bedingungen wegen der Freilaſſung des Königs, wegen der von den Hanſeſtädten zu ſtellenden Bürgſchaft, wegen Beſtimmung einer Löſeſumme und wegen Beſetzung Stockholms verſtändigte man ſich jetzt, da darüber ſchon viele Verhandlungen vorausgegangen waren, ziemlich leicht. Allein bevor man über die weitere Ausführung der angenommenen Beſtimmungen noch ganz einig werden konnte, unterbrach ein zwiſchen Dänen und Deutſchen bis zu Mord und Todſchlag führender Zwiſt, in welchem ſelbſt der Bürgermeiſter von Stralſund Gregor Schwerting ein Opfer ſeines Eifers ward, die weitern Verhandlungen und es kam daher, da ſie erſt ſpäter wieder aufgenommen wurden, jetzt noch zu keiner Einigung. Was aber das Seeräubervolk betraf, ſo kümmerte ſich ein großer Theil gar nicht weiter um die politiſchen Streithändel zwiſchen den Monarchen und den Städten; ſie achteten weder Geſetze noch Verbote; „aller Welt Feinde", erkannten ſie

keinen weitern Herrn über ſich an, als den ſie ſich ſelbſt ſetzten. Wo Raub zu finden, war ihre Heimat und ſomit war es die ganze See. Viele kamen nie wieder in die mecklenburgiſchen Seehäfen zurück und erhielten daher auch nicht einmal Kunde von den dort ergangenen Befehlen und Verboten. Allerdings aber gehörten nicht alle in dieſe Claſſe „des vermaledeiten und heilloſen Volkes, der Teufelskinder", wie ein Chroniſt die größere Zahl der Vitalienbrüder bezeichnet. *) Es gab unter ihnen auch ſolche, die nicht von der wilden und ſchonungsloſen Raub- und Raufluſt hingeriſſen, ſondern vielmehr dem nächſten Zwecke und der Beſtimmung getreu, zu welchen ſie den Mecklenburgern ihre Dienſte angeboten, gegen ihre Feinde die Dänen den Kampf mit gerechtern Waffen führten. Zu ihnen gehörte z. B. jener Hauptmann der Vitalienbrüder Meiſter Hugo, von welchem die Geſchichtſchreiber unter andern eine Kriegsliſt erzählen, die nicht wenig dazu beitrug, den Namen der Vitalianer in reſpectvoller Achtung zu erhalten. Da Stockholm nämlich auch gegen den Ausgang des Jahres 1394 von den Dänen noch eng belagert und ringsum eingeſchloſſen war und unter den Bewohnern ſchon große Hungersnoth herrſchte, ſo mußten Wismar und Roſtock, wenn nicht bald eine Übergabe der bedrängten Stadt an den Feind erfolgen ſollte, darauf denken, ſie noch vor einbrechender ſtarker Winterkälte ſo viel als möglich mit den nöthigen Lebensmitteln zu verſorgen. Es wurden zu dem Zwecke acht große Schiffe mit allerlei Lebensbedürfniſſen, Getreide, Früchten u. dgl. befrachtet, mit einer hinlänglichen Mannſchaft von

*) Reimar Kocks Chron. bei Detmar B. I. 497.

Vitalienbrüdern verſehen und die Führung derſelben dem Hauptmann Hugo übertragen. Da die Überfahrt wegen widrigen Windes nur langſam von ſtatten ging und die See bei plötzlich eintretender ſtarker Kälte in der Nähe der Küſte zufror, ſo war die Landung unmöglich und die Frachtſchiffe mußten demnach in einer gewiſſen Entfernung von Schweden auf der See liegen bleiben. Sie froren bald ein, weil die Kälte in wenigen Nächten an Heftigkeit außerordentlich zunahm. Da nun aber die Dänen die See dort überall beherrſchten, ſich auf dem Eiſe den feindlichen Schiffen ſchon mehr und mehr näherten und ſtürmiſche Angriffe auf dieſe zu befürchten waren, ſo mußte auf ein Mittel geſonnen werden, die Schiffe, denen das feſte Eis keine Rückfahrt mehr möglich machte, auf irgend eine Weiſe gegen den Feind zu retten. Hugo ſandte daher zur Nachtzeit auf der gefrornen See eine Anzahl ſeiner Vitalienbrüder ans Land in eine nahe gelegene Waldung, ließ dort eine bedeutende Menge Bäume und Geſträuch hauen und an die Schiffe heranſchleppen. Dies alles wurde dann rings um die Schiffe aufgethürmt und fort und fort mit Waſſer übergoſſen, ſodaß ſich auf dieſe Weiſe bald ein ſehr ſtarker Eiswall bildete, der die Schiffe von allen Seiten einſchloß und unangreifbar machte. Dennoch wagten es die Dänen, auf dem feſter gewordenen Eiſe ſich den Schiffen zu nähern und gewiſſe Sturm- und Wurfmaſchinen, die man Katzen nannte, anzurichten, um damit die Schiffe anzugreifen und zu vernichten. Da ließ eines Abends der Hauptmann in der Nähe der Schiffe, da wo der Angriff der Dänen zu fürchten war, das Eis in einer ziemlich bedeutenden Strecke einſtoßen. Das Gewäſſer

Digitized by Google

fror in der Nacht nur leicht wieder zu und wurde mit Schnee bedeckt. Als darauf aber am andern Morgen die Dänen, mit dem allen unbekannt, mit eiligem Ungeſtüm ihre Maſchinen den Schiffen zum Sturme näher bringen wollten, brach plötzlich das dünne Eis unter ihnen ein und alle ſanken in die Tiefe, während die Vitalianer zum Spott von den Schiffen ihnen zuſchrien: Kas, Kas!*) Seitdem wagte es der Feind nicht mehr die Schiffe weiter anzugreifen; ſie blieben ruhig liegen, bis bei eintretendem Thauwetter es ihnen möglich ward, mitten durch die umherſchwärmenden Feinde in den Hafen Stockholms einzulaufen und die Stadt mit Lebensmitteln zu verſorgen.

Gibt uns dieſes Ereigniß ein rühmliches Zeugniß von dem ausharrenden und ſtandhaften Muthe dieſer Vitalienbrüder, ſo erhalten wir aus dem Jahre 1394 durch eine von ihnen ausgehende kirchliche Stiftung auch einen Beweis, daß noch nicht alles in ihnen der Weltlichkeit verfallen und auf blos weltliches Dichten und Trachten gerichtet war, und daß wenigſtens in Einzelnen zuweilen noch ein frommer Gedanke erwachte. Zehn Hauptleute der Vitalienbrüder nämlich, Herr Rambold Sanewitze und Herr Boſſe von dem Kalende, die ſich beide Ritter nannten, und Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen, die wir ſchon früher kennen gelernt, ferner Hartwich Sedorp, Lippold Rumpeshagen, Heinrich Lüchow, Bertram Stockeled und Schiffherr Joſeph, welche als Knappen bezeichnet werden, ſtifteten in einer Kirche Stockholms mit „guter Leute Hülfe" und aus ihren eige-

*) Wahrſcheinlich: Katz, Katz! auf die Maſchinen hindeutend.

Digitized by Google

nen Mitteln eine ewige Meſſe Gott zu Lobe, zu Ehren des heiligen Kreuzes, des heiligen Blutes, S. Georgs, S. Gertrude und aller Gottesheiligen und dankten damit Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß die göttliche Gnade ſie vor ihren Feinden beſchirmt und bewahrt habe. Der Prieſter Johann Oſterburg, dem die zu der Meſſe vermachten Almoſen und Renten überwieſen wurden, erhielt für ſein Lebelang die Verpflichtung, in den Meßgebeten des Königs Albrecht, aller der Seinigen, der Stifter der Meſſe ſelbſt und aller derer zu gedenken, welche ſie vermehren und verbeſſern würden mit Worten und mit Werken. *)

Nun ſchmachtete König Albrecht ſchon fünf Jahre lang in troſtloſer Gefangenſchaft und noch eröffneten ſich auch mit dem Anfange des Jahres 1395 noch wenig erfreuliche Ausſichten zu günſtigern Verhältniſſen. Überall durchſchwärmten die See noch zahlreiche Scharen des wilden räuberiſchen Geſindels, von allen Seiten her hörte man noch Klagen über Klagen wegen Raub und Mord, theils auf der See ſelbſt, theils an den verſchiedenen Küſtenlanden, in die das Raubvolk einfiel. Man entwarf daher auch ſchon in den erſten Tagen dieſes Jahres in Lübeck von neuem den Plan zur Ausrüſtung einer großen Zahl von Wehrſchiffen, um für den Verlauf des Sommers der Schiffahrt und dem Handel wenigſtens wieder einige Sicherheit zu verſchaffen. Allein die Städte Preußens, obgleich von Seiten Lübecks abermals zur Theilnahme aufgefodert, verſagten auch diesmal wieder ihre thätige Beihülfe; ſie erklärten auch jetzt wieder: es

*) **Suhm Historie af Danmark. IV, 585.**

Digitized by Google

dünke ihnen völlig unnütz, ſo bedeutende Koſten auf die Befriedung der See zu verwenden, bevor nicht auf einem neuen Verhandlungstage ſämmtlicher Hanſeſtädte ein feſter Plan zur Befreiung des Königs entworfen und mit kräftigem Ernſte ausgeführt werde. Nur wenn dies erſt gelungen ſei und man dann noch es für nothwendig finde, die See durch eine Anzahl von Friedeſchiffen zu ſäubern, verſprachen ſie mit ihrer ganzen Macht zu dieſem Zwecke den übrigen Städten zu Hülfe zu ſtehen. Die Befreiung Albrecht's galt daher vorerſt auch als das wichtigſte Ziel, welches zu erreichen man von allen Seiten mit Eifer und Fleiß bemüht war. Es ward als ein weſentliches Verdienſt des Hochmeiſters des deutſchen Ordens und der Städte in Preußen betrachtet, daß die Königin von Dänemark ſich durch die Gunſt und das Vertrauen, welches ſie dem Meiſter in ſo hohem Maße ſchenkte, nach manchen Verhandlungen auf die zuletzt zu Helſingborg entworfenen Bedingungen zu Albrecht's Freilaſſung geneigt finden ließ. Es wurde daher auf Lübecks, Roſtocks und Wismars dringende Bitte von ihm eine Tagesberathung zu Falſterbo eingeleitet, wo um die Oſterzeit in Anweſenheit der Rathsſendboten und Bevollmächtigten von Lübeck, Stralſund Greifswalde, der Städte Preußens, des Hochmeiſters, der Mecklenburger und der Königin die nöthigen Bedingungen zur Grundlage eines Vertrags feſtgeſtellt wurden, der bald darauf am Frohnleichnamstage zu Lintholm wirklich zu Stande kam und worin im Weſentlichen beſtimmt ward: König Albrecht und ſein Sohn Erich ſollten von der Königin auf drei Jahre in Freiheit geſtellt werden, um während dieſer Zeit mit Letzterer eine Ausgleichung und Verſöhnung zu be-

wirken; erfolge dieſe nicht, ſo ſollten die ſieben Hanſe-ſtädte Lübeck, Stralſund, Greifswalde, Thorn, Elbing, Danzig und Reval dafür einſtehen, entweder den König und ſeine Mitgefangenen wieder in die Hand der Königin zu liefern, oder ihr eine Schatzungsſumme von ſechzigtauſend Mark Silbers zu zahlen, oder auch das Schloß und Gebiet von Stockholm frei und willig ihrer Gewalt zu übergeben. Stockholm ſolle deshalb ſofort dieſen Städten als Pfand in Beſitz und Verwahr überliefert werden, damit es dann bei ihnen ſtehe, die Stadt der Königin einzuräumen. Im erſten Falle ſolle der Friede noch neun Wochen, im zweiten noch ein Jahr und im letzten für alle Zeit beſtehen. Wer ihn aber binnen dieſer Zeit brechen und verletzen, oder den Handel und Verkehr beläſtigen und hindern werde, ſolle einem ſtrengen Gerichte unterliegen u. ſ. w. Die vier Städte Wismar, Roſtock, Wisby auf Gothland und Stockholm mußten ſich ausdrücklich verpflichten, ihre Häfen zu ſchließen und Niemanden ausfahren zu laſſen, der die Königin oder den Kauffahrer zur See beſchädigen könne. Stockholm ward bald darauf von den Städten beſetzt und ſtark bemannt. Die Befehlshaberſchaft über die Beſatzung erhielt der Hauptmann Hermann von Halle aus Preußen. Albrecht und ſein Sohn, ihrer Haft entlaſſen, durften ſich ſicher und frei nach Mecklenburg begeben, und Erſterer begab ſich gern dahin, weil er ſeinem Anrechte auf einen Theil dieſes Landes noch keineswegs entſagt hatte.

Durch dieſen Friedensvertrag aber ſtellten ſich nun auch die Verhältniſſe der Vitalienbrüder ganz anders. Da Stockholm nicht mehr belagert und keine Zufuhr an Lebensmitteln dorthin mehr nöthig war, da ferner auch

Digitized by Google

der König Albrecht und alle Gefangenen ihre Freiheit wieder erhalten hatten, ſo verlor das Raubweſen und Raubleben der Vitalienbrüder auch ſelbſt den Schein einer gewiſſen Rechtmäßigkeit, den die Erlaubniß der Städte Roſtock und Wismar zum Berauben und Plündern aller ihrer Feinde und Widerſacher in gewiſſer Hinſicht dargeboten haben konnte, zumal nachdem jetzt dieſe beiden Städte jene Erlaubniß förmlich wieder zurücknahmen. So konnten alſo jetzt auch die Vitalianer nicht mehr wie bisher als Hülfsgenoſſen der mecklenburgiſchen Herren betrachtet werden; vielmehr galten ſie fortan als offene Feinde alles Friedens, mit denen kein Waffenſtillſtand mehr abgeſchloſſen werden durfte. Es galt daher für ſie, nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod bis zu ihrer völligen Vertilgung.

Schon gegen Ende des April dieſes Jahres hatten ſich bedeutende Haufen von Vitalienbrüdern aus den Städten Wismar und Roſtock, von einem Bruder des Herzogs Johann von Mecklenburg und einigen Rathsherrn aus Wismar geleitet, auf die See geworfen, um nach Gothland zu ſegeln und ſich dieſes Eilandes noch vor dem Abſchluſſe des erwähnten Vertrags und vor der Befreiung des Königs völlig zu bemächtigen. Der Rath von Roſtock hatte dies verhindern wollen, allein die dortigen Haufen hatten den Wehrbaum geſprengt und waren mit Gewalt in die See ausgelaufen. Wahrſcheinlich waren es dieſe Scharen oder doch ein Theil derſelben, gegen welche zuerſt Stralſund eine Anzahl Wehrſchiffe ausſandte, um den Schaden zu rächen, den die Bürger und Kaufleute der Stadt ſo vielfach ſeit kurzem wieder von den Raubgeſellen erlitten hatten. Das Glück begün=

Digitized by Google

ſtigte ſie auf alle Weiſe; mehre von den Raubſchiffen wurden übergeſegelt, eine anſehnliche Anzahl von Vitalienbrüdern todt geſchlagen und einmal dreißig, dann wieder ſechzig und einmal wieder hundert derſelben gefangen genommen. Die meiſten dieſer Gefangenen ſetzte man nachmals auf einen Pferdeſtall aus und gab ihnen blos Brot und Waſſer oder dünnes Bier, bis ſie ſtarben oder an den Füßen völlig verlahmten. Viele von ihnen wurden auch geköpft, denn jede Todesſtrafe ward an ihnen darum ſchon gerecht gefunden, weil es längſt ſchon in den Statuten der Hanſeſtädte feſtgeſetzt war, daß jeder Seeräuber unerbittlich mit dem Leben büßen und keiner gegen eine erbotene Löſeſumme wieder freigelaſſen werden ſolle. Bald darauf erſchien zwar ein Hauptmann der Vitalienbrüder mit einer Anzahl ſeiner Genoſſen in der Nähe von Stralſund, um den Tod ſeiner Freunde durch Raub und Mord zu rächen; allein es glückte den Stralſundern, den Räuberhaufen zu verjagen und den Hauptanführer Moltke nebſt mehren andern ebenfalls gefangen zu nehmen. Einige Zeit nachher rüſteten auch die Lübecker eine Flotte von zwanzig großen Hauptſchiffen mit einer Anzahl anderer Fahrzeuge gegen die Vitalianer aus und ließen ſie, mit ſtarker Beſatzung bemannt, unter dem Befehle von vier Hauptleuten bis nach Michaelis hin in der See hin und herkreuzen, ſo daß im Laufe des Sommers ſich nirgends ein Raubſchiff auf der offenen See erblicken laſſen durfte.

Völlig geſäubert indeß war die See auch jetzt noch keineswegs. Noch im Sommer kam dem Hochmeiſter in Preußen die Nachricht zu, daß eine große Schar von Vitalienbrüdern ſich um den jungen Herzog Albrecht von

Digitized by Google

Mecklenburg verſammeln ſolle, um die damaligen unruhigen Verhältniſſe und Streithändel in Livland zu einem Einfalle zu benutzen, den Orden aus dem Lande entweder völlig zu vertreiben oder doch auf alle Weiſe zu beläſtigen und zu bedrängen, und es mochte nur der ernſten Warnung des Hochmeiſters, welche dieſer eiligſt an den Herzog Johann von Mecklenburg, an die Städte Roſtock und Wismar und an den Meiſter von Livland ergehen ließ, zuzuſchreiben ſein, daß der Plan nicht zur Ausführung kam. Ferner lagen auch mehre Haufen von Vitalienbrüdern theils noch mit Geleits- und Sicherheitsbriefen von den mecklenburgiſchen Herren, theils auch ohne dieſe in den Scheeren vor Stockholm und ſie wichen von dort auch nicht, als bereits der Hauptmann Hermann von Halle die Stadt eingenommen und ihnen geboten hatte, die See zu räumen, weshalb er ſich genöthigt ſah, ſich von den Städten aus Preußen einige große Wehrſchiffe mit der nöthigen Mannſchaft zu erbitten, um das trotzige, gefährliche Volk mit Gewalt aus den Scheeren zu vertreiben. Da überdies auch die Engländer und Flamländer jetzt bei den Hanſeſtädten mit ſchweren Klagen über den Schaden auftraten, den ſie bereits von den Seeräubern in früherer Zeit erlitten und immer noch zu erleiden hatten, und da endlich auch die Königin Margaretha von Dänemark von neuem nachdrückliche Beſchwerden über die noch immer fortdauernden Beläſtigungen durch das Raubvolk theils bei den Hanſeſtädten, theils beim Hochmeiſter in Preußen erhob, beiden ihre Hilfe erbietend, ſofern eine neue Flotte von Wehrſchiffen zur Vernichtung des räuberiſchen Geſindels ausgerüſtet werden ſollte, ſo beſchloſſen die Rathsſendboten und Abgeordneten

der Städte auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbſt des Jahres 1395, in der Sache ans Werk zu greifen. Man entwarf den Plan zu einer abermaligen Wehrrüſtung, wozu Lübeck zwei Schiffe mit 200 Mann, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralſund ein Schiff mit 100 Mann, die Städte Preußens vier Schiffe mit 400 Wehrleuten, die livländiſchen ein Schiff mit 100 Wäppnern, Campen und die Städte der Süder-See und von Holland und Seeland zuſammen zwei Schiffe mit 200 Wehrleuten ſtellen ſollten. Unter hundert Wäppnern ſollten wieder dreißig gute Schützen und dieſe mit ſtarken Armbrüſten bewaffnet ſein. Jedes Schiff ſollte noch von einer Snycke und einer Schute begleitet werden. Man ſetzte eine beſtimmte Zeit feſt, in welcher ſich die ſämmtlichen Friedeſchiffe zu Drakör und dann zu Bornholm verſammeln ſollten. Man beſchloß zugleich, daß auch diejenigen Vitalienbrüder, die in des Königs Albrecht Wehre gelegen und ſeit dem Friedensvertrage den Kaufmann auf der See nicht weiter beſchädigt hätten, kein ferneres Geleit mehr genießen ſollten, ſodaß überhaupt keinem Vitalianer der Aufenthalt in der See ferner mehr geſtattet werden ſolle. Diesmal nahmen bereitwillig die preußiſchen Städte eifrigen Antheil an der Wehrrüſtung, denn jetzt fanden auch ſie es rathſam und nothwendig, alle Mittel aufzubieten, um die See von dem Räubervolke zu reinigen. Um ihnen die Koſten der Rüſtung zu erleichtern, ließ der Hochmeiſter durch alle Städte ſeines Landes eine Bürger- und Vermögensſteuer erheben, wozu außerdem auch eine neue Erhebung des Pfundgeldes von den einlaufenden Schiffen angeordnet wurde. Auch bei der Königin von Dänemark ſuchte der Meiſter für den

Zweck zu wirken, indem er ſie von den Maßregeln, welche die Hanſeſtädte durch Ausrüſtung von Friedeſchiffen auszuführen beſchloſſen, genau unterrichtete, zugleich bittend, daß auch ſie dieſe Maßregeln dadurch unterſtützen möge, daß ſie ihren Hauptleuten in den Oſterlanden den Befehl ertheile, die Seeräuber forthin nicht mehr ſo zu hegen und zu beſchirmen, wie nach dem, was er erfahren, bisher allerdings immer noch geſchehen ſei.

Als die Hauptleute der Vitalienbrüder die drohende Gefahr erkannten und bei dieſem Zuſammenwirken der Streitkräfte der Hanſeſtädte, des Hochmeiſters von Preußen und der Königin von Dänemark je mehr und mehr einſahen, daß in der zwiſchen deren Landen liegenden See ihres Bleibens nicht mehr lange ſein könne, ſchien es ihnen rathſam, vorerſt ihren Raub in weiterer Ferne zu ſuchen, denn den Entſchluß, das Raubhandwerk ganz aufzugeben und in das friedliche Altagsleben zurückzukehren, ließ der Reiz des leichten und loſen Fehdelebens bei keinem zu. So ſammelte ſich noch im Herbſt des Jahres 1395 eine bedeutende Anzahl von Vitalienbrüdern in der Gegend von Wiborg. Sie mochten ſich für ſolche ausgeben, die in der Wehre des Königs Albrecht von Schweden geſtanden. Auf die Klage der Königin Margaretha ward dieſer deshalb von Lübeck aufgefodert, dafür zu ſorgen, daß von dem Volke weiter kein Schade geſchehe; allein er leugnete, daß dieſe Haufen je zu ſeiner Wehre gehört hätten. Von dort ſegelte eine große Schar nach Bergen hinauf, wo der bedeutende Handel ihnen anſehnlichen Gewinn verſprach. Unerwartet dort landend, erſtürmten ſie die Stadt mit leichter Mühe, Feuer und Schwert trieben den größten Theil der friedli=

Digitized by Google

chen Bewohner zur Flucht; alles wurde ausgeplündert und erſt nachdem eine äußerſt reiche Beute von Gold und Silber, Kleinodien und Kleidern, Hausgeräth und Fiſchen zu Schiffe gebracht war, zog das Raubvolk wieder von dannen und ſegelte nach Roſtock und Wismar zu, wo ſie beim gewinnſüchtigen Krämer bei den wohlfeilen Preiſen ihrer Raubgüter immer noch vortheilhaften Markt fanden, denn es kümmerte, wie eine Chronik ſagt, die Bürger dieſer Städte wenig, ob das dargebotene Gut mit Recht oder Unrecht gewonnen ſei.

Aber auch dort fanden die Raubſcharen keinen ſichern Aufenthalt mehr. Die Herzoge von Mecklenburg und die Räthe der beiden Städte wieſen ſie mit ſtrengſtem Ernſt aus ihren Häfen hinaus. Es theilte ſich daher jetzt die große Schar in drei verſchiedene Haufen. Der eine von ihnen, vierhundert Mann ſtark, ſegelte gegen Rußland hin und lief dort in die Nu oder in die Newa ein, wo ihm ein großer Raub zu Theil ward. Von dort wollten ſie auf einem andern Wege zu Lande wieder rückwärts ziehen; allein es waren ihnen alles unbekannte Gegenden; keiner konnte die rechte Richtung finden; ſie irrten auf der See hin und her; wo ſie landeten, fanden ſie undeutſche Leute, von denen ſie nichts erfahren konnten, ſchlugen viele todt, beraubten ſie ihrer Nahrungsmittel und ihres Viehes. Sie trieben ſich dort in den Gewäſſern lange Zeit umher und erzählten nachmals von ihren Irrfahrten manche wunderliche Abenteuer, die uns die Chroniſten überliefert haben. Unter andern berichteten ſie: ſie ſeien an das heilige Land gekommen, wo man unmäßig viel Volks geſehen; man habe geſagt, daß da die rothen Juden wären. Viele derſelben hätten

ſie am Ufer todtgeſchlagen, aber ins Land zu ihnen einzuſprengen, habe man nicht wagen dürfen, denn ihrer ſeien zu viele geweſen. Nicht weit von jener Gegend hätten ſie wilde Menſchen gefunden, die ganz mit Haaren bedeckt geweſen ſeien. Nachdem das Raubvolk dort lange in der Irre umhergezogen war, traf es endlich einen deutſchen Menſchen, der dorthin entführt worden war. Dieſer zeigte ihnen an, welchen Weg ſie einzuſchlagen hätten, um nach der Richtung der Sonne die Heimat wiederzufinden. So kam endlich nach Jahresverlauf die Hälfte der Raubgeſellen zu Land wieder zurück; die andere Hälfte hatten Hunger, Kämpfe und Krankheiten hingerafft. Wahrſcheinlich war es Finnland, wo ſie die behaarten Menſchen geſehen haben wollten, denn daß ſie dies Land beſucht haben, wird uns auch von andern Chroniſten berichtet. Laſſen doch manche ſie ſelbſt bis Grönland, ja ſogar bis an das kaspiſche Meer ihre räuberiſchen Irrfahrten ausdehnen. Wie weit ſie eigentlich gekommen waren, konnten ſie wol ſelbſt kaum ſagen, da ihnen Meere nnd Länder, Völker uud Sprachen völlig unbekannt waren.

Ein zweiter anſehnlicher Räuberhaufe warf ſich hinaus in den atlantiſchen Ocean, in den biscayiſchen Meerbuſen und in die ſpaniſchen Küſtengewäſſer und brachte auch dort den Seefahrern lange Zeit manchen bedeutenden Schaden. Sonſt wiſſen wir nichts von ſeinen übrigen Schickſalen. Wichtiger wird für uns ein dritter Haufe von Vitalienbrüdern, an deſſen Spitze als Hauptleute Nicolaus Stortebecker, Gottfried Michaelis, gewöhnlich nur Godeke Michael genannt, Wichmann und Wigbold ſtanden; ſie liefen mit einer anſehnlichen Flotte und

zahlreicher Mannſchaft nach Oſtfriesland und fanden dort auch bald eine neue Heimat für ihr einträgliches Raubgewerbe. Kein Land an der Oſt- und Nordſeeküſte war damals durch ſeine innern Verhältniſſe zum Wohnſitz und Zufluchtsort zahlreicher Raubſcharen ſo ſehr geeignet, als die durchbrochenen Küſtengebiete Oſtfrieslands. Da ſie eine Zeitlang der Haupttummelplatz der räuberiſchen Fehdezüge und Raubfahrten des Vitaliervolkes waren, ſo mag es erlaubt ſein, zuvor einen Blick auf die innere Geſtalt dieſes Küſtenlandes zu werfen. Faſt alle Frieſen oſtwärts der Ems ſtanden noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter der Herrſchaft einzelner Häuptlinge; zu dieſen gehörten die adeligen Familien Idzinga in Norden, Beninga in Grimmerſum und Grothuſen, die Allena zu Oſterhuſen u. a. Unter allen aber waren die angeſehenſten und zugleich die mächtigſten und begütertſten die vom Broke. Ihr Ahnherr, der norder Konſul Keno vom Broke, ſoll ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von den Reiderländern zum Häuptlinge erkoren worden ſein. Sein Enkel gleiches Namens, Hilmer's Sohn, hauſte auf der feſten Burg zu Oldeborg und führte den Titel eines Häuptlings vom Brockmerlande, Marienhaven und Aurichhaven. Er ſcheint der erſte Häuptling des ganzen Brockmerlandes geweſen zu ſein. Sein jüngſter Sohn Ihmel folgte nach frieſiſchem Rechte auf der Burg zu Oldeborg als Häuptling im Lande nur kurze Zeit und hinterließ nur eine Tochter Adda, deren Hochzeitfeier aber mit Folkmar Allena, dem Häuptling von Oſterhuſen, der erſte Trauertag einer langen unheilvollen Zeit für ganz Oſtfriesland war. Die Herrſchaft über Brockmerland gebührte nach Ihmel's Tod

Digitized by Google

Keno's älteſtem Sohne Occo, der aber zur Zeit im Kriegs- dienſte der Königin Johanna von Neapel ſtand und von dieſer lange Zeit keine Entlaſſung und Erlaubniß zur Reiſe in die Heimat erhalten konnte, denn es ſoll ſie eine hef- tige Liebesneigung an den friſchen, rüſtigen Oſtfrieſen ge- feſſelt haben. Erſt nachdem Occo's beide Schweſtern die beſchwerliche Reiſefahrt vom hohen Norden bis nach Nea- pel beſtanden, um Occo's Gebieterin um die Freilaſſung des Bruders zu bitten, ließ ſich die Königin, zumal nach- dem ſie vernommen, daß der geliebte Junker mit einem Fräulein ſeines Landes verlobt ſei, geneigt finden, ihm die Reiſe in die Heimat zu erlauben. Von ihr zum Rit- ter geſchlagen und außerordentlich reich beſchenkt, kehrte er im Jahre 1377 in ſeine väterlichen Lande zurück und trat alsbald als Häuptling die Herrſchaft über Auricher- und Brockmerland an. Da brach die wilde Fehde aus, zu welcher Abda's Vermählung mit dem Häuptling Folkmar Allena zu Oſterhuſen den erſten Anlaß gegeben, denn auch dieſer Häuptling erhob jetzt Anſprüche auf einen Theil der Lande, da Ritter Occo ſich in den Beſitz der ganzen vä- terlichen Erbſchaft geſetzt und ſelbſt einen Rechtsſpruch nicht achtete, der wider ihn geſchehen war und der Tochter Ih- mel's, Abda, einen Theil des Landes zuerkannt hatte. Folkmar Allena warb Verbündete und er fand ſie leicht, denn auch die Häuptlinge zu Emden, von Grimmerſum, von Grothuſen a. a. hatte Ritter Occo theils mehrer ih- rer Beſitzungen beraubt, theils auf andere Weiſe beleidigt. Auf ſeiner Seite ſtand nur ſein Schwager Haro Ayelts, Häuptling zu Faldern. Dennoch gewann er, als es bei Lopperſum zum Kampfe kam, den glänzendſten Sieg. Ganz Emſerland erlag der Verheerung durch Feuer und

Digitized by Google

Schwert und die Fehde endete auch noch nicht, nachdem der Häuptling zu Faldern ſich mit ſeinen Feinden verſöhnt hatte, denn Ritter Occo hielt immer noch die ganze Erbſchaft ſeines Vaters im Beſitz und um ſie ſich noch mehr zu ſichern, begab er ſich nach Holland und übernahm vom Herzog Albrecht von Baiern, damals Grafen von Holland, ganz Auricher = und Brockmerland nebſt mehren Schlöſſern als übertragenes Lehen zurück, ward alſo des Königs Vaſall. Den Häuptling von Oſterhuſen aber ſchreckte dies nicht; er verſtärkte ſeine Burgen, warb neuen Anhang bei den Schieringern und bei verwandten Häuptlingen und überfiel plötzlich Aurich. Occo, auf die dortige Burg geflüchtet, ward von ihm belagert und bald darauf meuchleriſch überfallen und ermordet im Jahre 1391. Seine Herrſchluſt, ſeine Macht und ſein Vaſallenverhältniß zum Herzog Albrecht Grafen von Holland hatten auf das Haus vom Broke in ganz Friesland großen Haß geladen. Der ganze Adel Oſtfrieslands war ihm Feind, keiner aber mehr als der lange von Occo befehdete Propſt Hisko, Häuptling zu Emden, der im Gröningerlande eine feſte Burg und großen Anhang bei den Schieringern beſaß. Mit der Macht und dem Reichthum des Hauſes erbten auch jenen Haß Occo's beide Söhne, der unechtgeborene Witzeld oder Witzold, noch vor der Ehe erzeugt, und Keno, den Occo's Gemahlin Foelke geboren. Dieſe führte, ſo lange Keno noch minderjährig war, mit Witzold's Beirath als Vormünderin die Regentſchaft über Brockmerland. Allein ſo hoch ſie auch anfangs Witzoldn mit unbedingtem Vertrauen beehrte und ſo groß auch deſſen Anſehen beim Herzog Albrecht von Holland war, ſo brachte doch bald Foelke's tyranniſche Herrſchaft und grauſame

Geſinnung auch zwiſchen ſie Hader und Zerwürfniß. Witzold, mit dem Plane beſchäftigt, das väterliche Erbe allein in ſeine Hand zu bringen, verband ſich mit dem Erzfeinde des Brockiſchen Hauſes, dem Häuptling Folkmar Allena zu Oſterhuſen, ſodaß das Haus vom Broke nun auch in ſich ſelbſt durch feindliche Kämpfe zerworfen war.

Während aber ſo Alles dem Hauſe vom Broke feindlich gegenüberſtand, hatten auch vielfach die Häuptlinge der übrigen Lande ſich in blutigen und grauſamen Kämpfen verfolgt und im ganzen Lande war Zwietracht und Verwirrung. In Rüſtringen lag der mächtige Edelmann Hayo Huſeke auf ſeiner Burg bei Eſenhamm in wilder Fehde mit Edo Wimken, dem hochangeſehenen Häuptling der Rüſtringer, und mit den Bremern, die er ſich durch Kaperei ihrer Schiffe befeindet. Beide verbündet, ſchloſſen den Feind in einer Kirche und im Schloſſe zu Eſenhamm ein; ſie wurden erſtürmt und Hayo Huſeke büßte mit einem ſchrecklichen Tode, denn der Häuptling Edo Wimken, ſein eigener Schwager, quälte ihn zuerſt durch Hunger faſt bis zum gänzlichen Verſchmachten und ließ ihn dann mit härenen Stricken mitten durchſägen, zur Strafe, daß er ſelbſt ſeine Gefangenen meiſt durch Stricke hatte erwürgen laſſen. So war es ſelbſt unter Verwandten damals oft der Zeiten Brauch. Aber auch über Edo Wimken's Leben ging bald der Unſtern auf. Nachdem er lange mit Glück mit nahen Häuptlingen und ungehorſamen Edelleuten des Landes gekämpft, fand er es ſo wenig als die Hauptleute der Vitalienbrüder wider ſeine Häuptlingsehre, das einträgliche Gewerbe der Kaperei zur See zu betreiben. Den meiſten Schaden fügte er den Holländern zu, die ihm lange ſchon, obgleich vergebens, auf der See auf-

Digitized by Google

gelauert, denn immer gelang es ihm, in ſeine geſicherten Häfen einzulaufen, bis er endlich dennoch durch Liſt in die Gefangenſchaft eines holländiſchen Capitains gerieth, der ihn mit nach Holland führte. Vier Jahre brachte er dort als Seeräuber im Kerker zu; nur eine ſehr bedeutende Löſeſumme ſeiner Unterthanen konnte ihm wieder die Freiheit verſchaffen. Kaum aber frei geworden, begann er, um jene Löſeſumme wiederzugewinnen, ſein räuberiſches Kriegshandwerk gegen die Holländer von neuem und nun mit doppeltem Eifer; er lag mit ihnen ſeitdem beſtändig im Kampfe. — So war durch innere Fehden und feindliche Zerwürfniſſe ſeiner Häuptlinge Oſtfriesland ſchon mehre Jahrzehnde hindurch voll ſtürmiſcher Bewegungen; dazu nun noch die Kriege zwiſchen den weſterlauerſchen Frieſen und den Holländern, in welche auch die Oſtfrieſen mit hineingezogen wurden, dann auch die wilden Factionen und Parteiungen der Schieringer und Vetkoper, die ſich mit Feuer und Schwert gegenſeitig zu vernichten ſuchten. So in ſich zerriſſen, voll kriegeriſcher Stürme, in völlig aufgelöſter Ordnung aller innern Verhältniſſe lag Oſtfriesland eben damals da, als durch den Friedensvertrag zwiſchen der Königin Margaretha und den Mecklenburgern und durch die Kraftanſtrengungen der Hanſeſtädte zur Säuberung der See den Vitalienbrüdern in den Oſtſeegewäſſern mehr und mehr die Ausſicht entnommen ward, dort ihr ſeeräuberiſches Gewerbe auch ferner noch in alter Weiſe fortbetreiben zu können. Welch anderes Land bot ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit als Küſtenland, mit ſeinen Häfen, Kanälen und vorliegenden Inſeln und ſelbſt in ſeiner inneren Zerriſſenheit und politiſchen Getheiltheit für ihr Raubhandwerk wol günſtiger dar, als das der an See=

Digitized by Google

raub und Seekrieg ſchon ſeit alten Zeiten gewöhnten Frieſen; ſie kamen dahin und die Häuptlinge Keno vom Brockmerland, Edo Wimken von Rüſtringen, Hisko Propſt zu Emden, Enno von Norden, Witzold vom Broke, Haro Ayelts von Faldern, Folkmar Allena von Oſterhuſen, Enno Hails von Larrelt u. a. nahmen ſie überall gerne auf, öffneten ihnen ihre Häfen zu freier Aus- und Einfahrt und ihre Schlöſſer und Burgen zu freiem und ſicherm Auf- und Abzug, geſtatteten ihnen bereitwillig auch Schiffe und andere nöthige Bedürfniſſe, die ſie durch Antheile an Beute und Raub ſich reichlich vergüten ließen.

Durch dieſe Theilung und Zerſtreuung der großen Maſſe des Vitaliervolkes hatte das Raubweſen auf der See nur noch an Ausdehnung zugenommen, denn befreit von den Seeräubern war die Oſtſee auch jetzt noch keineswegs. Der ſchon früher erwähnte Hauptmann Arnold Stucke ſchwärmte im Herbſt des Jahres 1395 immer noch an der Spitze einer anſehnlichen Schar von Vitalianern in den Gewäſſern der Oſtſee umher. Hermann von Halle, der Hauptmann von Stockholm, hatte zwar mit ihm eine Art von Frieden abgeſchloſſen und ihm Geleitsbriefe gegeben; dennoch aber trieb der Raubhaufe Arnold Stucke's ſein räuberiſches Gewerbe nach wie vor, und auf Gothland fand er überall noch ſichern Aufenthalt. Auch unter den Großen Schwedens gab es immer noch manche, die, mit der Ordnung der Dinge unzufrieden, das Vitaliervolk noch gerne an ſich zogen und es auf ihren Schlöſſern und in ihren Gebieten hauſten und hegten. Selbſt der berühmte ſchwediſche Ritter Algud Magnus, der als einer der Vollzieher des Teſtaments des ſchwediſchen Reichs-Truchſeß Bo Jonsſon ſo bedeutend in die Umwandlung

Digitized by Google

der Verhältniſſe Schwedens mit eingewirkt, hatte eine Schar von Vitalienbrüdern, die von den däniſchen Küſten vertrieben war, geſammelt, um, wie Hermann von Halle fürchtete, die Scheren mit ihnen zu beſetzen und dort allen fremden Schiffen die Einfahrt zu verſperren. Auch ſelbſt der oftmals reiche Seeraub, den die Freibeuter aus der See zurückbrachten, lockte manche vom Adel Schwedens viel zu ſehr, als daß ſie nicht gerne den Raubgeſellen auf ihren Gebieten Schutz und Aufenthalt geſtattet hätten. Aber auch in Wismar und Roſtock und überhaupt an der mecklenburgiſchen Küſte ſah man es immer noch nicht ungerne, wenn reich beladene Raubſchiffe dort anlangten, um für billige Preiſe ihre Raubgüter zu Markt zu bringen. Es fruchtete immer nur wenig, wenn ſich Lübeck, wie im Anfange des Jahres 1396 geſchah, im Namen der ganzen Hanſe theils an die genannten beiden Städte und an den König Albrecht, theils auch an die Königin Margaretha mit der ernſten Mahnung wandte, mit ſtrengeren Maßregeln den Friedensvertrag aufrecht zu erhalten und dafür zu ſorgen, daß den Vitalianern nirgends mehr Aufenthalt geſtattet und der Verkauf ihres Raubes erlaubt werde. Es erfolgten immer geneigte und gütige Antworten und in der Sache ſelbſt blieb es ſtets beim Alten.

Zwar verließ im Frühling des Jahres 1396 wieder eine neue Schar von Vitalienbrüdern, denen Hermann von Halle während des Winters in der Gegend von Stockholm Geleit bewilligt hatte, die ſchwediſchen Küſten und lief auf acht Karacken oder großen Schiffen mit einer Anzahl von Schuten unter der Anführung von acht Hauptleuten weiter hinauf in die nordiſchen Gewäſſer, um dort

Digitized by Google

ihr Glück an den Ruſſen zu verſuchen; ſie hatte zuvor dem Hauptmanne von Stockholm „bei Treue und Ehre" gelobeu und ſchriftlich verſprechen müſſen, daß ſie den Livländern und überhaupt dem Kaufmanne der Hanſe auf keine Weiſe irgendwo Schaden zufügen wolle, denn der Hauptmann hatte, wie er ſelbſt erklärte, ſie auch ſchon deshalb nach ihrem Willen fahren laſſen müſſen, „weil er ſie mit keinem Rechte davon abzuhalten vermochte." Allein auch dadurch hatten ſich die Gefahren auf der See nur um ein Geringes vermindert. Man erkannte auch jetzt wieder die Nothwendigkeit, mit kräftigeren Mitteln einſchreiten zu müſſen. Außer Lübeck boten beſonders die preußiſchen Städte nach Verhältniß ſehr bedeutende Kräfte auf, um die See ſo viel als möglich zu ſäubern. Fünf dieſer zuletzt genannten Städte rüſteten unter anſehnlichen Koſten eine Wehrflotte mit vierhundert trefflich bewaffneten Kriegsleuten aus; man zog zuvor von Lübeck Erkundigungen ein, wo ſich die Haufen der Vitalienbrüder auf der See am zahlreichſten verſammelt hätten. Die Städte Preußens fanden es auch jetzt nicht rathſam, daß man die Hülfe der Königin von Dänemark zur Befriedung der See in Anſpruch nehme; es ſchien ihnen hinreichend, wenn die Königin ſowol als König Albrecht nur thätiger dafür ſorgten, daß das Vitaliervolk in ihren Landen nicht ferner mehr gehegt und geſchützt werde. Nachdem man ſich mit den übrigen Hanſeſtädten darüber verſtändigt hatte, daß mit den Friedeſchiffen zugleich auch die Flotten der Kauffahrteiſchiffe auslaufen, beide ſich aber vorerſt nicht voneinander trennen ſollten, bis ſie bei Gothland angelangt ſeien und dort die aus Preußen mit denen aus Lübeck und den andern Hanſeſtädten ſich vereinigt hätten, lichteten die

preußiſchen Schiffe im Anfang des Juni die Anker zunächſt zur Fahrt nach Gothland hinüber. Es war kurz zuvor die Nachricht gekommen, daß dieſes Eiland jetzt der Hauptſitz ſehr bedeutender Scharen von Seeräubern geworden ſei, daß ſie dort mehre feſte Caſtelle in Beſitz genommen hätten und die Bewohner der Inſel ſie überall in Schutz und Schirm nähmen. Als indeß die Wehrſchiffe aus Preußen unter der Führung ihrer Hauptleute Johannes Mekelfeld und Wilhelms von Oringen in der Nähe von Gothland anlangten, fanden ſie dort nur die Friedeſchiffe von Lübeck unter der Anführung des lübeckiſchen Hauptmannes Heinrich Gildehuſen, denn die übrigen Seeſtädte waren wiederum ſaumſelig geblieben. Allein es glückte ihnen doch, theils auf der offenen See eine anſehnliche Zahl von Seeräubern aufzugreifen, theils ſich auch bei Hoborg zweier großer und ſtark bewaffneter Raubſchiffe, die eine bedeutende Schar von Raubgefährten zur Beſatzung hatten, zu bemächtigen. Man nahm ſie mit nach Wisby, um dort näher zu erfahren, welcherlei Leute es wären und dann über ſie Gericht zu halten. In Wisby aber traten zahlreich Seefahrer und Kaufleute aus Preußen, Holland und Dortmund als Kläger über die Raubthaten der Gefangenen auf. Vor Gericht bekannten mehre der Raubgeſellen ſelbſt, daß ſie vor kurzem erſt zwei große Schiffe auf der See aufgegriffen, zwanzig Mann von ihrer Beſatzung über Bord geworfen und alle übrigen ermordet hätten. Man ließ daher ſofort alle gefangenen Seeräuber ohne weiteres hinrichten, ihren Raub vertheilen und ihre Schiffe verbrennen.

Man kam indeß hiebei auch mit der Königin von Dänemark wieder in neue mishellige Berührungen. Auf

Digitized by Google

die Klagen einer großen Zahl von Bürgern und Kaufleuten aus Kalmar über die vielfältigen Beraubungen ihrer Schiffe auf der See hatten die Hauptleute von Kalmar und Bornholm Andreas Jacobſon, Byon Olavſon und Hans Nickelſon in Verbindung mit der Bürgerſchaft von Kalmar ebenfalls eine Anzahl Wehrſchiffe ausgerüſtet und unter andern auch mit achtzig wehrhaften kalmariſchen Bürgern bemannt. Da auch ſie die Nachricht erhalten hatten, daß jetzt Gothland der Hauptſitz der Räuberhorden der Oſtſee ſei, ſo waren ſie gerades Weges vor Wisby geſegelt und hatten die Stadt zur Hülfe aufgefodert, um das Raubvolk auf dem bei Wisby liegenden Schloſſe und überhaupt auf dem ganzen Eiland anzugreifen und zu vertreiben. Da indeß auch die Bewohner Wisbys es entweder ebenfalls mit den Räuberſcharen hielten oder durch Theilnahme an ihrer Bekämpfung ihre Rachſucht nicht gegen ſich aufreizen wollten, ſo verſagten ſie ihre Beihülfe und die däniſchen Hauptleute mußten ſich begnügen, einige Raubhaufen auf der Inſel anzugreifen und die übrigen zu zwingen, auf ihren Schiffen die Flucht zu verſuchen, wobei aber eine bedeutende Anzahl der Ihrigen verwundet worden war. Auch die preußiſchen Friedeſchiffe, die bereits in der Nähe lagen, hatten die Dänen nicht weiter unterſtützt, weil man in Preußen immer ſchon einer Verbindung mit den Dänen zur Befriedung der See entgegen geweſen war. Dazu kam nun noch, daß unter den von den Friedeſchiffen aufgegriffenen und verbrannten Schiffen auch einige däniſche geweſen waren, die man für ſeeräuberiſche gehalten hatte; das eine davon hatte zu jenen Wehrſchiffen aus Kalmar gehört. Die Königin beſchwerte ſich darüber beim Hochmeiſter und bei den Dan=

Digitized by Google

zigern mit dem ernſteſten Nachdruck und erhob an beide Anſprüche, die mehre Jahre hindurch Anlaß zu vielfachen Verhandlungen gaben.

Dieſe Uneinigkeit, dieſes mistrauiſche Verhältniß zwiſchen den Deutſchen und Dänen und der Mangel an Theilnahme der übrigen Hanſeſtädte waren Schuld, daß man nichts von Wichtigkeit gegen die auf Gothland zahlreich hauſenden Vitalienbrüder unternehmen konnte und daß überhaupt die ganze Wehrrüſtung ihren Zweck bei weitem nicht erreichte. Statt die Räuberſcharen auf dem Eiland anzugreifen, wozu man ſich nicht ſtark genug fühlte, ſegelten die Wehrſchiffe aus Preußen und Lübeck zuerſt nach Bornholm, dann weiter weſtwärts nach Möen und von da an die Mündung der Warnow und vor den Hafen von Golvitz, um etwa dort verſteckte Seeräuber aufzuſuchen. Endlich liefen ſie auch durch den Sund hinauf, um auch dort die Gewäſſer zu ſäubern, denn die Königin von Dänemark hatte dem Hauptmann Hermann von Halle gemeldet, daß ſich an den däniſchen und ſchwediſchen Küſten immer noch bedeutende Raubſcharen verſteckt hielten, die mit dem Plane umgingen, bei einer irgend günſtigen Gelegenheit ſich vor Stockholm zu legen und dieſes abzuſchließen. Manche dieſer Raubhorden wurden zwar aus ihren Schlupfwinkeln verſcheucht; allein an einem Orte vertrieben, ſammelten ſie ſich bald dann wieder an einem andern. So vernahm man jetzt, daß ſich wieder neue Haufen des Raubgeſindels, nachdem ſie großen Schaden auf der See verübt, ins Gebiet des Grafen von Oldenburg geflüchtet und bei ihm Schutz gefunden hätten und daß auch des ſchwediſchen Königes Albrecht Sohn, Herzog Erich, der ſich nach Gothland begeben

Digitized by Google

hatte, um von dort aus bei günſtiger Gelegenheit ſeine Anſprüche auf Schweden geltend zu machen, neue anſehnliche Rotten von Vitalienbrüdern um ſich verſammele, mit deren Hülfe er ſeine Gegner bekämpfen wolle.

Sonach eröffnete ſich auch im Jahre 1397 noch keine Ausſicht, daß die für Handel und Schiffahrt ſo nothwendige Ruhe und Sicherheit auf der See hergeſtellt werden könne; vielmehr ward das Unweſen des fortwährenden Seeraubes für die Hanſeſtädte auch dadurch noch verderblicher, daß nun auch die Engländer der Seeräubereien wegen den erwähnten Städten feindlich gegenübertraten. In Oſtfriesland nämlich hatte ſich ſeit einiger Zeit die Zahl der Vitalienbrüder außerordentlich vermehrt theils vorzüglich unter dem Schutze des Propſtes Hisko zu Emden, theils auch unter der Begünſtigung der Regentin im Brockmerland Foelke und ihres Sohnes Keno vom Broke, ſowie nicht minder auch auf den Schlöſſern Witzold's vom Broke. Stellte doch dieſer Letztere allein in dieſem Jahre bei ſeinem Kriege gegen die Holländer nicht weniger als ſechshundert Vitalienbrüder unter ſeine Fahnen. Die vier Schlöſſer im Brockmerlande, das zum Broke und die zu Wittmund, Aurichhaven und Marienhaven waren ganz von ihnen beſetzt. Bei Marienhaven hatten ſie die Einfahrt befeſtigt und vier große gewölbte Pforten mit einer hohen Mauer erbaut, denn ein jetzt verſchlammtes Tief ging damals bis an Marienhaven heran; dahin brachten ſie ihren ausgeladenen Seeraub auf kleineren Schiffen. Daher hieß noch in ſpätern Zeiten dieſe Niederung Stortebecker's Tief, von dem ſchon früher erwähnten Hauptmanne der Vitalienbrüder Nicolaus Stortebecker ſo genannt. Der bei Marienhaven von ih-

Digitized by Google

nen erbaute oder doch erhöhte Thurm mochte ihnen als Warte dienen. Von dieſen feſten und ſicheren Zufluchtsorten aus ſchwärmten ſie dort im Sommer nach allen Richtungen hin. Kein Kauffahrer, er mochte aus Flandern, aus den drei nordiſchen Reichen oder aus den Hanſeſtädten kommen, war vor ihnen mehr ſicher. Aber auch die Engländer hatten vielfältig von ihnen ſchon bedeutenden Schaden erlitten; ſo fingen die Seeräuber auch in dieſem Jahre ein engliſches Kauffahrteiſchiff auf, welches mit Bunt- oder Rauchwerk und Wachs befrachtet war, woraus die Räuber die Summe von achttauſend Nobeln löſten, wiewol der Werth der Ladung wol zehnmal ſo groß war. Natürlich kam es auch hierüber zu vielen ernſten Klagen. Richard II. von England erlaubte daher den engliſchen Kaufleuten, ſich ihres Schadens an dem Gute und den Schiffen der Hanſeſtädte, wo ſie ſie fänden und wie ſie könnten, zu erholen. Die Kaufwaaren der Hanſe wurden bald in allen Städten Englands, wo man durch die Seeräuber Verluſte erlitten, ohne weiteres mit Beſchlag belegt und häufig auch die deutſchen Schiffe auf der See von den Engländern aufgegriffen und ihrer Ladung beraubt. Zwar erſuchten die Hanſeſtädte den König um Wiederaufhebung dieſes Gebotes, welches die ganze bisherige Handelsordnung umwarf, ihm vorſtellend, daß auch ſie ſelbſt ſchon längſt dem Seeraub die bedeutendſten Opfer hätten bringen müſſen, woraus ſchon zu erſehen ſei, daß ſie an der Beraubung ſeiner Unterthanen unſchuldig ſeien. Allein da man in England wußte, daß das Unweſen der Vitalianer von den Städten Wismar und Roſtock aus zunächſt ſo großen Vorſchub erhalten hatte und dieſe Städte mit dem Hanſebund verſchweſtert

Digitized by Google

waren, ſo ließ man ſich dort auf keine Weiſe bedeuten, daß das Raubhandwerk dieſer Piraten den Bund gar nichts angehe; man glaubte vielmehr, die Hanſe begünſtige es, um den Seehandel Englands zu beſchränken und zu bedrücken.

Es war ſomit für die Hanſeſtädte ein neues Intereſſe eingetreten, um die See von dem wilden Ungeheuer, welches mit tauſend Rachen ſeine Beute erfaßte, wo möglich zu befreien. Man hielt daher auch in dieſem Jahre 1397 einen neuen Verhandlungstag zu Lübeck, um ſich über zweckmäßige Mittel zu berathen. Auch die Königin von Dänemark hatte von neuem Beihülfe verſprochen; Hamburg und Lübeck gaben ſich auch alle mögliche Mühe, eine abermalige Seerüſtung zur Vertilgung des Raubvolkes zu Stande zu bringen. Allein ſo viel man ſich auf der erwähnten Tagfahrt über die Zahl der zu ſtellenden Schiffe, über die Art ihrer Ausrüſtung u. dergl. hin und her beſprach, ſo kam es doch zu keinem feſten Beſchluſſe und man ſchob die Unternehmung auf eine ſpätere Zeit hinaus. Die preußiſchen Städte hatten an der Berathung nicht einmal Theil genommen. Da ſomit für dieſes Jahr wenig oder nichts zur Befriedung der See zu erwarten war, ſo mußte man zur Sicherheit der Kauffahrer auch in Preußen wieder zu dem Beſchluſſe zurückkehren, daß man, bevor die Friedeſchiffe nicht von neuem auslaufen könnten, im Jahre nur zu drei mit den Kaufleuten in Flandern, Holland und England verabredeten Zeiten mit größeren Flotten, mit der erſten zu Oſtern, mit der zweiten zu Pfingſten und mit der dritten zu Mariä Himmelfahrt die offene See befahren dürfe, was natürlich die Handelsthätigkeit immer ſehr beengte und be-

Digitized by Google

ſchränkte. Allein es drängte ſich doch auch wieder im Verlaufe dieſer Zeit doppelt ſchwer die Nothwendigkeit auf, daß, wenn nicht mehr und mehr alles Handelsleben erdrückt und erſtickt werden ſollte, größere Kräfte zur Vernichtung des Raubvolkes aufgeboten und zu gemeinſamem Zuſammenwirken vereinigt werden müßten. Die Danziger hatten wiederholt auf der See durch Wegnahme und Beraubung ihrer Schiffe bedeutende Verluſte erlitten, denn die Vitalienbrüder auf Gothland waren ſo kühn, daß ſie ſich nicht ſelten ſogar bis auf die danziger Rhede wagten, um dort ihren Raub einzufangen. Ließ doch ſelbſt der Herzog von Pommern, der im Jahre 1397 mit dem Orden in Preußen im Streite lag, den Vitalienbrüdern, welche Kauffahrer aus den Ordenslanden beraubt hatten, oder noch berauben wollten, freie Aus- und Einfahrt in ſeine Häfen, ins neue Tief bei Rügen und in die Peene zuſichern, geſtattete ihnen dort freien Markt für ihren Raub und begünſtigte ſie auf jede Weiſe, wenn es darauf ankam, dem Orden oder deſſen Unterthanen dadurch empfindliche Verluſte zu bereiten. Schonend warnte der Hochmeiſter den Herzog mit den Worten: er könne kaum glauben, daß dies alles den Raubgeſellen mit des Herzogs eigenem Wiſſen und Willen zugeſtanden worden ſei. Schärfer war ſeine Rüge an die Stadt Stralſund, da er erfahren hatte, daß auch dort die Seeräuber mit ihrem geraubten Gute Zugang in den Hafen und die Stadt erhalten und ihre den Unterthanen des Ordens abgenommene Beute dort größtentheils verkauft hätten. Der Meiſter erließ daher an die Städte Stettin, Wolgaſt, Greifswalde u. a. die dringendſte Auffoderung, allen ihren Einfluß anzuwenden, um dem räuberiſchen Unweſen an den

Digitized by Google

pommerſchen Küſten zu ſteuern, weil, wenn ihm nicht bei Zeiten vorgebeugt werde, leicht noch viel ſchlimmere Folgen daraus hervorgehen könnten. Auch den Städten Wismar und Roſtock wurde auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbſt des Jahres 1397 wiederum der Vorwurf gemacht, daß, ungeachtet ihres im Friedensvertrage gegebenen Verſprechens, ihre Häfen für alle, welche den Seefahrer beſchädigen würden, zu ſchließen, dennoch wiederholt aus dieſen ihren Häfen Raubgeſellen ausgeſegelt ſeien, die bereits dem Seehandel bedeutende Verluſte gebracht hätten. Freilich leugneten die beiden Städte, daß dies von ihren Häfen aus geſchehen ſei; allein dem mochte ſein, wie ihm wollte: man ſah immer mehr ein, daß durch ſolche Verbote, den Seeräubern keinen Aufenthalt, keinen Markt, keinen Schutz und Schirm zu geſtatten, nirgends viel gewonnen werde; man erkannte, wie ſchon geſagt, immer dringender die Nothwendigkeit, durch ernſte und mehr durchgreifende Maßregeln auf gänzliche Vertilgung des Übels hinzuarbeiten. Trotz der Warnung des Hochmeiſters hatte ja doch der Herzog Barnim von Pommern vom Herbſt an und den ganzen Winter über einer großen Rotte von Vitalienbrüdern den Aufenthalt im Hafen Peene geſtattet, und man hörte bereits, daß ſie ihr Raubgewerbe an den preußiſchen Seefahrern auch im Frühling wieder fortzuſetzen gedächten.

Schon dieſe Umſtände hatten die Seeſtädte wieder zu dem Beſchluſſe bewogen, von neuem eine ſtarke Wehrmacht auszurüſten und ſie auf die See auszulegen, um ſie ſo viel als möglich von den Piraten zu reinigen. Es wurde eine Tagfahrt zu Lübeck ausgeſchrieben und alle Hanſeglieder dringend dahin eingeladen, weil man ent-

Digitized by Google

ſchloſſen war, die Sache jetzt mit allem möglichen Ernſte anzugreifen. Die Städte Preußens erſuchten daher ſchon gegen Ende des Jahres 1397 ihren Landesherrn, zu einer abermaligen Ausrüſtung einer Anzahl von Friedeſchiffen das Pfundgeld wieder erheben zu dürfen. Auch die Königin Margaretha von Dänemark bot von neuem ihre Hülfe dar; ſie wies die Hanſeſtädte beſonders auf den Hochmeiſter von Preußen hin, um die Unternehmung mit Erfolg auszuführen; er müſſe an die Spitze des Ganzen treten und von ihm müßten die von den einzelnen Städten aufgebrachten Streitkräfte vereinigt und nach einem feſten Plane verwandt werden; nur dann ſei auch ein erwünſchter Erfolg zu erwarten.

Der Hochmeiſter Konrad von Jungingen aber hatte bereits ſeinen Plan entworfen, der freilich ein anderer war, als die Königin ſich dachte. Wiederholt ſchon hatte er den Herzog Erich von Mecklenburg, der, wie wir hörten, ſich nach Gothland begeben, erſucht, dort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die preußiſchen Seefahrer gegen die Räubereien der Vitalienbrüder aus Gothland ſicher zu ſtellen, und als Erich im Jahre 1397 ſtarb und ſeine Witwe Sophie, des Herzogs Bogislav VI. von Pommern Tochter, den Hauptmann Swen Sture, der immer ſchon die Raubzüge der Vitalianer von Gothland aus begünſtigt und geleitet, zum Verwalter des Eilandes einſetzte und die Zahl der Seeräuber ſich unter ihm noch ungleich ſtärker vermehrte, weil er allen, die ſich dorthin flüchteten, für die Hälfte des eingebrachten Raubes Schutz und Sicherheit gewährte, hatte der Hochmeiſter das nämliche Geſuch auch an den König Albrecht ergehen laſſen, denn da in dem früher erwähnten Friedensvertrage über

Digitized by Google

den Beſitz Gothlands nichts beſtimmt worden war, ſo galt dieſer noch als Herr der Inſel. Albrecht's Antwort indeß, daß die Zahl der Seeräuber dort viel zu groß und das Eiland ſchon zu ſehr von ihnen überwältigt ſei, als daß es in ſeinen Kräften ſtehe, ſie dort zu vertreiben, hatte den Hochmeiſter überzeugt, daß keine andere Rettung gegen das freche Raubvolk mehr übrig ſei, als ſich Gothlands zu bemächtigen und dieſes arge Neſt der Raubhorden zu ſäubern.

In dieſem Plane beſtärkte den Hochmeiſter auch noch folgender Umſtand. Schon im Sommer des Jahres 1396 war es der Königin von Dänemark gelungen, den ſchwediſchen Reichsrath dahin zu vermögen, den jungen Herzog Erich von Pommern, einen Sohn ihrer Schweſtertochter Marie, die mit dem Herzog Wratislav VII. von Pommern vermählt war, nachdem er bereits vorher zum künftigen Beherrſcher Dänemarks und Norwegens ernannt worden, zum König von Schweden zu erwählen und ihm zu huldigen. An Margaretha's Namenstage im Jahre 1397 war auch ſchon zu Kalmar die berühmte Union geſchloſſen, welche für die Zukunft die drei nordiſchen Reiche unter einem gemeinſchaftlichen Scepter vereinigen ſollte. Dies ſahen aber die Mecklenburger als eine Verletzung der Anſprüche Albrecht's auf den ſchwediſchen Thron an, denen er noch keineswegs entſagt hatte. Da nun Stockholm, weil König Albrecht auf die Auffoderung der Hanſeſtädte wegen Entſcheidung für eine der drei ihm geſtellten Bedingungen ſich für keine beſtimmt erklärt hatte, nach Laut des Vertrages ſchon an die Königin übergeben worden war, ſo ſuchten die Mecklenburger vorerſt wenigſtens noch Gothland zu behaupten, um von da aus wo möglich ihren

Anrechten auf die Krone Schwedens Geltung zu verſchaffen. Herzog Johann von Mecklenburg führte daher noch im Spätherbſt des Jahres 1397 eine bewaffnete Macht nach dem Eiland hinüber; allein ſeine Waffen hatten wenig Glück, denn der Hauptmann Swen Sture wirkte ihm an der Spitze der Vitalienbrüder mit aller Kraft entgegen. Zwar ſuchte auch der Herzog einen Theil dieſer ſtreitluſtigen Piraten an ſich zu locken, indem er ihnen, ſofern ſie ihm in ſeinem Kriege Hülfe leiſten würden, ſicheres Geleit verſprach; da indeß der Erfolg ſeinen Wünſchen nicht entſprach, ſo wandte er ſich mit einem Hülfsgeſuch an den Hochmeiſter Konrad von Jungingen, wozu ihm deſſen Klagen über den Seeraub, der von Gothland aus verübt werde, erwünſchten Anlaß darboten. Es thue ihm leid, ließ er dem Meiſter durch den an ihn geſandten Ritter Konrad von Görtzen entbieten, daß das Raubweſen von Gothland her dem Orden und deſſen Unterthanen bisher ſo großen Schaden gebracht; er ſei daher, um dieſem Unweſen zu wehren, nach dem Eiland übergezogen, und alle Hauptleute, die er dort gefunden, hätten ihm das eidliche Verſprechen gegeben, ihm mit aller ihrer Macht zur Unterdrückung der Seeräuber beizuſtehen. So viel er vermöge, werde er alles thun, um den Schaden vergüten zu helfen, der bisher von Gothland her geſchehen ſei. Den gerechteſten Unwillen aber habe es erweckt, daß die Königin während des beſtehenden Friedens einen König in Schweden in dem Herzog Erich aufzuſtellen gewagt; er habe dieſem den Frieden aufgekündigt und deshalb auch die Vitalienbrüder auf Gothland zu ſich eingeladen, jedoch nur ihm den Krieg zu Lande und namentlich im Reiche Schweden, keineswegs auf der See mit

führen zu helfen; darum habe er ihnen auch ſicheres Geleit verſprochen, und es werde dies auch ſicherlich dazu beitragen, die See mehr zu befrieden. Der Hochmeiſter indeß theilte dieſe Anſicht keineswegs. Statt dem Herzog die erbetene Hülfe zuzuſagen, oder auch nur zu erlauben, daß aus ſeinem Lande Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe nach Wisby und auf die Schlöſſer in Gothland zugeführt werden dürften, antwortete er ihm mit bedrohlichem Tone: wie man es mit dem Seeraub, mit dem Friedensbruche und mit Denen, welche Seeräuber und Friedensbrecher hauſeten und hoften, zu halten habe, das ſei alles in den Verhandlungen zwiſchen dem Könige Albrecht und der Königin begriffen und beſtimmt. Ihm ſtehe es nicht zu, außer dieſen Verhandlungen und den darüber abgefaßten Briefen mit Jemand noch andere Verhandlungen einzugehen, ſondern er müſſe es dabei bleiben laſſen, wie es begriffen ſei. Auch gehe die Sache keineswegs den Orden allein, ſondern zugleich auch alle Hanſeſtädte an. Und weil er des Seeraubes wegen alle Ausfuhr aus ſeinem Lande verboten habe, ſo könne er auch keine Zufuhr von Lebensmitteln nach Gothland geſtatten. Zu gleicher Zeit wies er auch das wiederholte Anerbieten der Königin von Dänemark, ihn bei ſeiner etwanigen Unternehmung gegen die Seeräuber mit ihrer Seemacht unterſtützen zu wollen, mit dem Bedeuten zurück, die Sache gehe nicht ihn allein, ſondern überhaupt alle Glieder der Hanſe an; deshalb ſei eine Tagfahrt zu Lübeck anberaumt, wo man alles näher berathen und der Königin dann auch über ihre Beihülfe Beſcheid geben werde.

Jetzt beſchloß aber der Hochmeiſter, ſeinem Plane zur Eroberung Gothlands und zur Vernichtung der dortigen

Digitized by Google

Räuberſcharen mit ſchnellern Schritten entgegenzugehen. Er fand ſowol in einem Ordenskapitel als auf einer Tagfahrt zu Marienburg, wo er mit den Gebietigern und den Abgeordneten der preußiſchen Hanſeſtädte die Unternehmung in reifliche Berathung zog, dieſe wie jene zu allen Opfern und Anſtrengungen bereitwillig. Es ward alsbald mit großer Eile eine Flotte von mehr als achtzig großen und kleinern Schiffen ausgerüſtet, welche vier= bis fünftauſend Kriegsleute, zum Theil auch Reiterei mit dem nöthigen Geſchütz nach Gothland überſetzen ſollte. Als eigentlichen Zweck der Unternehmung ſtellte der Hochmeiſter die Säuberung der See hin, die Flotte nannte er daher auch Friedeſchiffe, und wie dies nicht ohne Abſicht, ſo ſandte er um dieſelbe Zeit auch einen Botſchafter nach Deutſchland, der an den dortigen Höfen auseinanderſetzen mußte, wie viel der Orden ſchon ſeit langen Zeiten durch die Vitalienbrüder von Gothland aus gelittten, wie gefährlich ſie ihm vor einigen Jahren ſchon in dem Streite mit dem Biſchofe von Dorpat wegen des Erzbisthums Riga geworden, indem ſich dieſer mit einer Schar von Vitalienbrüdern, die ſich zum Raube nach Livland gezogen, verbunden gehabt, und wie jetzt auch die Herzoge von Pommern ebenſo mit dieſen Piraten zum Verderben des Ordens in Verbindung ſtänden und ſie hauſeten und hegten.

Nachdem ſich auf dieſe Weiſe Konrad von Jungingen wegen ſeines Unternehmens vor der Welt gerechtfertigt, lief die Flotte, aufs trefflichſte gerüſtet, in der Mitte des März von Danzig aus, langte glücklich, während im Lande Gebete für ihre Erhaltung angeordnet wurden, bei Gothland an und legte ſich ohne Schwierigkeit in den

Digitized by Google

Hafen Garn, in deſſen Nähe das feſte Raubſchloß Landskron, ein Hauptſitz der Vitalianer, ſtand. Die Landung gelang. Funfzig Ordensritter, die der Meiſter mitgeſandt, ſtellten ſich an die Spitze des Kriegsvolkes und ſprengten ins Land ein. Auf die Nachricht, daß Swen Sture ſich mit den Vitalienbrüdern in die Stadt Wisby geworfen, wo auch Herzog Johann von Mecklenburg mit Erich's Witwe ſich aufhielt, und daß er bereits ſich der Thore und Thürme der Stadt bemächtigt habe, um ſich hier zu vertheidigen, rückten die Hauptleute und Ordensgebietiger gegen ſie an. Tiefer Schnee aber machte es unmöglich, das ſchwere Geſchütz herbeizubringen und die Stadt durch eine Belagerung zu gewinnen. Man ließ ſich in Unterhandlungen ein, welche Herzog Johann entgegenbot. Es fand drei Meilen von der Stadt am Hafen Garn eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Herzog, Swen Sture, den Bürgermeiſtern von Wisby und den Ordenshauptleuten ſtatt. Man machte dem Erſtern manche Vorwürfe darüber, daß er den Seeräubern Schutz und Herberge gewähre, und foderte ihn auf, er ſolle über ſie Gericht halten und ſie nach Gebühr beſtrafen. Er erwiderte indeß: er ſei ihrer nicht mächtig, denn ſie hätten mehr Macht, über ihn zu richten, als er über ſie. Während man dann aber über die Foderung der Ordenshauptleute, daß Wisby vom Herzoge und den Vitalianern den Hauptleuten eingeräumt werden ſolle, bis ſich der Hochmeiſter mit dem Könige Albrecht über das Weitere vereinigt habe, mehre Tage lang unterhandelte, brannte und brach das Ordensvolk drei Raubſchlöſſer auf dem Eilande nieder, die Flotte ſegelte mittlerweile vor Wisby, ein Theil der Kriegsmacht umzingelte die Stadt zu Land und es gelang, ſich

Digitized by Google

ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Nachdem Swen Sture mit mehr als vierhundert ſeiner Raubgeſellen die Flucht ergriffen und alle auf dem Eilande gefangenen Vitalienbrüder gemordet und enthauptet waren, verſtand ſich Herzog Johann zu einem Vertrag mit den Hauptleuten, worin im Weſentlichen beſtimmt wurde: die Stadt Wisby, die Häfen und das ganze Gebiet von Gothland ſollten fortan dem Hochmeiſter, ſeinem geſammten Orden und allen den Seinigen zu ihrem Orloge offen ſtehen auf ewige Zeit. Wie ſich der Meiſter mit dem Könige Albrecht darüber weiter vereinigen werde, wolle Herzog Johann es genehmigen. Auch dem gemeinen Kaufmanne der Hanſe ſolle Wisby mit ſeinem Hafen forthin ſtets geöffnet ſein, um von da aus die See zu befrieden. Nach Oſtern ſollten Stadt und Land von allen Denen geräumt ſein, welche dem Orden, ſeinen Unterthanen und dem gemeinen Kaufmanne je Schaden zugefügt hätten; nach dem aber ſolle Keinem mehr ſicheres Geleit gewährt ſein, weder in der Stadt noch auf dem Lande. Wer den Orden oder die Seinen und den Kaufmann forthin noch beſchädige, ſolle mit der höchſten Strafe gerichtet werden. Alle noch vorhandenen Raubſchlöſſer, aus denen des Ordens Leute und der Kaufmann Schaden erlitten, ſollten niedergebrannt und nie wieder aufgebaut werden. Alles geraubte Gut, als Schiffe und Kaufwaaren, die man in der Stadt, in den Häfen und auf dem Lande finde, ſollten Denen anheimfallen, die dazu ihr Recht erweiſen würden. So war Gothland nun in des Ordens Gewalt; das Raubneſt war zerſtört. Nachdem man dann auch für die Vertheidigung Wisbys die nöthigen Anordnungen getroffen, zweihundert Bewaffnete mit hundert

Digitized by Google

Pferden unter dem Befehle von drei Hauptleuten dort als Beſatzung zurückgelaſſen, kehrte die Flotte größtentheils wohlbehalten nach Preußen zurück.

Dabei aber durfte man nun nicht ſtehen bleiben, um das höhere Ziel, die gänzliche Befreiung und Säuberung der See von dem wilden Raubgeſindel zu erreichen, denn es hatten ſich aus Gothland wieder eine Menge dieſer Raubgeſellen auf die offene See geflüchtet, um ihr Raubgewerbe fortzuſetzen. Um dieſe Flüchtlinge aufzuſuchen und zu vernichten, ließ der Hochmeiſter nicht nur einen Theil der Wehrſchiffe noch bis Himmelfahrt in der See hin- und herſtreifen, ſondern er ſandte zu demſelben Zwecke noch einige Friedeſchiffe mit ſtarker Bewaffnung aus, um den verſcheuchten Raubhorden nirgends Ruhe und Raſt zu laſſen, damit ſie ſich nicht wieder zu größern Scharen ſammeln und irgendwo feſten Poſten faſſen könnten. Da aber zu befürchten war, daß der größte Theil des vertriebenen und verfolgten Raubvolkes ſich in den Schutz der Herzoge Wratislav und Barnim von Pommern flüchten und dort ſich mit den bisher ſchon in deren Landen und Häfen gehauſten Raubgeſellen verbinden würden, ſo ließ der Hochmeiſter nun ſofort durch ſeine Hauptleute auf Gothland und den Bürgermeiſter Konrad Letzkau die genannten Herzoge in ſeinem und der Hanſeſtädte Namen ernſtlichſt auffodern, die etwa zu ihnen flüchtenden Seeräuber nicht aufzunehmen und nirgends zu hegen und zu ſchützen. Es kam darauf auch am Freitag vor Himmelfahrt zu Neu-Tief ein förmlicher Vertrag zu Stande, kraft deſſen die Herzoge ſich verpflichten mußten, um des Friedens willen alle Seeräuber, die den Orden und den gemeinen Kaufmann oder deren Angehörige in der See

beſchädigt hätten, ſofort von ſich zu laſſen, ſie fortan nie wieder bei der Aus- und Einfahrt in ihre Häfen zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen und zur Aufrechthaltung des Friedens und der Freundſchaft mit dem Orden und dem gemeinen Kaufmann der Hanſe dafür zu fordern, daß dieſe von ihren Häfen aus durch die Vitalienbrüder oder andere Seeräuber nie wieder mit Willen der Herzoge Schaden erleiden, wenn es aber geſchehe, die Thäter aufs ſtrengſte beſtraft werden ſollten.

Mittlerweile hatten auf der Tagfahrt zu Lübeck um Oſtern des Jahres 1398 auch die Hanſeſtädte beſchloſſen, neue anſehnliche Streitkräfte zur Vernichtung der Piraten in Bewegung zu ſetzen. Zuerſt traten dort die Rathsſendboten aus Preußen im Namen des Hochmeiſters mit einer Rechtfertigung auf, daß er allein und auf ſeine eigene Hand ſeine Wehrſchiffe in die See ausgeſandt habe; es ſei dies nur zum Beſten des gemeinen Kaufmanns geſchehen, und daß er dieſes in ſolcher Eile gethan, dazu habe ihn die Nachricht bewogen, daß ſich die Seeräuber an mehren Orten eilig zum Seeraub gerüſtet hätten, ſodaß bei längerer Säumniß zu befürchten geweſen, man werde, wenn ſich das Raubvolk erſt zu Hauf verſammelt habe, ihm ſchwerlich Zügel und Zaum anlegen und ſeine Raubwuth bändigen können. Auch habe der Kaufmann in Schonen und auf Bornholm, der in der See viel Schaden erlitten, aufs dringendſte um Hülfe gebeten, die man ihm nicht habe verſagen können. Darauf traten die Rathsſendboten der Hanſe zur neuen Ausrüſtung einer Wehrflotte, die wo möglich alle Vitalienbrüder aus der See verbannen ſollte, zu folgendem Beſchluſſe zuſammen: Lübeck ſolle zu der Unternehmung zwei Schiffe mit 200

Digitized by Google

Bewaffneten ſtellen, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralſund, Greifswalde und Stettin mit den oberſwiniſchen und andern benachbarten Städten zwei Schiffe mit 200 Wäppnern, die Städte Preußens ebenfalls zwei Schiffe mit 200 Mann und die von Livland ein Schiff mit 100 Bewaffneten. Die preußiſchen Städte hätten zwar nach Verhältniß eine größere Zahl ausrüſten ſollen; allein im Auftrage des Hochmeiſters entſchuldigten ſich die Abgeordneten damit, daß ſie zur Vertreibung des Räubervolkes aus Gothland dem Orden ſehr bedeutende Opfer dargebracht. Die beiden Städte Roſtock und Wismar ſollten von der Theilnahme an der Wehrrüſtung ausgeſchloſſen bleiben, wol aber auf des Hochmeiſters ausdrückliches Verlangen wegen ihrer fortwährenden Begünſtigung der Vitalienbrüder „härtlich ermahnt und zur Verantwortung vorgeladen werden.“ Es ward ferner beſtimmt: die ſogenannten Schiffskinder oder das eigentliche Schiffsvolk ſollten nicht mit zu den Wehrleuten der einzelnen Schiffe gerechnet werden; jedes Schiff ſolle außer ſeiner erfoderlichen Wehrrüſtung noch mit zehn übrigen Armbrüſten verſehen und von zwei Snycken oder einer Snycke und einer Schute begleitet ſein. Auf Himmelfahrt ſolle jede Stadt ihre Rüſtung vollendet haben; dann ſollten die Wehrſchiffe von Lübeck und Hamburg, nachdem ſie ſich mit denen von Stralſund vereinigt, nach Bornholm ſegeln und dort die aus Preußen und Livland erwarten. Jede Stadt ſolle ihren Hauptleuten den Befehl ertheilen, die Vitalienbrüder aufzuſuchen, wo ſie nur irgend zu finden ſeien ſowol diesſeits als jenſeits des Sundes. Welche Stadt ſich weigern werde, die von ihr verlangte Beihülfe zu ſtellen, deren Schiffe ſollten in keiner Hanſeſtadt La=

dung einnehmen dürfen und kein Vogt auf Schonen ſolle auf irgend einer Bitte ihre Kaufleute ſchirmen und vertheidigen. Als daher Bremen ſich damit entſchuldigen wollte, daß es wegen vielfacher Gebrechen zur Wehre nichts beiſteuern könne, ward es aufs ernſtlichſte ermahnt und aufgefodert, die verlangte Hülfe zu leiſten, wenn es nicht die angedrohte Strafe über ſich ergehen laſſen wolle. Die Koſten der Wehrrüſtung ſollten auch jetzt wieder durch das Pfundgeld gedeckt, dieſes daher von Pfingſten an überall erhoben, in den Städten, welche die Friedeſchiffe ausrüſteten, geſammelt und Rechnung darüber gelegt werden.

Man ſah jetzt wohl ein, daß man wo möglich zu gleicher Zeit durch kräftige Maßregeln nach allen Seiten hin wirken müſſe, wenn es gelingen ſollte, das wilde Raubweſen auf der See ganz auszutilgen. Als daher auf derſelbigen Tagfahrt auch die Königin von Dänemark ihre Beihülfe zur Befriedung der See darbot, dankte man ihr aufs freundlichſte und bat ſie zugleich, ihren Amtleuten, Vögten und Unterthanen überall den Befehl zu ertheilen, daß, wenn irgendwo an den Küſten ihres Reiches die ausgeſandten Friedeſchiffe anlangen ſollten, man ihnen überall zur Förderung ihres Zweckes behülflich ſein möge. So durchkreuzte nun von Himmelfahrt an die Wehrflotte die See nach allen Richtungen hin; wo man verſteckte Raubhorden fand, wurden ſie angegriffen, aufgefangen und ohne weiteres gerichtet. Je eifriger aber auf dieſe Weiſe das Räubervolk im Verlaufe des Sommers durch die Friedeſchiffe verfolgt und aus ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsorten verſcheucht wurde, um ſo mehr war zu beſorgen, daß, ſobald die Wehrflotte wieder aus der See heimkehren werde, die zerſtreuten Raubhaufen ſich von

Digitized by Google

neuem ſammeln und in ihre alten Schlupfwinkel zurückkommen würden. Dies befürchtete der Hochmeiſter auch in Rückſicht Gothlands. Er wandte ſich daher an den Rath der Stadt Wisby mit dem Vorſtellen: da die Seeräuber und ihre Mithelfer in ſo kurzer Zeit bei weitem nicht alle hätten vertilgt oder vertrieben werden können, vielmehr zu beſorgen ſei, daß gegen den Winter, wenn die Friedeſchiffe in die Städte heimkehrten, die Piraten ſich wieder zu Hauf werfen und in ihre alten Aufenthalte, vorzüglich wol auch nach Gothland zurückkommen würden, weil ſie vormals da ſo bequeme Zufluchtsorte gehabt hätten, ſo ſcheine es rathſam, bei Zeiten auf nöthige Maßregeln dagegen bedacht zu ſein. Ihm dünke das Beſte, daß der Rath von Wisby die Bürgerſchaft dahin beſtimme, dem Orden zur Unterhaltung einer zum Widerſtand gegen das Raubvolk hinlänglichen Streitmacht auf Gothland thätige Beihülfe zu leiſten, namentlich das Kriegsvolk mit beköſtigen zu helfen, denn für Preußen ſei es für längere Dauer zu ſchwer, ſo viel Volks dort zu unterhalten, um Gothlands Bewohnern und dem gemeinen Kaufmanne Schutz und Sicherheit zu gewähren. Der Rath von Wisby ging in des Meiſters Wünſche ein und ſo ward Gothland vorerſt gegen das Räubervolk geſichert, denn ſchon im Juni ſegelten neue Wehrſchiffe mit Kriegsvolk unter der Anführung zweier Rathsherren aus Danzig und Königsberg als bevollmächtigte Admirale und Hauptleute mit ausgedehnter Gerichtsgewalt nach Gothland hinüber.

Dieſe eifrige Verfolgung und Vertreibung der Vitalienbrüder in der Oſtſee (denn mit dieſem Namen bezeichnete man nun ſchon alles, was ſich überhaupt irgendwo

mit dem Seeraub beſchäftigte) hatte jedoch die Folge, daß ſich eine noch ungleich größere Zahl in die Nordſee flüchteten und dort mit den früher ſchon dahingezogenen Raubhorden vereinigten. Nicht blos die Häfen von Oſtfriesland, Aurichhaven, Marienhaveu, Emden, Wittmund und das ganze Brockmerland waren von ihnen angefüllt, ſondern ſie ſchwärmten auch in Maſſen vor den Mündungen der Ems, Weſer und Elbe umher. Sie griffen nicht blos einzelne Schiffe auf; wie z. B. ein ſolches aus Danzig, mit wismariſchem Bier beladen, welches nach Norwegen ſegeln wollte, von den Vitalienbrüdern aufgefangen und an ſeinen Beſtimmungsort gebracht wurde, wo ſie die Ladung für ihre Rechnung verkauften, ſondern ſie fielen auch Flotten von zehn bis funfzehn Schiffen an, die aus Frankreich und Spanien Öl, Wein, Wachs, Reis, Honig u. dgl. brachten, und plünderten ſie völlig aus. Auch engliſche Schiffe, die nach Swen ſegeln wollten, fielen nicht ſelten in ihre Hände. Dabei waren ſie kühn und frech genug, den Lübeckern auf deren Drohungen zur Antwort ſagen zu laſſen: ſie, Gottes Freunde und aller Welt Feinde, würden forthin keines hanſeatiſchen Seefahrers mehr ſchonen; nur Hamburg und Bremen dürften von ihnen keinen Schaden befürchten, weil ſie dahin kommen und dort ab- und zufahren könnten, wann ſie wollten. Dem gemeinen Kaufmanne zu Brügge ließen ſie melden: wenn man ihnen ſicheres Geleit bewillige, um die Hanſeſtädte beſuchen und da ihren Verkehr treiben zu dürfen, ſo wollten ſie den Seeraub unterlaſſen und die See räumen, wo aber nicht, ſo würden ſie den Kaufmann ſchon wol müde genug machen. Dies alles meldeten die Alterleute zu Brügge dem Rathe von Lübeck

und dieſer allen Städten der Hanſe zur Warnung für den Seefahrer. Überhaupt kamen von den Alterleuten und dem gemeinen Kaufmanne aus Gent, Brügge, Ipern, und andern Städten Klagen auf Klagen an die Hanſeſtädte über den ſchrecklichen Verderb, dem der Kaufmann jetzt faſt täglich durch das Piratenvolk unterliegen müſſe. Sie baten aufs dringendſte um Unterſtützung und Hülfe zur Vernichtung des gottloſen Raubgeſindels, wozu ſie ſelbſt auch alle ihre Kräfte aufzubieten verſprachen; dabei erſuchten ſie die Hanſeſtädte, durch ſtrenge Verbote dafür zu ſorgen, daß in den Städten, namentlich auch in Hamburg und Bremen die geraubten Waaren von den Seeräubern unter keiner Bedingung angekauft, vielmehr die Käufer derſelben als Mitſchuldige der Raubgeſellen und als Förderer ihrer Frevelthaten an Leib und Gut aufs nachdrücklichſte beſtraft würden. *) Am meiſten beſchwer-

---

*) Wir wollen als Beiſpiel nur Einiges aus einem Klagſchreiben der Städte Gent, Brügge und Ipern an den Rath von Lübeck, aus Brügge am 24. Mai 1398, hier mittheilen. Sie ſagen: Vos scitis, quanta mala quantaque scandala civitatibus, mercatoribus et incolis civitatum maritimarum Hanse theutonice citra aliquot annos et maxime postquam inter magnificos et excelsos principes, Reginam Dacie et Norwegie ex una parte et Regem Swecie et suos fautores ex alia, pax celebrata est, per quosdam vispiliones et maris piratas perpetrata sunt tum in bonorum et mercaturarum inestimabilis pretii rapinis et depredationibus, tum in mercatorum, naucleorum et nautarum in suis propriis personis diris cruciatibus, a quibus pro tormentorum intollerabilium iaculis thesaurum infinitum extorserunt, et quod detestabilius est, ipsorum mercatorum et nautarum quamplurimos necidarunt et ad maris procellas vivos proiecerunt, ipsos sic

ten ſich die Alterleute der genannten Städte über Witzold vom Brocke, aus deſſen Hafen Marienhaven in kurzer Zeit

inhumaniter interimentes. Qui quidem pirate, de malis in mari septentrionali et orientali peractis non contenti, ad occidentis plagas inter scilicet Flandriam et Angliam et circa limites iurisdictionis Flandrie, qui asylum et refugium mercatorum locusque pacis per mundum universum dicti et promulgati sunt, se novissime transtulerunt, ibidem predas varias malaque multa exercentes. Cumque amici carissimi tam nephandos tamque crudeles sceleratores mercature et totius reipublice devastatores vivere dampnabile sit mundo universo, unusquisque bone mentis et maxime qui ex officio esse tenentur iusticie zelatores, vigiles esse debent et intenti, ut tales latrones et sceleratores nequissimi confundantur et a medio deleantur vivendi, idque metuendissimo principi ac domino nostro domino Duci Burgundie Comiti Flandrie nobisque absque civitatum maritimarum de Hansa presidio, quibus locus ipsorum refugii, multo clarius quam nobis liquet, durissimum et quasi impossibile foret, amicitias et fraternitates vestras carissimas affectuose rogamus ac iusticie intuitu requirimus et postulamus, quatenus opem et operam erga civitates prefatas ad hoc exhibere velitis efficaces, ut prefati sceleratores absque protractione aliqua ulteriori interimi valeant et annullari. Dann bitten ſie: incolas et subditos dictarum civitatum pertinentiarumque suarum et maxime de Bremen et Hamburg nihilominus coherceri, ut tempore medio spolia dictorum latronum non emant, suscipiant vel procurent, sed potius ipsa ementes aut quomodolibet sibi appropriantes in corporibus et bonis tanquam ipsorum piratarum et vispilionum complices, malitiarumque suarum alitores prout decet puniantur aliisque etiam principibus, civitatibus et locis circumvicinis, dictis civitatibus non subiectis, ne dictos piratas in dominiis suis suscipiant vel spolia sua emant aut emi vel suscipi quomodolibet permittant, scribere, congruisque mediis inducere dignemini.

Digitized by Google

die Vitalienbrüder den Flanderern auf der See außerordentlichen Schaden zugefügt hatten. Man hatte daher in Flandern auch ſchon eine Anzahl Schiffe mit einer ziemlich ſtarken Mannſchaft zur Vertreibung dieſes Raubvolkes auf die See ausgeſandt; allein der Verſuch war ohne Erfolg geblieben. Die flandriſchen Städte wünſchten daher und baten dringend, daß die Hanſeſtädte ſich mit ihnen zur Bekämpfung der Raubhorden vereinigen möchten.

Die Städte in Preußen konnten ſich vorerſt noch zu keiner Theilnahme an einer großen Unternehmung entſchließen; ſie hatten in dieſem Jahre ſchon ſehr bedeutende Kräfte zur Säuberung der See aufgewandt; indeß fanden ſie bei der Gefahr, die den Seefahrer jetzt in der Nordſee bedrohte, abermals die Verordnung nothwendig, daß die Kauffahrteiſchiffe nach Flandern ſtets nur in Flotten ſegeln, zwei ſtark bewaffnete Friedeſchiffe, jedes mit vierzig Kriegsleuten beſetzt, eine Flotte begleiten und ſchützen, für dieſe Friedeſchiffe ein beſonderes Geleitsgeld entrichtet und damit zugleich auch die Hauptleute beſoldet werden ſollten. Nach Martini aber ſolle kein Schiff die See mehr befahren dürfen. Thätiger traten zur Bekämpfung der Vitalienbrüder in Friesland mehre andere Hanſeſtädte, namentlich vor allen Lübeck auf; es war dies jetzt noch um ſo nothwendiger geworden, da der Herzog von Vorpommern ſoeben mit einer Anzahl ſtark bemannter Schiffe auf die See ausgelaufen war und ſtatt, wie er vorgegeben hatte, der Königin von Dänemark gegen ihre Feinde zu Hülfe zu kommen, durch den Noreſund ſegelte und dort Kauffahrteiſchiffe, wo er ſie fand, ausplünderte, denn die Mannſchaft ſeiner Schiffe beſtand größtentheils aus den Vitalienbrüdern, die er ſo lange Zeit in ſeinen Häfen

Digitized by Google

gehauſt und gehegt hatte. Sein Glück dauerte freilich nicht lange, denn es kam ihm bald eine Flotte von Wehrſchiffen entgegen und zerſtreute ſein Raubvolk. Der Herzog kam mit einer kleinen Zahl ſeiner Raubgeſellen nach Stralſund zurück; etwa achtzig derſelben hatten ſich an die däniſche Küſte geflüchtet; die Königin ließ ſie alle aufgreifen und ohne Ausnahme hinrichten. Ein Theil dieſes Raubgeſindels aber hatte ſich durch die Flucht nach Friesland gerettet und ſo dort die Zahl der Piraten noch vermehrt. Um ſo mehr eilten jetzt die Hanſeſtädte, dieſes Volk aus ſeinen Schlupfwinkeln in Oſtfriesland ſobald als möglich zu vertreiben. Ihre Wehrmannſchaft langte gegen Ende des Juni dort an. Ihre Auffoderung an die Häuptlinge, das Räubervolk aus ihren Gebieten zu entlaſſen, blieb ohne Erfolg. Mehre Burgen wurden belagert; allein ſie waren mit den Raubhorden ſo ſtark bemannt, daß es unmöglich war, ſich ihrer zu bemächtigen. Nur den Häuptling von Rüſtringen, Edo Wimken, zwang man endlich zu einem Vertrage. Der Graf Junker Chriſtian von Oldenburg ſtellte für ihn den Städten Lübeck und Bremen die Bürgſchaft aus, daß er binnen acht Tagen alle Vitalienbrüder, jung und alt, ſo viele er nur irgend in ſeinem Gebiete habe, von ſich entlaſſen und nie wieder zu ſich nehmen wolle, nur mit Ausnahme von vier Vitalienbrüdern, die er bis Oſtern noch bei ſich beherbergen, dann aber ebenfalls aus ſeinem Gebiete entfernen ſollte. Den Vitalienbrüdern ſelbſt hatte man, wie es ſcheint, die Bedingung vorgeſchrieben, daß ſie ihre Schiffe und Waffen zurücklaſſen, ſonſt aber frei zu Lande ziehen ſollten, wohin ſie wollten; nur ſollten ſie ſich fernerhin alles Raubens enthalten.

Digitized by Google

Die Unternehmung war alſo nicht in dem Maße geglückt, wie man es erwartet, denn ohne Zweifel hatte man das Vitaliervolk in ſo bedeutender Zahl, wie man es gefunden, dort keineswegs vermuthet. Aber der Kampf gegen daſſelbe konnte jetzt unmöglich aufgegeben werden; nur bedurfte es, um ihn mit größerem Glücke zu führen, ſtärkerer Kriegskräfte. Man ſprach daher die Königin von Dänemark um thätige Beihülfe an, und da man von allen Seiten die Nothwendigkeit kräftiger und ernſter Maßregeln erkannte, ſo kamen auf einem Verhandlungstage zu Kopenhagen in den erſten Tagen des Auguſts 1398 die Bevollmächtigten der Hanſeſtädte mit denen der Königin darin überein: die Letztere, die Gebieterin der drei nordiſchen Reiche, ſolle bei dem künftigen Kampfe gegen die Vitalianer mit an der Spitze ſtehen und die Piraten durch die Ihrigen verfolgen und vernichten laſſen, wo man ſie finde, zu Waſſer und Land. Bedürfe ſie der Städte Beihülfe, ſo ſollten ihr dieſe zweihundert Bewaffnete und drei große Schiffe ſtellen. Zwar bat die Königin, daß dieſe Beihülfe, wenn ſie es verlange, noch verſtärkt werden möchte; allein die ſtädtiſchen Sendboten wollten ſich aus eigener Macht nicht dazu verſtehen. Beide Theile ſollten ihre eigenen Hauptleute ernennen und ſie mit ſolchen Befehlen verſehen, daß nicht Mishelligkeiten unter ihnen entſtänden. Die Städte ſelbſt vereinigten ſich dann auch über die Stellung ihrer Wehrmannſchaft. Da die Königin eine anſehnliche Streitmacht aufzuſtellen verſprochen hatte, ſo ſchien es hinlänglich, wenn Lübeck einen großen Koggen mit 50 Bewaffneten, Hamburg ein kleines Schiff mit 15 Mann, Greifswalde, Stettin und die anderen wendiſchen Städte ein großes Schiff mit 70 Wehrleuten,

Digitized by Google

die von Preußen ebenfalls ein ſolches mit 75 Wäppnern und die von Livland ein kleineres mit 35 Mann ausrüſteten. Weil der Kriegsplan zugleich mit auf die Belagerung der Raubſchlöſſer in Oſtfriesland berechnet war, ſo kam man überein, daß jedes große Schiff auch das nöthige ſchwere Geſchütz mit ſich führen ſolle. Die Ausrüſtung ſollte um Faſtnacht des nächſten Jahres beendigt ſein, ſodaß die ganze Wehrflotte ſich noch vor Palmſonntag zu Bornholm verſammeln könne. Endlich vereinigten ſich die Städte auch noch dahin, daß, wenn es aus irgend welchen Gründen auch nicht mehr rathſam ſcheine, an dieſem Bündniſſe mit der Königin feſtzuhalten, ſie dennoch eine Wehrrüſtung für das nächſte Jahr und zwar noch einmal ſo ſtark, als jetzt beſtimmt ſei, ausrichten wollten. In dieſem Falle aber ſollte beſonders die völlige Säuberung der Oſtſee der nächſte Zweck dieſer Rüſtung ſein. Man foderte daher die Städte in Flandern auf, zu gleicher Zeit ebenfalls eine ſtarke Wehrflotte auszurüſten, um dann zugleich auch die Nordſee oder die Weſtſee, wie man ſie damals auch nannte, beſonders in den Gegenden von Friesland von den Seeräubern zu reinigen. Dieſe Beſtimmungen aber waren nur von den Bevollmächtigten einer kleinern Zahl von Hanſeſtädten entworfen worden. Mehre andere waren damit keineswegs einverſtanden. Kolberg z. B., Stargard und die übrigen ſogenannten oberſwiniſchen Städte, welche den Städten Stralſund, Greifswalde und Stettin Beiſteuer leiſten ſollten, verweigerten ihre Beihülfe. Es wurde daher gegen ſie die ſchon früher zu Lübeck feſtgeſtellte Strafanordnung geltend gemacht, daß ihre Schiffe in keiner Hanſeſtadt eine Ladung einnehmen und kein Vogt auf Schonen ihre See-

Digitized by Google

fahrer und Kaufleute auf einer dortigen Bitte ſchützen und vertheidigen ſolle. Nur Kolberg ward von der Strafe wieder befreit, nachdem es ſich zur Beihülfe verſtanden hatte. Ebenſo widerſprachen die Städte in Preußen jedem Bündniſſe mit der Königin von Dänemark und erklärten ſich nur dann zur Ausrüſtung der von ihnen verlangten Wehrmannſchaft bereit, wenn gar keine Verbindung zwiſchen den Friedeſchiffen der Hanſeſtädte und denen der Königin ſtattfinden werde. Ihre Beihülfe indeß war dem Haupte der Hanſe, Lübeck, viel zu wichtig, als daß es ſich nicht hätte bemühen ſollen, ſie durch die Erklärung zu beruhigen: es ſei dadurch, daß man ſich mit der Königin darüber verſtändigt, eine neue Wehre in die See zu legen, keineswegs mit ihr ein Bündniß geſchloſſen, ſondern man habe ſich nur dahin vereinigt, daß die Königin auf ihre eigene Hand die Vitalienbrüder verfolgen und die Städte desgleichen thun ſollten; nur wenn jene die Vitalienbrüder irgendwo in einem Raubſchloſſe belagern laſſe und dazu die Hülfe der Städte bedürfe, ſo ſollten deren Hauptleute bevollmächtigt ſein, ihr ſolche zu leiſten; in einem ſolchen Falle habe auch die Königin ſich zur Beihülfe der Städte verpflichtet, ein Verhältniß, welches doch keineswegs ein Bündniß genannt werden könne. Dies genügte den Hanſeſtädten in Preußen. Die Königin gab ſich zwar ſelbſt noch viele Mühe, ſie zu einer engern Verbindung mit ihr zu gewinnen; ſie ließ deshalb nicht blos die um Gothland und Stockholm herumkreuzenden preußiſchen Friedeſchiffe auf eine äußerſt gütige und zuvorkommende Weiſe behandeln, ſondern die Städte auch ſelbſt zu einer näheren Vereinigung ihrer beiderſeitigen Wehrſchiffe auffodern, weshalb ſie um genauere Auskunft

Digitized by Google

bat, wann die Schiffe aus Preußen in die See auslauſen würden. Allein die Städte antworteten: es laſſe ſich darüber nichts Näheres beſtimmen, weil in der Winterzeit wegen Eis die Wehrſchiffe aus Livland ſich mit denen in Preußen vorerſt noch nicht vereinigen könnten.

So ſammelte ſich nun gegen Oſtern des Jahres 1399 eine neue Wehrflotte von Friedeſchiffen in den Gewäſſern der Oſtſee. Die Städte in Preußen betrieben die Unternehmung jetzt mit ganz beſonderem Eifer. Auch die Königin von Dänemark hatte zur beſtimmten Zeit eine Anzahl trefflich gerüſteter Schiffe in die See auslaufen laſſen, und da man zuvor ſchon von allen Seiten her Erkundigungen eingezogen, Danzig z. B. genau auskundſchaftet hatte, wo ſich noch Vitalienbrüder aufzuhalten pflegten und wohin ſich namentlich ein bei Wolgaſt verſammelter Haufe hingeflüchtet habe, ſo war in kurzer Zeit die Oſtſee von dem Seeräubervolke ſo geſäubert, daß ſchon im Mai den Seefahrern in Preußen völlig freie Fahrt auf der See geſtattet werden konnte. Nur die Fahrt durch den Sund durfte noch nicht anders als in einer Flotte von wenigſtens zwanzig Schiffen geſchehen, und als dennoch im Sommer einige preußiſche Schiffe die Fahrt einzeln unternahmen, wurde jedes von ihnen mit einer Mark Goldes beſtraft. Übrigens wirkte zu dieſem günſtigen Erfolge auch das friedliche und freundliche Benehmen mit ein, womit ſich die preußiſchen und däniſchen Friedeſchiffe, ſo oft ſie zuſammentrafen, einander begegneten. Es war ſeit langen Zeiten das erſte Jahr, in welchem in den Gewäſſern der Oſtſee ein für Handel und Schifffahrt günſtiger Zuſtand von Sicherheit und Ruhe eintrat.

Digitized by Google

Mittlerweile waren auch in den Verhältniſſen Oſtfrieslands merkliche Veränderungen erfolgt. Der mächtige Häuptling Witzold vom Broke mochte wol eingeſehen haben, daß er ſich auf die Länge in einem Kampfe mit den Hanſeſtädten und den Städten in Flandern nicht werde halten können. Er hatte ſich daher ſchon im Sommer des Jahres 1398 den erſtern zu einem Bündniſſe angeboten, ſofern ſie ihn „zu Gnaden" aufnehmen und alles früher Geſchehene in Vergeſſenheit ſtellen wollten. Da ihm die Städte indeß, wie es ſcheint, keine genügende Antwort ertheilt, ſo hatte er ſich bald darauf in den Schutz des Herzogs Albrecht von Baiern, Grafen von Holland geworfen, indem er alle ſeine Herrſchaften, Schlöſſer und Beſitzungen von ihm zu Lehen angenommen und ſo des Herzogs Vaſall geworden war (im September 1398). Dieſes Verhältniß benutzend, wandte ſich Lübeck nicht nur an den Herzog mit der Bitte, Witzoldn, ſeinen Lehensmann, ſowol zur Entfernung aller noch bei ihm liegenden Vitalienbrüder, als auch zum Erſatz des dem gemeinen Kaufmanne durch ſeine Schuld von den Seeräubern zugefügten Schadens zu vermögen, ſondern man foderte hiezu auch den Häuptling ſelbſt auf. Der Herzog erklärte ſich ſehr geneigt, da auch er und ſeine Lande von dem Raubvolke manche ſchmerzliche Verluſte erlitten hatten. Witzold zeigte ſich ebenfalls bereitwillig, ſich dem Wunſche der Hanſeſtädte zu fügen; indeß ſtellte er für die Entlaſſung der Vitalienbrüder aus ſeinem Gebiete die Bedingung auf, daß man ihn von allem und jedem Schadenerſatze zuvor völlig freiſprechen müſſe. Man war noch in dieſen Verhandlungen begriffen und es wurde ſchon ein näherer Berathungstag anberaumt, auf welchem der Her-

Digitized by Google

zog als Vermittler die noch obwaltenden Irrungen zwiſchen den Hanſeſtädten und dem Häuptling ausgleichen ſollte, als dieſer in einer Fehde mit einem Edelmanne aus dem Mormerlande, in die ſich auch die Biſchöfe von Bremen, Münſter und Minden und die Grafen von Oldenburg miſchten, mit achtzig ſeiner Kriegsleute gefangen genommen und enthauptet wurde, am 23. April 1399. So war das Brockmerland von dem Baſtard befreit, der auf nichts Geringeres hingearbeitet hatte, als das alte Haus vom Broke in ſeiner Herrſchaft zu ſtürzen. Nicht ohne Freude vernahmen die Hanſeſtädte ſeinen Untergang, denn an ihm hatten die Vitalienbrüder bisher immer einen mächtigen Schutzherrn und Gönner gefunden.

Keno vom Broke war jetzt unbeſtritten alleiniger Herr und Häuptling vom Brockmerlande. Es galt nun aber vor allem, durch Vertilgung oder doch völlige Vertreibung der Vitalianerhorden aus Friesland auch dem Handel nach Flandern mehr Sicherheit und dadurch zugleich regſameres Leben zu verſchaffen. Man foderte daher auf einer Tagfahrt zu Lübeck durch eine Botſchaft nicht blos die Städte in Flandern ſelbſt zu thätiger Mitwirkung auf, ſondern es gingen von da aus auch Befehle an die Vögte von Campen, Zütphen und Harderwyk, ſich mit den andern Vögten auf Schonen, namentlich auch mit denen aus England und Brabant zur Ausſendung einer Anzahl von Schiffen und Kriegsleuten bereit zu hatten, um die Weſtſee von dem Raubvolke der Vitalianer ſo viel als möglich zu befreien. Es fand darauf auch ein neuer Verhandlungstag zu Nyköping ſtatt, auf welchem die Abgeordneten der Hanſeſtädte den mit der Königin von Dänemark geſchloſſenen Vertrag zur ferneren Bekämpfung der

Digitized by Google

Seeräuber erneuerten, zugleich aber auch an den Grafen Kurd von Oldenburg, an Keno vom Broke und an die Städte Gröningen und Dokkum die Auffoderung erließen, die Vitalienbrüder ſofort und ohne weiteres aus ihren Gebieten zu entfernen und ihnen fortan keinen Schutz mehr zu gewähren. Dies hatte indeß, wie es ſcheint, wenig Erfolg. Da die Jahreszeit zu einer größern Unternehmung nach Friesland, um mit den Waffen zu erzwingen, was man mit Ermahnungen nicht hatte erreichen können, ſchon zu weit vorgerückt war, ſo verſchob man die Ausführung eines umfaſſenderen Planes aufs nächſte Jahr, indem man vorläufig die ſüderſeeiſchen Städte, die in Flandern und mehre andere zu einer Tagfahrt nach Lübeck einlud, um dort über die zu ergreifenden Maßregeln und die nothwendigen Leiſtungen der einzelnen Bundesſtädte nähere Beſtimmungen feſtzuſtellen. Auch mit der Königin von Dänemark wurden auf einer Tagfahrt auf Seeland noch im Herbſt des Jahres 1399 zu fernerer Verfolgung und Vernichtung der Seeräuberhaufen die nöthigen Verabredungen getroffen. In Preußen aber beſchloſſen die Städte, auf ihre eigene Hand im nächſten Frühling wieder einige Wehrſchiffe mit einigen Hunderten von Kriegsleuten in die Oſtſee auszuſenden, weil zu befürchten war, daß das Raubvolk, durch einen ernſten Kampf aus Oſtfriesland vertrieben, ſich zum Theil leicht wieder in die öſtlichen Gewäſſer flüchten könne.

Die Sendboten der Hanſeſtädte aber waren auf der Tagfahrt zu Lübeck im Anfange des Februars 1400 kaum verſammelt und ihre Verhandlungen über eine kräftige Unternehmung zur Vernichtung der Piraten in Friesland hatten kaum begonnen, als dort Almer, Keno's vom

Digitized by Google

Broke Kaplan, mit einem Beglaubigungsſchreiben ſeines Herrn erſchien, mit der Bitte, den Städten im Namen ſeines Gebieters eine Erbietung vorlegen zu dürfen. In die Verſammlung der Rathsſendboten zugelaſſen, erklärte er: Keno, ſein Herr, erbiete ſich zu der Städte Freundſchaft; ſie möchten es ihm nicht zu arg ausdeuten, daß er die Vitalienbrüder in ſein Gebiet aufgenommen, er habe es aus Noth und Gedrang gethan, weil er den Verluſt ſeines Landes und ſeines ganzen Vermögens gefürchtet. Er habe jedoch des von ihnen geraubten Gutes nicht genoſſen; nur aus Noth habe er ihnen die Erlaubniß geben und beſiegeln müſſen, daß ſie die aus der See mitgebrachten Schiffe und Güter in ſeinen Landen nach ihrem Willen gebrauchen dürften, aber nicht, daß er die Schiffe wieder zu des Kaufmannes Verderb auf die See auslaſſen ſolle. Gerne wolle er jetzt die Vitalienbrüder von ſich laſſen und zwar landwärts und nicht zu Waſſer, auch wolle er ſie nimmer wieder in ſein Gebiet aufnehmen und wenn ſie ſonſt Jemand in Friesland noch ferner hauſen und hegen werde, ſo wolle er bereitwillig gegen ſolchen den Hanſeſtädten zu Hülfe ſtehen.

So Keno's Abgeſandter. Allein die Hanſeſtädte trauten der ſo plötzlich veränderten Geſinnung des Häuptlings nicht; ſie ahneten bei dem Antrage die argliſtige Abſicht, auf dieſe Weiſe die Städte zu dem Beſchluſſe zu bewegen, ihre Wehrrüſtung gegen Friesland aufzugeben, und ſie ſprachen dieſen ihren Argwohn auch gegen den Kaplan ganz offen aus. Dieſer indeß betheuerte nicht nur ſeines Herrn redlichſte Geſinnungen zu des Kaufmannes Beſtem und wiederholte ſein Gelöbniß, das Raubvolk von Stund an aus ſeinem Lande hinwegzuweiſen, ſondern er verſprach

auch, in wenigen Wochen von Keno ſelbſt und deſſen Freunden einen zuverläſſigen Zuſicherungsbrief über ſeine Zuſage beizubringen. Mittlerweile richteten die Städte auch an den Grafen Kurd von Oldenburg, da ſie benachrichtigt waren, daß er, wie er auch ſelbſt zugeſtanden hatte, noch immer mehre Haufen von Vitalianern in ſeiner Stadt Oldenburg hauſe und herberge, eine abermalige Auffoderung, das Volk aus ſeiner Herrſchaft zu entfernen; ſie wandten ſich ferner auch an die Stadt Gröningen und an die Häuptlinge zu Weſtergo, ſie benachrichtigend, daß man jetzt alle Mittel aufbieten werde, das Vitalianervolk aus dem Brockmerlande mit Macht zu vertreiben, und ſie zugleich ermahnend, dafür zu ſorgen, daß es auch ſonſt nirgends in Oſt- und Weſtfriesland mehr geduldet und geſchützt werde. Allein die Hanſeſtädte erhielten weder von dieſen, noch vom Grafen eine genügende Antwort. Keno vom Broke ſtellte nun zwar allerdings an die Bürgermeiſter und Rathmanne der Hanſeſtädte eine öffentliche Erklärung aus, worin er ſeine Zuſage erneuerte und feſt verſicherte, daß er und ſeine Nachkommen, ſeine Partei und Freunde nun und nimmer wieder ſolches Raubvolk, welches den Hanſeſtädten und dem gemeinen Kaufmanne ſo großen Schaden bringe, aufnehmen und hegen würden, und zugleich erklärte, daß, wenn eine andere Partei in Friesland oder auch ſelbſt ſeine eigene fortan ſolche Leute hauſeten und ſchützten, er ſolches mit ſeinen Schlöſſern, Landen und Leuten und mit aller ſeiner Macht abwenden, die Seeräuber überall zu verſtören ſuchen und in Verbindung mit den Hanſeſtädten auch alle Diejenigen mit bekämpfen helfen wolle, welche das Raubvolk irgendwo ſchützten, vertheidigten und hegten. Es verbürgten ſich

Digitized by Google

für die Aufrichtigkeit und Sicherheit dieſes Verſprechens zwar auch die Häuptlinge Folkmar Allena von Oſterhuſen, Haro Ayldisna von Faldern, Siebern, Häuptling zu Lakwert, Imelo Edſardisna von Edelſum, Haro Edſardisna von Greetſyhl, Enno, Häuptling zu Norden, und der junge Haro von Dornum. Allein auch jetzt noch konnten die Hanſeſtädte kein feſtes Vertrauen gewinnen. Man beſchloß daher, unter allen Umſtänden eine neue Wehrflotte auszurüſten, um ſie, wenn es nöthig ſei, in die Weſtſee auszuſenden und die aus Friesland geflüchteten Vitalienbrüder dort aufzuſuchen. Lübeck, Hamburg, Bremen, Stralſund, die Städte Preußens und Livlands, ferner Campen, Deventer, Zütphen, Harderwyk, Elborg, auch Roſtock und Wismar, die man jetzt mit hinzuzog, ſollten zuſammen zwölf Wehrſchiffe mit etwa tauſend Wäppnern und überdies noch die nöthige Anzahl kleinerer Schiffe ſtellen. Sollte es die Noth erfodern, ſo wollte man auch verſchiedene Landesherren um Hülfe anſprechen und Ritter und Knechte mit in Sold nehmen. An die Königin von Dänemark, die ſich nicht blos ſchon auf dem Verhandlungstage zu Nyköping, ſondern auch jetzt wieder durch eigene Botſchafter zur Beihülfe auch an der Säuberung der Weſtſee erboten hatte, wandte man ſich ſogleich und nahm ihren Beiſtand in Anſpruch. Man erſuchte ſie aber zugleich auch um ihre Theilnahme an der Ausrüſtung einer Anzahl Wehrſchiffe, die man in die Oſtſee legen wollte, wozu jede der genannten Hanſeſtädte nach Verhältniß Schiffe und Mannſchaft ſtellen ſollte. Oſtern ſollte die ganze Rüſtung beendigt ſein und bei Bornholm die ganze Flotte ſich verſammeln. Endlich ward noch beſchloſſen, daß man von allen den Städten, die zu dieſer Wehrrü-

Digitized by Google

ſtung für die Oſt= und Weſtſee nicht nach Gebühr beihelfen wollten, doppeltes Pfundgeld nehmen, dagegen die Unterthanen der Königin von Dänemark wegen deren Mithülfe von der Abgabe befreit ſein ſollten. Die Rathsſendboten der Städte in Preußen traten zwar auf der Tagfahrt wegen der Verbindung mit der Königin wiederum ſcheu zurück und gaben keineswegs zu allen Beſtimmungen ihre unbedingte Einwilligung. Allein nach ihrer Heimkehr ward auch auf einer Tagfahrt zu Marienburg mit Genehmigung des Hochmeiſters der Beſchluß gefaßt, man wolle, wenn nicht gehalten werde, was der Kaplan Keno's vom Brocke zu Lübeck zugeſagt, an der Wehrrüſtung ebenfalls thätigen Antheil nehmen, und die Danziger ſollten die Königin von Dänemark erſuchen, zu der Kriegsunternehmung nach Friesland einen Hülfshaufen von wenigſtens 300 bis 400 Mann zu ſenden.

Bald nach der Tagfahrt zu Lübeck hatten die Hamburger im Auftrage der übrigen Hanſeſtädte ihren Stadtſchreiber nach Friesland geſandt, mit der Auffoderung an Keno vom Broke, ſeinem Verſprechen nachzukommen. Der Sendbote aber kehrte mit der Nachricht zurück: Keno ſelbſt habe zwar Alles, was ſein Kaplan den Städten zugeſagt, aufs pünktlichſte erfüllt, die Vitalienbrüder aus ſeinem Gebiete entfernt und ihnen drei ihrer Schiffe, die ſie dem Kaufmanne auf der See weggenommen, für dreihundert Nobeln abgekauft, um ſie denen, welche ſie verloren, für dieſe Summe wieder zurückzuliefern; allein damit ſei wenig gewonnen, denn mehre andere Häuptlinge, namentlich Edo Wimken von Rüſtringen und der Propſt und Häuptling Hisko von Emden hätten den größten Theil jener Vitalienbrüder in ihre Gebiete aufgenommen und den

Digitized by Google

übrigen habe der Graf von Oldenburg Geleit gegeben. Da man hieraus erſah, daß zur Verminderung des räuberiſchen Unweſens dadurch nichts weiter gefördert, vielmehr zu fürchten ſei, daß auch Keno vom Broke das Raubvolk, wenn ihm von Seiten der Städte nicht eiligſt Hülfe zukomme, bald wieder bei ſich aufnehmen werde, ſo ſetzten jetzt Lübeck und Hamburg alles in Bewegung, die übrigen Hanſeſtädte zur ſchnellen Ausrüſtung ihrer Wehrſchiffe und Kriegsleute aufzumuntern. Auch die Königin von Dänemark ward zu ſchleuniger Beihülfe aufgefodert und bei dem außerordentlichen Eifer, womit beſonders von den beiden erwähnten Städten die Seerüſtung betrieben wurde, ſtand die Wehrflotte ſchon um Oſtern verſammelt da und lief, nachdem ſich auch die Wehrſchiffe von Gröningen, Campen und Deventer mit ihr vereinigt, unter der Anführung der Rathsherren Henning von Renteln und Johann Kriſpin von Lübeck, Albert Schreie und Johann Nanne von Hamburg in die See. In die Oſt-Ems einſegelnd, griffen ſie dort alsbald einen Vitalianerhaufen an; achtzig von dieſen wurden im Kampfe erſchlagen oder in die See geworfen und über dreißig gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet. Darauf zogen ſie vor Emden. Der ſchlaue Häuptling Propſt Hisko überlieferte ihnen ſofort Schloß und Stadt und wußte die Hauptleute durch ſein anſcheinend aufrichtiges und ehrliches Weſen dergeſtalt für ſich zu gewinnen, daß ſie ihm nicht blos Emden wieder einräumten, ſondern auch die Schlöſſer zu Fallern und Larrelt oder Harle überlieferten. Andere Raubſchlöſſer, wie Wittmund, Grothuſen und Luvard, die man mit Sturm nehmen mußte, wurden niedergebrannt und dem Boden gleich gemacht. Im Gan-

zen wurden fünf Raubſitze völlig vernichtet und gegen zweihundert Vitalienbrüder theils im Kampfe erſchlagen, theils hingerichtet. Keno vom Broke kam unter ſicherem Geleit nach Emden, wo er Schloß und Stadt Aurichhaven den Hanſeſtädten einräumen und Geißeln ſtellen mußte, die ſo lange in Bremen bleiben ſollten, bis er die Städte in ihren Foderungen wegen Schadenerſatz befriedigt haben würde. Zu einem gleichen Vertrage ward auch Ayvart, Folkmar Allena's Bruderſsohn, gezwungen. Es wurde ein Tag zu Hamburg aufgenommen, auf welchem dieſe und andere Häuptlinge von Friesland erſcheinen und ſich wegen des Schadens, der durch ihre Schuld ſeit Jahren den Hanſeſtädten zugefügt worden ſei, verantworten und mit ihnen ausgleichen ſollten.

Dies alles aber genügte den Hauptleuten der Hanſeſtädte zu völliger Sicherheit noch keineswegs. Man ſchloß mit achtundzwanzig Häuptlingen des Landes, worunter die vornehmſten Keno vom Broke, Leward von Emden Häuptling zu Norden, Folkmar Allena von Oſterhuſen, Edo Wimken von Rüſtringen, Haro Ayldisna von Faldern, Hisko Propſt zu Emden, der junge Haro von Dornum u. m. a. waren, einen förmlichen Vertrag ab, worin es hieß: „Wir Häuptlinge und die Gemeinheit des ganzen Landes Oſtfriesland, wie es gelegen iſt zwiſchen der Ems und der Weſer, ſollen und wollen nimmermehr zu ewiger Zeit Vitalienbrüder oder andere Räuber, die den Kaufmann beſchädigen oder beſchädigen laſſen zu Land oder zu Waſſer, in unſern Landen oder Gebieten hauſen oder hegen. Geſchähe dies von jemand, ſo wollen und ſollen wir mit Rath und That und aller unſerer Macht dazu helfen und zu Waſſer und Land dazu mitwirken,

Digitized by Google

daß die Räuber zerſtört werden; auch ſollen und wollen wir bewilligen, daß alle Kaufleute zu Waſſer und Land bei Tag und Nacht frei und ſicher fahren und verkehren können, wo es ihnen bequem iſt, auf ihren rechten Zoll, den ſie von Alters her zu geben pflegen; wollte jemand ſie daran hindern oder hindern laſſen, ſo wollen wir ſolches verbieten und ſie vertheidigen mit aller unſerer Macht und ganzer Treue. Würde jemand ſchiffbrüchig in der See binnen Landes oder außen in der See, ſo ſoll von dem Gute, welches die Einwohner des Landes oder andere dazu gerufene Leute bergen würden, redlicher Arbeitslohn genommen werden; was aber die Schiffer, ihre Schiffskinder (Matroſen) oder die Kaufleute ſelbſt bergen würden, ſollen ſie behalten und nichts davon abgeben. Auch ſollen alle Privilegien und Briefe, welche den Hanſeſtädten überhaupt oder einer Stadt beſonders gegeben ſind, fortan in Kraft bleiben und unverbrüchlich gehalten werden."

Nach Abſchluß dieſes Vertrages kehrte die Wehrflotte in die Hanſeſtädte zurück. Die Unternehmung hatte bedeutende Koſten verurſacht; die Lübecker allein ſchlugen ihren Koſtenaufwand für die Ausrichtung und Unterhaltung ihrer Friedeſchiffe auf 9350 lüb. Mark an, die ihnen zum Theil von dem Pfundgelde aus Preußen wiedererſtattet wurde. Und doch vertilgt war das Räubervolk auch jetzt noch keineswegs. Die Hauptanführer der Vitalienbrüder in Friesland waren, mehre auch mit anſehnlichen Räuberſcharen durch die Flucht entkommen. Viele fanden bei den Weſtfrieſen, die eben damals mit dem Grafen von Holland im Kriege lagen, ſehr geneigte Aufnahme, indem man das kühne und ſtreitluſtige Volk dort

Digitized by Google

gern als Söldner gegen die Holländer bewaffnete. Andere Haufen hatten ſich hinauf an die norwegiſchen Küſten geflüchtet und ſchwärmten von dort aus weit auf der See umher, weshalb man die Königin von Dänemark erſuchen mußte, dort die Flüchtlinge aufſpüren und vernichten zu laſſen, wozu ſie ſich auch bereit erklärte. Selbſt bis nach Calais hin ſcheinen ſich die aus Friesland vertriebenen Vitalienbrüder geflüchtet zu haben, wenigſtens hören wir, daß der Befehlshaber von Calais, welches damals im Beſitz der Engländer war, ſogenannte „Lykendelers" in ſeinem Solde hatte.

Die Verhandlungen mit dem Häuptling Keno vom Broke zogen ſich ſehr in die Länge. Er hatte ſich zwar mit Volkmar Allena zu Bremen als Geißel geſtellt, allein es kam dort ebenſo wenig als auf einem Verhandlungstage zu Stade im November des Jahres 1400 über die den Hanſeſtädten zu leiſtende Schadenvergütung zu einer Ausgleichung, indem die Städte klagten, daß die Zuſage, welche Keno's Kaplan ihnen gegeben habe, nicht einmal ganz erfüllt ſei. Endlich trat der Herzog von Geldern ins Mittel, indem er bei den Hanſeſtädten für Keno die Fürbitte einlegte, man möge ihm die den Städten eingeräumten Schlöſſer in Friesland wieder zurückgeben. Die Städte erklärten zwar nur: ſie würden ſich gegen den Häuptling völlig redlich und gerecht beweiſen, ſobald er ihnen wegen des erlittenen Schadens gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſe; da ſie indeß das ſchiedsrichterliche Erkenntniß über den Schadenerſatz dem Herzog anheimſtellten und Keno mit Folkmar Allena ihnen einen Verſicherungsbrief ausfertigte, daß ſie beide auf einem vom Herzoge anberaumten Tage erſcheinen und ſeinem Aus-

Digitized by Google

ſpruche ſich unterwerfen, auch den Städten alle Freiheiten und Privilegien, die er oder ſeine Vorfahren ihnen gegeben, treu und ungeſchmälert aufrecht halten würden, ſo gelang es dem Herzoge endlich, eine Ausgleichung mit den Städten herbeizuführen.

So trat jetzt eine Zeitlang in den Verhältniſſen, von denen wir hier reden, ein ziemlich ruhiger Zuſtand ein. Man hatte lange auf der See nie ſolche Sicherheit und Ruhe geſehen, als im Jahre 1401 herrſchte. Wir hören weder von Wehrrüſtungen, noch von räuberiſchen Angriffen und Plünderungen der Piraten, die jene nothwendig gemacht hätten. Auf Gothland, welches die Ordensritter noch im Beſitz hatten, wagten die Vitalienbrüder jetzt nicht mehr, ihre alten Raubſitze wieder aufzuſuchen. Anderer Seits hielten auch die Häuptlinge in Friesland feſt an dem geſchloſſenen Vertrage und ließen keinen Seeräuber in ihre Lande mehr zu. Freilich aber dauerte die für den Handel ſo nöthige Ruhe und Sicherheit auf der See nicht lange. Schon im März des Jahres 1402 fand man in Preußen wieder nothwendig, die Verordnung zu erneuern, daß niemand vor Oſtern in die See auslaufen und kein Seefahrer allein, ſondern ſtets nur in einer Flotte von wenigſtens zehn Schiffen ausſegeln ſolle unter Strafe von 50 Nobeln. Anlaß hierzu gab wahrſcheinlich der pommeriſche Herzog von Bart, bei dem wieder eine Anzahl von Piraten Schutz und Aufenthalt gefunden hatte, weshalb auch von den wendiſchen und preußiſchen Hanſeſtädten beſchloſſen ward, gegen ihn von neuem eine Wehrflotte in die See zu legen. Auch die Nordſee wurde bald wieder von Räuberhaufen durchkreuzt. Die meiſten Hauptleute der Vitalienbrüder waren, wie wir hörten,

Digitized by Google

durch die Flucht aus Friesland entkommen; mehre hatten ſich an der norwegiſchen Küſte umhergetrieben. Vier von ihnen aber, Nicolaus Stortebecker, Godeke Michael, Wichmann und Wigbold, der ſich früherhin den Titel eines Magiſters der freien Künſte erworben hatte, alſo gerade dieſelben, welche vormals die Raubſcharen der Vitalianer nach Oſtfriesland geführt, hatten jetzt wieder zahlreiche Banden verſammelt und ſich in Schlupfwinkel auf Helgoland gelegt, weil gerade dort bei der Ausfahrt der Seefahrer aus der Elbe und Weſer auf reiche Beute gerechnet werden konnte. Hamburg litt bald von dieſem Volke ſehr bedeutende Verluſte, denn wiederholt wurden die hamburger „Englandsfahrer" ſogleich bei der Ausfahrt aus der Elbe von ihm aufgefangen und ausgeplündert. Man beſchloß endlich, die Raubneſter auf dem Eiland zu zerſtören und ließ eine Anzahl Wehrſchiffe mit ſtarker Mannſchaft unter der Anführung des Rathsherrn Nicolaus Schocke und Simon's von Utrecht, eines im Seekriege ſehr erfahrenen Mannes, gegen Helgoland auslaufen. Sie trafen zuerſt auf den Haufen, deſſen Anführer Wichmann und Stortebecker waren. Als die Raubgeſellen die Schiffe heranſegeln ſahen, freuten ſie ſich ſchon der Beute, denn ſie hielten ſie für Laſtſchiffe und rüſteten ſich ſchon zur Plünderung. Allein ſie fanden ſich ſchwer getäuſcht, als die Hamburger raſch auf ſie losſegelten und mit den Waffen in ſie einſtürmten. Es kam zu einem äußerſt hartnäckigen und blutigen Kampfe; unter wildem Geſchrei wehrte ſich das Raubvolk mit wahrer Verzweiflung, denn die Wahl ſtand nur zwiſchen Sieg oder Tod. Aber auch das hamburger Kriegsvolk focht mit ausgezeichneter Tapferkeit; es gelang dieſem endlich, ſich mehrer der Raubſchiffe zu bemächtigen, an-

Digitized by Google

dere wurden in den Grund gebohrt, einige auch retteten ſich durch die Flucht. Nach einem alten Kriegsliede verdankten die Hamburger vorzüglich einem ihrer Schiffe, „die bunte Kuh“ genannt, den vollſtändigſten Sieg. Vierzig von den Piraten waren im Kampfe geblieben, ſiebenzig wurden gefangen genommen, unter ihnen auch die beiden Hauptleute Wichmann und Nicolaus Stortebecker. Bald darauf (ob noch auf der nämlichen Kriegsfahrt oder auf einer in kurzer Zeit darauf folgenden, darin weichen die Angaben voneinander ab) geſchah auch ein Angriff auf den andern Räuberhaufen, an deſſen Spitze Godeke Michael und der Magiſter Wigbold ſtanden; es gelang auch über ihn der Sieg; eine bedeutende Zahl der Piraten wurden erſchlagen oder in die See geſtürzt und achtzig von ihnen gefangen nach Hamburg geführt. Dort ward die geſammte Zahl der Gefangenen, hundert und funfzig nebſt ihren Hauptleuten, öffentlich enthauptet und ihre Köpfe längs am Elbſtrande, zum Schrecken ihrer Raubkompane auf der See, auf Pfählen aufgeſteckt. Magiſter Wigbold hatte das Schickſal, alle ſeine Mitgeſellen vor ſich enthaupten zu ſehen; er war der Letzte, den das Richtſchwert traf.

Auch mancher aus den Raubſchiffen mitgebrachten Beute erfreuten ſich die Hamburger. Alles ſtrömte dahin, wo man theils die einſt an der ſpaniſchen Küſte geraubten Reliquien des heiligen Märtyrers Vincentius, theils den großen ſilbernen Humpen ſehen konnte, den der trinkluſtige Hauptmann Stortebecker bei ſich zu führen und gewöhnlich auf einen Zug zu leeren pflegte. Nur ein Edelmann aus Gröningen war ihm in dieſem Meiſterſtücke der Saufkunſt gleich gekommen; von ihm mochte er den

Becher durch Raub oder als Geſchenk erhalteu haben, denn es ſtand darauf das Verslein eingegraben:

Jk Jonker Sissinga	Ich Junker Siſſinga
Van Groninga	Von Gröningen
Dronk dees heusa	Trank dies Gehäuſe
In een Fleusa *)	In einem Fleuße (Fluſſe)
Door myn kraga	Durch meinen Kragen
In myn maga.	In meinen Magen.

Hamburg aber iſt dieſer glücklichen und ſiegreichen Unternehmung wegen ſtolz geweſen bis auf neuere Zeiten herab. Man hat die Lobſprüche gern gehört, die ihm deshalb von ruhmredigen Schriftſtellern ertheilt worden ſind; gern hat ſich die Stadt „die Bezwingerin der Piraten“ nennen laſſen und wie viel man auf ihr Verdienſt um die Säuberung der See gehalten hat, zeigt ihr Bemühen, Bild und Namen des einſt weitgefürchteten Hauptmannes Stortebecker auf Münzen zu verewigen.

Allein völlig vom Raubvolke befreit waren die Oſt- und Nordſee noch keineswegs; es trat zwar auf einige Zeit wieder einige Ruhe ein, denn die Raubhaufen waren geſchreckt und zerſtreut, zum Theil auch ohne Hauptleute. So durchſchwärmten ſie eine Zeitlang die See nur mehr im Einzelnen. Aber ſchon im Sommer des Jahres 1403 erhielten die Städte in Preußen Kunde, daß ſich das Raubvolk zum großen Verderb des ſeefahrenden Kaufmannes wieder mehr und mehr zu Haufen ſammle. Man mußte von neuem darauf bedacht ſein, abermals eine Wehre in die See zu legen; Danzig und Elbing ſollten

*) So muß wahrſcheinlich geleſen werden, denn hensa und Flensa, wie Wiarda Oſtfrieſ. Geſchichte B. I. S. 371 hat, gibt keinen Sinn.

Digitized by Google

dazu die Rathsmanne und jede Stadt funfzig Wäppner ſtellen; es mußte auch ſchon wieder das Gebot erneuert werden, daß vor Petri Stuhlfeier und nach Martini wegen Unſicherheit der See bei Verluſt von Schiff und Gut Niemand aus einem Hafen ausſegeln ſolle, denn ſelbſt bis an die Küſten der nordiſchen Reiche durfte ſich ſchon kein einzelnes Schiff mehr wagen. Die Sendboten der Hanſeſtädte kamen daher auf einer Tagfahrt zu Kalmar darin überein, daß, wenn irgendwo Seeräuber in der See bemerkt würden, die auf des Kaufmanns Schaden lauerten, ſo ſolle jederzeit die zunächſt gelegene Stadt alle Mittel aufbieten, ſie mit aller Macht zu verfolgen und zu vernichten; die darauf verwandten Koſten ſollten nach alter Gewohnheit jedesmal die andern Städte mit tragen helfen. Dieſe Verordnung ſollte vorerſt wieder auf vier Jahre gelten. Sie fruchtete indeß nicht viel, denn während des Winters verſammelten ſich in mehren Gegenden die Vitalienbrüder wieder in ſo großer Zahl und bedrohten den Seefahrer von neuem mit ſolcher Gefahr, daß die Rathsſendboten der Hanſeſtädte zu Lübeck auf den Frühling des Jahres 1404 eine neue Tagfahrt berufen mußten, um abermals kräftigere Maßregeln zur Befriedung der See zu berathen. Wir wiſſen indeß nicht, was außer der allgemeinen Genehmigung des ſchon zu Kalmar gefaßten Beſchluſſes ſonſt noch berathen und beſchloſſen ſein mag. Der traurige, unſichere Zuſtand auf der See dauerte wenigſtens auch während des Jahres 1404 noch fort. Kein Schiff durfte aus Preußen nach Swen in Holland ſegeln, ohne ſtark mit Wäppnern bemannt zu ſein; immer noch konnten die Kauffahrteiſchiffe nur in Flotten von wenigſtens 20 Schiffen auslaufen; vier von den Schiffherren

Digitized by Google

wurden jedesmal zu Hauptleuten über die ganze Flotte erwählt und jeder Schiffer mußte zuvor ſchwören, ſein Schiff von der Flotte nicht zu trennen. Was aber in der Oſtſee nicht die Seeräuber erbeuteten, das raubten unter Mord und Mishandlung die Engländer, die ſich immer noch wie früher ihres Schadens, den ſie von den Vitalienbrüdern erlitten, an den Seeſtädten erholen wollten, ſodaß in dieſen aller Handelsverkehr mit den Engländern ſtreng unterſagt werden mußte.

Da kamen im Frühling des Jahres 1405 auch aus Friesland für den Kaufmann der Hanſe wieder traurige Nachrichten. Schon im Jahre zuvor nämlich hatten mehre der vornehmſten Häuptlinge des Landes wieder in blutigen Fehden alles in Unruhe und Verwirrung geſetzt. Der mächtige ſchieringer Propſt Hisko zu Emden war unvermuthet in Haiko's des Häuptlings von Faldern Land eingefallen, hatte deſſen Schloß zu Faldern, dann aber auch des Häuptlings Folkmar Allena's Burg zu Oſterhuſen belagert. Auch Keno vom Broke war mit in den Kampf verwickelt, indem er, obgleich er Folkmar Allena's, dieſes alten Feindes ſeines Hauſes, Demüthigung wünſchte, doch nicht wollen konnte, daß der Propſt zu Emden in ſeiner Macht zu hoch ſteige und dann auch ſeiner Herrſchaft gefährlich werde. Er hatte ihn daher mit überlegenen Streitkräften nach Emden wieder zurückgetrieben. Kaum aber war hiermit das Signal zur Fehde gegen Folkmar Allena gegeben, als gegen ihn und Haiko von Faldern auch eine Anzahl anderer Häuptlinge wieder in die Waffen traten und ſich mit dem Propſt zu Emden und den Gröningern verbanden. Nun gelang es zwar Keno, dem Häuptling des Brockmerlandes, bevor noch der Kampf blutiger wurde,

Digitized by Google

eine Verſöhnung herbeizuführen; allein die auf der See umherſchwärmenden Banden der Vitalienbrüder hatten kaum von dieſen Kriegsunruhen in Friesland Nachricht erhalten, als ſie ſich wieder zu Hauf an den Küſten des Landes ſammelten und der Propſt Hisko zu Emden ſowol, als Folkmar Allena und Haiko von Faldern nahmen ſie, um ihre Kriegskräfte zu verſtärken, wieder gern in ihre Dienſte auf. Aber ſie entfernten ſie auch nicht wieder, nachdem die Fehde beigelegt war. Keno vom Brocke, gewiſſenhaft ſeines Vertrages mit den Hanſeſtädten eingedenk, ſandte an Lübeck alsbald Nachricht; allein man ſäumte mit der Meldung, welche Mittel man gegen die Wiederaufnahme der Vitalianer ergreifen werde. Keno wandte ſich nochmals an Lübeck: „er wundere ſich, daß man ihm ſo lange auf ſeine Botſchaft keine Antwort gegeben und ihm nicht gemeldet habe, welche Maßregeln ſie dagegen ergreifen wollten, daß Hisko zu Emden, Folkmar Allena und Haiko zu Faldern von neuem Seeräuber bei ſich enthielten und auf die See ausrichteten; eben ſei wieder eine Schar aus der See zurückgekommen, welche Schiffe und Gut aufgefangen und in den Hafen zu Faldern eingebracht habe. Seit einiger Zeit hätten ſich der Räuber mehr als dreihundert von neuem geſammelt. Jetzt möchten die Städte ihm feſt und beſtimmt erklären, was ſie unter ſolchen Umſtänden thun oder unterlaſſen wollten; er werde ihnen nach ſeiner Zuſage mit aller ſeiner Macht behülflich ſein und alle ſeine Häfen, Schlöſſer, und Lande ſollten ihnen offen ſtehen. Würden ſie aber ſich um nichts bekümmern, ſo ſolle ihm freilich ſein Schaden leid thun, er müſſe dann auch die Geltung der Briefe dahingeſtellt ſein laſſen, die er den Städten gegeben und

Digitized by Google

beſiegelt und wolle ſich im voraus gegen ſie verwahrt haben". Keno hatte in gleicher Weiſe ſich auch an Hamburg, Bremen und Lüneburg gewandt und einen Tag zu Stade vorgeſchlagen, um da über die Mittel zu berathen, wie bei Zeiten dem Unweſen geſteuert werden möchte, damit nicht erſt noch größerer Schaden und Verderb daraus hervorgehe. Man fand dies allerdings zwar von Seiten der Städte ſehr nothwendig; Lübeck und Hamburg ſuchten auch die Städte in Preußen zu gewinnen, entweder zu gütlichen Unterhandlungen mit den erwähnten Häuptlingen oder zu einer neuen Wehrrüſtung, und für die letztere nahm man auch wieder die Beihülfe der Preußen in Anſpruch. Dieſe hatten zwar auch ein naheliegendes Intereſſe an der Sache, denn der Handel zwiſchen Preußen und Friesland, beſonders zwiſchen Danzig und den Gebieten von Oſtergo und Weſtergo war nicht nur ſchon Jahrelang unter dieſen betrüblichen Verhältniſſen gehemmt geweſen, ſondern es liefen auch Berichte ein, daß aus Friesland eine Anzahl Schiffe mit der ausdrücklichen Weiſung auf die See ausgeſandt ſeien, vor allem die Seefahrer preußiſcher Städte, wo man ſie finde, aufzugreifen und auszuplündern. Es wurde zwar endlich auch noch im Verlaufe des Jahres 1405 eine Tagfahrt zu Falſterbo gehalten und dort vieles über die Vernichtung des Vitaliervolkes geſprochen, und die Städte Preußens erboten ſich auch bereitwillig, die übrigen Hanſeſchweſtern in ihren Unternehmungen zu dieſem Zwecke, weil ſie nicht ſelbſt wegen großer Entfernung Theil nehmen konnten, mit Geld und Gut nach Gebühr und Ordnung aufs kräftigſte unterſtützen zu wollen. Allein unter ſolchen Verhandlungen war das Jahr vorübergegangen, ohne daß

man zur That geſchritten war. Es fehlte in den meiſten Unternehmungen der Hanſeſtädte an einem kräftigen Zuſammenwirken, um dem Übel mit Nachdruck zu ſteuern.

Mittlerweile hatten Lübeck, Hamburg und Bremen durch ihre Rathsſendboten, die ſie nach Friesland zu Unterhandlungen mit den Häuptlingen geſandt, nähere Nachrichten erhalten theils über die ſehr bedeutende Zahl von Vitalienbrüdern, die ſich dort wieder eingeniſtet, theils über den großen Schaden, den der Seefahrer bereits von ihnen erlitten und täglich noch zu erleiden hatte. Schon in den erſten Tagen des Jahres 1406 traten daher die genannten Städte mit Roſtock und einigen andern zu Wismar zu einer Tagfahrt zuſammen, um, bevor noch die Raubſcharen ſich wieder auf die See auslegten, ſich über die nöthigen Maßregeln zu verſtändigen, wodurch dem Übel vorgebeugt werden könne. Da immer größere Gefahr im Verzuge war, ſo beſchloß man, daß nur die größern und näher liegenden Hanſeſtädte die Ausrüſtung von Wehrſchiffen übernehmen, die entferntern dagegen, wie die in Preußen, jene mit Geld unterſtützen und die Koſten mit decken helfen ſollten. Dazu erklärten ſich dieſe auch bereit. Auch Keno vom Brocke drang auf eilige Entſcheidung, denn er befand ſich in einer ſehr bedrängten Lage. Mit dem mächtigen Propſt Hisko und denen von Emden lebte er noch fortwährend in feindlicher Spannung und mußte mit ſeinem Anhange von der Widerpartei und beſonders von den Vitalienbrüdern, welche dieſe gegen ihn aufhetzte, ſich manches Ungemach und manchen Verluſt gefallen laſſen. Er hätte ſich längſt mit ſeinen Gegnern ausſöhnen können, wenn ihm die Sendboten der Hanſeſtädte dies nicht widerrathen und baldige Entſcheidung

wegen der von ihm verlangten Beihülfe verſprochen hätten. Jetzt ſchrieb er von neuem an den Rath von Lübeck: „Nach den Briefen, die wir euch gegeben, haben wir uns längſt erboten und dazu behäglich erzeigt, euch mit allem, was wir vermögen, zu helfen, und haben daher auch längſt vermuthet, ihr würdet euch förderlich daran beweiſen, die Vitalienbrüder und ihre Heger und Enthalter zu zerſtören. Noch immer aber erhalten wir darüber keine Nachricht. Wollet uns alſo jetzt durch dieſen Boten wiſſen laſſen, ob wir uns noch länger und wie lange noch auf euere Beihülfe vertröſten ſollen. Wollet ihr aber dazu nichts thun, daß die Vitalienbrüder aus unſerm Lande wieder vertrieben werden, ſo wollen wir unſerer Briefe und der euch oft verheißenen Beihülfe fortan ungemahnt bleiben, unſer eigenes Beſte wahrnehmen und uns mit Hisko und denen von Emden verſöhnen, denn wir müſſen darauf denken, daß wir mit unſern Freunden nicht ganz zu Grunde gehen; darum prüfet ungeſäumt, was euch nütze iſt." So dringend indeß der bedrängte Häuptling um baldige Entſcheidung bat, ſo ſandten die Lübecker ſein Geſuch doch erſt wieder an alle Hanſeſtädte, ſelbſt an die wendiſchen und preußiſchen, um ihren Rath und Gutachten zu hören, was in der Sache zu thun ſei. Die Meinungen fielen verſchieden aus. Mehre, z. B. die wendiſchen Städte, ſtimmten dafür, man müſſe, um die großen Koſten einer Wehrrüſtung zu vermeiden, die Frieſen durch gütliche Unterhandlungen zur Entfernung der Vitalianer zu bewegen ſuchen. Damit waren jetzt auch die preußiſchen Städte einverſtanden; ihnen lag vor allem daran, daß das zwiſchen ihnen und den Friesländern noch immer obwaltende feindliche Verhältniß zur Förderung

ihres Handels beſeitigt werde; nur in dem Falle, daß keine friedlichen Verhandlungen fruchten möchten, ſtimmten ſie zu Gewaltmaßregeln zur Vertreibung der Seeräuber aus den Gebieten der Häuptlinge. Andere Städte dagegen, namentlich auch Lübeck ſelbſt, fanden eine ſchnelle Wehrrüſtung unumgänglich nothwendig, da im April die Vitalienbrüder aus Friesland in die See ausgelaufen waren und ſehr bedeutenden Schaden anrichteten. So ging die zu einer Unternehmung geeignete Zeit vorüber, ohne daß irgend etwas von Bedeutung vollführt wurde.

Unterdeſſen aber war nach Herzog Albrecht's von Holland Tod der Krieg zwiſchen den Holländern und Frieſen von neuem ausgebrochen, den Banden der Vitalienbrüder ſehr erwünſcht, denn ſie benutzten nun die ſtürmiſche Zeit wieder um ſo eifriger, alle Kauffahrteiſchiffe, namentlich auch die der Hanſeſtädte, auf der See aufzufangen und auszuplündern. Seit Jahren war Friede und Sicherheit in den Gewäſſern der Nordſee nicht ſo gänzlich bis auf die letzte Spur verſchwunden geweſen, ſodaß der Seehandel völlig darniederlag. Es kam nun zwar im November 1406 durch Hamburgs und Lübecks Vermittlung auf einem Verhandlungstage zu Amſterdam zu einem neuen Waffenſtillſtand zwiſchen dem jungen Herzog Wilhelm VI. von Holland und den Frieſen, der bis zum Herbſt 1407 dauern und während deſſen auch über den Schadenerſatz verhandelt werden ſollte, den die Hanſeſtädte von den frieſiſchen Häuptlingen wegen ihrer Aufnahme und Hegung der Vitalianer fodern zu können glaubten; die Städte gaben ſich ſogar der Hoffnung hin, „daß nun gewiß alle Ausfahrer und Räuberei aus Friesland abgethan werden ſolle“. Allein ſchon der Frühling des Jah-

Digitized by Google

res 1407 bewies ihnen, wie ſehr ſie ſich darin getäuſcht hatten. Die Sendboten der Hanſeſtädte hatten ſich auf einer Tagfahrt zu Lübeck um Pfingſten eben verſammelt, als von Keno vom Broke die Nachricht anlangte: es ſei wieder ein ſtarker Haufe von Vitalienbrüdern aus einem Hafen Frieslands gegen Norden hin ausgeſegelt und neue große Räubereien auf der See zu fürchten. Er bot zugleich ſeine Mithülfe zur Bekämpfung der Häuptlinge an, die noch fort und fort großen Scharen von Vitalianern in ihren Gebieten Aufenthalt und Schutz gewährten. Die Städte indeß mochten ſich vorerſt noch zu keinen gewaltſamen Maßregeln entſchließen, denn ſie ſtanden eben in Unterhandlungen mit zwei Papen oder Geiſtlichen, die als bevollmächtigte Sendboten der Prälaten, Greetmanne und gemeinen Richter von Oſtergo und Weſtergo zur Verhandlung und Ausgleichung über den von den Städten gefoderten Schadenerſatz auf der Tagfahrt erſchienen waren. Da man ſich jedoch mit ihnen über nichts verſtändigen konnte, ein neuer Verhandlungstag zu Amſterdam aufgenommen werden mußte und vorauszuſehen war, daß die Häuptlinge, beſonders Hisko von Emden und Enno von Norden, ſich nur ſchwer oder vielleicht gar nicht zur Schadenvergütung verſtehen würden, ſo fanden die Städte für rathſam, eine neue Wehrrüſtung anzuordnen, theils um nöthigenfalls mit nachdrücklichem Ernſt gegen die widerſpenſtigen Häuptlinge auftreten zu können, theils auch um dem Seefahrer gegen die aus Friesland auslaufenden und ſchon auf der See umherſchwärmenden Räuberrotten mehr Sicherheit zu verſchaffen. Hamburg, deſſen Intereſſe bei dem gefoderten Schadenerſatz am meiſten mit im Spiele war, Lübeck und Bremen traten voran; jede von ihnen

Digitized by Google

mußte in Verbindung mit mehren ihr zugeordneten andern Hanſeſtädten ein großes und einige kleine Schiffe ausrüſten. Die bewaffnete Mannſchaft betrug gegen 350 Mann, mit dem Schiffsvolke gegen 400. Die Wehrrüſtung ſollte im Ganzen drei Monate dauern; die Unterhaltung jedes Wäppners wurde für den Monat auf fünf Mark lübiſch berechnet; die Koſten der Wehre ſollten wie gewöhnlich durchs Pfundgeld, welches man wieder anordnete, beſtritten werden. Jede Stadt, die ihren Beitrag zur beſtimmten Zeit nicht einlieferte, ſollte außer Kaufmannsrecht geſetzt werden. Keno vom Broke erhielt den Auftrag, ſo viel es ihm irgend möglich ſei, das fernere ſtarke Zuſammenſtrömen der Vitalienbrüder in Friesland zu hindern und den Städten bei etwaniger Zunahme des Raubvolkes die wachſende Gefahr zu melden. Bald traf in Lübeck auch die Nachricht ein: es ſei dringend nothwendig, die Wehre aufs ſchleunigſte in die See auszuſenden, denn weit über hundert Vitalienbrüder aus Friesland lägen dieſſeits der Lauerſee unfern von Bremen mit zwei großen Raubſchiffen, im Begriffe, mit noch mehren Raubgeſellen, die ſie dort erwarteten, in die See auszulaufen, ſobald die Tagfahrt zu Lübeck auseinandergehe.

Jetzt wurden eiligſt vier große Schiffe mit der nöthigen Zahl kleinerer Schiffe ausgerüſtet und bemannt; von der Elbe ausſegelnd, nahmen ſie die gerade Richtung gegen Friesland hin. Nun waren kurz zuvor auch Abgeordnete der Hanſeſtädte zum Tage nach Amſterdam ausgeſandt worden; es gelang ihnen dort zwar, zwiſchen dem Herzoge Wilhelm von Holland und den Weſtfrieſen einen Vertrag zu vermitteln, nach welchem dieſe in Oſtergo und Weſtergo erſtern als ihren Oberherrn anerkennen ſollten;

Digitized by Google

allein in Betreff des Schadenerſatzes für die Hanſeſtädte wollten ſich die Frieſen auf nichts weiter einlaſſen, auch nicht einmal das Verſprechen geben, daß forthin keine Vitalienbrüder in Friesland mehr geherbergt werden ſollten. Als dies den Hauptleuten der Wehrſchiffe gemeldet ward, ließen ſie auf der Stelle ihr Kriegsvolk an der Küſte Frieslands landen. Keinem kam die Beihülfe erwünſchter als dem Häuptling Keno vom Brockmerland, der eben mit dem mächtigen Propſt Hisko von Emden in Fehde lag; er verband alsbald ſeine Kriegsſchar mit der der Hanſeſtädte und der Kampf mit den Häuptlingen, die bisher vorzüglich das Vitaliervolk bei ſich gehauſt und gehegt hatten, namentlich mit Enno von Norden, Enno von Pilſum, Haiko von Faldern und Ayelt von Oſterhuſen wurde ſogleich begonnen. Da die Vitalienbrüder zum größten Theil ſich zum Raubgewerbe auf die See begeben hatten, ſo hielt es nicht ſchwer, die Schlöſſer zu Faldern, zu Norden, Pilſum und mehre andere zu erſtürmen; ſie wurden theils niedergebrannt, theils bis auf den Grund niedergeriſſen. Vier derſelben, Arle, Berum, Grothuſen und Oſterhuſen wurden dem Häuptling Keno vom Broke übergeben, wogegen dieſer das Verſprechen leiſten mußte, den Vitalienbrüdern in keinem Hafen zwiſchen der Ems und Weſer den Zugang zu geſtatten oder ſie irgendwo zu dulden, dieſe Häfen aber und ſeine Häuſer, wenn es verlangt werde, den Hamburgern und den übrigen Hanſeſtädten ohne weiteres zu öffnen. Abgeſchloſſen wurde dieſer Vertrag am Bartholomäitage 1407. Die übrigen Häuptlinge mußten ſich vorerſt zu einem Beifrieden und zur Annahme eines neuen Verhandlungstages im nächſten Jahre zu Emden oder Gröningen verſtehen,

Digitized by Google

um ſich mit den Hanſeſtädten wegen des Schadenerſatzes zu vergleichen.

Als jedoch die Zeit der Noth vorüber war, wuchs den gedemüthigten Häuptlingen wieder neuer Muth, wozu der Umſtand weſentlich mit beitrug, daß die Holländer, ſchon ſeit langer Zeit mit den Hamburgern wegen Handelsirrungen im Streit, durch Handelseiferſucht getrieben, es nicht dulden zu dürfen glaubten, daß der Einfluß der Hanſe auf die Häuptlinge ſich ſo gebieteriſch geltend mache. Es erſchien daher auch bald eine holländiſche Flotte an der frieſiſchen Küſte und nahm die Burg zu Larrelt ein. Es gelang nun zwar dem Häuptling Keno in Verbindung mit zwei Söhnen Folkmar's Allena, die Holländer wieder zu vertreiben; allein die übrigen Häuptlinge hatten daraus doch erkannt, daß ſie bei den Holländern leicht Hülfe und Bundesgenoſſenſchaft gegen die Hanſeſtädte gewinnen könnten. Enno von Norden und Haiko von Faldern traten daher ſchon im Frühling 1408 in ziemlich kecker Sprache gegen die Hanſeſtädte mit dem Verlangen hervor: man ſolle ihnen den angeordneten Verhandlungstag verlängern, dann würden ſie bis zu nächſtem Johannistage den mit den Städten aufgenommenen Beifrieden noch halten, wo nicht, ſo müßten ſie annehmen, der Friede ſei von den Städten aufgehoben. Die letztern gaben nach, ſandten den Häuptlingen neue Friedensbriefe und verlängerten den Verhandlungstag ſogar zweimal.

Ehe indeß dieſer Tag noch gehalten wurde, kamen den Hanſeſtädten wieder höchſt betrübte Nachrichten zu. Es hatten nicht blos die jungen Grafen von Oldenburg, die mit Bremen in Fehde lagen, eine bedeutende Schar Vitalienbrüder an ſich gezogen und in ihr Gebiet aufge-

Digitized by Google

nommen, um durch ſie die Ausfahrt der Schiffe aus Bremen auf der Weſer zu hemmen, ſondern es waren auch mit Beihülfe der Frieſen neue Schwärme von Vitalianern ausgelaufen und hatten ſich in kurzer Zeit eines Kauffahrteiſchiffes aus Preußen, eines aus Stettin, eines aus Campen und zweier aus Hamburg bemächtigt. Ihre Beute war außerordentlich bedeutend, denn alle Schiffe waren ſtark befrachtet. Der Rath von Hamburg rüſtete in aller Eile fünf Wehrſchiffe aus und bemannte ſie mit dreihundert auserleſenen Kriegsleuten, um das Raubvolk ſchleunigſt zu verfolgen. Es glückte dieſem indeß, zuvor noch in der Ems einzulaufen und die genommenen Schiffe in den Schutz des neuen Schloſſes zu Faldern zu bringen. Dort wurden bald, nachdem auch mehre Wehrſchiffe aus Campen und Amſterdam mit hundert Wäppnern ſich mit den Hamburgern vereinigt, die Vitalianer belagert. Hamburg rüſtete eiligſt noch drei Schiffe mit 150 Wehrleuten zur Verſtärkung ſeiner dortigen Mannſchaft aus; man foderte auch Lübeck, die wendiſchen und preußiſchen, ſelbſt auch die Städte in Geldern und Holland zu ſchleuniger Beihülfe auf, denn der Rath von Hamburg hoffte, daß man bei kräftigem Zuſammenwirken ſich nicht blos der genommenen Schiffe wieder werde bemächtigen und das Schloß zu Faldern erſtürmen und vernichten, ſondern überhaupt den größten Theil des Vitalianervolkes aus Friesland vertreiben oder gänzlich vertilgen können. Allein eben an einem kräftigen Zuſammenwirken fehlte es unter den Städten auch jetzt wieder. Lübeck hatte Beihülfe durch Schiffe und Kriegsvolk zugeſagt, leiſtete ſie aber nicht, ebenſo die andern oſterſchen Städte; auf den verheißenen Beiſtand aus Preußen hatte der Rath von

Digitized by Google

Hamburg zweihundert Wäppner in Sold genommen und ſie vor Faldern geſandt; allein ſtatt der vom Rathe verlangten tauſend Nobeln zur Deckung der Koſten ſandten die preußiſchen Städte nur ſechshundert. So nur wenig von den andern Hanſeſtädten unterſtützt, thaten wenigſtens die Hamburger, was ihnen ihren Streitkräften nach möglich war. Das Schloß zu Faldern wurde von ihnen ſo lange belagert und geſtürmt, bis der größte Theil der Vitalienbrüder es zur Nachtzeit verlaſſen hatte. Als jetzt die Belagerer die Mauern erſtiegen, fiel ihnen die geringe zurückgebliebene Beſatzung und eine bedeutende Anzahl Schwerverwundeter in die Hände; die meiſten dieſer Gefangenen wurden nach Hamburg gebracht und dort hingerichtet. Ein Hauptmann der Vitalienbrüder, den man gefangen genommen, ward alsbald enthauptet und aufs Rad geflochten. Nachdem man ſich darauf auch der geraubten Schiffe wieder bemächtigt und das Schloß hinlänglich bemannt hatte, zog der Streithaufe, jetzt noch über achthundert Mann ſtark, auch vor das Schloß Oſterhuſen und auch dieſes ward bald gewonnen und mit Beſatzung verſehen. Als hierauf der Rath von Hamburg, erfreut über dieſes Kriegsglück, noch dreihundert Mann Verſtärkung nachſandte, wozu jetzt auch Lübeck einen Theil beigeſellte, gelang es dann auch noch, ſich der Burgen der Häuptlinge Enno zu Pilſum und Haro von der Greet und mehrer anderer zu bemächtigen. Man brach diesmal keins der gewonnenen Schlöſſer nieder, ſondern beſetzte ſie alle ſtark mit Mannſchaft, um von ihnen aus die Vitalienbrüder, ſobald ſie ſich nur irgendwo wieder ſammeln würden, ſogleich mit aller Macht bekämpfen zu können. Die Hamburger hatten in der That jetzt faſt noch mehr

Digitized by Google

geleiſtet, als je zuvor in einer gemeinſamen Unternehmung ausgeführt worden war; Friesland war faſt ganz von dem Vitalianervolke geſäubert. Freilich koſtete dieſe Unternehmung der Stadt Hamburg auch die Summe von nahe an zehntauſend Mark; dafür rühmte ſich aber auch der Rath auf einer Tagfahrt zu Lübeck: „Hätten wir die großen Koſten und Arbeit nicht aufgewandt, fürwahr die See wäre ſo ſchwer von den Vitalienbrüdern bekümmert worden, daß Jahre lang kein Kaufmann hätte daran denken können, die See wieder zu beſuchen."

Die Folge dieſer Unternehmung war, daß faſt durchs ganze Jahr 1409 hindurch die See von Raubbanden ziemlich frei war; man hörte lange Zeit von keinem weitern Seeraub. Wol aber zeigten ſich ſchon im Winter dieſes Jahres wieder verſteckte Haufen in Friesland. Keno vom Broke nämlich hatte ſich ſowol durch ſeine Stellung zu den Hanſeſtädten als durch die eifrige Verfolgung der Vitalienbrüder wie bei dieſen ſo auch bei den meiſten Häuptlingen Frieslands ſehr verhaßt gemacht. Nicht nur ſein alter Feind Folkmar Allena, mit dem er eine Zeitlang ausgeſöhnt war, ſondern auch der ſtreitluſtige Propſt Hisko zu Emden und mehre andere Häuptlinge waren ſchon im Winter des genannten Jahres gegen ihn in die Waffen getreten. Keno wehrte ſich zwar mit aller Entſchloſſenheit und rief die Hanſeſtädte zur Hülfe auf. Kaum aber hatten die in ihren Schlupfwinkeln verborgen gehaltenen Vitalianer das Waffengetümmel vernommen, als auch ſie in Keno's Lande einbrachen, um mit Feuer und Schwert an ihrem Verfolger Rache zu üben. Da erſchien auf einer Tagfahrt zu Lübeck Keno's vom Broke heimlicher Rath, der Pape Almer, und bat abermals aufs

Digitized by Google

dringendſte um Hülfe, den Städten vorſtellend: Keno habe ſich ſchwer zu beklagen, daß niemand von den Städten ihm wider die Vitalienbrüder zu Hülfe gekommen ſei. Seine Freunde und nächſten Verwandte ſeien bereits von ihren Landen und Leuten vertrieben und dieſe beſtürmten ihn jetzt täglich mit der Bitte, er möge ſich um ihres eigenen Beſten willen von den Hanſeſtädten trennen. Keno gebe ihnen zwar noch kein Gehör; indeß wenn die Städte ihn fortan ohne Beiſtand laſſen würden, ſo ſehe er ſich genöthigt, ſich mit ſeinen Freunden enger zu verbinden und das Bündniß mit den Städten aufzugeben. Die Städte ſahen das Gefahrvolle der Stellung Keno's ein; ſie erkannten auch die nachtheiligen Folgen, die eine Trennung Keno's mit ſich führen werde, zumal wenn dann das Volk der Vitalianer in Friesland wieder freien und ſichern Aufenthalt gewinne. Man berief daher zur näheren Berathung neue Tagfahrten; bald indeß konnten die einen, bald die andern Hanſeſtädte nicht erſcheinen; es ward alles, wie in den hanſeatiſchen Verhandlungen gewöhnlich geſchah, auch jetzt wieder langſam und ſchleppend betrieben. Keno ſöhnte ſich unterdeß mit ſeinen Feinden, namentlich mit Folkmar Allena aus und knüpfte auch mit dem Propſt Hisko von Emden friedliche Unterhandlungen an. Die Folge war, daß nun auch, wie die Hanſeſtädte im voraus befürchtet, die Vitalienbrüder in Friesland wieder freien Fuß gewannen. Schon im Herbſt des Jahres 1409 nahmen ſie auf der offenen See mit einemmal dreizehn große Schiffe weg, die mit Wachs und vielen andern Kaufwaaren beladen waren. Sie wußten ſie heimlich ſo unterzubringen, daß niemand erfuhr, wo ſie gelandet waren und wo ſie die reiche Beute hingebracht hat-

Digitized by Google

ten. Dies mochte der Anlaß ſein, daß man auf einer Tagfahrt zu Hamburg im April 1410 von neuem das Verbot erließ: es ſolle bei hoher Strafe in keiner Hanſeſtadt irgend jemand geraubtes oder ſeefundiges Gut ankaufen oder wieder verkaufen. Solche Verordnungen aber fruchteten nicht viel, denn für gute und wohlfeile Waare fanden ſich überall Käufer und nach dem Stande des Verkäufers fragte man weiter nicht. Man hielt ferner auf derſelbigen Tagfahrt auch wieder Berathungen und faßte Beſchlüſſe über die Ausrüſtung einer Anzahl Wehrſchiffe in die Oſt- und Weſtſee; allein es kam auch hierin nichts zur Ausführung.

So blieb man ſäumig und läſſig, während die Vitalienbrüder ſich überall wieder einniſteten und ihre Zahl ſich immer mehr verſtärkte. Die wilden Parteiungen und blutigen Kämpfe der Schieringer und Vetkoper in Friesland, die ſich in den Jahren 1410 und 1411 mit Feuer und Schwert verfolgten, konnten natürlich dem Vitaliervolke nicht anders als erwünſcht ſein. Sie hielten es mit keiner Partei oder vielmehr mit beiden, denn ſie gaben ſich jedem hin, der ihre Dienſte verlangte. Auch Keno vom Broke, der mit an der Spitze der Vetkoper ſtand, hatte wieder Vitalienbrüder in ſein Gebiet aufgenommen, um ſeinem Gegner, dem ſchieringer Propſt Hisko zu Emden im Kampfe gewachſen zu ſein. Er hatte ihrer im Frühling des Jahres 1411 ſchon über dreihundert in ſeinem Gebiete und ihre Zahl nahm noch mit jedem Tage zu. Sie dienten ihm aber keineswegs blos in ſeinen Kämpfen zu Land, ſondern liefen auch zum Raube auf die See aus; unter andern griffen ſie auch ein reich mit Kaufmannsgut beladenes Schiff aus Danzig auf und führten

die Beute in Keno's Land. Bremen erhielt von Danzig den Auftrag, von Keno die Auslieferung des Gutes zu fodern. Dies geſchah auch; allein der Häuptling antwortete: „er habe nicht ſonderliche Luſt, den Danzigern viel wiederzugeben; er könne ſich mit Recht über den ſchweren Schaden beklagen, den er durch die Schuld der Städte erlitten; jetzt müſſe er ſich deſſen an den Städten wieder erholen.“ Die Gefahr auf der See nahm bald mit jedem Tage zu, ſodaß der Rath von Bremen den Städten Preußens meldete: „es ſei jetzt mehr als je zu fürchten, daß bald niemand mehr ſich vor den Seeräubern bergen und verwahren könne. Trachte man nicht bei Zeiten darauf, ſie zu zerſtören, ſo werde die See in kurzem ganz und gar wüſte werden.“ Die Hanſeſtädte ſchrieben daher auf den Herbſt des J. 1411 wieder eine Tagfahrt nach Lübeck aus, wo neue Maßregeln gegen das ſo ſehr überhandnehmende Raubweſen in Berathung gezogen werden ſollten. Die preußiſchen Städte baten auch dringend um ernſte und nachdrückliche Vorkehrungen; ſie hatten erſt im vorigen Jahre gegen fünfhundert Mark darauf verwandt, um eine Anzahl von Seeräubern aufzuſuchen und zu vernichten, die ſo kühn geweſen waren, bis in den Weichſelſtrom hereinzuſegeln. Sie erboten ſich aber auch jetzt wieder zu jeder Beiſteuer bereit, die man von ihnen zur Vertilgung des Raubweſens verlangen werde. Vor allem ſchien es ihnen auch nothwendig, die ſogenannten Bergerfahrer zur Bekämpfung und Vernichtung der Seeräuber kräftiger zu unterſtützen, denn auch an der Küſte Norwegens ſchwärmte das Raubvolk wieder in bedeutenden Haufen umher. Allein man ſcheint auf der Tagfahrt nichts von Bedeutung beſchloſſen zu haben;

Digitized by Google

wir hören von keiner neuen Wehrrüſtung; man rechnete und redete immer nur viel über die großen Koſten, die man bereits auf die Säuberung der See verwandt hatte und kaufmänniſch wollte immer jede Stadt ihre Mehrausgabe aufs genaueſte erſetzt haben. Auch auf einer ſehr zahlreich beſuchten Tagfahrt zu Lüneburg im April 1412 begnügte man ſich, blos das Verbot zu erneuern, daß bei Leib und Gut niemand den Vitalienbrüdern fortan Aufenthalt oder irgend welche Unterſtützung gewähren ſolle weder an Harniſch, noch Lebensmitteln noch irgend einer andern Sache. Wer dawider handele, ſolle gerichtet werden, wie ſich's gebühre. Man fand ausdrücklich nothwendig, dieſes Verbot auch den Städten der Süder-See, Gröningen, Harderwyk, Deventer, Nimwegen, Zütphen, Zwoll, Campen u. a. bekannt zu machen. Es wurde ferner beſtimmt: wenn Seeräubern geraubtes Gut wieder abgenommen werde, ſo ſollten Die, welche es gewonnen, und Die, welche die Koſten dabei gehabt hätten, die Hälfte behalten und die andere Hälfte den Beſchädigten wiedergeben. Friedeſchiffe dagegen, von den Städten ausgeſandt, ſollten alles den Räubern abgenommene Gut dem Kaufmanne ohne Theilung wiederzuſtellen. Von thatkräftigen Maßregeln zur Vernichtung der Räuberhaufen war kaum jetzt noch die Rede. Selbſt die Verhandlungen auf dieſer Tagfahrt mit den Abgeordneten Keno's vom Broke über den Schadenerſatz, den die Städte von Keno und dieſer wieder von jenen foderten, hatten keinen rechten Erfolg. Da den Städten viel daran gelegen war, des Häuptlings Freundſchaft wiederzugewinnen und ihn namentlich zu bewegen, die Vitalienbrüder aus ſeinen Gebieten wieder zu entfernen und fortan ihnen keinen Schutz

Digitized by Google

mehr zu gewähren, ſo ſchlugen die Rathsſendboten mehrer Städte vor, man ſolle um gegenſeitiger Freundſchaft willen den beiderſeitigen Schaden ausgleichen und ſich gegenſeitig für quitt erklären; dann ſollten die Städte und Keno ſich verbinden, um auch Edo Wimken, den Häuptling von Rüſtringen, zu Entlaſſung der Vitalienbrüder aus ſeinem Dienſte und Lande zu gewinnen. Allein die Rathsſendboten aus Preußen widerſetzten ſich dem Vorſchlage, denn ſie konnten ihren Schaden noch nicht vergeſſen. Erſt auf einer ſpätern Tagfahrt zu Marienburg überzeugte man ſich von den Nachtheilen egoiſtiſcher Beſtrebungen und man beſchloß, um größern Schaden zu verhüten, auf den durch Keno erlittenen Schaden ohne weiteres Verzicht zu leiſten.

Weil man nun aber zu einer größeren und allgemeinen Unternehmung gegen das zucht- und zaumloſe Raubgeſindel weder Luſt noch Eifer zeigte, ſo mußte man in mehren Hanſeſtädten wieder zu dem alten Mittel greiſen, Friedeſchiffe auszurüſten, obgleich man aus Erfahrung wußte, daß dadurch das Uebel nicht getilgt und das Raubvolk höchſtens nur von einem Orte zum andern verſcheucht werden könne. Dieſe Saumſeligkeit und dieſer Mangel an Eifer der Hanſeſtädte für das gemeine Beſte erregte jetzt auch bei dem Herzog und Grafen Wilhelm von Holland großen Unwillen; er gab ihnen dieſen in einem Schreiben kund, welches er den hanſeatiſchen Bevollmächtigten zu Nyeborg auf Fünen, wo ſie mit dem Könige von Dänemark eine Berathung hielten, überreichen ließ. „Es iſt euch nicht unbekannt“, ſchrieb er den Städten, „wie der gemeine gute Kaufmann lange Zeit große, ſchwere Hinderung und Gebrechen gehabt hat von

allerhand quaden Liekendelern und Seeräubern und von ihren Enthaltern und von denen, die ſie ſtärken und vermehren, was ſelbſt auch Hanſeſtädte, namentlich im Anfange Wismar und Roſtock gethan haben, woraus auch unſere Unterthanen, Schiffer und Kaufleute manchen großen, unverwindlichen Schaden erlitten, ſodaß wir und unſere Städte und Unterthanen in vergangenen Zeiten manche große Koſten und Arbeit darauf verwandt haben, dem quaden Volke und ſeinen Enthaltern Widerſtand zu thun. Wir und unſere Städte hatten nun unter großen Koſten unſere Räthe auf die Tagfahrt nach Hamburg geſandt, die uns berichteten, daß man dort übereingekommen ſei, man wolle es mit Ernſt verhüten und verwahren, daß der Kaufmann forthin keine ſolche Hinderung und Gebrechen erleiden ſolle. Aber durch die That iſt dies nicht erfolgt, denn ſeit der Zeit ſind immer noch allerlei quade Liekendeler und Seeräuber enthalten und ſuſtinirt worden in der Lauerſee und anderswo, ſelbſt auch von Hanſeſtädten, namentlich von Hamburg, Bremen und Gröningen, obgleich es in ihrer Macht geſtanden hätte, ihnen Widerſtand zu leiſten, was ſie jedoch nicht gethan haben. Vielmehr einige von ihnen haben ſie gerne gelitten und gehegt, indem die Räuber allerlei Gut, welches ſie unſern Unterthanen und Kaufleuten geraubt und abgenommen, bei ihnen verkauft und zu Geld gemacht, ſodaß ihre Bürger, welche die Güter kauften, den quaden Liekendelern und Seeräubern behülflich waren, daß ſie wieder zu Waſſer kämen, mit Victualien, Harniſch, Schuten, Gewehren und was ſie ſonſt bedürften, wie uns gemeldet worden iſt und was wir wohl beweiſen könnten, wenn es die Noth erfoderte. Das alles hat uns ſehr befremdet, da wir und die Unſern

Digitized by Google

immer ſehr geneigt geweſen, des Kaufmanns Beſtes auf alle Weiſe zu fördern, zu mehren und zu beſſern, ſodaß wir euch mit allem Fleiße ermahnen und von euch fodern, fortan noch allen euern Rath darauf zu ſtellen und mit Ernſt daran zu gehen, daß dem gemeinen Kaufmann, unſern Unterthanen und andern ſolche Hinderung und Gebrechen nicht mehr geſchehen, denn wir und die Unſern wollen auch gerne das Beſte darin bedenken und thun. Würde aber ſolches nicht geſchehen, ſo müſſen wir aus Noth den Unſern erlauben, daß ſie Gleiches mit Gleichem vergelten und ſich ihres Schadens erholen, was wir nicht gerne thäten, könnten wir deſſen nur irgend überhoben ſein.“ Auf dieſe ernſte Auffoderung des Herzogs erwiderten die zu Nyeborg anweſenden Bevollmächtigten: Die Städte hätten bisher ihr Beſtes gethan und thäten es noch, um die quaden Liekendeler und Seeräuber aufs nachdrücklichſte zu verfolgen und den gemeinen Kaufmann zu ſtärken und zu beſchirmen, wie vormals zu Hamburg beſchloſſen worden ſei; ob aber Hamburg, Bremen und Gröningen, wie der Herzog ihnen vorwerfe, in der Sache ſäumig geweſen ſeien, könne man, da ihre Sendboten auf dieſer Tagfahrt nicht anweſend, nicht wiſſen; man werde ſie jedoch davon unterrichten. Man hoffe, auch ſie würden immer mit allem Fleiße darauf denken und alles anwenden, um „die Quadie und Seeräuber mit vernichten zu helfen und ſie auf keine Weiſe zu ſtärken.“ Die Bevollmächtigten meldeten auch alsbald den drei genannten Städten, was ihnen der Herzog geſchrieben, und foderten ſie auf, ſich ſelbſt gegen ihn wegen der gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wir ſind jedoch nicht unterrichtet,

Digitized by Google

wie ſich die Städte gegen die Anſchuldigungen vertheidigt haben.

Jetzt gehen drei Jahre vorüber, in denen wir weder von neuen ſeeräuberiſchen Ereigniſſen auf der See, noch von Bemühungen der Hanſeſtädte zur Vernichtung des Raubvolkes irgend etwas vernehmen. Während dieſer Zeit, in den Jahren 1414 bis 1416, lagen in Friesland die Parteien der Schieringer und der Vetkoper, an der letztern Spitze Keno vom Broke, in beſtändigen Kämpfen gegen einander. Der mächtige Häuptling Folkmar Allena ward ein Opfer dieſes Parteikampfes, indem er unter dem Meſſer eines gedungenen Meuchelmörders in ſeinem eigenen Hauſe fiel. Das Vitalianervolk mochte theils in dieſen blutigen Fehden, theils vielleicht auch an entfernten Länderküſten, von denen aus uns keine Kunde zugekommen iſt, währenddeß mit ihrem Raubgewerbe viel beſchäftigt worden ſein. Auch der Häuptling Keno überlebte den Kampf der Parteien nicht; er ſtarb, nachdem er mehre Fehden mit der Stadt Gröningen beſtanden und in der Belagerung der Stadt kurz vor ſeinem Tode einen ſchweren Verluſt ſeiner Mannſchaft erlitten hatte, im Jahre 1417 und hinterließ die Herrſchaft des Brockmerlandes ſeinem Sohne Occo, der Jüngere genannt.

Aber ſchon im Jahre 1416 wurden die Vitalienbrüder von neuem auf die Schaubühne ihres Raublebens hervorgerufen. Der junge Herzog Heinrich von Schleswig und ſein Vormund Graf Heinrich von Holſtein lagen ſchon ſeit Jahren mit dem Könige Erich dem Siebenten von Dänemark im Streit wegen des jungen Herzogs Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig, die der König nicht eher ertheilen wollte, als bis ihm zuvor das

Digitized by Google

ganze Herzogthum mit völligem Rechte übergeben und ihm ganz freigeſtellt ſei, daſſelbe zu verleihen, wem er wolle. Es kam darüber zum Krieg, indem Erich mit ſtarker Heeresmacht ins Herzogthum einfiel und ſich deſſelben bemächtigte. Als die Fürſten, auch von den Herzogen von Braunſchweig und Meklenburg bedrängt, ſahen, daß ihre Streitkräfte gegen die des Königes viel zu ſchwach ſeien, ergriffen ſie in der Verzweiflung daſſelbe Mittel, deſſen ſich einſt die Meklenburger, Roſtock und Wismar gegen die Krone Dänemark bedient hatten. Sie erließen Auffoderungen und Einladungen, daß alles loſe und ledige Volk, welches zu Raub und Abenteuer auf die drei Reiche ausziehen wolle, ſich in ihrem Lande ſammeln und in ihren Häfen freie Aus= und Einfahrt finden ſolle. „Und nach dieſer Einladung der Vitalianer", ſagt ein Chroniſt, „kam den Fürſten ſo viel Volkes zu, daß durch dieſes nicht allein die drei Reiche, ſondern auch alle Kaufleute, welche die See beſuchten, ſehr beſchädigt wurden."

So waren von Fürſten ſelbſt die Raubgeſellen von neuem zu Raub und Plünderung aufgefodert und während nun eben damals auch in dem nördlichen Deutſchland ein häßliches, braunes Zigeunervolk unter der Anführung ihrer Obern, die ſie Grafen und Herzoge nannten, zwar unter ſicheren Geleitsbriefen der Fürſten, aber mit Rauben und Stehlen durch Städte und Dörfer zog und überall alles in Schrecken ſetzte, durchſchwärmten die Piraten die See bald wieder nach allen Richtungen hin. Zwar traten die Hanſeſtädte ſchon im J. 1416 wieder zu einem Bündniß gegen ſie zuſammen und wandten ſich zu gleichem Zwecke dann auch an mehre Fürſten; allein das fruchtete nicht weiter. Die Raubgeſellen fanden überall noch ihre

Helfershelfer und Freunde. Wiederholt war ſchon auf den Tagfahrten der Ankauf von geraubtem und ſeefundigem Gute bei hoher Strafe verboten worden und doch traten Kaufleute aus Flandern auch im J. 1417 wieder mit der Klage auf, daß namhafte Bürger in Hamburg, Münſter, Osnabrück und Gröningen einen großen Theil der Kaufgüter, die ihnen von Vitalienbrüdern aus Friesland auf der See geraubt worden, ohne Scheu angekauft hätten, während niemand an ihre Beſtrafung denke. Geſchah es doch, daß Stralſund eine Anzahl Söldner auf die See ausſandte, um eine Bande von Seeräubern, die ſtralſunder Schiffe geplündert hatten, aufzuſuchen und zu vernichten. Als ſie indeß einigen Kauffahrteiſchiffen begegneten, machten ſie ſich über dieſelbigen her, mishandelten die Mannſchaft auf die ſchändlichſte Weiſe und warfen viele ſogar über Bord. Freilich mußten die Frevler ihre Greuelthat ſchwer büßen; ſie wurden alle aufgegriffen und enthauptet; ihr Hauptmann Linſtow ward als Verräther aufs Rad geſetzt und dann als Meineider am Galgen aufgehängt. Auch Oſt- und Weſtfriesland war noch immer von Vitalianerhaufen angefüllt; ſie liefen von dort zu großen Scharen aus und fingen alles auf, was ihnen auf der See begegnete. Häufig verbanden ſich mit ihnen auch Frieſen ſelbſt, um an dem Raubhandwerke Theil zu nehmen. Am meiſten litt durch ſie jetzt der Seefahrer aus Holland und Flandern; eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten aus den Städten beider Länder wurden durch den Seeraub ganz und gar zu Grunde gerichtet. Der Herzog von Holland ließ es zwar nicht an Bemühungen fehlen, ſeinen Kaufleuten Schutz zu verſchaffen; allein die Erfolge waren immer unbedeutend und

vorübergehend. Der Junker Sybold, Hauptmann zu Rüſtringen, der eine große Anzahl von Vitalienbrüdern in ſeinem Gebiete hegte, ließ es, als der Herzog ihre Entlaſſung foderte, bis zum heftigſten Streite kommen.

Da wandten ſich die Städte mit ihren Klagen über das täglich noch überhandnehmende Unweſen der Seeräuberei an den römiſchen König Sigismund und baten um Schutz und Hülfe. Nach langen Zeiten nämlich, in welchen die römiſch-deutſchen Kaiſer ſich wenig um das weit entlegene Frieslaud bekümmert, war er der erſte, welcher darauf hinarbeitete, die Frieſen wieder unmittelbar zum Reiche zu gewinnen. Er hatte deshalb kurz zuvor an ſie ein Schreiben erlaſſen, daß er ſich aus ſichern Urkunden habe belehren laſſen, wie die Frieſen von alten Zeiten her ein freies Volk und niemand unterthänig geweſen, ſondern blos zum römiſchen Reiche gehörten; ſie ſollten ſich daher auch nur an das Reich halten; er werde ſeinen Kanzler und Kaplan an ſie ſenden, um ſie in dieſer Sache näher zu unterrichten. Als dieſe Geſandten indeß ins Land kamen, fanden ſie es in drei Parteien getheilt, die eine für den römiſchen König, die andere holländiſch geſinnt und eine dritte jeder fremden Herrſchaft widerſtrebend. Da indeß bald darauf der Herzog Wilhelm von Holland ſtarb und Friesland ſich nun von Holland losſagte, beſtätigte Sigismund am 30. Septemb. 1417 den Frieſen alle ihre bisherigen Freiheiten und Rechte und ſprach über die Partei der Vetkoper, die ihm am meiſten entgegen war und an deren Spitze auch Occo, der Häuptling des Brockmerlandes, ſtand, die Reichsacht aus. Zu gleicher Zeit aber ließ er durch ſeine Abgeordneten alles aufbieten, um das Land zu beruhigen und die Parteien zu verſöh-

Digitized by Google

nen. Da benutzte aber der Bruder des verſtorbenen Herzogs Wilhelm, der zum Biſchof von Lüttich gewählte Johann von Baiern, die Zerwürfniſſe in Friesland, um eine Partei für ſich zu gewinnen. Die der Schieringer trat zu ihm über und übertrug ihm die Regentſchaft über Friesland auf zwanzig Jahre. So in ſich zerriſſen und verwirrt war eben der innere Zuſtand Frieslands, als Sigismund die Klagen der Städte über das Raubweſen erhielt, welches vorzüglich von den frieſiſchen Küſten aus in der Nordſee betrieben ward. Er ſandte den Städten von Baſel aus ein Schreiben, worin er ihnen meldete: er habe bereits bewirkt, daß die Städte fortan aus Weſtfriesland durch die Seeräuber nicht mehr beſchädigt werden ſollten; er hoffe es auch noch dahin zu bringen, daß ſie auch von Oſtfriesland aus gegen die Piraten ſicher ſein würden. Er fodere daher die Städte auf, daß ſie, wenn irgend jemand in Friesland ſich wider ihn und das heil. röm. Reich erheben wolle und etwa Seeräuber in ſeinem Gebiete enthalte, ſeinen dahin geſandten Abgeordneten, dem Ritter Siegfried von Wembdingen und ſeinem Kanzler Nicolaus Bunzlau, mit ihrer ganzen Macht beiſtehen ſollten, weil es ſein Wille ſei und auch der Städte Beſtes es fodere, daß ſich Friesland mit den Seeſtädten der Hanſe verbinde und beide Friede mit einander hielten. Die Abgeordneten überbrachten ſelbſt den Städten das Schreiben des Königes auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Juni 1418, indem ſie zugleich den dort verſammelten Rathsſendboten eröffneten: ſchon früher auf Befehl des röm. Königes wegen Klagen, welche dieſem von mehren Seiten her vom Kaufmanne wegen der Seeräuberei aus Friesland zugekommen ſeien, in dies Land geſandt, hät-

ten ſie durch ihre Bemühungen es dahin gebracht, daß der größere Theil der Frieſen ſich in des Königes Gehorſam und des röm. Reiches Unterthänigkeit begeben hätten; daher ſei zu hoffen, daß der ſeeſtädtiſche Kaufmann von Friesland aus nicht mehr beſchädigt werden würde. Weil jedoch ein Theil der Frieſen, der die Oſtfrieſen genannt werde, mit den Gröningern ſich noch nicht in des röm. Königes Gehorſam fügen wolle, ſo erſuche man im Namen des Königes die Hanſeſtädte, daß ſie mit Rath und That zu Hülfe ſtehen möchten, damit dieſer Ungehorſam zu rechter Bekenntniß und pflichtiger Unterthänigkeit gebracht werde. Die königlichen Abgeordneten begaben ſich nach Friesland und es gelang ihnen wenigſtens einige Zeit, die wildeſten Ausbrüche der Parteiwuth zwiſchen den Schieringern und Vetkopern zu beſchwichtigen. Die Hanſeſtädte begnügten ſich unterdeß damit, auf der erwähnten Tagfahrt zu Lübeck eine Anzahl alter Verordnungen und Verbote in Beziehung auf das Seeräuberweſen zu erneuern und zum Theil zu ſchärfen. Unter andern wurde feſtgeſtellt, daß jeder, welcher geraubtes Gut gekauft habe und ſich mit Unwiſſenheit entſchuldige, dieſe ſeine Unwiſſenheit mit noch zwei Andern beſchwören müſſe, um von der Strafe befreit zu ſein. Ankauf geraubten Gutes oder Begünſtigung der Seeräuber in irgend einer Weiſe ward mit der Todesſtrafe verpönt.

Zur Vertilgung des Übels ſelbſt aber fruchtete dies alles nichts weiter. Das Räubervolk war noch in demſelben J. 1418 kühn genug, die Weſer aufwärts bis vor das Schloß Friedburg zu ſegeln und es mit Sturm einzunehmen. Der dortige Hauptmann Arnold Buller, ein

Digitized by Google

Rathsmann aus Bremen, ward von ihnen erſchlagen. Auf die Nachricht hievon kam bald darauf aber ſtarkes Kriegsvolk herbei, das Schloß ward wieder erſtürmt und zweiundvierzig Räuber, die gefangen wurden, brachte man nach Bremen zurück, wo ſie alle enthauptet wurden. Glücklicher in ſeinem Raubgewerbe war um dieſelbe Zeit ein Haufe der Vitalienbrüder, welche die Grafen von Holſtein in ihrem Lande hegten. Es war im Anfang des Auguſt, als die beiden Biſchöfe von Lund und Roſchild und mit ihnen auch viele Ritter und vornehme Herren zwei Schiffe ausrüſteten, um ſich mit ihren Frauen und Töchtern an den königlichen Hof zu einem glänzenden Hoffeſte zu begeben. Alles, was die hohen Herren und Frauen an Kleinodien, Schmuck und Zierath aller Art beſaßen, ſchöne Gewande, Geſchmeide von Silber und Gold ſollte auf dem Feſte zur Schau getragen werden. Allein die gehoffte Freude ſchlug in große Trauer um. Die beiden Schiffe wurden von einem Haufen Vitalienbrüder überfallen, überwältigt und mit dem ſehr bedeutenden Schatz nach Holſtein gebracht. Keiner von den Eigenthümern ſah jemals wieder etwas von dem Seinigen. Dafür erlitten freilich dieſelben Vitalienbrüder in Holſtein im Jahre nachher einen ſchweren Verluſt. Lübeck hatte einen Söldnerhaufen auf die See ausgeſandt, um insbeſondere die Gewäſſer zwiſchen den holſteiniſchen und meklenburgiſchen Küſten von dem Räubervolke zu ſäubern. Er traf auch bald auf eine Anzahl von Raubſchiffen, die dort umherkreuzten. Es kam zum Kampfe. Die Lübecker aber behielten die Oberhand, ſchlugen einen Theil der Vitalianer todt und zwangen die übrigen, das feſte Land zu ſuchen. Dort verließen ſie ihre Schiffe und liefen vom Femer Sund bis

Digitized by Google

nach Heiligenhafen. Die Lübecker indeß folgten ihnen nach und ergriffen ihrer zweiundzwanzig Mann; die andern entkamen durch die Flucht. Da die dortigen Bewohner die Gefangenen nicht aus ihrem Weichbildsgerichte losgeben wollten, ſo ſandte der Rath von Lübeck einen Büttel dahin, der ſie alle köpfen mußte. Nur der Hauptmann ward nach Lübeck gebracht und dort enthauptet. Damals zwang man auch die beiden Grafen Dietrich und Chriſtian von Oldenburg zu dem Verſprechen, fortan in ihrem Gebiete keine Vitalienbrüder oder andere Seeräuber hegen und hauſen oder auf irgend eine Weiſe unterſtützen zu wollen.

So oft aber auch das Räubervolk mit dem Halſe für ſeine Raubthaten büßen mußte, neues Glück brachte ihm immer wieder neuen Muth. Schon im J. 1420 war wieder ein anderer Haufe von Vitalienbrüdern kühn genug, ſich in die Elbe hinein bis in die Gegend von Hamburg zu wagen und eine Anzahl hamburger Schiffe wegzunehmen, die mit Bier und andern Kaufmannsgütern befrachtet waren. Einen Theil des Raubgutes verkauften ſie an die Ditmarſen, einen andern brachten ſie anders wohin. Vieles aber führten ſie auch auf das Schloß zu Schwalſtädt, auf welchem damals der Hauptmann des Herzogs von Schleswig Hartwig Breide die Befehlshaberſchaft hatte. Als man in Hamburg von dem allem Nachricht erhielt, wurden in Eile mehre wohlbemannte Schiffe ausgeſandt, die das Raubvolk bis vor das Schloß zu Schwalſtädt verfolgten. Da aber die Seeräuber dies gewahr wurden, verließen ſie aus Schrecken die Burg und flüchteten ſich in das Holt. Herzog Heinrich von Schleswig war ſchwer erzürnt, als er vernahm, daß ſein Hauptmann

Digitized by Google

ſein Schloß, wie die Hamburger klagten, zum Raubneſte gemacht; er ließ ihm ſofort den Befehl überbringen, den Hamburgern das geraubte Gut wieder auszuliefern, wo nicht, ſo ſolle es ihm das Leben koſten. Der Hauptmann, den Zorn des ſtrengen Herzogs fürchtend, leugnete, was er gethan, und foderte ſeinen Herrn ſelbſt auf, das Schloß genau durchſuchen zu laſſen. „Findet man des Gutes", ſagte er, „auch nur für einen Pfennig, ſo will ich mein Leben verwirkt haben." Dieſer Betheuerung aber traute der Herzog nicht. Das Schloß ward im Beiſein der Hamburger in allen Winkeln unterſucht und das verſteckte Raubgut wiedergefunden. Der Hauptmann würde jetzt, wie der Herzog befohlen, ſeine Lüge am Galgen gebüßt haben, wenn nicht die Hamburger bei dieſem für ſein Leben gebeten. Er wurde jedoch auf Lebenszeit des Landes verwieſen.

Mittlerweile hatten die Vitalienbrüder in Friesland unter den Parteiungen der Schieringer und Vetkoper ihr Raubwerk ziemlich ungeſtört betrieben. Nun hatten ſich aber unter dem Schutze der Schieringer bedeutende Haufen von ihnen bei Doccum und dem Schloſſe Eſumerſyhl durch Blockhäuſer und andere Befeſtigungswerke ſtark verſchanzt und liefen mit ihren Raubſchiffen in die dortigen Häfen um ſo ſicherer aus und ein. Die Hamburger verlangten die Zerſtörung dieſer Raubneſter. Die Vetkoper hielten deshalb einen Verſammlungstag zu Gröningen und es ward beſchloſſen: die Vitalianer ſollten aufgefodert werden, ihre feſten Verſchanzungen und Wehrhäuſer bei Doccum und Eſumerſyhl innerhalb ſechs Monaten friedlich zu übergeben und Friesland zu verlaſſen, die Feſtungswerke ſollten dann bis auf den Grund vernichtet werden. Wür=

den ſie aber dieſe nicht freiwillig räumen wollen, ſo ſollten ſie mit einer Streitmacht aus Oſtergo und Weſtergo und mit Hülfe anderer Verbündeten daraus vertrieben werden. Die Vitalienbrüder aber ſchlugen das friedliche Anerbieten aus; auf ihre feſten Verſchanzungen trotzend, wurden ſie für Feinde des Landes erklärt. Da wandte ſich der Häuptling vom Brockmerlande, Junker Occo vom Broke, an die Hamburger und die übrigen Hanſeſtädte und bat um Beihülfe zur Vertreibung des Vitaliervolkes aus ſeinen feſten Verſchanzungen, meldend, daß von da aus dem ſeefahrenden Kaufmanne fort und fort unermeßlicher Schaden zugefügt werde. Dies geſchah im Frühling des J. 1422. Es ſchien jetzt mehr als je an der Zeit zu ſein, in Verbindung mit den Frieſen ſelbſt das Seeräubervolk in dem Lande gänzlich zu vertilgen. Hamburg und Lübeck warteten daher nicht erſt eine neue Tagfahrt der übrigen Hanſeſtädte ab, ſondern eilten ſo viel als möglich mit der Ausrüſtung einer Anzahl Wehrſchiffe. Mit tauſend auserleſenen Kriegsleuten bemannt, auch hinreichend mit ſchwerem Geſchütz, Belagerungszeug und andern nöthigen Kriegsbedürfniſſen verſehen, lief die Wehrflotte einige Wochen nach Oſtern gegen Weſtfriesland aus. Nach glücklicher Landung fand die Mannſchaft das Blockhaus zu Eſumerſyhl ſowohl nach der Seeſeite hin als zu Lande einwärts mit Wällen, Graben und Verſchanzungen außerordentlich ſtark befeſtigt. Es war außer dem Haupthaufen von vierhundert Raubgeſellen, die in der Stadt Doccum lagen, mit hundertundſechzig Mann beſetzt. Nachdem die Mannſchaft der Hanſeſtädte es rings umlagert, zogen auf die Nachricht ihrer Ankunft auch die Häuptlinge der Partei der Vetkoper dieſſeits und jenſeits der Ems unter der Anführung des

Digitized by Google

Häuptlings Focko Uken und mit ihnen auch ein Streithaufe aus Gröningen zur Hülfe herbei. Das Blockhaus wurde geſtürmt; allein die Vitalienbrüder, bei denen alles auf dem Spiele ſtand, wehrten ſich mehre Tage lang mit äußerſter Entſchloſſenheit, bis endlich ihre Kraft ermüdete und das Blockhaus vom Feinde mit Sturm genommen wurde. Die ganze Beſatzung ward gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet; nach Einigen betrug die Zahl noch 150 Mann *). Das Blockhaus brach man bis auf den Grund ab. Darauf wandte ſich das Kriegsvolk gegen die Stadt Doccum; aber hier fand es beim Feinde nicht den verzweiflungsvollen Muth. Die vierhundert Vitalienbrüder hatten kaum das Schickſal ihrer Genoſſen bei Eſumerſyhl vernommen, als ſie die Stadt verließen, um in die See zu entfliehen. Die Bürger Doccums ergaben ſich dann ohne allen Widerſtand. Es ward darauf durch die ganze Stadt eine genaue Unterſuchung angeordnet, um alles verſteckte Raubgut auszumitteln. Alle Häuſer, in denen man ſolches gefunden, wurden niedergeriſſen und alle Bürger, die mit den Vitalianern gefeilſcht oder ſonſt in näherer Gemeinſchaft geſtanden hatten, nach Hamburg und Lübeck gebracht, wo ſie im Gefängniß ſchmachteten, bis ein anſehnliches Löſegeld ſie befreite.

Darauf ſchloſſen die Hauptleute des hanſeatiſchen Kriegsvolkes mit einer großen Anzahl von Häuptlingen zur Verbannung und Vernichtung der Vitalienbrüder die nöthigen Verträge ab. Ein ſolcher lautete unter andern

---

*) Nach andern Berichten betrug die Zahl der Hingerichteten nur 44 oder 46; die übrigen waren im Kampfe erſchlagen.

Digitized by Google

alſo: „Wir Heſzel von der Geſt, Sydze von der Geſt, Juwe von der Geſt, Sywert (Suffrid) Wiarda, Ummo Wiarda, Poppeke Zireſim, Alteke Vronesna, Douwe Suesna, Fritke Frixma, Rewerd Onnoma, Sippe Nitting machen kund allen Leuten mit dieſem offenen Briefe, daß wir gelobt haben, geſichert, geſchworen mit leiblichen Fingern zu den Heiligen für uns und unſere Erben, geborene und ungeborene, den ehrſamen Sendboten, Herrn Tiedemann Stein und Herrn Ludwig Krul von Lübeck, Herrn Heinrich Papendorf und Herrn Martin Schwarzkopf von Hamburg zu Behuf ihrer zwei Städte, für die ſie nun zur Zeit hier in der Reiſe ſind, und der gemeinen Hanſeſtädte, daß wir nach dem Tage von Datum dieſes Briefes die Vitalienbrüder oder andere Räuber zu keiner Zeit mehr enthalten ſollen, noch enthalten laſſen wollen, in unſern Häfen, Häuſern und Schlöſſern oder Gebieten, noch ſie beſchirmen oder vertheidigen, ſondern ſie vielmehr verfolgen werden, wie man gegen ſolche Miſſethäter zu thun ſchuldig iſt, um ſie aus dem Lande zu vertreiben nach aller unſerer Macht. Wir geloben auch mit dieſem Briefe, daß wir alle Kaufleute fördern und vertheidigen ſollen nach allen unſern Kräften ohne alle Argliſt.“ Geſchloſſen ward dieſer Vertrag zu Doccum am Dienſtage nach Pfingſten im J. 1422. Als vermittelnde Zeugen waren unter andern gegenwärtig der Häuptling Focko Ukena zu Leer, Otto Kaland, Bürgermeiſter von Gröningen, u. m. A. Ein gleiches Verſprechen gaben den Hanſeſtädten auch die beiden frieſiſchen Edelleute Wibrand Hermana und Sitka Siarda, und endlich verſtanden ſich zu einem ähnlichen Vertrage auch die Prälaten, Prieſter, Grietmanne, Richter und Gemei=

nen von acht Kirchſpielen aus dem Brockmerland; auch ſie gelobten, nicht nur ſelbſt nie wieder Vitalienbrüder oder andere Räuber in ihren Gebieten zu hauſen und zu hegen, ſondern auch mit Rath und That zu Hülfe zu ſtehen, um ſolches Raubvolk, wenn es irgendwo gehauſt und gehegt werde, mit aller Macht zu Waſſer und Land zu vertilgen, damit der Kaufmann ſicher und frei zu Waſſer und zu Land Tag und Nacht in ihren Gebieten fahren und verkehren könne.

Nach dieſen glücklichen Erfolgen in Friesland kehrte das Kriegsvolk der Hanſe nach Hamburg und Lübeck zurück In der letzteren Stadt war um dieſelbe Zeit eine neue Tagfahrt verſammelt, auf welcher auch neue nöthige Maßregeln zur Unterdrückung des Raubweſens in der Oſtſee abermals zur Sprache kamen. Durch den Krieg der Holſteiner mit Dänemark hatte hier das Räubergewerbe wieder friſchen Schwung gewonnen. Man zählte im J. 1422 im Gebiete von Holſtein nicht weniger als fünfhundert Liekendeler, die im Sommer dieſes Jahres dem däniſchen Könige ſechzehn ſchwerbeladene Schiffe auffingen und die Beute meiſt nach Kiel brachten. Auch die Hanſeſtädte hatten durch ihre Raubzüge ſchon öfter bedeutenden Schaden erlitten und es war jetzt, da ein großer Theil der aus Friesland entflohenen Vitalianer auf der See umherkreuzte, zu befürchten, daß die Gefahren ſich noch vermehren würden, wenn nicht bei Zeiten kräftige Maßregeln dagegen wirkten. Man beſchloß daher auf der erwähnten Tagfahrt: die Städte Lübeck, Roſtock, Wismar, Stralſund, Greifswalde und Stettin ſollten eine neue Wehrflotte in die See ausſenden und zur Deckung der großen Koſten ſowohl in dieſen Städten

Digitized by Google

ſelbſt, als in denen in Preußen, Livland und überhaupt in allen denen, wo es die Hanſeſtädte anordnen würden, ſowie auch auf Gothland der Pfundzoll von neuem auf zwei Jahre erhoben werden. Werde es nöthig ſein, daß auch die livländiſchen oder irgend andere Städte, die jetzt an der Wehrrüſtung ſelbſt nicht Theil nähmen, für ihre Gegenden Wehrſchiffe ausrüſten müßten, um das Volk der Vitalienbrüder zu vernichten, ſo ſollten ihnen ebenfalls die Koſten ihrer Wehre vom Pfundgelde erſtattet werden. Übrigens aber ſolle dieſer Pfundzoll, den Schiffer und Kaufmann von allen ihren Gütern bei ihrem Eide entrichten ſollten (nur Kaufmannsgut nach Flandern ausgenommen, von welchem in den dieſſeitigen Städten kein Pfundgeld genommen werden ſollte), ausſchließlich nur zu der Wehre verwandt werden, welche die Städte in dieſem Jahre nach Friesland und in die Oſtſee ausgeſandt hätten oder noch ausſenden würden. Außerdem aber mußten auf derſelben Tagfahrt auch ernſtliche Maßregeln gegen die Holländer ergriffen werden. Dieſe hatten wiederum nicht ohne Eiferſucht und Misgunſt geſehen, wie nachdrücklich und entſcheidend ſich die Macht und der Einfluß der Hanſe in Friesland geltend gemacht. Der hanſeatiſche Seefahrer hatte daher in vielen einzelnen Fällen großen Schaden und Nachtheil durch ſie zu erleiden gehabt. Dieſe feindſelige Spannung war auch den Vitalienbrüdern, die aus Doccum hatten entfliehen müſſen, nicht lange unbekannt geblieben. Sie hatten ſich faſt alle nach der Süderſee hineingezogen und ihre Hoffnung, bei den Holländern jetzt Schutz und Aufenthalt zu finden, täuſchte ſie nicht; ſie fanden überall, beſonders in der feſten Stadt Enkhuizen in Nordholland an der Küſte der

Digitized by Google

Süderſee bereitwillige Aufnahme. Die Hanſeſtädte, welche dies als Schmähung und Beſchimpfung ihrer Ehre betrachteten und bald erkannten, daß die Holländer dabei nur ihrem gehäſſigen Handelsneide gefröhnt, faßten ſofort den Beſchluß: alle Häfen und Gebiete der Hanſe ſollten ſo lange den Holländern verſchloſſen und alle Handelsgemeinſchaft mit ihnen aufgehoben werden, bis ſie die Vitalienbrüder aus ihrem Lande wieder entfernt und dem hanſeatiſchen Kaufmanne allen etwa erlittenen Schaden vergütet haben würden. Man ſandte alsbald von Lübeck aus auch eine Botſchaft an den Hochmeiſter in Preußen, um auch dieſen zur Ausführung der erwähnten Maßregel zu gewinnen. Sie hatte ſchnellen und glücklichen Erfolg, denn ſchon im Jahre 1423 begegneten die Holländer den Vitalienbrüdern überall als Feinde. Drei ihrer großen Raubſchiffe wurden von den Holländern und Engländern auf der See angegriffen; das eine, mit vierzig Vitalianern bemannt, ſegelten die letztern in den Grund; das zweite entkam durch die Flucht nach Preußen, wo ſeine Mannſchaft, über dreißig Köpfe ſtark, aufgefangen und bis auf den letzten enthauptet wurde; des dritten Schiffes bemächtigten ſich die Holländer und führten es nach Enkhuizen, wo der Räuber zweiundvierzig unter dem Beile des Scharfrichters ſtarben. Sonach waren im Ganzen abermals hundert und zwölf Piraten, wie der Chroniſt ſich ausdrückt, „eine Spanne kürzer gemacht.“

Da trat von neuem einige Jahre Ruhe ein. Im Jahre 1426 aber gab der noch immer fortdauernde Krieg zwiſchen dem Könige Erich von Dänemark und den Grafen von Holſtein auch den Vitalienbrüdern wiederum Anlaß, mit auf den Schauplatz des Kriegsgetümmels her-

Digitized by Google

vorzutreten. Während der König nämlich Schleswig und Gottorp mit einem ſehr ſtarken Heere und einer bedeutenden Seemacht belagerte, kündigten ihm auch eine große Zahl von Hanſeſtädten den Frieden auf und da dieſe jetzt ihre Kriegskräfte ſo viel als möglich verſtärken mußten, ſo begaben ſich auch einzelne Haufen von Vitalienbrüdern, die ſich bisher dem Kriegsheere des Königes angeſchloſſen hatten, in den Dienſt der Hanſeſtädte; ſelbſt Hamburg, welches ſie ſo lange als Seeräuber verfolgt und bekämpft hatte, nahm ſie als Kriegsleute jetzt gerne in ſeinen Dienſt auf; und es zeigte ſich bald, wie vortheilhaft ſich dieſe kühnen Raub- und Raufgeſellen im Kriege gebrauchen ließen. Über die Kriegserklärung der Hanſeſtädte faſt noch mehr als über eine verlorene Schlacht betroffen und geſchreckt, hatte Erich alsbald die Belagerung Gottorps und Schleswigs aufgegeben und es kam jetzt darauf an, ihm auch die von ihm beſetzte Inſel Femern zu entreißen. Es war am Matthäus-Tage des genannten Jahres, als ſich etwa zweihundert Vitalienbrüder zu Hauf ſammelten und auf dem Eiland landeten. Es gelang ihnen zur Nachtzeit bis an das feſte Schloß Glambeck, wo eine däniſche Beſatzung lag, vorzurücken. Kaum graute der Morgen, als ſie das Schloß in größter Heftigkeit zu ſtürmen begannen und zwar mit ſo gewaltigem Geſchrei, als wenn die ganze Kriegsmacht Hamburgs und Lübecks ſich vor demſelben gelagert hätte. Darein miſchte ſich der unaufhörliche Donner des ſchweren Geſchützes, womit die Mauern unablässig beſchoſſen wurden. Während deß legten einige Vitalianer Leitern an das Schloß an und begannen es zu erſteigen. Die Beſatzung, welche nichts weniger als einen feindlichen An-

griff erwartet, gerieth in die größte Angſt und Verwirrung, denn ſie konnte nach dem gräßlichen Geſchrei der Stürmenden und dem lebendigen Feuer der Donnerbüchſen nicht anders glauben, als daß eine ſehr bedeutende Kriegsmacht in der Nähe des Schloſſes liegen müſſe. Da ſie keine Hoffnung faſſen konnte, daß der König ſie von Schleswig aus bald entſetzen werde, ſo beſchloß ſie, ſich dem Feinde zu ergeben. Sie erhielt mit ihrem Kriegsgeräthe freien Abzug und ſo fiel das feſte Schloß und mit ihm das ganze Eiland in die Gewalt der Grafen von Holſtein.

Während aber andere Haufen von Vitalianern um dieſelbe Zeit auch immer noch als Piraten auf der See umherſchwärmten, nicht ſelten auch ſich an die preußiſchen Küſten wagten, dort die aus- und einſegelnden Schiffe auffingen, ausplünderten und die Schiffsmannſchaft gefangen nahmen, ſodaß Schiffe, die aus Lübeck Kaufwaaren nach Preußen bringen ſollten, eine bewaffnete Söldnerwehr bei ſich führen mußten, um ſicher bis an die Weichſel zu gelangen, während noch andere Haufen ſich in andern Küſtenländern der Oſt- und Nordſee in kriegeriſchen Fehden herumſchlugen, in Friesland z. B. der Junker Occo, Häuptling von Brockmerland, wiederum eine Schar von Vitalienbrüdern aus der See an ſich gezogen hatte, um ſie dem mächtigen und kriegsgewandten Feinde ſeines Hauſes, dem Häuptling Focko Ukena zu Leer entgegenzuſtellen, in welchem Kampfe ſie in der blutigen Schlacht auf den ſo genannten wilden Äckern bei Venhuſen für den unglücklichen Häuptling vom Brockmerland, der gefangen wurde, ſo tapfer fochten, daß ſie beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben wur-

Digitized by Google

den, während alſo hier das Kriegswerk, dort das altgewohnte Raubgewerbe die einzelnen Haufen der Vitalianer beſchäftigte, ſpielten die Vitalienbrüder in Holſtein im Kriege gegen Dänemark noch immer eine nicht unbedeutende Rolle. Als im Frühling des J. 1428 die Hanſeſtädte und die Grafen von Holſtein gegen König Erich eine große Flotte von 260 Schiffen und ein Streitheer von 12,000 Mann aus dem Hafen von Wismar auslaufen ließen, waren darunter auch 800 Vitalienbrüder und andere Kriegsgeſellen, die auf eigene Hand zum Raub auf allerlei Abenteuer mit dem Heere auszogen. Graf Gerhard von Holſtein war Oberanführer der geſammten Kriegsmacht. Die Flotte lief in den Noreſund ein, denn die Erſtürmung Kopenhagens war das Ziel der Unternehmung. Es ward zwar keineswegs erreicht, denn die Stadt war ſo reichlich mit allen nöthigen Kriegs- und Lebensbedürfniſſen verſorgt, die Beſatzung wehrte ſich mit ſolcher Tapferkeit und die Baliſten, Katapulten und andere Kriegsgeſchoſſe brachten der feindlichen Flotte ſo bedeutende Verluſte bei, daß Graf Gerhard genöthigt war, ohne Erfolg ſich zurückzuziehen. Da trat vor ihn Bartholomäus Vot aus Wismar, der Anführer von 600 Vitalienbrüdern, und bat ihn um die Erlaubniß, mit ſeinen Kriegsgeſellen zu Raub und Schaden im feindlichen Lande auf eigene Hand auf Abenteuer ausziehen zu dürfen. Sie wurde ihm ertheilt. Er landete zuerſt auf Schonen und Landskrona wurde überfallen und geplündert; dann ſegelte er nordwärts hinauf bis vor Bergen. Als die Engländer, die dort des Handels wegen in bedeutender Zahl lagen und ſich in den Beſitz der früher den Hanſeaten zugehörigen Vitten geſetzt hatten, die Ankunft der feindlichen Schiffe wahrnahmen,

Digitized by Google

ſegelten ſie aus Furcht, daß die Hanſeſtädte mit ihrer ganzen Kriegsflotte herankommen möchten, in größter Eile hinweg. Auch der Biſchof von Bergen rettete ſich durch die Flucht. Die Vitalienbrüder landeten mit vollem Muthe; die eingeſchreckte Bürgerſchaft leiſtete weiter keinen Widerſtand. Alles, was der Raubluſt des Vitaliervolkes zuſagte, fiel ihm als Beute anheim. Auch des Biſchofs Hof ſtand den Raubgeſellen offen, ſie erbrachen ſeine Kiſten und Kaſten, ſeine Liberei und nahmen die koſtbarſten Bücher, Gold und Silber, des Biſchofs zurückgelaſſenen Ornat und vieles Andere als Raubpreis ihrer Kühnheit hinweg. Darauf plünderten ſie auch eine Anzahl norweger Fiſcher und Kaufleute aus, die eben mit ihren Fiſchen und Kaufwaaren nach Bergen zu Markte zogen. Die geraubte Waare bezahlten ſie den Eigenthümern mit Schlägen und Mishandlungen und zogen ſo endlich mit reicher Beute nach Wismar zurück, wo ſie für ihren Raub troß der beſtehenden Verbote dennoch glücklichen Markt fanden.

Dort hielt nun der Hauptmann Bartholomäus Vot mit ſeiner Raubſchar Winterlager bis zum Frühling des J. 1429. Da lockte die gemachte reiche Beute zu einer neuen Raubfahrt. Um die Oſterzeit ſteuerte der Hauptmann aus dem Tief von Wismar mit vierhundert ſeiner Raubgeſellen abermals nach Bergen hinauf. Das Glück ſchien ihm anfangs nicht ſo günſtig, denn vier Tage vorher ſchon von dem Herannahen der Raubſchiffe benachrichtigt, hatten die Bewohner Bergens den Hof des Königes und des Biſchofs ſtark bemannt, um von da aus die Stadt zu vertheidigen. Das Vitaliervolk landete zwar und es kam zum Kampfe. Allein die Bürger ſchlugen

Digitized by Google

mehre Tage lang mit äußerſter Entſchloſſenheit das feindliche Volk von ihren Mauern zurück. Da kam eines Tages ein deutſcher Junge, der in Bergen wohnte, zum Hauptmanne heran und richtete an ihn die Frage: ſind der Euern noch mehr in der See, die, wenn es Noth thut, euch zu Hülfe kommen können? Als der Hauptmann ſolches verneinte, erwiderte jener: ſo rathe ich euch, daß ihr ſchnell von hinnen fliehet und zu Schiffe gehet, denn da man in Bergen ſchon vier Tage zuvor euere Ankunft wußte, ſo ſind nach allen Orten Boten ausgeſandt, um alles, was im Lande wehrhaftig, zu ſammeln; das alles kommt zu Schiff gegen euch heran. Auch hat der Hauptmann von Bergen alle kampffähigen Bürger bereits aufgerufen, um in den nächſten Tagen gegen euch auszuziehen. Dann müßtet ihr zugleich zu Waſſer und zu Land kämpfen. Ich rathe euch alſo, daß ihr euch eiligſt zu Schiff begebet, dann ſeid ihr wenigſtens vor Denen ſicher, die euch zu Land angreifen wollen, und könnt euch gegen Die zum Kampfe vorbereiten, welche gegen euch zu Waſſer kommen. Der Hauptmann konnte zwar nicht ermitteln, ob der junge Menſch, was er geredet, aus eigenem Antriebe oder im Auftrage Anderer geſprochen. Aber es ſchien ihm jedes Falls heilſam, dem Rathe zu folgen; er begab ſich mit allen den Seinigen zu Schiff. Kaum war dies geſchehen, ſo ſegelten wol bis gegen hundert norwegiſche Schiffe heran, die ausgeſandt waren, um die Seeräuber aufzuſuchen. Dennoch verlor der Hauptmann nicht den Muth; er ſprach ſeinem Volke Troſt und Vertrauen ein, obgleich er dem Feinde nicht mehr als nur ſieben Schiffe entgegenzuſtellen hatte. Es kam zum Kampfe; ſchon beim erſten Angriffe bemächtigten ſich die Normänner eines der

Digitized by Google

ſieben Schiffe mit neunzehn Mann Beſatzung. Als jetzt die Vitalianer Leben und Alles aufs Spiel geſetzt ſahen, wehrten ſie ſich gegen den Feind mit äußerſter Verzweiflung. Bald fielen zwei der größten feindlichen Schiffe in ihre Hände; nachdem ſie die Mannſchaft erſchlagen, bemannten ſie ſie mit ihren eigenen Leuten; dann überwältigten ſie noch zwei andere größere Schiffe und ließen auch deren Mannſchaft über die Klinge ſpringen. Dreihundert der Normänner waren nun ſchon gefallen. Mit Hülfe dieſer größeren Schiffe aber ſegelten ſie eine große Zahl kleinerer Fahrzeuge mit allen Schiffsleuten in den Grund. Da war für die übrigen keine andere Rettung weiter als durch die Flucht. Der Kampf aber war kaum beendigt und der glänzende Sieg gewonnen, als die Vitalienbrüder noch zehn andere Schiffe, die bei ihrer Ausfahrt im Tief von Wismar zurückgeblieben waren, mit neuen Raubgeſellen heranſegeln ſahen. Als ſie ſich mit ihnen vereinigt, zogen ſie zu Hauf wieder vor Bergen, fanden jedoch die Stadt völlig menſchenleer, denn das Volk war aus Schrecken wegen des unglücklichen Kampfes auf der See ins Land geflohen. Sie ſtürmten wieder in des Königes und Biſchofs Hof, raubten an Geld, Kleinodien und anderem Gute, was ſie nur irgend fanden, nahmen der Normannen Schiffe weg, verproviantirten ſie mit Fiſchen und andern Lebensbedürfniſſen und nachdem ſie dann endlich des Biſchofs Hof in Brand geſteckt und auch viele Häuſer in der Stadt in Aſche gelegt, zogen ſie mit dem ganzen Raub hinweg und kamen wohlbehalten bei Hamburg an. Auch hier geſtattete man ihnen jetzt, ihren Raub zu verkaufen, und ſie löſten bedeutenden Gewinn daraus.

Digitized by Google

Kaum war dieſer Haufe von ſeiner Raubfahrt zurückgekehrt, als eine andere Schar von Vitalienbrüdern aus Roſtock und Wismar gleichfalls zu Raub und Abenteuer auf die See auslief. Sie traf bald auf ein königliches Schiff, welches den Ertrag der Geldſteuern aus Schweden nach Dänemark überbringen ſollte. Es ward von den Piraten angegriffen und es kam zwiſchen ihnen und der Beſatzung, die drei- bis vierhundert Mann betrug, zu einem äußerſt hitzigen Kampfe, worin eine große Anzahl Vitalianer verwundet und erſchlagen wurde. Sie errangen endlich aber dennoch den Sieg, nahmen 200 Schweden gefangen und brachten den reichen Raub nach Wismar, wo er unter großem Jubel nach der Liekendeler Weiſe unter allen Genoſſen vertheilt wurde.

Wie ſchon hieraus erhellt, duldete man jetzt ſchon wieder den Aufenthalt der Vitalienbrüder und den Verkauf ihrer Raubwaaren ſelbſt in mehren Hanſeſtädten. In andern dagegen wurden ſie noch als Räuber vertrieben und verfolgt. Bei Danzig z. B. wagten mehre Jahre hindurch zahlreiche Rotten dieſer Raubgeſellen ſich bis in die Gegend von Hela, ja ſelbſt bis auf die Rhede von Danzig heran und nahmen ſo oft die mit Getreide und andern Gütern beladenen Schiffe weg, daß der Rath der Stadt ſich endlich genöthigt ſah, wieder eine Anzahl Wehrſchiffe auszurüſten und ſie in die Nähe von Hela zu legen, um das Raubvolk von der Küſte zurückzuhalten. An die alten Verordnungen gegen Seeräuber und ihr ſchnödes Raubgewerbe ward auf den hanſeatiſchen Tagfahrten kaum jetzt mehr gedacht; niemand kümmerte ſich mehr darum, ſie zu beachten und aufrecht zu erhalten. Überhaupt galt im Verhalten gegen den alten Raubfeind

7 *

Digitized by Google

keine Regel und Ordnung mehr. Das Vitalianervolk ſelbſt war hier Freund, dort Feind. Als im Jahre 1430 während einer Tagfahrt der Städte Lübeck, Wismar, Lüneburg u. a., wo über den Abſchluß eines Friedens mit dem Könige von Dänemark verhandelt ward, eine Anzahl däniſcher Schiffe in den Belt hineinſegelte, um ſich der Inſel Alſen, an der öſtlichen Küſte Holſteins, zu bemächtigen, ließen eiligſt die Grafen von Holſtein das dortige Schloß Sonderburg mit einer ſtarken Mannſchaft von Vitalienbrüdern beſetzen, und da auch Lübeck, Hamburg und Lüneburg bald noch bedeutendes Hülfsvolk ſandten, ſo ward die Inſel ſo trefflich vertheidigt, daß die Dänen nicht landen konnten und ohne Erfolg zurückkehren mußten. Hatten ſich hier die Vitalienbrüder als wackere, tapfere Krieger gezeigt, ſo bewieſen ſie ſich im folgenden Jahre gegen Dänemark wieder als furchtbare Seeräuber, denn ein aus Wismar ausſegelnder Haufe, an deſſen Spitze als Hauptleute Heine von Schouwen und Hans Klockener ſtanden, thaten lange Zeit durch Raub und Plünderung den drei Reichen unermeßlichen Schaden; kein däniſches Schiff, auch ſelbſt die größten nicht, waren vor ihnen ſicher. Bemächtigten ſie ſich eines Schiffes, ſo muſterten ſie die Schiffsmannſchaft; alle die, welche ihnen für ihre Befreiung wenig oder nichts geben konnten, warfen ſie über Bord oder hauten ihnen die Köpfe ab; die Reichen und Vermögenden dagegen hielten ſie gefangen, bis ſie ſich durch bedeutende Geldſummen löſen konnten. „Summa", ſagt der Chroniſt, „der Schaden, welchen dieſe Leute von Wismar den drei Reichen dies eine Jahr hindurch anthaten, war ſo groß, daß, wenn alle Hanſeſtädte ſolchen Schaden den drei Reichen zuzu-

Digitized by Google

fügen ſich vorgenommen hätten, ſo hätten ſie ſo viel, als durch dieſe Vitalienbrüder geſchah, nicht ausgerichtet. Aber freilich", fügt er dann hinzu, „war damit auch verbunden, daß dieſe Geſellen von der Art und Gewohnheit der Vitalienbrüder nicht laſſen konnten", d. h. daß ſie den Kaufmann und Seefahrer der Hanſeſtädte ebenſo beraubten und umbrachten, wie deren Feinde. Wie die Hanſeſtädte und die Holſteiner, ſo hatte auch der König Erich von Dänemark ſolcher ſeeräuberiſchen Schnapphähne viele in ſeinem Dienſte. An der Spitze eines ſolchen Haufens ſtand im Sommer des Jahres 1432 ein Ritter, genannt Herr Bruder Swens. Der König ſelbſt beſpeiſte vorher dieſes Räuberhauptmannes Schiffe, als er ſich auf die See auslegen wollte, um Schiffe aus Preußen und Livland und überhaupt aus allen Seeſtädten, die ihm begegneten, aufzugreifen. Zu ihm geſellte ſich noch ein anderer Ritter, Erich Krummendik geheißen, der gleichfalls zu Raub auf eigene Abenteuer ausgezogen war. Es dauerte nicht lange, ſo begegneten ihnen vier reich beladene Schiffe aus Riga. Sie griffen ſie raſch an; das eine Schiff entkam mit Beihülfe der Liekendeler aus Wismar durch die Flucht, die drei andern aber fielen den Raubrittern in die Hände, die eiligſt ihre reiche Beute mit mehr als hundert Gefangenen nach Dänemark zurückbrachten. Kaum war der Raubgewinn unter die Raubgeſellen vertheilt, als die beiden Räuberhauptleute, durch das Glück verlockt, ſich von neuem zur Abfahrt rüſteten; ihre Raubrotte hatte ſich noch vergrößert, denn die glückliche Beute führte ihnen allerlei loſes und lediges Volk zu. Sie ſteuerten abermals auf die hohe See aus. Mittlerweile aber hatte jenes vierte entflohene Schiff die Nachricht von dem See-

raube nach Lübeck gebracht. Als man hier vernahm, daß die Raubritter ſich von neuem in die See gelegt hätten, ließ der Rath mehre Schiffe aus Reval, die eben da waren, und vier ſeiner eigenen großen Schiffe zum Seekriege in aller Eile ausrüſten, ſodaß ſie ſchon nach wenigen Tagen wohl bemannt unter der Führung mehrer ſeekriegskundiger Hauptleute aus der Trave auslaufen konnten. Unter großen Anſtrengungen gegen Wind und Sturm gelang es ihnen endlich ſich den däniſchen Raubſchiffen zu nähern. Der Ritter Erich Krummendik aber verlor alsbald den Muth, als er die großen feindlichen Wehrſchiffe herankommen ſah, und zog ſich mit ſeinem Volke zurück. Bruder Swen dagegen achtete der Stärke des Feindes nicht weiter; in Hoffnung des Sieges und Gewinnes ſuchte er die Seinigen zu ermuthigen. „Fürchtet euch nicht, liebe ſtarke Geſellen", redete er ſie an, „alle jene Schiffe, die wir ſehen, ſollen heute noch unſer ſein; je größer ſie ſind, deſto mehr haben wir Gewinn an ihnen." Als die Wehrſchiffe ſich ihm näherten, griff er ſofort eins der letztern an, weil er am Bord deſſelben niemand weiter als blos die Schiffsleute und Matroſen ſah, denn die Wäppner hatten ſich zum Theil niedergelegt, zum Theil unter das Verdeck verſteckt. Kaum aber war das Schiff angegriffen, ſo ſprangen ſie alle hervor und ſetzten ſich mit ihren Büchſen, Armbrüſten, Streitärten und andern Waffen zur Wehre. Zu gleicher Zeit ſtürmte auch die Mannſchaft eines andern Wehrſchiffes auf die Dänen ein; es kam zu einem äußerſt heftigen Kampfe, bis es den Wäppnern der Wehrſchiffe endlich gelang, auf das feindliche Schiff hinüberzuſpringen; viele von den Raubgeſellen

Digitized by Google

wurden im Gefechte erſchlagen, gegen 240 gefangen genommen, darunter auch der Ritter Bruder Swen ſelbſt, bei dem man eine Summe von vierhundert Gulden fand. Siegerfreut kehrten die Wehrſchiffe nach Lübeck zurück. Als die Nachricht ihrer Ankunft ſich in der Stadt verbreitete, zog das Volk in Haufen aus, um den berüchtigten Räuberhauptmann einzuholen. Lübecks Thürme wurden mit den Gefangenen angefüllt. Man behielt ſie indeß nicht lange; nachdem man ſie alle geſchatzt, ließ man ſie gegen Löſegeld nach Hauſe ziehen. Nur der Hauptmann wurde eine Zeitlang noch feſtgehalten, bis auch er durch eine bedeutende Summe ſich loskaufte. Es war dies aber zugleich auch einer der letzten ſeeräuberiſchen Kämpfe im holſteiniſchen Kriege, denn der bald darauf zwiſchen dem Könige Erich und dem Grafen Adolf von Holſtein abgeſchloſſene Friede ſetzte auch den Räuberfehden in dieſen Gegenden ein Ziel.

Während nun aber die Hanſeſtädte ihre ganze kriegeriſche Thätigkeit mehre Jahre hindurch faſt ausſchließlich nur gegen den König von Dänemark gerichtet gehabt, bot ein neues wildes Kriegsgetümmel in Friesland auch den Vitalienbrüdern wieder neue Gelegenheit zu ihrem gewohnten Rauf- und Raubhandwerke dar. Der mächtige Häuptling Focko Ukena zu Leer hatte ſich nicht damit begnügt, ſeinen Feind den Häuptling Occo vom Brockmerlande in der Schlacht zu überwältigen und gefangen zu nehmen; das ganze Brockmerland war ihm zur Beute geworden; die wichtigſten Beſitzungen Occo's wurden unter Focko's Bundesgenoſſen vertheilt, und damit das alte Stammhaus vom Broke gänzlich vertilgt und vergeſſen werde, hielt er nicht blos den unglücklichen gefangenen Häuptling fort

und fort im Kerker, ſondern nahm ſelbſt den Titel eines Häuptlings vom Broke an. Alles mußte ihm im Lande Huldigung und Gehorſam ſchwören. Schon unter dieſen Kämpfen hatten mehre Häuptlinge, wie Imelo von Oſterhuſen, Imelo Abdena, der ſeinem Vater dem Propſt Hisko als Häuptling zu Emden gefolgt war, Sibeth von Rüſtringen u. a. von neuem Räuberhaufen in ihre Lande und zu ihrem Kriegsdienſte aufgenommen und die Städte Hamburg, Wismar und Roſtock, dieſelbigen alſo, die im Kriege gegen Erich von Dänemark ihre Häfen den Vitalienbrüdern gerne geöffnet, hatten den Häuptlingen deshalb ernſt und mit nachdrücklicher Ahndung gedroht. Focko's Macht, Reichthum und Stolz aber, ſeine unwürdige Behandlung Occo's vom Broke und die Meinung, daß er auf nichts anderes hinſtrebe, als ſich zum Oberherrn und Regenten von ganz Oſtfriesland aufzuwerfen, erweckten ihm bald unter den übrigen Häuptlingen eine große Zahl von Feinden. Sie traten zu einem Bündniſſe zuſammen und nannten ſich „die Bundesgenoſſen der Freiheit," um Focko's aufgetriebene Herrſchergewalt zu brechen und den ſtolzen Häuptling zu demüthigen. Auch hatte dieſes Bündniß ſchon die Folge, daß mehre Lande von Focko's Herrſchaft abfielen. An die Spitze des Bundes ward als Bundeshauptmann der Sohn des Häuptlings Enno von Gretſyhl, der wackere Edzard Cirkſena gewählt und ihm auch die Verwaltung des Brockmerlandes anvertraut, denn auch dieſes war von Focko ſchon abgefallen. So ſtand Partei gegen Partei; die mächtigſten Parteihäuptlinge auf Focko's Seite waren ſein Schwiegerſohn Sibeth oder Siebold Papinga auf dem Schloſſe Sibetsburg, Imelo von Oſterhuſen, Wiarda von Faldern und Imelo Propſt

und Häuptling zu Emden. Gegen den Letztern wollte der Bundeshauptmann Edzard die Bundesmacht zuerſt wenden, um ſich Emdens zu bemächtigen. Da die Stadt ſehr feſt war und nur von der Seeſeite her erobert werden konnte, ihm aber dazu die nöthigen Schiffe mangelten, ſo ſchloß er insgeheim mit Hamburg ein Bündniß. Dieſes war gerne bereit, ſich in die frieſiſchen Händel zu miſchen, theils weil es ſich gerne Emdens bemächtigen wollte, wo die Seeräuber lange wieder freien Markt für ihren Raub gefunden hatten, theils auch um den Häuptling Imelo dafür zu züchtigen, daß er die Piraten fort und fort in ſeinem Gebiete hauſte und hegte. Eilig ſandten daher die Hamburger eine Anzahl Schiffe nach Emden unter dem Vorwande von Handelsgeſchäften. Als ſie dort angelangt waren, ward Imelo auf eins der Schiffe geladen, bei einem Gaſtmahle ſtark berauſcht und an Händen und Füßen gebunden nach Hamburg abgeführt, wo er als Heger und Pfleger der Seeräuberei vierundzwanzig Jahre lang im Kerker ſaß, bis der Tod ſein Unglück endigte. Emden fiel darauf den Hamburgern in die Hände; ſie überließen zum Schein die Regierung eine Zeitlang Imelo's Mutter, bis nach deren Tod ſie ſolche ſelbſt übernahmen.

So war einer der mächtigſten Anhänger Focko's vernichtet. Bald darauf ward Focko's Burg ſelbſt angegriffen und hart belagert. Beinahe ein halbes Jahr vertheidigte er ſich mit äußerſter Entſchloſſenheit, bis endlich die ſchrecklichſte Hungersnoth einbrach und die Burg ſchon anfing, vom Geſchoſſe der Feinde von obenher über ihm zuſammenzuſtürzen. Da durchſchwamm er in finſterer Nacht den Schloßgraben und entfloh ins Münſterland.

Digitized by Google

Seine Burg fiel in feindliche Hände und wurde geſchleift. Er kehrte zwar bald darauf mit fremdem Hülfsvolke noch einmal nach Friesland zurück; allein ſeine Kraft war gebrochen und er vermochte ſich nicht wieder zu ſeiner Macht emporzuheben. Nachdem hierauf die Hamburger einige feſte Burgen, als Leerort und Stichhauſen erbaut und ſtark bemannt hatten, um ſich in ihnen ſichere Haltpunkte für ihre im Lande liegende Beſatzung zu verſchaffen, nachdem ferner auch Focko's Sohn Uko, der ſeines Vaters Partei noch mit zuſammenhielt, überfallen und erſchlagen worden war, ward Sibeth Papinga's, Focko's Schwiegerſohns, Demüthigung und Untergang beſchloſſen, denn auch auf ſeinem Schloſſe Sibethsburg hatten bisher immer noch zahlreiche Scharen von Seeräubern Aufenthalt und Schutz gefunden. Die Hamburger, Bremer, Sibeth's alte Feinde, und die Oldenburger rüſteten eine anſehnliche Flotte; bei der Überfahrt trafen ſie auf eine bedeutende Anzahl Piraten, die eben aus Friesland zum Raube ausgelaufen waren; ſie griffen ſie an, überwältigten ſie, ſchlugen ihrer viele todt und nahmen andere gefangen, die nachmals in Hamburg ihren Tod unter dem Beile fanden. Als die Mannſchaft der Flotte darauf landete, trat ihnen Edzard's Partei, der Bund der Freiheit, zu Hülfe. Da die Mannſchaft der Städte allein ſchon zweitauſend Streiter betrug, ſo ward ihre Kriegsmacht ſehr bedeutend. Die Sibethsburg wurde zu Waſſer und zu Land belagert und beſtürmt. Der Häuptling ſelbſt, der aus der Burg zuvor ſchon entkommen war, ſuchte Hülfe bei Focko's Sohn Udo in Norden und mehren Andern ſeiner Partei. Sie zogen heran, um die Burg zu entſetzen. Edzard aber, der Bundeshauptmann,

Digitized by Google

ging ihnen mit ſeinem Streitvolke und dreihundert Schützen aus Hamburg entgegen. Bei Worden oder Bargerbur kam es am 25. Juli 1433 zum Kampfe; der Sieg ſchwankte lange, bis endlich Sibeth ſelbſt ſchwer verwundet und ſeine Scharen überwältigt wurden. Sibeth fiel in Gefangenſchaft und Udo von Norden blieb im Kampfe. Sibethsburg ward jetzt erſtürmt und bis auf den Grund niedergebrochen. Sibeth überlebte ſeinen Sturz nicht lange; er ſtarb bald darauf an ſeinen Wunden. Als nun der Kampf auch gegen die noch übrigen Anhänger Focko's, gegen die Häuptlinge Imelo von Oſterhuſen, Friedrich von Larrelt, Reddert Beninga von Grothuſen u. A. fortgeſetzt werden ſollte, entflohen ſie alle muthlos aus dem Lande theils nach Münſterland, theils nach Gröningerland, wohin ſich auch der Häuptling Focko ſelbſt begab. Der Krieg endete ſomit, weil kein Feind mehr zu bekämpfen war und der Bund der Freiheit, an ſeiner Spitze Edzard von Greetſyhl, ſtand nun mächtig da.

Da ſchrieb der Rath von Lübeck an die Hanſeſtädte in Preußen *): Lieben Freunde! Als wir Euern Ehrſamkeiten im nächſtvergangenen Winter ſchrieben und verkündigten, wie ſich viele loſe und böſe Parteien in Friesland verſammelten, um den Kaufmann und gemeinen Wandersmann in der See zu beſchädigen u. ſ. w., darauf Euere Ehrſamkeiten uns unter andern Worten wieder ſchrieben, daß wir Euch unſern Beſchluß und Gutdünken ſchreiben ſollten, wie man ſolche Hülfe als zur Zerſtörung der vor-

*) Wir ſchließen dieſes Schreiben aus dem geheimen Archiv zu Königsberg hier an, weil es über die oberwähnten Verhältniſſe noch manchen nähern Aufſchluß gibt.

Digitized by Google

berührten böſen und vergiftigen Parteien am allerbequemſten zu wege bringen möchte. Alſo, lieben Freunde, war nun die vorerwähnte böſe Partei ſo ſehr gewachſen und mächtig geworden, daß ſie großen Schaden zur See wärts that an jedermann, den ſie überkam, alſo daß gründlicher Verderb vor Augen war, hätte man dem mit der Hülfe Gottes an der Zeit nicht ernſtlich und kräftig mit Mannheit widerſtanden, als nun, Gott ſei deß gelobt, geſchehen iſt, denn unſere Freunde zu Hamburg, anſehend und beſorgend ſolchen verderblichen Quat, ſind mit großer Macht und Wehre allbereits lange Zeit nach unſerem Rathe und mit unſerer Hülfe in Friesland geweſen und verſtärken ihre Wehre noch von Tag zu Tag und haben mit der Hülfe Gottes Emden, Schloß und Stadt gewonnen, worüber ſie Leute verloren haben, doch von der Widerpartei blieben todt wohl bei ſechshundert Mann und dazu zwei der Oberſten der böſen Partei namhaftiges Geſchlechtes und mächtige Hauptleute, und ſind nun fort gereiſet vor Edenburg, anders genannt Sibethsburg, ein mächtiges Schloß, von wo der Kaufmann und gemeine Wandersmann zur See wärts von alten und langen Jahren her bis jetzt gröblich beſchädigt worden iſt, und ſie ſind dem genannten Schloſſe ſo nahe gekommen, daß ſie es mit der Hülfe Gottes wohl gewinnen werden, alſo daß, ob Gott will, Kaufmann, Schiffer und alle frommen Leute zur See wärts verkehrend deß mögen erfreut ſeyn und auch nach dieſer Zeit von ſolcher böſen Partei behütet und unbeſchädigt bleiben. Dieß hat unſern Freunden von Hamburg große Mühe, Arbeit und Verluſt ihrer Leute und uns mit großes Geld und Gut gekoſtet, als das wohl zu vernehmen und kenntlich iſt, und koſtet noch heutiges Ta=

ges großes Gut, damit ſich die von Hamburg in große Laſt, Borg und Schulden geſetzt haben, wodurch ihre gute Stadt in ewigen Verderb kommen müßte, wenn ihnen und auch uns von den Städten, auf deren Troſt, Hülfe und Wiederlage ſie das nach unſerem Rathe und unſerer Hülfe gethan haben, darin keine Hülfe und tröſtliche Wiederlegung geſchehe, was ſehr gegen Redlichkeit und ehrliche alte Geſetze der Städte wäre. Wiewohl nun, lieben Freunde, die von Hamburg und wir mit andern Städten, unſern Freunden, in dieſer Gegend gelegen, darüber merklich geſprochen und auch dieſe Dinge doppelt überwogen haben, ſo können wir doch keine glimpflichere und bequemere Weiſe finden, damit die von Hamburg, unſere Freunde und wir kommen möchten zur Wiederlegung dieſer vorberührten großen Koſten und auch derer, die wir in Vorzeiten zu Friesland thaten, wie ihr wohl wiſſet, als daß man einen Pfundzoll auffetzte, zu Brügge in Flandern auszugeben, und bitten Euch, lieben Freunde, mit fleißigem Begehren, daß ihr der von Hamburg und unſern guten Willen, Fleiß, Koſten, Arbeit und Wohlthat, den Nutzen und Profit, der dem gemeinen Gute daraus gekommen iſt, anſehet und gebet euern Willen und Vollbort dazu, daß der erwähnte Pfundzoll Fortgang gewinne, auf daß die von Hamburg und wir davon unſerer großen Koſten, als wohl redlich und ehrlich iſt, gütliche Wiederlage bekommen mögen und auch auf daß wir hier und andere Städte der Hanſe, denen daran gelegen iſt, das gemeine Gut in ſeinen anliegenden Nöthen zu beſchirmen, deſto williger und fleißiger ſeyen. Wir empfehlen Euch der von Hamburg, unſere und anderer

Städte, unſerer Nachbarn, Begehren und Meinung. Dieß haben wir den Städten in Livland, unſern Freunden, auch alſo geſchrieben, die das, als wir nicht zweifeln, wohl mit bewilligen. — Lieben Freunde, als dieſer Brief ſchon bereit war, ſchrieben uns unſere Freunde von Hamburg, daß ſie mit der Hülfe Gottes Sibethsburg gewonnen haben, des Gott gelobt ſey. Geſchrieben auf des heil. Kreuzes Tag Exaltationis 1433.

Friesland war jetzt beruhigt. Ein Friede, der im J. 1434 geſchloſſen wurde, enthielt nicht blos eine allgemeine Amneſtie aller gegenſeitigen Verletzungen und Beleidigungen, ſondern geſtattete auch allen flüchtigen Häuptlingen die ſichere Rückkehr zu den Ihrigen. Der Häuptling Occo vom Broke ward jetzt mit Focko's Einwilligung aus ſeinem Kerker, in dem er ſo viele Jahre geſchmachtet, befreit. Er, der letzte ſeines Geſchlechtes, ſtarb ſchon im Jahre 1435 kinderlos zu Norden und das einſt ſo mächtige Haus vom Broke ging ſonach mit ihm unter. Auch ſein einſt ſo gewaltiger Feind Focko Ukena überlebte ihn nicht lange; er endete ſein kampf- und mühevolles Leben auf ſeiner Burg zu Dickhauſen am 29. Auguſt 1435, und ſo waren in wenigen Jahren alle die mächtigen Häuptlinge, die über Friesland ſo viel Unglück und Verwirrung gebracht, dahingeſchwunden. Das Land war von den Seeräubern gereinigt und befreit. Auch das alte Raubleben der Vitalienbrüder hatte jetzt ein Ende, denn wenn auch fortan noch hier und da auf der See einzelne Räuberhaufen umherzogen, ſo tritt ihr Weſen und Streben nicht mehr in der Eigenthümlichkeit, in der räuberiſchen Großartigkeit der Vitalienbrüder hervor und in die

Digitized by Google

politiſchen Verhältniſſe der nordiſchen Reiche, Städte und Länder greift ihr Raub- und Raufleben nicht weiter ein. Ein klares Bild davon zu geben, wie dies über ein halbes Jahrhundert hindurch durch die Raubhorden der Vitalienbrüder im nordiſchen Länder- und Städteverkehr geſchehen war, iſt der Zweck dieſer geſchichtlichen Darſtellung.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Randgloſſen eines Laien zum Euripides.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Einleitung.

So wie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechiſchen Geſchichtſchreiber die verſchiedenſten Urtheile ſind gefällt worden, ſó auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortſchritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweiſen verſucht, während Andere das Aelteſte als das Vollendetſte bezeichneten und im Ablaufe der Zeit eine wachſende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Culminiren, Sinken, und ſprechen dem in der Mitte ſtehenden Schriftſteller den Preis zu. Herodot's poetiſche Natürlichkeit, des Thucydides energiſche Staatsweisheit, des Xenophon harmoniſche Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Andern gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunſt vermißten, oder die zu große Abſichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Daſſelbe finden wir hinſichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Äſchylus, die zuſammenſtimmende Vollendung des Sophokles, die ſpruchreiche Gemüthlichkeit des Euripides iſt geltend gemacht worden, um jeden von ihnen

Digitized by Google

an die Spitze zu ſtellen und die beiden anderen als Nummer zwei und drei unterzuordnen. Eine ſo große Verſchiedenheit der Beurtheilung und Entſcheidung treibt zuvörderſt den Zweifel hervor: ob bei dieſen drei und drei großen Perſönlichkeiten von rechtswegen ein gemeinſames gleichartiges, allgemeines Maß anzulegen ſei? Ob ein ſolch abſtraktes, ich möchte ſagen blos quantitatives Verfahren nicht das Lebendigſte, Eigenthümlichſte unberückſichtigt laſſe? Ob verſchiedene Eigenſchaften, Qualitäten, als ſolche wirklich commenſurabel ſind? Ob neben dem, was ſich gleichartig meſſen und zuſammenſtellen läßt, das Ungleichartige nicht der genauſten Prüfung bedürfe und eben den weſentlichen Charakter eines beſtimmten, gegebenen Geſchichtſchreibers oder Tragikers ausmache?

So wie bei manchen Körpern oder Gegenſtänden, trotz alles Meſſens, Wägens und Zerlegens, unzerſtörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; ſo in der Geiſterwelt jener Kern und jene Weſenheit großer Perſönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichſte Geheimniß, von dem anderen die lichtverbreitende Offenbarung ſelbſt.

Um bis zu dem Kerne, zu dem Brunnquelle dieſer Eigenthümlichkeiten vorzubringen, um ein zugleich allgemeines und beſonderes Urtheil ausſprechen zu können, haben die philologiſchen Meiſter die gründlichſten und ſcharfſinnigſten Unterſuchungen angeſtellt. Auf dieſen Bahnen kann ich kein Anführer, und mag kein Nachbeter ſeyn. Ich bin vielmehr ein bloßer Theaterfreund, ein Mitglied der kunſtloſen Parterregemeine, welche (ſeit den älteſten, bis auf die neueſten Zeiten) ſich um tauſend tiefſinnige und wiſſenſchaftliche Erörterungen wenig oder gar nicht be-

kümmert, und nur das berührt, hervorhebt und beſpricht was ihre Gedanken und Gefühle ethiſch und äſthetiſch anregt.

Ich beginne damit die Tragödien des Euripides nicht in der Reihefolge der Ausgaben, ſondern in einer anderen vorüberzuführen, welche der innere Zuſammenhang, oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen dürfte. Am Schluſſe dieſer zerſtreuten Bemerkungen findet ſich dann wohl Gelegenheit zu einigen allgemeineren Betrachtungen über den Werth und die Stellung des, in unſeren Tagen öfter angeklagten, als vertheidigten Dichters *).

B. Bemerkungen über einzelne Tragödien.

I. Iphigenia in Aulis.

Einige Beurtheiler haben die Iphigenia in Aulis dem Euripides abgeſprochen, weil ſie für den Dichter zu gut ſey. Abgeſehen davon, daß dieſer Grund das zu Erweiſende vorausſetzt, könnten umgekehrt anders Geſinnte ihre Ächtheit aus den vorhandenen, oder hineingedeuteten Mängeln erweiſen; z. B. daraus, daß der (an ſich natür-

*) Vortrefflich bezeichnet Welcker (griechiſche Tragödien II, 460) Standpunkt und Richtung für eine neue, umfaſſende und allſeitige Beurtheilung des Euripides. Dem Laien fällt es, als einem bloßen Theaterfreunde nicht ein, ultra crepidam hinauszugehen, und ſeine Plaudereien für mehr auszugeben, als ſie ſind.

Digitized by Google

liche und menſchliche) Streit zwiſchen Agamemnon und Menelaos über die Opferung Iphigenia's, mehr im häuslichen, als im Heldenſtyle und ſogar vor Zuhörern geführt wird. Gewiß tritt in dieſer Tragödie der Gegenſatz des natürlichen Gefühls, und des offenbarten Gebots lebhaft hervor. Jenes wird von Klytämneſtra und Achilleus vertheidigt; dieſes (jedoch nicht ohne Schmerz) von Agamemnon. Das glaubende Volk endlich ſteht auf des weiſſagenden Kalchas Seite. Fehlt jener Glaube, und hält man, mit Achilleus (v. 956), Weiſſagungen ſolcher Art meiſt für Betrug; ſo weicht man nur der Gewalt, oder ſieht nur Gewalt, die mit gleichen Mitteln zu beſiegen ſey.

Lobenswürdig iſt die Art wie Achilleus ſeine Hülfe anbietet; zart daß er Iphigenia nicht ſehen und dadurch den Schein erwecken will, als bedürfe es eines äußerlichen Mittels ſeinen Entſchluß zu beſtimmen; oder als ſey Neugier mit im Spiele. Eben ſo richtig weiſet er das erſte Geſpräch mit Agamemnon der Klytämneſtra zu, welches auch (von ihrem Standpunkte aus) vortrefflich durchgeführt iſt.

Man hat getadelt: der Charakter der Iphigenia falle auseinander, und die flehende ſey von der ſich aufopfernden ganz verſchieden. Ich kann dieſem Tadel nicht beiſtimmen *). Sehr natürlich bricht die Jungfrau, welche man ſtatt zu dem erwarteten Traualtar, zum Opferaltare führen will, in Klagen und Bitten aus, und hält am Leben feſt, das ſo viel Heiterkeit und Glück verſprach.

---

*) Sonſt ließe ſich daſſelbe von der Antigone des Sophokles behaupten.

Digitized by Google

Als ſie aber ſieht, daß ihre Rettung vielleicht dem edlen Achilleus den Tod bringen könne, ändert ſich ſchon Standpunkt und Gefühl; weſentlicher wirkt die Überzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit ihres Todes. Sie will das Unglück großartig ertragen; und aus dieſem Willen heraus kommt ihr die Erleuchtung von dem Werthe, der Heilſamkeit, der Erhabenheit ihres Todes; ſie geht über in lyriſche Begeiſterung und erſcheint (auch ohne das Wunder ihrer Rettung) in Wahrheit ſiegreich und verklärt. So iſt alles ſcheinbar Zwieſpaltige, in höherem Sinne recht, und aus einem Stücke. Hätte Iphigenia bei der erſten Nachricht von ihrer anbefohlenen Opferung etwa ſchon ſagen ſollen: wie ſie befehlen, es iſt mir ſehr angenehm, ich mache mir eine Ehre daraus! Wie unnatürlich, gefühllos, abgeſchmackt hochmüthig! Oder hätte ſie von Anfang bis zu Ende wimmern und jammern ſollen; ſie, Iphigenia, die Tochter Agamemnon's, die erſte und edelſte Jungfrau des glorreichen Hellas?

Wie verhält ſich die Fabel von der Opferung Iphigenia's, zu der Erzählung von der Opferung Iſaak's? Die Meinung: es ſey ein Skandal, daß Götter (Jehova oder Diana) ein Verbrechen anbeföhlen, reicht ſo kurzweg nicht aus zur Ergründung des Inhalts und der Bedeutung. Bei den Griechen tritt der göttliche Befehl (oder die prieſterliche Weiſung) mehr heraus als ein Mittel zur Erreichung eines großen äußeren Zweckes, als ein Opfer zur Umſtellung der Verhältniſſe von Völkern und Staaten. In der jüdiſchen Erzählung wendet ſich Alles mehr nach innen; es iſt ein pſychologiſch-moraliſches Experiment, über das Maaß des Gehorſams und der Demuth. Abraham beſteht kurzweg die Probe; bei dem Griechen geſtal-

Digitized by Google

tet ſich Alles mannigfaltiger: Klytämneſtra widerſpricht, Agamemnon kämpft für und gegen; nur in Iphigenia löſet ſich die herbe Diſſonanz zu ſchönem Wohllaut auf; die höhere Fügung und der freie Entſchluß verklären ſich zu Einem, und während Iſaak unthätig und getäuſcht zur Schlachtbank geht, tritt Iphigenia bei vollem Bewußtſein heiter und glorreich zum Altar. Die jüdiſche Erzählung legt allen Nachdruck auf den Gehorſam des Opfernden, die helleniſche dagegen auf die freie Beiſtimmung der zum Opfer Beſtimmten.

Klytämneſtra ſcheint nicht von der Rettung Iphigenia's vollſtändig überzeugt zu ſeyn (v. 1617). Wäre ſie es, ſo fielen die in anderen Trauerſpielen von ihr gegen Agamemnon ausgeſprochenen Klagen meiſt zu Boden; oder ſie müßten ſich vielmehr auf das gründen, was ſie über Tödtung ihres erſten Gemahls und Kindes in dieſer Tragödie dem Agamemnon (abweichend von anderen Erzählungen) bereits vorwirft.

II. Iphigenia in Tauris.

Wollen wir auch viele allgemeinere Einwendungen unerwähnt laſſen, z. B. über die (wenigſtens theilweiſe) Entbehrlichkeit des Prologs, die Ausdehnung der Erzählungen, die langen Wechſelreden Vers um Vers; ſo zeigt ſich doch Euripides in der Iphigenia in Tauris nicht als der am meiſten tragiſche (τραγικωτατος) Dichter. Licht und Schatten iſt zerſtreut und geſpalten und der Stoff aufgelöſet und vertheilt, daß es kaum zu einer großen Wirkung und tiefen Empfindung kommen kann. So bezieht ſich der weiſſagende Traum nur auf Oreſtes, wäh-

Digitized by Google

rend die Erinnrung an Agamemnon und Klytämneſtra zurücktritt und ihr Schickſal nur beiläufig verkündet wird. Auch von Elektra iſt erſt hintennach die Rede, und nur über Pylades wird am umſtändlichſten Erkundigung eingezogen. Das Tragiſche bricht mithin weder zugleich und mit überwältigender Kraft herein, noch iſt eine Steigerung deſſelben vorhanden; vielmehr wird es ſo zertheilt und abgeleitet, als ſollte eine zu ſtarke Erſchütterung vermieden werden.

Hie und da tritt der alte Stoff in ſeiner Herbigkeit heraus, Anderes iſt gemildert, oder der Sinnesart der euripideiſchen Zeit angepaßt. So z. B. daß Iphigenia nicht ſelbſt opfert, daß ſie überhaupt Menſchenopfer als einen verdammlichen menſchlichen Brauch (v. 391), nicht als eine göttliche Anordnung betrachtet u. ſ. w. Deßhalb, und aus vielen anderen Gründen kann man die Stelle v. 1460 nicht ſo verſtehen, daß Athene in Attika neue Menſchenopfer gründen wolle, vielmehr muß dieſelbe bloß von einer ſymboliſchen, andeutenden Handlung erkärt werden.

Nahe liegt die Frage: ob Iphigenia in Tauris, nach Charakter, Sinnesart u. ſ. w. dieſelbe ſey wie Iphigenia in Aulis? Zuvörderſt möchte ich behaupten: es müſſe dem Dichter erlaubt ſeyn, in einer zweiten Tragödie, bei einem neuen Anſatze, gewiſſe Veränderungen und Modificationen in den Charakteren vorzunehmen. Sie ſind hier aber wohl nicht ſo groß, als ſie beim erſten Anblick erſcheinen; oder es fehlt doch nicht an Gründen, ſie zu erklären. Iphigenia konnte ſich keineswegs auf der Höhe der Begeiſterung erhalten, zu welcher ſie ſich in Aulis hinaufgeſchwungen hatte. Die großen

Digitized by Google

Folgen, welche (wie ſie hoffte) aus ihrem edlen Entſchluſſe hervorgehen ſollten, ſind nicht weſentlich daran geknüpft, und die Rettung vom Tode iſt zugleich eine Beraubung des Ruhmes und der Theilnahme. Oder, wenn Diana ſie belohnen wollte, warum ſie von Ältern, Geſchwiſtern, Freunden, Bräutigam trennen, unter ein rohes Volk verbannen und ihr Menſchenopfer als Pflicht und Beruf auflegen, welchem Gräuel ſie ſelbſt kaum entgangen iſt? Nicht unnatürlich hat ſich eine Abneigung gegen die Griechen (insbeſondere gegen Helena, die Urheberin aller Übel) im Gemüthe Iphigenia's entwickelt; ja wir dürften uns kaum wundern, wenn neben dem Danke auch Vorwürfe gegen Diana hervorbrächen.

Die Löſung kommt (wie öfter beim Euripides) von oben herab, durch das Auftreten der Athene. Ich kann daran keinen großen Anſtoß nehmen, und wenn die Gegenwart es ſich, z. B. einige Male in den gluckſchen Opern, und ſehr oft in den Werken Calderon's gefallen läßt *); ſo mag es den Athenern noch weniger unnatürlich erſchienen ſeyn. Was jeder ſich ſelbſt ſagen kann und ſoll; was wir ſonſt wohl Vernunft, Ergebung, Schickſal nennen, was ſich im Innern vorbereitet und dann äußerlich wird; das ſtellt Euripides (und auch Äſchylos) als Symbol, Offenbarung, als Perſon vor Augen; und auf dem letzten Zuſammentreffen des göttlichen und menſchlichen Beſchluſſes beruht auch die rechte dramatiſche Löſung. — Freilich liegt in jeder Löſung wiederum eine neue Aufgabe verbunden; es kann zweifelhaft bleiben ob jene eine vollkommene ſey, und nicht unerwartete Diſ-

*) Z. B. in amado y aborrecido.

ſonanzen heraustönen werden. So iſt z. B. in der Geſchichte der Pelopiden jeder Schluß (wie die Muſiker ſagen) nur ein Trugſchluß; und Euripides nimmt nicht an, daß der Spruch des Areopagus und der Stein Athene's, den Oreſt ganz und gar gereinigt und beruhigt habe. Ihm wird außer der Buße und Reue, noch eine That abgefordert, eine fromme Unternehmung auferlegt, wie wir Ähnliches ſelbſt in den chriſtlichen Bußſyſtemen finden.

Wenn Euripides die tragiſchen Stoffe der Sinnesart ſeiner Zeit näher rückte, ſie moderniſirte; ſo hat dies Göthe in der Iphigenia noch weit mehr gethan. Dies iſt zu loben, und nicht zu tadeln; während diejenigen, welche unſeres Dichters Werk als ein völlig antikes bezeichnen, ihren Beifall an unrechter Stelle ſpenden. Schwerlich iſt je ein Menſchen opfernder Scythenkönig ſo human und zahm geweſen, wie ihn Göthe darſtellt; ſowie umgekehrt eine offene Fehde gegen Thoas nicht zum Siege geführt, oder ſeine Ermordung die wenigen Griechen gerettet hätte. Soll aber ein Götterwort jenen beruhigen, ſo konnte es ihn auch erretten; mithin hat Euripides wohl die richtige Mitte ergriffen zwiſchen Göthe und Gluck. Überhaupt wäre es eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, die drei Iphigenien von Euripides, Göthe und Gluck, bis ins Einzelne hinein miteinander zu vergleichen, und jede mit ihrem eigenen Maßſtabe zu meſſen. Statt des oberflächlichen Lobpreiſens, Unterordnens, Verdammens, müßte die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Kunſtbehandlung nachgewieſen werden. Wie kann man, werden Etliche ausrufen, eine Oper (dieſen Unſinn), in die vornehme, edle Reihe der Tragödien aufnehmen?

Wie kann man (will ich eben ſo kühn entgegenfragen) wohl zweifeln, daß wir an den gluckſchen Opern, die antike Tragödie in ihrer edelſten, muſikaliſch noch vervollkommten Geſtalt beſitzen?

III. Hekuba.

Wenige Prologe möchten ſich ſo ſehr entſchuldigen laſſen als der zur Hekuba; denn indem wir dadurch erfahren, was ihr bevorſteht, ſie aber es kaum ahnet und dann erſt allmählig erfährt, ſo erhöht ſich unſere Sorge, unſere Theilnahme an der unglückſeligen Mutter. Dagegen fragt ſich: ob denn der Geiſt Polydor's den Prolog übernehmen kann und ſoll? — und warum nicht? Er ſchwebt wie ein dunkler Schatten dem Ganzen, von dem des Tages Licht ſich entfernt, vorauf; ihm kommt es recht eigentlich zu umherzuwandeln und von ſeinem Schickſale auf der Oberwelt zu reden, denn er iſt der Unterwelt noch nicht ruhig anheim gegeben, ſein Leichnam liegt noch unbetrauert und unbeerdigt.

Kaum hat ſich uns hierauf Hekuba als unglückliche Greiſin gezeigt und Ahnungen mitgetheilt, ſo trifft die Nachricht ein, daß Achill's Geiſt die Opferung ihrer Tochter verlange, und ſchon naht Odyſſeus, um ſie abzuholen. Hekuba's Mahnung, daß ſie ihn einſt errettet habe, iſt ergreifend; indem aber Odyſſeus das Wohl des ganzen Volks über ſeine eigenen Wünſche und ſeine Theilnahme ſetzt, indem er zwar jedes nicht vorgeſchriebene Opfer als Frevel zurückweiſet, aus dem Verachten der Befehle von Helden dagegen das Verderben der Völker herleitet, bringt er auf die entgegengeſetzte Seite ein Maaß von

Digitized by Google

Würde, ohne welche keine tragiſche Wirkung möglich iſt. Dennoch ſehn wir nicht, wie das erneute Flehen der Hekuba und die große Erinnerung an ſeine Kinder, den Odyſſeus unbeweglich laſſen könnte, wenn anders Polyxena, der mütterlichen Aufforderung gemäß, mit allen Gründen welche Lebensluſt und Unſchuld darbieten, auf ihn eindränge. Aber dieſe wendet ſich in würdevollem Andenken an ſchönere Zeiten zum Tode, und nur beim Abſchiede von der Mutter ergreift ſie eine weiblich-zarte, ſchöne Wehmuth, ohne daß ſie jedoch in Schwäche verſinkt. Nach der Abführung Polyxenens erſchöpft ſich Hekuba nicht in Klagen, ſondern ſchweigt nach einem kräftig herben Seitenblick auf Helena, die Urheberin ihrer Leiden; aber der Chor hebt jetzt ſeinen Geſang an, mit Recht nicht die Hekuba, — an deren Leiden er faſt gewöhnt iſt — beklagend, vielmehr an das eigene künftige Schickſal denkend. Dies Verbreiten des Intereſſe wird der Haupthandlung nicht nachtheilig, es erſcheint natürlich und zugleich als ein mildernder Ruhepunkt. Aber iſt nicht das ganze Stück eigentlich zu Ende? Was ſoll Hekuba noch leiden? Der Zuſchauer denkt ahnungsvoll an Polydoros, er will zunächſt wiſſen, ob Polyxena etwa gerettet ward, oder wenn ſie ſtarb, wie ſie den Tod litt, und wer die den Alten ſo wichtige Beerdigung übernahm? Talthybios tritt auf, und da ihm der Anblick der auf der Erde trauernden Hekuba noch nicht gewöhnlich, nicht alltäglich war, ſo ergreift ihn der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Glückes, und mit Recht läßt ihn der Dichter darüber einige bedeutende Worte ſagen.

Die treffliche Erzählung vom Tode Polyxenens bewirkt Zweifaches:

Digitized by Google

Erſtens, zeigt ſie die Achaier nur dem höhern Befehle, der Pflicht gegen ihren erſten Helden nachgebend, ſonſt voll ſchöner menſchlicher Theilnahme. Wir können ſie über die That nicht mehr verdammen und damit iſt die hier ſehr ſchwierige Aufgabe gelöſet, die gegenſeitigen Verhältniſſe würdig erſcheinen zu laſſen.

Zweitens, Polyxena ſtirbt einen freien Heldentod, und darin liegt die Verſöhnung fürs ganze Stück bis zu dieſem Punkte.

Warum ſchloß nun aber der Dichter nicht an dieſer Stelle? Iſt nicht die anziehendere Hälfte unbedenklich vorüber? Allerdings iſt ſie vorüber, und er konnte ſchließen, aber er mußte es nicht, und gäbe vielleicht zur Antwort: das Trauerſpiel wäre dann eher eine Polyxena als eine Hekuba. Für dieſe iſt eine Fortſetzung, eine Steigerung des Tragiſchen möglich und das Schickſal Polydor's erſcheint geſchichtlich, örtlich und zeitlich ſo nahe und richtig damit verbunden, daß es nirgends als an dieſer Stelle und zu dieſer Zeit zur Sprache gekommen ſeyn kann. Wir fragen den Dichter weiter: warum Hekuba noch in einem andern ſeiner Stücke klagend auftrete und ſo das Gewimmer unendlich werde? Vielleicht würde er erwiedern: wollt ihr mich deshalb, — gegen anderweite Beweiſe —, einer Armuth poetiſcher Erfindungen zeihen, ſo gibt dies eine Unterſuchung verſchiedener Art; keineswegs aber dürft ihr die Klagen zweier Stücke zuſammenrechnen und dann über beide urtheilen, als wären ſie eins. Jedes muß ſelbſtändig und für ſich ſo beurtheilt werden, als ſei das andere nicht vorhanden, und ſagt nicht einer eurer größten Kunſtrichter: „man höre der Hekuba des Euripides fleißig zu, und tröſte ſich immer, wenn man ſonſt

keine Königinnen hat ſprechen hören" *). Die Erzählungen vom Heldentode Polyxenens bewirken in Hekuba zunächſt eine Ermannung, ſie zwingt ſich zu allgemeinen Betrachtungen, ſie ordnet das Nöthige wegen des Grabmahls, und nur die Erinnerung daß ſie auch nicht einmal dieſes würdig veranſtalten könne, berührt ſie von Neuem wehmüthig.

Raſch rückt jetzt der zweite Theil des Stückes vorwärts; Agamemnon erſcheint und will zu ſchleuniger Beſtattung Polyxenens auffordern, als Hekuba ſich eben von dem Frevel Polymeſtor's gegen Polidoros überzeugt hat. Natürlich entſtehn ihr Zweifel, ob ſie in dem Zerſtörer ihres ganzen Hauſes den Rächer des letzten Sproſſen erwarten dürfe; dagegen iſt ſie hart getadelt worden, daß ſie bei anderweiten genügenden Beweggründen zur Theilnahme, an Agamemnon's Verhältniß zu Kaſſandra und an weibliche Liebesfreuden erinnert. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe ſich aber wohl ſagen:

Erſtens, macht ſich Hekuba ſelbſt Vorwürfe, daß ſie der Cypris erwähnt, und ſieht darin keinen Hauptbeſtimmungsgrund für den König; allein ſie will lieber den Vorwurf tragen, etwas Überflüſſiges geſagt, als etwas Wirkſames übergangen zu haben.

Zweitens, was konnte den neuen Herrſcher eher an die alten Feinde feſſeln, eher für ſie gewinnen, als die neuen Bande der Liebe, und iſt es nicht unwürdiger wenn Kaſſandra als gemeine Beiſchläferin betrachtet, als wenn vorausgeſetzt wird daß der König, welcher das Bett mit ihr beſteigt, auch einer edleren Anhänglichkeit an ſie und ihr Haus fähig ſey?

*) Leſſing's Dramaturgie II, 40.

Digitized by Google

Drittens, tritt dadurch der Gegenſatz der Beſtimmungsgründe für den König deſto ſchöner hervor, und ſeine Sorgſamkeit, daß die Hellenen nicht glauben ſollen das Verhältniß zu Kaſſandra leite ſeine Handlungsweiſe, zeigt daß es auch ihm nicht unbedeutend erſcheine. — Daraus aber erzeugt ſich ein neuer Vorwurf gegen den Dichter: wenn Agamemnon alſo nur als Herrſcher auftritt, warum übernimmt er nicht die Beſtrafung des Polymeſtor? Warum überläßt er ſie, ſelbſt ohne entſcheidende Billigung, der Hekuba und den Troerinnen? Wir antworten: weil den Hellenen, — welche von der Zerſtörung Trojas heimkehrten und ſo eben eine Tochter der Hekuba geopfert hatten —, die Ermordung ihres Sohnes keineswegs als ein Frevel erſchien, den ſie zu rächen die nächſte Verpflichtung hätten; ihnen und dem Könige genügte die moraliſche Mißbilligung. Wenn aber dort kein hinreichender Grund zur Volksrache ſtatt fand, ſo war allerdings für Hekuba Recht und Pflicht zur Familien- und Blutrache vorhanden; und das Gefühl des Rechts und der Pflicht, der heiße Wunſch nach Rache, gab dazu auch Kraft und Geſchick. Kein Dritter konnte ſich in dieſe Vollziehung einmiſchen.

Polymeſtor mußte aber furchtbar beſtraft werden, weil er nur dadurch Theilnahme erweckt und zu einer tragiſchen Perſon wird; darohne wäre er ſchlechthin ein Nichtswürdiger. Jetzt erſt, nachdem die Rache vollzogen iſt und Polymeſtor den Agamemnon zum Richter aufruft, beginnt deſſen Amt, und er übt es nach Anhörung beider Theile. Schwerer als alle anderen Einwürfe iſt vielleicht die Frage nach dem eigentlichen Schluſſe des Stücks, nach den Gründen und der Bedeutung der Weiſſagungen

Digitized by Google

Polymeſtor's: allein man wird dadurch an die Verkettung aller menſchlichen Verhältniſſe und die Lehre erinnert, daß vor dem Tode kein letzter Abſchluß möglich ſey; endlich iſt ja der tragiſche Fabelkreis der Hellenen ein ſolcher wahrhafter Kreis, daß der Schluß des einen Trauerſpiels nothwendig ſchon in den Anfang des andern hinüberſpielt.

Späterer Zuſatz.

Wie ſo oft fehlt auch in der Hekuba des Euripides die volle Einheit und Abrundung und der zweite Theil ſteht offenbar dem erſten nach, welcher durch edle, groß=artige, ergreifende Wehmuth kaum von irgend einem Ge=dicht übertroffen wird.

Warum hat Euripides (dieſe Frage kehrt beſonders ob des geringeren Werthes der zweiten Hälfte immer wie=der) nicht mit dem Tode der Polyxena geſchloſſen? Ab=geſehen von den bereits gegebenen Andeutungen, der noth=wendigen Länge des Stückes, der Bezugnahme auf He=kuba und dgl. läßt ſich das Verfahren wohl noch in an=derer Weiſe erklären. Auf helleniſcher Seite ſteht die Opferung Polyxenens, auf trojaniſcher Seite Polymeſtor's Beſtrafung. Jene iſt herber und grauſamer, weil das Opfer unſchuldig iſt, wird aber begründet durch höhere Gebote und anerkannten Glauben. Polymeſtor hat dage=gen ſeine Beſtrafung zwar verdient, allein die Art und Weiſe, wie Hekuba und die Trojanerinnen dabei verfah=ren, iſt verletzender als das Benehmen der Hellenen und Neoptolem's. Bedenkt man aber, welch unermeßliches Un=glück über Hekuba herabſtürzte und ſie aufreizte, ohne daß ſie je thätig, abwehrend und ſtrafend eingreifen konnte; legt man ferner Polyxena's heldenmüthigen Entſchluß in

8**

Digitized by Google

die trojaniſche Wagſchale, ſo gleichen ſich Recht und Schuld, Wahrheit und Irrthum etwa aus. Beide Völker, Trojaner und Hellenen, ſollten durch die Doppelfabel einander ſchmerzlich aber doch würdig gegenübergeſtellt werden. Nur Polymeſtor iſt Träger und Darſteller der Barbarei, obwohl auch aus ſeinem Unglück heraus tragiſche Schatten emporſteigen, und ſich über die Geſtalt ſeiner obſiegenden Gegner weiſſagend hinlagern.

Wollte Euripides das Alles in wechſelſeitigen Beziehungen lehrreich und ergreifend vorüberführen, ſo mußten die beiden Hälften vereint bleiben. Doch könnte man hartnäckig weiter fragen: warum er die zweite Hälfte nicht der erſten voranſtellte, und eine Steigerung des Adels und der Schönheit, ſtatt der Abſchwächung eintreten ließ? Dann würde aber freilich auch das Verhältniß und die Theilnahme Agamemnon's ſich anders geſtalten müſſen, es würde das minder Kräftige dem Schöneren folgen und die Härte Hekuba's, vor dem aufreizenden Tode der Polyxena, weniger begründet und natürlich erſcheinen.

IV. Die Trojanerinnen.

Man hat dem Euripides vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien der Klagen zu viele wären. Wenn man aber dem Ehrgeize, dem Haſſe, der Rachſucht ſo viel Raum einräumt, und ihnen erlaubt ſich des Breiteren in allen Richtungen auszuſprechen; warum ſoll Mitleid und Wehmuth auf wenige Worte und Ausrufungen beſchränkt und jede Veränderung, oder Variation des Grundgedankens verdammt werden? Es gibt der Schmerzen welche ſich durch das ganze Leben hindurchziehen, nur zu viele, und die Tragödie iſt der Ort, wo ſie faſt allein eine künſt-

leriſche Verklärung und Verſöhnung finden können. Wenn bei dem kriegeriſch-kühnen Äſchylos das Erhabene und Furchtbare in den Vordergrund tritt; ſo erlaube man auch dem weicheren, zart und tief empfindenden Euripides, ſeiner Natur zu folgen.

Des Euripides Klagen (wendet man ein) ſind weibiſch, verzärtelnd, ermattend, abſchwächend; man führt die Trojanerinnen als einen Hauptbeweis dieſes Vorwurfes an. Mir erſcheint der Vorwurf ungegründet, der Beweis ungenügend. Und in gleicher Weiſe muß ich den Tadel ablehnen, es mangele dieſem Trauerſpiele an der nöthigen Handlung. Es iſt nur der letzte Akt zu der ungeheuren Tragödie von Ilium und ſeinem Falle. Wohin ſich der große Strom dieſer einzigen Geſchichte auch wende, wie er ſich auch vertheile; überall tragen ſeine Wellen noch blutige Leichen, zerſtören Jugend und Schönheit, und überlaſſen dem Dichter die ſchwere Aufgabe: das Geſtorbene zur Auferſtehung zu bringen und Licht über dieſe allgemeine Nacht des Untergangs zu verbreiten.

Was man Thaten, Ereigniſſe im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennt, ſie liegen vor dem Anfange dieſes letzten Aktes; was noch folgt, iſt der nothwendige Nachhall aller Diſſonanzen. Ja wo eine ſich löſen will, tritt unausweichbar die zweite, die dritte herein und ergreift jedes theilnehmende Gemüth mit erneuter Kraft. Die Welt des Innern hat auch ihre Handlungen!

Es ſey, hat man bemerkt, in dieſer Reihefolge kein Fortſchritt, keine Steigerung. Der Fortſchritt von Einem zum Andern kann nicht geleugnet werden, und wie hier die Steigerung vom Schwächeren zum Stärkeren einzurichten ſey, darüber dürften (ſofern man die ganze Aufgabe nicht

Digitized by Google

zurückweiſen will) die Stimmen getheilt ſeyn. Alle Gründe und Elemente der Wehmuth und des Mitleids gehören zu einander, ſtammen aus einem großen Quelle, bilden ein untrennbares Ganzes. Wer kann ſagen: ich leide allein, oder mehr als die Andern? Zu wem kann ich ſagen: du leideſt weniger? Wer führt oder ſchließt den Reigen? Kaſſandra welche, troß prophetiſcher Weiſſagungsgabe, dem entſeßlichſten Schickſale nicht entgehen kann? Andromache, des Gemahls, nun auch des Sohnes beraubt und dem Sohne ihres Todfeindes als Sklavin übergeben? Aſtyanax, durch wilden Übermuth, oder gemeine Furcht in erſter Blüthe der Jugend geopfert und im Schilde ſeines Vaters (dem einzigen Erbſtücke) begraben? Hekuba, der auf Erden nichts geblieben, als ein Reichthum an Schmerzen und Leiden, wie ihn die Welt niemals größer geſehen?

Während dieſer Reihefolge dunkler Nachtſtücke erhebt ſich der Brand von Ilium; es ſtürzen Mauern und Thürme; vom eigenthümlichen perſönlichen Schmerze, wenden ſich Alle zur Wehklage über des Vaterlandes allgemeinen Untergang und beſteigen die Schiffe um im fernen Lande, unter Feinden zu leben, bis die Noth jeglichen Tages und die Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit, die Herzen bricht und den erwünſchten Tod herbeiführt! — Wahrlich, hier lernt man begreifen, warum Ariſtoteles ſagt: Euripides ſey der am meiſten tragiſche unter allen Dichtern!

Iſt denn bei dieſen erhabenſten Schmerzen von Verzärtelung und Verweichlichung die Rede? Keineswegs! Doch wußte Euripides ſehr wohl, daß man nicht in einer Farbe malen kann und ſoll. Daher ſtellt er mit philoſophiſcher Weisheit und erhabener dichteriſcher Begeiſterung,

Digitized by Google

die Seherin Kaſſandra gleich anfangs der Hekuba und allen Klagenden gegenüber; ſie überbietend im Schmerze, und zugleich ſie ſtählend und erhebend. Diejenigen, welche das Unglück heldenmüthig ertragen, ſind größer als die es zufügen, die Leiden der Beſiegten geringer als die Verbrechen der Sieger, und der ſcheinbare Untergang verwandelt ſich, von höherem Standpunkte aus betrachtet, in Glück und Triumph.

Überhaupt hat Euripides ernſte, ja tiefſinnige Gedanken (z. B. v. 884) zwiſchen die Gefühle hingeſtreut, um ihnen eine Art von Haltung zu geben, und ſchon deshalb möchte ich das Geſpräch zwiſchen Helena und Hekuba nicht verdammen. Zuvörderſt nimmt Helena zwiſchen Siegern und Beſiegten eine eigenthümliche Stellung ein, und läßt gleichſam einen Blick in eine dritte aber nicht fremde Welt thun. Vielmehr erläutern ſich alle Ereigniſſe an dem in Helena heraustretenden Beiſpiele, indem ſie mit Gewandtheit Mythos, Schickſal, Vorherbeſtimmung, Götterwille für ſich anführt; während Hekuba dieſe ganze Betrachtungsweiſe nachdrücklichſt verwirft, und Alles auf den menſchlichen Boden der Leidenſchaft und Zurechnung hinüberführt.

V. Andromache.

Es gibt Schickſale, welche ſchon in der kürzeſten Aufzählung und trockenſten Darſtellung, das Furchtbarſte offenbaren und jedes Gemüth zu tragiſcher Theilnahme bewegen. So der Gegenſtand dieſes Trauerſpiels. Achilleus tödtet den Hektor, und ſtirbt durch Paris, deſſen Bruder. Andromache, Hektors edle Gattin, wird Skla-

Digitized by Google

vin des Neoptolemos. Dieſem Sohne des Achilleus gebiert ſie einen Sohn, was die Eiferſucht Hermionens erregt, und den Tod des Neoptolemos herbeiführt. Welche Reihe von Thaten, und (damit nothwendig verbunden) welche Reihe von inneren Kämpfen und Gefühlen müſſen ſich in den Gemüthern entwickeln.

Das Herbeſte, beſonders in Hinſicht auf Weiber und Geſchlechtsverhältniſſe, möchte Euripides (v. 173) den Barbaren zuweiſen. Offenbar herrſchten aber auch innerhalb der helleniſchen Welt Grundſätze, welche den Weibern nicht volles, gleiches Recht zugeſtanden. Was Geſetz und Sitte verweigerte, ſuchten die eiferſüchtigen, mißhandelten Frauen dann durch Liſt und Gewalt zu erreichen. Von dieſer Stelle aus erklärt ſich Vieles, was in unſern Tagen einer ganz anderen Beurtheilung unterläge.

Vergleichen wir die griechiſchen Tragiker, insbeſondere den Euripides, mit Homer, ſo dringt die ſpätere Anſicht der Völker, oder der Philoſophen, über Götter, Sittlichkeit, Ehe u. ſ. w. ſelbſt in die Behandlung der alten Stoffe ein. Gleichwie dieſe, wie ſelbſt die beglaubigten Geſchichten geändert und umgeſtaltet werden, ſo iſt auch eine neue Beurtheilung und Würdigung der Thatſachen nicht zu vermeiden.

Die Unparteilichkeit welche Äſchylos gegen die Perſer, Euripides gegen die Trojaner beweiſet, iſt dichteriſch und moraliſch zu loben, und ſollte allen denen zum Vorbilde dienen welche irrig meinen, boshafte, oder hochmüthige Verkleinerung des Gegners erhöhe die eigene Größe. Ob die Verhältniſſe der damaligen Gegenwart, nicht einige herbe Äußerungen des Euripides wider Sparta und die

Digitized by Google

Spartaner hervortrieben, läßt ſich jedoch in Frage ſtellen (v. 448.).

Daß Charaktere, wie die des Menelaos und der Helena, allmählig immer ſtrenger behandelt und beurtheilt wurden, hängt mit der ſtärker werdenden Reflexion und der ſich allmählig entwickelnden, ſo eben erwähnten Weltanſicht zuſammen. Es iſt nicht möglich, die aus edlem, wahrhaft menſchlichen Gefühl hervorgehende Entrüſtung über Menelaos' Thun und Laſſen, beredter und eindringlicher auszuſprechen, als dies von Peleus geſchieht. Sehr geſchickt läßt Menelaos in ſeiner Antwort das allgemein Menſchliche, wie das ganz Perſönliche zur Seite, und hält ſich an das Volksthümliche, Nationale; welches allein einiges Gewicht in ſich trug, obgleich der Antwortende zuletzt dennoch den Kürzern zog und ſich beſchämt zurückziehen mußte. Mehr zu ihrer Entſchuldigung konnte die gereizte und verführte Hermione beibringen. Das Finſtere, leidenſchaftlich Gewaltſame der Tyndariden und Pelopiden hat Euripides mit Recht nirgends ganz ausgeſüßt, oder Recht und Erfolg als gleichbedeutend durcheinander geworfen. Das wahre Übergewicht bleibt, trotz aller ſie treffenden Unfälle, auf der Seite des Peleus und der Andromache.

Daß Racine in ſeiner Andromache ganz von Euripides abgewichen iſt, gibt an ſich keinen Grund gerechten Tadels; daß ſich aber, abgeſehen davon, gar viel gegen die franzöſiſche Behandlung ſagen läßt, dürfte kaum zu bezweifeln ſeyn.

Digitized by Google

VI. Elektra.

A. W. Schlegel hat die Choephoren des Äſchylos und die beiden Elektren des Sophokles und Euripides ſo genau, ſcharfſinnig und geiſtreich verglichen, daß es ſcheint es ſei kein Wort abzunehmen, oder hinzuzuſetzen. Ja es dürfte für Hochverrath an der Poeſie gelten, wenn man es wagte Zweifel gegen die unbedingte Vollendung der ſophokleiſchen Elektra zu äußern. Könnte indeß ein ſolcher Ketzer oder Hochverräther nicht ſagen: es wird verhältnißmäßig in der ſophokleiſchen Tragödie noch mehr geſprochen und weniger gehandelt, als in der euripideiſchen; die Erfindung der Todesnachricht iſt unnöthig, die Erzählung trotz aller Schönheit zu lang, ſowie für den beſſer Unterrichteten unwirkſam; der Schluß gewährt keine vollſtändige Löſung und Beruhigung u. ſ. w.

Will man dieſe und ähnliche Einreden auch als ganz unverſtändig von der Hand weiſen; ſo dürfte doch der Verſuch, den Euripides wenigſtens gegen einige Vorwürfe in Schutz zu nehmen, oder ihn zu entſchuldigen, beſcheidener erſcheinen und geduldet, wenn auch nicht gebilligt werden.

Allerdings war es kühn, daß Euripides, nach dem Äſchylos und Sophokles dieſen und andere Stoffe noch einmal behandelte *), daß er ſich auf einen Boden begab, wo man geneigt ward, ein anch' io sono pittore, ſtrenger als ſonſt zu betrachten und zu beurtheilen. Indeſſen wollte er hiermit keineswegs darthun, daß er daſſelbe beſſer oder auch nur eben ſo gut machen könne, als ſeine Mitbewerber; ſondern daß man die Aufgabe noch an-

*) So den Ödipus, die Antigone, den Philoktet.

ders aufzufaſſen und zu löſen im Stande ſei. Was Sophokles dem Äſchylos gegenüber durchführte, verſuchte Euripides gegen beide; und große Dichter könnten denſelben Stoff gewiß auf eigenthümliche und anziehende Weiſe ein viertes und fünftes Mal verändern und umgeſtalten.

Der Prolog des Mykenäers bringt uns ſogleich auf die Stelle, von wo aus wir das Abweichende und ſonſt Unverſtändliche, ſogleich überſehen und begreifen können. Aber eben gegen dieſen Mykenäer und Alles was ſich an ihn anreiht, richten ſich die Haupteinwendungen der Kritiker. Dieſer Bauer, ſagt man, zieht Alles aus der Region der Heldentragödie hinab in das gemeinſte Leben, in unnütze häusliche Diskurſe und flache Betrachtungen. — Wir wollen nicht alle Reden und Betrachtungen in Schutz nehmen, nicht die Miſchung der Stände im Allgemeinen billigen, noch die Tragödien aus geringen Perſonen und bedeutungsloſen Ereigniſſen aufbauen. Keine Regel iſt indeſſen ohne Ausnahme; wenigſtens wußte Euripides, was er mit dieſer Ausnahme wollte.

Wenn Klytämneſtra der Ermordung Elektra's widerſprach, wenn dieſe ihre Klagen und Vorwürfe niemals unterdrücken konnte, oder wollte; was war natürlicher, als daß man verſuchte ſie außer dem Hauſe in einer Weiſe unterzubringen, welche dem Skandal ein Ende machte, ohne Gefahren herbeizuführen. Mit einer ſolchen Verheirathung ſchien die politiſche Laufbahn der leidenſchaftlichen Feindin ein Ende zu nehmen. Wenn des Euripides Fabel auch nicht auf geſchichtlicher Wahrheit beruhen ſollte, fehlt ihr doch nicht alle geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit; ja ſelbſt die bloße Erfindung kann man nicht überkünſt-

Digitized by Google

lich oder gemein nennen. In unſeren Tagen hat Göthe die Kataſtrophe ſeiner Eugenia ganz in ähnlicher Weiſe herbeigeführt, und Louis Philipp vielleicht aus verwandten Gründen die Heirath der Herzogin von Berry befördert.

Dieſe Ausbeugung des Schickſals der Elektra, dieſe Verbindung mit einem edeln und doch in keiner Weiſe ihr gleichſtehenden und gleichfühlenden Manne, iſt (abgeſehen von einzelnen Worten und Zeilen) wahrhaft ergreifend und tragiſch, ohne den weiteren Gang der furchtbaren Ereigniſſe in den höheren Kreiſen zu unterbrechen und aufzuhalten. Darin, daß Elektra arbeiten, ihr Schickſal in ganzer Herbigkeit ertragen und zeigen will, offenbart ſich ihr Stolz und ihr Haß; es wird zum bedeutenden Fingerzeige für das Folgende. Eben ſo wird das Idylliſche, ja Ärmliche und faſt Lächerliche, durch den Gegenſatz zum Wehmüthigen; und auf dieſem dunkelen Schatten ſpiegelt ſich die Pracht Klytämneſtra's deſto ſchärfer ab. Gleicherweiſe ſtehen ſchon früher die Klagen Elektra's, den Aufforderungen des Chors zur Freude gegenüber. In der Rede Elektra's an den ungekannten Oreſtes (v. 300), und den Wechſelreden Elektra's und Klytämneſtra's zeigt ſich endlich Euripides in ſeiner ganzen, ihm eigenthümlichen Größe.

Daß Elektra, als ſie fremde Männer in der Nähe ihres einſamen Hauſes ſieht, im erſten Augenblicke Nachſtellungen fürchtet, iſt ſo natürlich als daß Oreſtes ſich nicht zu erkennen gibt, bevor er des Mannes und der Umgebungen ſicher iſt. Die Wiedererkennung durch den Pfleger iſt allerdings beſſer begründet, als wenn ſie ſich auf Haarlocken und Fußtapfen bezögen, was ſchon Ariſtoteles tadelt (Poetik c. 16). Mehr ließe ſich gegen die

Digitized by Google

hinterliſtige Ermordung des Ägiſthos ſagen, wenn man ſie nicht als das Gegenſtück zu der Agamemnon's betrachten will. Vielleicht hat auch Euripides durch ſeine Behandlungsweiſe einiges Licht auf den ſonſt ganz ſchwarzen Charakter des Ägiſthos werfen und einige Theilnahme für ihn erwecken wollen.

Am Schluſſe der Elektra des Sophokles wird Ägiſthos zum Abſchlachten weggeführt. Iſt mit dieſer Diſſonanz das Stück wirklich ganz zu Ende gebracht; fehlt nicht vielmehr eine harmoniſche Beruhigung, oder ein ganzes Stück, wie es Äſchylos in den Eumeniden gibt. Daß Oreſtes und Elektra beim Euripides nach der Ermordung ihrer Mutter Reue zeigen, daß ihnen das Orakel des Apollo nunmehr in anderem Lichte als vorher, und nicht als volle Losſprechung erſcheint, iſt der ſinnlichen und ſittlichen Natur des Menſchen vollkommen gemäß. Es vernichtet keineswegs die Tragödie, ſondern zeigt ſie erſt im größten Maßſtabe und unergründlicher Tiefe. Über dieſe Geheimniſſe ſprechen die Dioskuren am Schluſſe merkwürdige Worte. — Dieſe erweiſen, welche Arbeit des Kopfes und Herzens damals Dichter und Philoſophen nicht ſcheuten, während wir oft Alles leicht aufs Reine und Feine gebracht wähnen, wenn wir jeden Knoten mit dem Worte Schickſal durchhauen.

VII. Oreſtes.

Man hat den Euripides getadelt, daß er die alten, heiligen, unantaſtbaren Sagen, Mythen und Fabeln willkürlich verändert habe. Wo gäbe es denn aber eine Sage, oder gar eine Fabel, die unveränderlich wäre, die

Digitized by Google

man nicht angetaſtet, oder umgewandelt hätte? Was man alſo anderen Dichtern erlaubt, ja dem Volke (bis zum Pöbel hinab) nicht verwehren kann, muß man billigerweiſe auch dem Euripides verſtatten. Prüfung und Urtheil wäre alſo hauptſächlich auf den Werth der Änderungen oder Eigenthümlichkeiten zu richten, ohne ſie im Voraus als etwas zu verdammen, das nicht da ſeyn ſollte.

Loben möchte ich es zuvörderſt, daß im Oreſtes die argiviſchen Männer ſich in Bezug auf den Mörder ſeiner Mutter und ihrer Königin nicht ganz gleichgültig und unthätig verhalten, Urtheil und Strafe nicht bloß den Göttern und Eumeniden zuweiſen, ſondern ſelbſt eingreifen wollen. Mitleid und Entſchuldigung findet ſich dagegen bei den argiviſchen Weibern; kein erkünſtelter, ſondern ein natürlicher Gegenſatz.

Überhaupt iſt (wie öfter beim Euripides) Handlung und Gedanke weniger auf dem Boden des Heroiſchen feſtgehalten, als auf den Boden des Menſchlichen hinübergeführt; wobei allerdings das Erhabene, Übermenſchliche zuweilen verſchwindet, aber die Tiefe der Betrachtung keineswegs leidet, und andere verborgene, bedeutungsvolle Seiten des menſchlichen Gemüths ans Licht gezogen werden.

So läßt Euripides äußerlich kein Furienchor auftreten; die Nemeſis, die Furien wohnen vielmehr im Innern der Bruſt, im Bewußtſeyn (ἡ συνεσις v. 394) der That, welche als nothwendig und zugleich als verbrecheriſch erſcheint. Gewöhnlicher Leichtſinn und ſcheinbares Raiſonnement können dies Räthſel nicht löſen; doch hält dieſe Schwierigkeit den Euripides nicht ab, aus

Digitized by Google

der Tiefe ſeines Dichtergeiſtes Strahlen in jenes dunkele Land hinauszuſenden, welche den Mittelpunkt des Geheimniſſes mehr oder weniger enthüllen.

Daß unter ſo unzähligen Betrachtungen und Lehrſätzen im Euripides, manche flach, oder an unpaſſender Stelle angebracht ſind, läßt ſich nicht leugnen? Doch kann man auf ihn mindeſtens eben ſo gut, als auf den leichtſinnigeren, weniger gemüthlichen Arioſt, Göthe's Wort anwenden:

Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke,
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen.

Wenn von der Ermordung Klytämneſtra's geſagt wird: ſie ſey zwar gerecht, aber nicht ſchön (δίκαια μὲν, καλῶς δ'ȣ̓), ſo läßt dies einen Blick thun in eine Hauptgegend der griechiſchen Weltanſicht, welche vielen anderen Völkern immerdar völlig unbekannt blieb. Die geſammte römiſche Rechtsentwickelung z. B. hat keine Ahndung, daß die Schönheit in ſolchen Zuſammenhang mit der Gerechtigkeit treten könne und ſolle, daß es möglich ſey dieſe durch jene zu reinigen und zu verklären. Eine ähnliche bedeutſame Hinweiſung findet ſich (v. 599) auf den Unterſchied von nicht recht und nicht glücklich handeln; oder darauf: daß bei gleichen Geſinnungen, Urſachen und Vorausſetzungen, doch ſehr verſchiedene Folgen hereinbrechen und den Menſchen, trotz alles theoretiſchen Troſtes, zu Boden drücken können. Oder wäre es etwa daſſelbe, wenn Gretchen's Schickſal ſich nicht ſo furchtbar entwickelte, wie der Dichter es darſtellt; ſondern wenn ihr Fauſt eine gute Ausſteuer gegeben und ſie einen anderen Mann gefunden hätte?

Der Wechſel der Anſichten und Gefühle, welcher

Digitized by Google

aus Oreſtes hervorquillt iſt natürlich, und der Gedanke erſchütternd, daß ſein eigener Vater ihn vom Muttermorde würde abgehalten haben. Richtig unterſcheidet ferner Tyndarus wie weit Oreſtes als Rächer ſeines Vaters gehen durfte, und wo ſeine eigentliche Schuld, nach menſchlich rechtlicher Betrachtungsweiſe, beginnt. Eben ſo natürlich iſt es, daß Helena zugleich Theilnahme äußert für ihre Schweſter, ihren Neffen und ihre Nichte. Was die Gewaltthat auseinanderriß und feindlich gegenüber ſtellte, iſt bei ihr noch ein Einiges, durch Natur und Liebe Vereintes.

Als die Gefahr dringender wird, weiſet Oreſtes auf Apollon als den erſten Urheber der That hin, und das ſchwer zu löſende Räthſel göttlicher Fügung und perſönlicher Zurechnung, drängt ſich noch einmal in den Vordergrund. Da ſich keine Löſung zeigt, geht Oreſt männlich gefaßt, Elektra weiblich klagend dem Tode entgegen. Sie will nicht durch die Hand Fremder, ſondern in ſeinen Armen ſterben; er weigert ſich ſchaudernd noch mehr Blut zu vergießen. In dieſem Augenblicke zeigt der mitſchuldige, gewandte, lebensluſtige Pylades, einen Ausweg durch Nothwehr, und zugleich die Möglichkeit einer Rache an dem unthätigen, eigennützigen Oheim Menelaos und der haſſenswürdigen Helena. Mit der Eröffnung dieſes Ausweges verſchwindet Niedergeſchlagenheit und Wehmuth, die herbe Kühnheit des Geſchlechts der Pelopiden tritt bei Elektra und Oreſtes wieder in den Vordergrund, und man kann die Frage nicht unterdrücken: ob nach ſo menſchlicher Behandlung aller Verhältniſſe, die Entwickelung und Löſung nicht ohne Apollon, dieſen deus ex machina, möglich geweſen wäre. Indeſſen weiſet auch

Digitized by Google

er auf die Nothwendigkeit einer neuen gerichtlichen Entſcheidung hin; die Berufung geht von Argos, an den Caſſationshof nach Athen. Dies Rechtnehmen, dies Plaidiren ſelbſt der Götter vor menſchlichen Gerichtshöfen, iſt eine ſehr ſonderbare, auffallende Wendung. Zur Hälfte erſcheinen ſie ſelbſt verantwortlich, ὑπεύϑυνοι; zur Hälfte kann man es betrachten, wie eine Offenbarung des Göttlichen zur Erleuchtung des Menſchen.

Der Scholiaſt tadelt, daß außer Pylades alle Perſonen in der Tragödie φαῦλοι wären. Heißt dies theilhaft eines Verbrechens, ſo wäre auch Pylades nicht auszunehmen, wohl aber die am härteſten bedrohte Hermione. Sittliche Reinheit iſt aber von den tragiſchen Perſonen in der Regel gar nicht zu verlangen; ſie ſind zugleich rein, und unrein, und gereinigt. Erlaubt man ferner, die erwähnte menſchlichere Behandlung der Fabel, ſo ſind die Perſonen auch nicht zu geringhaltig, wie man φαῦλοι überſetzen könnte. Menelaos ſpielt öfter (ſo im Ajax des Sophokles) eine ſchlechte Rolle; wogegen Helena, über welche in jener Beziehung am meiſten zn ſagen wäre, ja ihrer legitimen Abſtammung halber, gerades Weges in den Himmel erhoben wird!

VIII. Der raſende Herkules.

Die Herakliden und der raſende Herkules haben eine auffallende Ähnlichkeit. In beiden Stücken ſuchen die Kinder des Herkules ihren Verfolgern zu entgehen, und wenn dort Jolaos über das Schickſal klagt, dann hier Megara und Amphitryon. Die Anmaßung des euryſtheiſchen Boten in den Herakliden, wird von der Härte des

Lykos in dem raſenden Herkules noch übertroffen, ja wir möchten behaupten, dieſe übertreffe ſich ſelbſt und verfehle dadurch ihre Wirkung: denn warum könnte dem Eindringling das Wegräumen künftiger Gegner nicht genügen, warum will er ſie grauſam verbrennen? Nach dieſer Härte, nach der ſtrengen Zurechtweiſung des Chors erſcheint es ſonderbar, daß Lykos ein Geſpräch geduldig mit anhört (v. 252) welches die beleidigendſten Äußerungen wider ihn enthält; nimmt man dagegen an er gehe weg und komme erſt nachher (v. 331) wieder zurück, ſo iſt dies nicht minder willkürlich, als wenn hier Alles bei Seite geſprochen würde. Auch läßt ſich fragen: ob der über Lykos erzürnte, ſtets über Leibesſchwäche klagende, unthätige Chor, durchaus kinderlos, oder ohne allen Einfluß auf ſeine Söhne war? Ob denn von Seiten der Jüngern gar nicht gegen den Tyrannen gewirkt werden konnte? Nach dem Geſange über die Thaten des Herkules erſcheint nochmals Megara mit den Kindern und ſagt ſchöne, rührende Dinge; aber es wäre uns doch lieber geweſen, wenn Herkules ſchon früher eingewirkt hätte.

Mit dem Tode des Lykos glauben wir endlich zu ſicherem Glück gekommen zu ſeyn, da ſtürzt durch Here's Zorn gegen Herkules ein ſchrecklicheres Unglück herein: der Retter wird zum Verderber, der Vater zum Mörder ſeiner Kinder. Iris und Lyſſa treten auf, wohl nicht mit viel wenigerm Rechte als die Eumeniden auftreten. Überhaupt waren dieſe Perſonen den Alten nicht abſtrakte Begriffe; wenn dagegen neuere Dichter bloße Begriffe zu Perſonen erheben, ſo müſſen ſich dieſe armen Kreaturen gewöhnlich auf eine erbärmliche Weiſe zwiſchen Leben und Tod hinquälen. Der geniale Übergang in dem Geſpräche

Digitized by Google

jener Beiden aus den Jamben zu Trochäen thut die größte Wirkung; wogegen Zweifel entſtehen, warum denn der Chor (v. 875) Alles ſchon im Voraus beklage, was wir erſt erleben ſollen? Die Erzählung von des Herkules Wuth, von ſeinem Schlafe, die Furcht vor ſeinem Erwachen iſt furchtbar ſchön, und wenn man auch die Kriegsmacht des auftretenden Theſeus entbehrlich nennen könnte, ſo bedarf man doch ſeiner Vermittelung. Wir laſſen uns durch die Klagen des Herkules rühren, und finden die Rede des Theſeus gegen die Leitung der Götter gewaltig, obgleich nicht prometheiſch; die Gegenrede des Herkules möchte dagegen weniger an ihrer Stelle ſeyn. Endlich folgt dieſer dem treuen Freunde zur menſchlichſten Stadt, er will ſich dort ſühnen und das Gethane vergeſſen. Das gibt einen Schluß, auch keinen ganz ſchlechten Schluß; aber er ſteht zurück gegen den Ausgang der Eumeniden und des Oedipus in Kolonos.

Und wie unendlich ſteht wieder die Bearbeitung des Seneca gegen die Euripideiſche zurück. Iris und Lyſſa ſind weggeſtrichen, dagegen eine prologirende Juno hinzugekommen, welche über die Unzucht des Zeus ein Langes und Breites klagt. Lykus will erſt Megara heirathen, dann tödten; Theſeus iſt gleich Anfangs ohne genügende Veranlaſſung zur Hand, Herkules wüthet auf der Bühne ſelbſt und Theſeus ſieht mit den Anderen zu: — Bombaſt und Schwulſt vom Anfange bis zum Ende.

Nur noch eine Bemerkung: Amphitryon iſt bald auf die Schwägerſchaft des Zeus ſtolz, bald ſchimpft er auf ihn, und Herkules verſichert verdrießlich, er halte den Zeus nicht für den rechten Vater u. ſ. w.; kurz Amphitryon erſcheint einem Manne gleich, den ein König gefäl-

Digitized by Google

ligſt zum Hahnrei gemacht hat und der ſich heute eitel darüber zeigt, morgen ſich ſchämt. Man kann zwar großen Sinn in dieſe Hahnreigeſchichte hineinlegen, aber der natürlichſte Gedanke iſt gewiß der häufigſte: deshalb möchte Amphitryon auf die Neuern nicht leicht eine große tragiſche Wirkung machen, ja er ſoll ſie nicht machen, und es wird uns ohne dieſe zweideutige Hiſtorie nicht an edlern tragiſchen Stoffen fehlen.

IX. Die Herakliden.

Die Herakliden ſind in gewiſſem Sinne ein Gelegenheitsſtück, und dieſe Bemerkung führt uns zu nahe liegenden Fragen. Wird ein Stück deshalb ſchlecht, weil es bei einer äußeren Veranlaſſung gedichtet iſt? Sind alle Veranlaſſungen nothwendig herabziehend, erdrückend? Können ſie nicht erhebend und begeiſternd ſeyn? Iſt denn die Gelegenheit immer ſo eilig, daß dem Dichter keine Zeit bliebe irgend etwas Tüchtiges zu liefern? Hat nicht jedes Stück irgend eine äußere Veranlaſſung, welche die innere Kraft des Dichters in Bewegung ſetzt und ihr eine beſtimmte Richtung gibt? — Es kann ſich unſeres Erachtens eben ſo gut eine erhabene Veranlaſſung zu einer kleinen Kraft geſellen, als eine unſcheinbare Veranlaſſung mit einer großen Kraft verbinden. Die größte Veranlaſſung mit der größten Kraft vereint, gäbe dann das vollendetſte Kunſtwerk; wogegen bei dürftigen Veranlaſſungen und geringen Kräften, für die Dichtkunſt die ſchlimmſte Zeit einbricht. Der Tadel von Gelegenheitsſtücken hat im Allgemeinen wohl keinen genügenden Grund, und geht nur daraus

Digitized by Google

hervor, daß man in der Regel diejenigen ſo benennt, wo die Veranlaſſung bedeutender hervortritt, als die Kraft des Dichters, oder ſeine Geſchicklichkeit ſie zu benutzen, wo keine freie Erweckung des Gemüthes, ſondern eine dramatiſche Zwangspreſſe Statt gefunden zu haben ſcheint. Aber das Mißverhältniß, welches aus der Größe der Veranlaſſung und einer geringen Behandlung entſteht, gibt den Gelegenheitsgedichten nicht allein den Namen, da jene klein, dieſe vortrefflich ſeyn kann, ohne daß man die Benennung änderte; — ſo wird jeder Göthe's „Was wir bringen", ein Gelegenheitsſtück, und ein treffliches Gelegenheitsſtück nennen. „Eben deshalb (könnte aber Mancher erwiedern) weil die Gelegenheit hier durchaus dramatiſch iſt und ſo zu ſagen mit der Behandlung rein aufgeht; in den meiſten Fällen iſt dagegen die dramatiſche Behandlung unnatürlich und das ſchlechte Stück läßt ſich von der gewaltigen Veranlaſſung nur forthelfen, oder es nimmt den Mund voll, um einem gleichgültigen, unwerthen Ereigniſſe Wichtigkeit und Würde zu geben. Das Drama iſt über oder unter der Veranlaſſung; mithin jedesmal ein Mißverhältniß vorhanden, und jedesmal dem Stoffe eine Wendung gegeben, welche der Dichter frei von dem Zwange der Gelegenheit nicht gewählt, ſondern undramatiſch genannt haben würde. Hauptſächlich iſt dies bei den Stücken der Fall, welche ſich die vornehmſten dünken, den Staat, Staatszwecke und Patriotismus zur Schau tragen, und indem ſie die Kunſtzwecke unterordnen, das Recht auf ein Kunſtdaſeyn verlieren."

Wahr, aber nicht durchaus wahr: denn was zuerſt die Stücke betrifft, welche etwa bloß Hochzeitens oder Kindtaufens halber an Höfen gemacht worden ſind, oder

Digitized by Google

noch gemacht werden, ſo ſollte der Dichter hiebei den Stoff wohl frei behandeln und nur eine örtliche Nutzanwendung beifügen, welche ſich dereinſt ohne Zerſtörung des organiſchen Baues herausnehmen ließe. Was ferner die vaterländiſchen Stücke betrifft, ſo werden ſie zwar mit Recht verurtheilt, wenn geiſtesarme Dichter damit ihre Blöße bedecken und das Urtheil beſtechen oder zurückſchrecken wollen; allein es gibt auch eine Theorie der Abſonderung aller Kunſt vom Staate, welche nicht ein Quentchen mehr werth iſt, als das entgegengeſetzte Gerede der patriotiſchen Bettelpoeten. Staat und Religion und Kunſt gehen Hand in Hand, und wo dieſe jene nicht zurückſpiegelt, wo die Natur jener nicht aus der Kunſt wieder erkannt werden kann, fehlt allen das eigenthümliche Leben. Ein und daſſelbe Stück kann nicht chineſiſch und helleniſch, brittiſch und franzöſiſch ſeyn und ſoll es nicht ſeyn, und wer da will daß allen Bäumen eine Normalrinde wachſe, der weiß bloß von der Rinde. Das Drama insbeſondere kann und ſoll auf das Volk wirken, es kann vaterländiſch ſeyn, nicht allein unbeſchadet, ſondern im höchſten Einverſtändniß mit den Kunſtzwecken.

„Zugegeben, aber man ſoll nur den Patriotismus nicht merken, es ſoll den Perſonen nicht auf Rock, Weſte und Beinkleidern geſchrieben ſtehn, ſie wären Patrioten, und wären da, um Patrioten zu ſeyn." Richtig, ſie ſollen ſich den Patriotismus nicht bloß angezogen haben, ſondern wirklich haben; aber wenn ſie ihn haben, mag man es auch tüchtig merken, im Drama wie im Epos. Oder wäre in Göthe's Hermann und Dorothea die ſtete Hinweiſung auf Weltbegebenheiten, der deutſche Patriotismus, ein Fehler und nicht vielmehr, — wie ein gro=

ßer Kunſtkenner richtig bemerkt —, die erhabenſte Begründung des Ganzen? Oder wäre es ein ſchlechtes Werk, weil man es ein Epos nennen könnte, geſchrieben auf Veranlaſſung der franzöſiſchen Revolution? Wahrlich, die größte Veranlaſſung kam hier zum größten Dichter, und der obige Satz findet ſich hier beſtätigt. Aber auch überall beſtätigt, z. B. im Shakſpeare und bei den Hellenen. Die Verherrlichung Athens, die Erinnerung an die Thaten, die Verfaſſung, die Freiheit, die Großmuth tritt, wo ſich nur irgend eine Gelegenheit findet, mit Pracht, mit Nachdruck, mit Innigkeit hervor, z. B. in den Perſern, den Eumeniden, dem Oedip von Kolonos und in ſo vielen euripideiſchen Stücken; was wäre endlich Ariſtophanes ohne den Staat und die Politik. — Es gab eine Zeit, — hoffentlich iſt ſie ganz vorüber —, wo viele Deutſche ohne organiſchen Staat, ſcheinbar nur um Eſſens, Trinkens und Beſchlafens halber zuſammen lebten, ohne Politik oder mit einer falſchen behaftet waren, überbeſcheiden von der Hoheit ihrer Vorfahren und der Herrlichkeit deutſcher Nation ſchwiegen und ſich ohne Mühe alles deſſen entäußert zu haben ſchienen, was ſo auf ſie hätte wirken können wie jene Dramen auf die Athener. Dagegen rühmten ſie ſich der Eigenſchaft des weichen Thones, welcher jeden Eindruck fremder Formen willig annimmt und nie halsſtarrig widerſteht; ſie quälten ſich weltbürgerlich die Schau- und Schattenſpiele aller Völker und aller Zeiten, der Vor- und Mitwelt, zur Bewunderung der Nachwelt vor und auf ſich ſpielen zu laſſen! Man ſoll fremde Naturen erkennen und würdigen, aber nicht mit falſcher Selbſtverläugnung die ſeine verhelleniſiren, verſpanieriren oder gar verhinduen.

Digitized by Google

Doch zurück zu den Herakliden. Das Stück beginnt raſch und ſchreitet ohne Abſchweifungen vor. Kopreus der Herold des Euryſtheus, will Jolaos und die unerwachſenen Nachkommen des Herkules auf atheniſchem Boden gewaltſam verhaften; er ſtellt die Hülfloſigkeit der Vertriebenen und die Macht ſeines Herrn einleuchtend gegenüber, und wir fürchten daß die Heiligkeit der Altäre dem nichts gelten werde, welcher ſo oft gegen das Recht frevelte. Da tritt der Chor zur rechten Zeit dazwiſchen und als Kopreus auch dieſen hart und barſch anredet und es nicht der Mühe werth findet ſich mit ihm einzulaſſen, naht Demophon, der König, vor dem ſowohl Kopreus als Jolaos ihre Sache geſchickt ausführen. Im Einverſtändniſſe mit dem Chore erklärt ſich Demophon für die Herakliden: aus Ehrfurcht vor Zeus, um alter Blutsfreundſchaft und Dankbarkeit willen, endlich, weil es der Freiheit Athens unwürdig ſey Gewaltthätigkeiten zu verſtatten; nur der Weg des Rechts (v. 253) bleibe dem Euryſtheus offen. Als aber Demophon über den hartnäckigen Widerſpruch des Kopreus erzürnt und im Begriff iſt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erinnert ihn der Chor atheniſcher Greiſe ſchön an die Heiligkeit des Herolds.

So wären wir über die erſte Frage beruhigt, ob Athen ſich für oder gegen die Herakliden erklären werde, da tritt eine neue Gefahr hervor: Euryſtheus naht mit dem Heere. Es werden indeſſen Gegenanſtalten getroffen und wir vertrauen der guten Sache, bis ein Orakel alle Hoffnungen zerſtört: die Götter verlangen das Opfer einer Jungfrau, Athen ſoll, Athen will es nicht bringen, Athen kann nicht mehr retten. Alle ſind rathlos, da

Digitized by Google

naht Makaria, herzugetrieben von innerer Theilnahme und Herzensangſt, hört das Geſchehene, entſchließt ſich zu ſterben: und zwar keineswegs ſo von heiler Haut, es iſt keineswegs ein bloßer Einfall; ſondern ſie weiß in hoher Beſonnenheit, daß, und warum es ihr zukommt ſich zu opfern, ſie freut ſich auf den Tod, ſie weiſet mit Recht den Vorſchlag des Jolaos zurück, da das Loos entſcheiden zu laſſen, wo die freie Opferung nur Werth hat und allein den Göttern genügen kann.

Allerdings erinnert die Opferung Makaria's an die Polyxenens, allein bei mancher äußeren Ähnlichkeit findet ſich eine bedeutende innere Verſchiedenheit: Polyxena ſtirbt urſprünglich von außen beſtimmt und für fremde Zwecke, Makaria opfert ſich dagegen nach eigenem Entſchluſſe und für die Geliebten. Unbezweifelt hat das Intereſſe des Stücks damit für uns den höchſten Gipfel erreicht; aber nicht bloß das Intereſſe nimmt nunmehr ab, ſondern auch die Behandlung erſcheint mangelhafter. Auf die Nachricht, Hyllos komme mit einem Heere, wird Alkmene gerufen und ihr Vieles erzählt; aber von Makaria's bevorſtehendem Tode weiß ſie nichts, und erfährt auch nichts. Dieſe Unnatürlichkeit läßt ſich dadurch keineswegs rechtfertigen, daß der Dichter uns Klagen nach Weiſe der Hekuba erſparen wollte; denn erſtens war hier eine Verſchiedenheit der Behandlung ſo gut möglich, als bei Polyxenens und Makaria's Tode, und zweitens ſind die langen Reden und Rüſtungen des Jolaos weder anziehender noch natürlicher. Wie kommt er auf einmal zu ſolchem Kriegseifer? und wenn er ihn hat, wenn er nachher noch Heldenthaten üben ſoll, warum ſtellt ihn der Dichter ſo hinfällig dar, anſtatt ihn und die Hand=

Digitized by Google

lung raſch fortzuführen? Sonderbar genug hat man gemeint, dieſe Umſtändlichkeit ſey fein begründet, weil ſich nur dadurch die erforderliche Zeit für die Rüſtungen zur Schlacht finde; — und dieſe Zeit hilft dann auch der Chor redlich hinbringen, welcher gleich Jolaos fechten will, aber ſich nicht von der Stelle rührt. Die Beſchreibung der Schlacht iſt lang aber nicht deutlich, epiſch aber nicht dramatiſch, und weder Demophon noch Hyllos noch Jolaos, laſſen ſich wieder ſehn. Makaria's wird in der Erzählung des Boten an Alkmenen nur ſo dunkel erwähnt, daß man kaum weiß ob von ihr oder von einem Thiere die Rede iſt; aber freilich war dies zweite Nothmittel erforderlich, wenn Alkmene in Unwiſſenheit bleiben ſollte. Für den Zuſchauer ſcheint indeſſen ſelbſt aus dem Wenigen auf unangenehme Weiſe hervorzugehn, daß man den einzigen Wunſch der Jungfrau, nicht von Männerhänden zu ſterben, keineswegs erfüllt hat.

Das Wunder, welches die Gottheit des Herkules bekräftigen und Jolaos ſtärken ſoll, läßt uns kalt; dagegen fragen wir: ob Hyllos denn vor und ohne Opferung Makaria's den Zweikampf mit Euryſtheus in der Hoffnung des Erfolgs wagen konnte? War dies möglich, wozu die Opferung? War es unmöglich, wie konnte Hyllos ſo tollkühn ſeyn, wie konnte man ihn darüber in Unwiſſenheit laſſen? Euryſtheus iſt edler als Polymeſtor, dagegen ſeine Gefangennehmung und Beſtrafung keineswegs von der inneren Nothwendigkeit wie die des thraciſchen Königs. Dieſe Art der Löſung ward vom Dichter offenbar nur in politiſcher Hinſicht und als eine Vorbedeutung für die damalige Gegenwart erwählt; die Athener, im Kriege gegen Sparta, konnten noch eine Feſt-

haltung, eine Steigerung des Intereſſe fühlen, wo wir uns über Mattigkeit beklagen und behaupten müſſen, die äußere Veranlaſſung habe die innere Kraft des Dichters bezwungen und ihn von dem nahe liegenden höhern Kunſtzwecke abgeführt.

X. Die Phöniſſen.

Während Etliche behauptet haben: dies Trauerſpiel ſey das beſte unter allen euripidiſchen, möchte ich einige Zweifel dem Lobe voranſtellen. Was zuvörderſt den Prolog betrifft, ſo will ich nicht allein die, im Allgemeinen dawider aufgeſtellten Einreden hier zur Seite laſſen; ſondern auch zugeben, daß er die Unkundigen (als ein gleichſam erläuterter Komödienzettel) oft einfacher und beſſer auf die rechte Stelle hilft und au fait ſetzt *), als wenn man dieſe unentbehrlichen Erläuterungen zerſtückelt und an unpaſſenden Stellen im Dialog anbringt. Künſteleien dieſer Art verdienen wohl noch weniger Billigung, als wenn man das, was der Haupthandlung vorhergeht und aus ihr ſelbſt nicht klar wird, eben ganz einfach voranſchickt. Konnte aber Euripides die Schickſale des Ödipus nicht als bekannt vorausſetzen? War es ferner nöthig dem epiſchen Prologe der Jokaſta, gleichſam einen dialogiſchen der Antigone und des Pädagogen, und einen dritten lyriſchen des Chors folgen zu laſſen? Iſt nicht hiedurch die ganze erſte Hauptabtheilung, oder der erſte Akt, mit Vorbereitungen angefüllt, welche die eigentliche Aufgabe und

*) Die Trachinierinnen haben auch einen Prolog und was Ajax (v. 410 u. f.) ſpricht, läßt ſich ebenfalls ſo betrachten.

Digitized by Google

Haupthandlung wenig weiter führen. Warum werden die ſieben Hauptanführer vor Theben erſt vom Pädagogen und nachher vom erzählenden Boten beſchrieben; welche beide Verſuche hinter der bewundernswerthen Gegeneinanderſtellung im Äſchylus zurückſtehen.

Das Schlußchor des zweiten Akts, welches von der ältern Geſchichte Thebens handelt, könnte als Prolog vor dem Prolog des erſten Akts hergeſagt oder geſungen, und dem Polyneikos ſein Examen der phöniciſchen Weiber erſpart werden. Warum iſt überhaupt dieſen der Chor zugetheilt, von thebaniſchen Männern und Weibern aber ſonſt nirgends die Rede?

Schlachten ſind auf der Bühne allerdings ſchlecht anzuſehen, auch wollten die Griechen überhaupt Vieles nicht ſehen, was die angeblich Zarteren und Gebildeteren jetzt aushalten. Deßungeachtet fällt es auf, daß der vierte Akt faſt ganz mit Erzählungen angefüllt iſt, und Antigone im fünften Akt dem Ödipus Manches noch einmal erzählen muß, weil er im vierten nicht mit zugehört hatte; welcher dann nicht unterlaſſen kann auch noch einmal über ſeine früheren Schickſale, klagenden Bericht zu erſtatten. Das Stück ſchließt mit einer Art von Prolog zu zwei neuen Trauerſpielen, einem unausbleiblichen Ödip in Kolonos und einer Antigone.

Um dieſen Tadel zu mildern und näher zu beſtimmen, läßt ſich andererſeits ſagen: Jokaſtens Prolog bezweckt nicht ſowohl die Zuhörer mit gewiſſen Thatſachen bekannt zu machen, als ihre eigene Stellung und Gemüthsſtimmung auszudrücken; noch mehr lehrt das Geſpräch Antigone's die Verhältniſſe und Gefühle kennen, woran ſich die lyriſchen Ergüſſe des Chors ſehr natürlich

Digitized by Google

anſchließen. Daß fremde Weiber dieſe Theilnahme ausſprechen, die Stadt aber wüſt und leer erſcheint, und ſelbſt Polyneikos dieſe Einſamkeit fürchtet, zeigt ſchreckhaft die Auflöſung aller bürgerlichen Verhältniſſe und ſteigert die bangen Ahndungen. An einem ſo entſchiedenen Charakter wie Eteokles muß alle Beredſamkeit ſcheitern, und doch mildert die Wendung daß er das Vaterland vertheidige, ſeine Schuld, und legt tragiſch einen Theil derſelben in die Wagſchale des Polyneikos.

Gewiß iſt, ungeachtet aller Zweifel und Bedenken, der Untergang eines ganzen Königshauſes und ſo vieler Helden und Kämpfer tief erſchütternd; nur kann man in den Schlußworten des Ödipus: „man müſſe ſich der Nothwendigkeit unterwerfen", keine volle Löſung erkennen. Vielmehr enthalten ſie ein neues Räthſel, ſchwerer zu begreifen und zu entziffern, als das der Sphinx. Nicht bloß das Furchtbare, ſondern auch das kurzweg als unſittlich zu Bezeichnende (Menſchenopfer, Mord, Ehebruch, Blutſchande u. dgl.) geht in vielen tragiſchen Fabeln der Griechen nicht vom Menſchen und ſeiner Sündhaftigkeit aus, ſondern es wurzelt und entſpringt außerhalb ſeiner Kräfte und ſeiner Zurechnung. Es wird abwechſelnd den Göttern oder dem geſtaltloſen Schickſale zugewieſen, was aber, wie geſagt, bei der gewöhnlichen Behandlungsart die Dunkelheit vermehrt, anſtatt Licht zu verbreiten.

XI. Die Flehenden.

Das damalige Verhältniß von Athen zu Argos, hatte einen Einfluß auf die Entwerfung dieſes Trauerſpiels. Es war in gewiſſem Sinne ein Gelegenheitsſtück,

Digitized by Google

wie die Herakliden, und erlaubte den Athenern, ja allen Griechen ernſte Lehren an das Herz zu legen über verdammliche Kriegsluſt, ſchlechten Ehrgeiz, Gefahren übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth, Verführer des Volkes u. ſ. w. Euripides zeigt ſich hiebei keineswegs als feigen, ſchwächlichen Schmeichler: er dringt auf Tugend und Mäßigung, er lehrt daß nur aus Anſtrengungen (v. 577) das wahre Glück erwachſe. Er weiß daß der Mittelſtand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich ſey und von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe (v. 244); er ergreift geſchickt die Veranlaſſung, ſich über die Licht- und Schattenſeiten der Monarchie und der Demokratie auszuſprechen. Mag dies Erörtern, dies Diſſeriren, mit der allgemeinen Neigung der Athener und der perſönlichen des Euripides zuſammenhängen; es iſt doch auch ein Weg, dialogiſch und dramatiſch vorwärts zu kommen, und Wahrheit und Recht zu finden. Wenigſtens ſcheint es mir: dies ſcharfe, fortſchreitende Verfahren ſey immer noch dem Rhetoriſiren ins Blaue hinein vorzuziehen, welches bei Franzoſen und Italienern (und auch bei Deutſchen) ſoviel Beifall gefunden hat. Zurechtweiſungen über Staat und Politik, Krieg und Frieden, welche Ariſtofanes mit kühnem Übermuthe austheilt, werden hier in beſcheidener, jedoch deutlicher Weiſe eingeflochten.

Theſeus tritt beſonnen und feſt auf, ſondert unparteiiſch das Unrecht des Adraſtos, von dem gemeinſam Helleniſchen, dem Menſchlichen, und will nur dies vertreten und aufrecht halten. Erfüllung der Geſetze löſet aber nicht alle Mißklänge und Leiden; es liegt in jener kein allgemeines Heilmittel wider dieſe, und ſo lange es Per-

ſönlichkeiten gibt, können Abſtraktionen und Regeln nicht unbedingt herrſchen. Euripides, der über dieſe unergründlichen und unerſchöpflichen Gegenſätze ſo viel gedacht und gefühlt hatte, läßt deshalb Evadne und ihren Vater Iphis mit ihren Doppelanſichten und Wünſchen gerade in dem Augenblicke auftreten, wo durch Theſeus und die Athener alles Weſentliche ausgeglichen, alles Mögliche erreicht ſchien. Den Kampf zwiſchen Göttern und Menſchen ſtellt Euripides oft in den Hintergrund, und Menſchen ſind die Haupteinwirkenden auf Menſchen. Ja, noch Späteres vorbildend, legt er den Kampf in das Gemüth des Einzelnen; und ſo findet Evadne durch freie Selbſtbeſtimmung und Aufopferung für ſich die Löſung, für Andere die Belehrung. Darum iſt ihr Auftreten kein hors d'oeuvre, ihr Schickſal kein zufälliges; ſondern beides gehört zur Geſammtaufgabe und allſeitigen Entwickelung.

Unter den vielen, über Euripides herrſchenden Vorurtheilen, findet ſich auch das: er ſey ein ungerechter Feind und Ankläger der Weiber. Allerdings fehlt es bei ihm da nicht an ſcharfen Bemerkungen, wo ſich angemeſſene Veranlaſſung darbietet; im entgegengeſetzten Falle mangelt es aber auch keineswegs am Lobe. So heißt in dieſem Trauerſpiele (v. 1101) eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters, und Theſeus bezeugt (v. 294) daß Weibermund oft Weisheit geſprochen habe. Starke Vertheidigungen der Weiber gegen die Männer finden ſich im Jon v. 398 u. 1094, u. ſ. w. Laſſen wir aber all das Einzelne, ſo wäre der Weiberhaſſer doch oft ganz aus ſeiner Rolle gefallen, da er recht eigens darauf ausgeht, Frauen wie Evadne, Polyxena, Hekuba,

Digitized by Google

Andromache, Alceſte, Antigone zu verherrlichen. Will jemand die Medea als Gegenbeweis anführen, ſo kann man auch Shakſpeare um der Lady Makbeth willen einen Weiberhaſſer nennen. Wenn endlich Euripides in den ſiebenzehn auf uns gekommenen ächten Trauerſpielen, die Chöre vierzehn Mal den Weibern und nur drei Mal den Männern anvertraut; ſo möchte man daraus um ſo eher eine Vorliebe für die Weiber ableiten, da in der That mehre Male ein männlicher Chor faſt natürlicher, oder wenigſtens eben ſo natürlich geweſen wäre. Sofokles hat in ſieben Trauerſpielen nur zwei weibliche Chöre, und Ariſtofanes könnte, aus vielen Gründen, eher als Euripides, ein Weiberfeind genannt werden.

XII. Medea.

Während viele neuere dramatiſche Werke faſt nur auf Überraſchung und Effekt berechnet ſind, werden dieſe bei den Alten oft durch Prologe und Bekenntniſſe (wie in der Medea) vorſätzlich faſt ganz vernichtet. Dort kann die Wirkung groß ſeyn, aber nur einmal ſtatt finden; hier beruht ſie auf tieferer Entwickelung und kann ſich nicht abſtumpfen. Dem Chore iſt deshalb zuweilen die Rolle der ſpäteren Vertrauten zugewieſen; ſo daß er (die lyriſchen und mythologiſchen Beiwerke zur Seite laſſend) über die Sache mitſpricht von der es ſich handelt, wenn er auch nicht zum eigentlichen Handeln kommt. So verwandeln ſich in der Medea die anfänglich allgemeinen Betrachtungen des Chors, bei dringenderen Verhältniſſen und ſteigender Gefahr, in Rathſchläge; als ihm endlich der Glaube entſteht: es ſey ſeines Amtes einzu-

Digitized by Google

greifen und die Verbrechen zu verhüten, iſt jedoch Alles ſchon geſchehen und vorüber. Weiter bringen es freilich die vereinzelten Confidenten auch nur ſelten; ſie bewegen ſich in der Regel wo nicht willen- doch thatenlos um die entſcheidenden Hauptperſonen und dienen nur zu wechſelſeitiger Abſpiegelung.

Medea iſt gewiß ein böſes Weib, ja eine Verbrecherin; keineswegs aber ohne Veranlaſſung, keineswegs ohne Kraft und Größe, wie ſo viele bloß niederträchtige, verruchte Perſonen, welchen manche neuere Schriftſteller Hauptrollen in ihren Dramen zutheilen. Euripides legt viel Nachdruck darauf, daß Medea eine Barbarin, keine Griechin ſey; doch würde ſie mit Klytämneſtra ungefähr auf gleicher Linie zu ſtehen kommen. Urſprünglich war jene ein reineres, edleres Gemüth; wenigſtens weiſet ſie ſelbſt darauf hin (v. 225), daß die Schlechtigkeit ihres Mannes und die Gewalt der Ereigniſſe ſie verderbt und hinabgezogen hätten.

Schon das erſte Geſpräch zwiſchen der Amme und dem Erzieher verſetzt uns ſehr geſchickt in die rechte Stimmung und läßt die Gefahren der Zukunft vorausſehen; noch klarer ſpricht ſich die bedrängte, verwieſene, mit dem Tode bedrohte Medea ſelbſt aus. Doch umfaßt ihr erſter Racheplan noch nicht ihre Kinder, und man hofft, es könne vielleicht eine Verſtändigung mit Jaſon eintreten. Anſtatt zu beſchwichtigen, erhöht aber ihre Zuſammenkunft den Zorn und die Rachſucht. Ganz natürlich: denn indem Jaſon die Sache auf einen Boden hinüberſpielt, wo Ehe und perſönliche Verhältniſſe anderen Planen und Zwecken ganz untergeordnet werden, kann er Medea nicht

Digitized by Google

überzeugen; ſie muß vielmehr um deſto feſter und kühner werden.

Die ganze Tragödie hat einen raſchen Fortſchritt, einen trefflichen Dialog, eine löbliche Verwickelung. Der Kampf der Leidenſchaften iſt meiſterhaft entwickelt, die Erzählung vom Tode des Kreon und der Glauke furchtbar erhaben, und die Rettung der Medea im Drachenwagen die rechte Löſung.

Dennoch bleiben mehre Zweifel über einzelne Theile des Trauerſpiels und einzelne Beweggründe in demſelben. Warum entgeht Jaſon, der Schuldigſte, einer unmittelbaren Strafe? Anfangs (v. 374) hat Medea die Abſicht, auch ihn zu tödten. Ändert ſie dieſen Plan, weil ſie ſpäter ihre Kinder auch dieſem Schickſale unterwirft, und ſcheint ihr die Strafe am härteſten, wenn Jaſon Alle überlebt?

Sie klagt über den Mangel an Einnahmen, Beſitzthümern, Schutz u. ſ. w.; und kann doch bald nachher die koſtbarſten Geſchenke machen, und beſitzt in ihren Zauberkräften Mittel, jeder Gefahr und Strafe zu entgehen. Sie redet ſich auf: ſie müſſe ihre Kinder tödten, weil Jaſon ſie ſonſt (nach dem Tode des Kreon und der Glauke) umbringen würde. Warum ſetzt ſie dieſelben aber nicht neben ſich in den Drachenwagen und errettet ſie von aller Gefahr, während ſie den Vater durch die bittere Trennung von ihnen beſtraft? Unverſtändig kann man dieſe und ähnliche Fragen nicht nennen, wohl aber unpoetiſch. Hätte ſie Euripides berückſichtigt, ſo wäre eben der Charakter der Medea ein ganz anderer, das als Thatſache Erkannte wäre in Zweifel geſtellt und die furchtbare Leidenſchaft abgeſchwächt worden. Die Kinder eines ſol-

Digitized by Google

chen Vaters werden von einer ſolchen Mutter gehaßt, ſie kann ſie nicht zurücklaſſen und eben ſo wenig mit ihnen leben.

XIII. Hippolytus.

A. W. Schlegel hat in einer ſcharfſinnigen Abhandlung für jeden Unbefangenen erwieſen: der Hippolyt des Euripides ſey in ſehr vielen Beziehungen der Phädra des Racine weit vorzuziehen. Die angeblichen Verbeſſerungen des Letzten haben das Edlere, Einfache, Natürliche verdrängt, und nicht einmal das Pikante, ſondern nur das Widrige, Gemeine und Rhetoriſche an die Stelle geſetzt. Beim Euripides verräth Phädra ihr Geheimniß nicht ſelbſt dem Hippolyt; ſondern es wird gegen ihren ausdrücklichen Befehl von der Amme ausgeplaudert. Der Wunſch obzuſiegen und rühmlich zu ſterben verläßt ſie keinen Augenblick; und ſie entſchließt ſich erſt zur Rache, als ſie glaubt, ihre Ehre ſey darohne gar nicht zu retten. Von gewöhnlicher Eiferſucht iſt dagegen beim Euripides gar nicht die Rede. Mit Recht tritt Phädra ſchon am Schluſſe des dritten Aktes vom Schauplatze ab, um dem größeren und reineren Charakter Platz zu machen. Solger ſagt: (Schriften II, 534) „mir war immer die Pedanterei zuwider, mit welcher Hippolytus den philoſophiſchen Sonderling ſpielt." — Ich kann dieſem Vorwurfe nicht beiſtimmen. Soll ihm denn (wie beim Racine) eine gewöhnliche Liebſchaft zugewieſen werden? Oder ſoll er nur aus Phlegma und Faulheit der Weiberliebe fern bleiben? Er gibt ſich nirgends für einen Philoſophen und Sonderling, und wenn er in dem Augenblicke wo ihn die Amme

Digitized by Google

zur Blutſchande auffordert, heftiger gegen die Weiber ſpricht als ſonſt ein wohlgezogener Mann es wagt, ſo iſt dies wohl ſehr natürlich und dramatiſch zu rechtfertigen. Tadel würde es nur verdienen, wenn er im Allgemeinen ein erkältetes und menſchenfeindliches Gemüth zeigte. Aber ſelbſt in dem Augenblicke wo er ſchrecklich mißhandelt wird, bleibt er noch edel, liebevoll, gemäßigt, und die Ausſöhnung mit ſeinem Vater iſt eine der ſchönſten, mildeſten Auflöſungen herber Leiden, die auf der Bühne vorkommen.

Ja meines Erachtens liebt Hippolyt: nur nicht ein Mühmchen oder Kouſinchen wie Aricia, ſondern eine Göttin, die Diana. Seine Jagdliebe oder Jagdluſt iſt nicht die eines jungen Feldjägers der Haſen hetzt, oder eines alten Förſters der Dachſe gräbt: der Mittelpunkt ſeiner lyriſchen Begeiſterung iſt die ſchönſte aller Jungfrauen die den Olymp bewohnen, und ſein keuſcher Sinn wird eben von ihrer Jungfräulichkeit am meiſten angezogen. Ohne die Bezugnahme auf Diana, würde ſeine Jagdluſt bald verſchwinden, und Gefühl und Begeiſterung einen anderen Gegenſtand der Thätigkeit und des Preiſes ſuchen. Daher iſt es hart daß Diana ihren Liebling nur rechtfertigt, nicht rettet, und ihr zu ſpät Kommen damit entſchuldigt: bei Götterhändeln ſey das Syſtem der Nichteinmiſchung (Nonintervention) angenommen (v. 1328); wovon jedoch auf dem Olympe (wie auf Erden) ſonſt ſo viele Ausnahmen ſind gemacht worden. Nicht unnatürlich ſagt deshalb der Chor in Bezug auf dieſe Grundſätze: ich zürne den Göttern (v. 1146), und Theſeus verlangt: die Götter ſollten weiſer ſeyn als die Menſchen (v. 120).

Digitized by Google

Man kann in dieſer Richtung noch weiter grübeln. Venus will den Hippolytus dafür ſtrafen, daß er Weiberliebe verachtet. Warum ließ ſie nun nicht ihn in unerlaubter und unglücklicher Liebe durch das Wunder entbrennen und zu Grunde gehen, wodurch ſie Phädra verführt? Warum dieſe als Opfer fallen laſſen, in einer Weiſe, welche den Hippolytus vollkommen berechtigt ſich noch mehr denn zuvor, von der Venus und den Weibern abzuwenden und ſie zu haſſen?

Die Lehre: daß man der Liebe nicht widerſtehen könne und das Sichunterwerfen der eigentliche Triumph und das Edelſte ſey — war den Alten fremd. Liebe ſolcher Art erſcheint ſelten als Beweggrund und Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Tragödien; oder wo etwas Ähnliches (wie hier in der Phädra) hervortritt, gilt es für einen Zwang von außen, welcher Freiheit und Selbſtbeſtimmung vernichtet. Wie ſo oft beim Euripides, findet ſich auch hier (v. 253 u. f.) eine in gewiſſem Sinne weiſſagende Stelle. Der Menſch ſolle ſelbſt in der Liebe Maaß halten, damit nicht Einer dadurch Verderben über Zweie bringe. Wer bis in das innerſte Mark der Seele dringen, alle Verhältniſſe aufs Genaueſte erforſchen und durchforſchen wolle, gerathe eher in Leid als in Freude, und fördere eher die Krankheit als die Geſundheit. — Liegt hierin nicht der Kern einer Hauptrichtung der neueren Dichtkunſt ausgeſprochen, von Hamlet an bis zu Woldemar, Werther und den Wahlverwandtſchaften? Wenigſtens zeigt ſich in jener Warnung keine verweichlichende, unthätige Richtung der Sittenlehre.

Und doch erneut ſich die Anklage über die Unſittlichkeit des Euripides gerade hier in verſtärktem Maaße, weil

Hippolytus v. 612 ſagt: die Zunge ſchwur, der Geiſt hat nicht geſchworen. — Dem Vertheidiger des Dichters kann es jedoch nicht ſchwer fallen zu zeigen: daß (wie ſchon Hugo Grotius bemerkte) Hippolytus nur ſagen will, er ſey getäuſcht worden und habe vorausſetzen müſſen, der Eid beziehe ſich auf etwas ganz Anderes. Vers 656 erklärt er aufs Deutlichſte er wolle, ungeachtet der Überraſchung, ſein Wort halten und ſchweigen. Daß dies nicht bloße Worte ſind, ſondern der tiefſte Ernſt zum Grunde liegt, erweiſet ſein (durch Eidbruch zu vermeidender) Untergang. Selbſt Phädra's beſſeres Bewußtſein zwingt ſie (v. 380) ſich im Sinne der ſtrengſten Sittenlehre auszuſprechen.

XIV. Jon.

Es iſt ein ſtarker Beweis für den Werth des Euripides als Dichter, daß Racine's Verſuch ihn zu verbeſſern im Ganzen ohne Zweifel mißlungen iſt. Für einen ähnlichen Verſuch, den Jon umzuarbeiten, ließe ſich zuvörderſt anführen, daß dieſes Trauerſpiel, ungeachtet einzelner großer Schönheiten, dem Hippolytus nachſteht; allein weder Euripides, noch A. W. Schlegel haben die Übelſtände ganz hinwegſchaffen können, die in dem Stoffe ſelbſt liegen. Die Schwängerung der Kreuſa durch den Apoll, die immer wiederkehrende Erzählung des verdrießlichen Herganges, das Paroli des Xuthus, die Verſuche, dieſen zu beruhigen oder zu betrügen u. dgl. durchdringen die Dichtung beider Bearbeiter mit ſo viel Unſchönem und Widerwärtigem, daß die glänzende Jugend des Jon, die Vater- und Mutterliebe, die Ausſicht auf eine große Zu-

kunft, und die vornehmen Reden der Athene oder des Apollo, das Unbequeme und Störende jener Beſtandtheile nicht aufheben, oder vertilgen können.

Daß A. W. Schlegel den Chor wegließ, iſt für unſere Zeit nicht zu tadeln; zweifelhaft erſcheint es dagegen ob damit viel gewonnen ward, daß er die Berichte des euripideiſchen Boten, den Hauptperſonen in den Mund gelegt? Ja des Erzählens iſt überhaupt bei Schlegel noch mehr als bei Euripides. So über die Höhle und das Orakel des Trophonius, und die Bekanntſchaft des Xuthus mit der Bacchantin; ſo der lange Bericht des Xuthus über das Feſt, während er eilen ſollte die Ermordung des Sohnes, oder der Gattin zu verhindern, ſo der lange Monolog der Kreuſa am Anfange des vierten Akts.

Dadurch, daß Xuthus beim Euripides nach der entſcheidenden Entdeckung nicht wieder auftritt, löſet ſich die Schwierigkeit nicht, ſondern ſie wird nur auf die Seite geſchoben. Eben ſo wenig hilft der Beſchluß (obwohl Götter und Menſchen ihn einſtimmig faſſen): daß man den Gemahl belügen wolle. Denn die, dem tödtlichen Haſſe ſo ſchnell folgende innige Liebe zwiſchen Kreuſa und Jon, muß ihm unbegreiflich bleiben und im ſechſten, ſiebenten rc. Akte wird es an Hauskreuz nicht fehlen, ſelbſt wenn die von Allem unterrichteten Weiber ſchweigen und nicht plaudern.

Athene erſcheint beim Euripides im Auftrage Apollons, vigore commissionis. Dieſer findet es unbequem, ſich mit ſeiner alten Geliebten in Erörterungen einzulaſſen. Bei Schlegel hat er mehr Muth: er zeigt ſich in höchſteigner Perſon, verweiſet Kreuſa und auch den vor-

Digitized by Google

geladenen oder vorgelaſſenen Xuthus zur Ruhe, behält das letzte Wort, und entfernt ſich unter Donner und Blitz ohne weitere Einreden abzuwarten. — Euripides legt dem Chore die Schlußworte in den Mund: die Guten erhielten was ſie verdienten, und die Schlechten wären niemals glücklich. Schade nur, daß dieſe allgemeine Bemerkung gar nicht aus dem Inhalte des Stückes hervorgeht. Charakteriſtiſcher ſind einige andere Reflexionen, z. B. über die Sklaverei (855) und die Aſyle (1314); über den Muth glücklich zu ſeyn (649); über freie Gaben der Götter und eigenes Ertrotzen derſelben (378); über die Art wie Götter und Könige ihre unehelichen Kinder behandeln ſollen (445) u. ſ. w.

XV. Die Bacchantinnen.

Pentheus und ſeine Mutter Agave halten Bacchus für keinen Gott, dafür ſtraft er beide mit Wahnſinn; Agave tödtet in der Wuth ihren eigenen Sohn ohne es zu wiſſen, und erkennt erſt nachher die Unthat. Wir begreifen nicht, wie Kunſtrichter zweifeln konnten, daß dies vom Euripides als ein tragiſcher Stoff behandelt worden ſey, wie ſie meinen konnten, das Stück ſey wohl gar ein ſatyriſches Drama. Unbedenklich hat der Dichter ein Trauerſpiel gefertigt, ob aber ein ſchlechthin vollkommenes Trauerſpiel, iſt eine ganz andere Frage. In der Handlung zeigt ſich eine lobenswerthe Einheit. Alles geht ohne Seitenwendungen, ohne Abſchweifungen beſtimmt zu einem Ziele; die Darſtellung iſt von einer bewundernswerthen Lebendigkeit, und insbeſondere in den Chören ein dithyrambiſcher Schwung, der dem Kräftigſten nicht nach-

Digitized by Google

ſteht, was je in dieſer Art gedichtet worden iſt. Gleich Anfangs wird die Allgemeinheit des Bacchusdienſtes vom Gotte ſelbſt verkündet, dann beſingt ihn der Chor der fremden Bacchantinnen mit höchſter Pracht und Gewalt, hierauf zeugen ſelbſt Kadmos und Teireſias für die Gottheit des Dionyſos: durch dies Alles erſcheint der Unglaube der Agave und des Pentheus in deſto ſträflicherem Lichte.

Allein auf der andern Seite iſt der Ernſt des Königs, ſeine Bedenklichkeit gegen den neuen Gott, ſehr würdig begründet, und es kann ja uns Chriſten am wenigſten unerhört oder unnatürlich erſcheinen, wenn Jemand einbrechenden Religionsveränderungen mit Kraft und Sicherheit entgegentritt. Die Aufforderung des Kadmos, den Sohn der Semele, ſelbſt wenn es eine Lüge wäre, für einen Gott zu erklären weil dadurch die Verwandtſchaft vornehmer werde, erſcheint, dem edleren Sinne des Pentheus und jenem höheren Standpunkte gegenüber, faſt abgeſchmackt; obgleich uns die gleich folgende Erinnerung an Actäon's Schickſal mit bangen Vorahnungen erfüllt. Ein großer Theil der Ereigniſſe wird in zwei Erzählungen von bedeutender Länge vorgetragen: immerhin, wir laſſen uns dies gern gefallen, wenn die Erzählungen ſo trefflich und lebendig ſind, wenn die Begebenheiten, — wie hier ohne allen Zweifel — nicht auf der Bühne ſelbſt geſchehen konnten. Aber liegt denn wirklich allem Erzählen und Handeln eine tragiſche Verkettung zum Grunde? Iſt der Fortſchritt nicht mehr äußerlich als innerlich? Wiſſen wir nicht vom Anfange an, daß Pentheus dem Gotte erliegen müſſe? Zugegeben; aber dieſes Wiſſen allein iſt ja kein unbedingter Vorwurf,

Digitized by Google

und wir wiſſen doch immer noch nicht, wie es geſchehen werde. Der Gegner des Pentheus, ſo ſagt man, iſt ja nicht der allesvermögende Gott ſelbſt, ſondern der Gott in Menſchengeſtalt, und daraus folgt, daß er die Sache nicht mit Gewalt beendigen, ſondern den Pentheus dahin bringen will, daß er ſich frei überzeuge und glaube. Hierauf erwiedern wir: Dionyſos ſpricht gleich Anfangs nur vom Strafen, nicht vom Überzeugen, und gegen ſeine ganze Verfahrungsweiſe möchte ſich Manches einwenden laſſen. Sie iſt zuvörderſt nicht rein menſchlich, denn er löſet ſich und die Bacchantinnen durch Gotteskraft von den Banden und vermag Wahnſinn zu erregen. Ferner fragen wir: ob es wirklich zum Zwecke nothwendig war, daß Pentheus und Agave wahnſinnig werden mußten? und ob jener Unrecht hat wenn er dem fremden, keineswegs als Gott erkannten Feinde, nicht mehr nachgeben will, als dem Kadmos und Teireſias? Dionyſos der Gott kann Wahnſinn erregen, er kann, ja er ſoll ſtrafen; wozu aber das täuſchende Verbergen, das hinterliſtige Anſchmiegen, der heimliche Hohn, der bittere Spott? (v. 911, 935.) So bereden, ſo wirken Götter, ja ſo wirken edle Menſchen nicht. Wahrlich er iſt nicht der mildeſte Gott (v. 789), er iſt mehr als ein harter und eifriger Gott, der (v. 22) um ſeinen Dienſt in Hellas auszubreiten, nicht mit Belehren, ſondern mit Strafen beginnt; und mit welchen Strafen, und gegen ſeine Verwandten! Wir ſtimmen dem Chore, dem Kadmos bei, welchen die Verſchuldung zu gering, die Strafe zu groß erſcheint; wir finden die Zweifel des Pentheus keineswegs übereilt, ſondern ächt gottesfürchtig und be-

Digitized by Google

haupten, auf anderem Wege hätte Dionyſos den größten Verehrer an ihm gewinnen können und ſollen.

Allerdings kann man antworten: das Schickſal will es ſo! — aber wir glauben hier nicht an dieſe fernher, unfehlbar wirkende, nothwendige Macht; ſondern es kömmt uns vor, als mache Dionyſos mit großer Mühſeligkeit etwas, was wohl anders hätte ſeyn können und was uns nur als Schickſal untergeſchoben wird. Endlich, wozu redet Dionyſos noch hart gegen den armen Kadmos, warum verfolgt er den treu Gläubigen, den er ſelbſt lobte? (v. 10.) Warum ſtößt er den Greis hinaus unter Fremde und Feinde? Die Entſchuldigung dies ſey geſchichtlich, möchte zuerſt ungeſchichtlich ſeyn; und dann gehört ja das Unkünſtleriſche für den Dichter niemals zur Geſchichte. Wenn nicht die hinter Vers 1319 angenommene große Lücke dies Alles gut gemacht hat, ſo möchten wir in den Schlußworten des Stücks „es iſt nun einmal ſo gekommen“, nicht blos eine Schlußformel, ſondern auch eine Rechtfertigungsformel ſehen; aber freilich eine ungenügende. Wenn auch Dionyſos verwandelt, das heißt nicht als voller Gott auftreten konnte und ſollte, ſo folgt daraus doch nicht daß eine würdigere Haltung für ihn unmöglich war; und warum beließ es der Dichter nicht bei ſeinem göttlichen Verſchwinden, nach der wunderbar eindringlich beſchriebenen, die Verehrung gegen ihn magiſch erhöhenden Götterthat? Warum holte er ihn noch einmal herbei, um Reden zu halten und gerechte Vorwürfe anzuhören, welche in der Sache nichts ändern und zur Löſung nichts beitragen.

Außer dieſen Bedenken über die Behandlung des Dionyſos, ſtoßen mehre auf über die Behandlung des

Digitized by Google

Chors. Er beſteht (v. 1023) nur aus fremden Bacchantinnen, Dionyſos erzählt ſie wären ihm gefolgt und er fordert ſie (v. 60) zum Chorgeſang auf. Wir müſſen annehmen daß die Bacchantinnen dies hören, weil es ſonſt in den Wind geſprochen wäre und der Geſang auch ſogleich beginnt; allein im Fall ſie den ganzen Prolog hören, ſo wiſſen ſie ja daß Dionyſos in Menſchengeſtalt zu ihnen ſpricht, ſie kennen den Plan der Rache gegen Pentheus. Dies ſteht aber durchaus im Widerſpruche mit ihrem ſpäteren Benehmen, ihrer Sorge bei Dionyſos' Gefangennehmung, der Erwähnung deſſelben als ſey er in fernen Landen (v. 548); es ſtimmt nicht mit den Reden des menſchlichen Dionyſos, der zu den Bacchantinnen von dem Gotte wie von einem Dritten ſpricht. Dieſe Bedenken löſen ſich, wenn man annimmt daß der Chor nicht den ganzen Prolog hört, ſondern erſt nach dem fünf und funfzigſten Verſe auftritt; aber dann fragt ſich wieder: weshalb folgten denn die Weiber von Lydien bis Theben einem bloßen Menſchen, und woher entſtand das, ſelbſt dem Pentheus zu Ohren gekommene Gerücht: Dionyſos ſey da? (v. 238.) Blieb denn der Chor wirklich ununterbrochen auf der Bühne? Kadmos und Teireſias nehmen ja gar keine Kenntniß von ihm, und doch waren die fremden Bacchantinnen in Theben keine gewöhnliche, unbemerkenswerthe Erſcheinung. Nicht weniger fällt es auf daß Pentheus, der gegen die thebaniſchen Bacchantinnen ſo äußerſt aufgebracht iſt, der ſie verhaften will, der nach dem Dionyſos ſeine Diener ausſchickt, ganz allein gegen die fremden Bacchantinnen ſo geduldig iſt wie ein Lamm; daß er ſich von ihnen gute Lehren geben, ja einen langen Chor (v. 366—425)

Digitized by Google

vorſingen läßt, der ihm ſehr anſtößig ſeyn mußte. Oder war Pentheus hinweggegangen, damit ſie ſingen konnten und kam er genau wieder als ſie fertig waren? Die Bemerkung, daß ſein Zorn ſich zunächſt gegen das Haupt der Verwirrung und die einheimiſchen Anhängerinnen richten müſſe, dürfte doch kaum eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die ihm keck entgegentretenden Fremden begründen. Eher möchten wir darin eine geheime Andeutung der Macht der Bacchantinnen finden, daß Pentheus nicht einmal die nächſten Umgebungen ſeinem Sinne gemäß reinigen kann; wenn anders die Erklärung nicht noch natürlicher bleibt, daß der Dichter in Noth war, wie er den Chor los werden und ihn wieder herbeiſchaffen ſollte. Gleich unbegreiflich würde es ſeyn, warum Pentheus den befreiten Dionyſos nicht noch einmal zu feſſeln ſucht, warum er ſeinem Verſprechen, nicht zu fliehen, (v. 588) Glauben beimißt; erblickte man nicht ſchon früher in ſeinen Anſtrengungen und ſeinem Angſtſchweiße an der Krippe, meiſterhaft dargeſtellte Regungen des Wahnſinns, Spuren der übermächtigen Einwirkung eines Gottes.

Mehre Chöre zeigen eine auffallende Verſchiedenheit (v. 850—900, 965—1012) des Styls, ein Theil iſt dithyrambiſch, der andere unbacchantiſch betrachtend; doch muß man billigerweiſe bedenken, daß unmöglich das ganze Stück in einer Farbe gehalten werden konnte, daß die Trennung in Halbchöre wahrſcheinlich den Gegenſatz einer Seits heraushob und dennoch anderer Seits wiederum milderte, daß endlich die Begebenheiten auch zu allgemeinen Betrachtungen aufforderten. Wir übergehen minder wichtige Fragen, z. B. über die unerwarteten Weiſſagungen des Chors (v. 970), über die weit herge-

holten Fragen des Kadmos an Agave, (v. 1263), über den Grund der wunderbaren Herſtellung ihres Verſtandes, über des Teireſias und Kadmos ſicheres Beiwohnen eines Bacchusfeſtes, über die Fähigkeit der, doch zur Strafe raſenden Bacchanten, Wunder zu thun (v. 693) u. ſ. w. — Aber ungeachtet aller Ausſtellungen, die ſich gegen das Stück machen laſſen, reißt es doch mit ſich fort; das Wunderbare, Enthuſiaſtiſche, Geheimnißvolle zieht ſich regſam und anregend durch das ganze Trauerſpiel, und wenn wir einmal die Zweifel über die innere Nothwendigkeit des Ganzen bei Seite ſetzen, ſo gibt es wenig erhaben Schrecklicheres und vollkommener Dargeſtelltes, als den Tod des Pentheus, die Verblendung der Agave, und den Jammer des Kadmos.

Späterer Zuſatz.

Vom gewöhnlichen Standpunkte aus, ſind die vorſtehenden Einwendungen, beſonders über die Motive und den Zuſammenhang des Stückes, erheblich. Allein was auf jenem Standpunkte als Tadel erſcheint, iſt erlaubt, ja es wird zum Lobe, wenn man die Bacchantinnen als ein dem Märchenhaften verwandtes Werk betrachtet und das Wunderbare als ſolches anerkennt, anſtatt mit demſelben zu rechten. Manche Werke der höchſten Begeiſterung und dichteriſchen Kraft, erheben ſich freien Fluges über den mühſamen Grundbau wohlerwogener Motive. Sie bedürfen derſelben nicht, weil ihre Beglaubigung und ihr Werth eben auf ganz anderen Anſchauungen und Eingebungen beruht.

Digitized by Google

XVI. Alceſte.

Kein Trauerſpiel iſt ſo räthſelhaft, ſo ſchwer zu verſtehen und zu begreifen als dieſes; ſobald man den gewöhnlichen Maßſtab der Beurtheilung anlegt. Faſt nur die Klagen und der Abſchied Alceſtens ſind in edlem, wahrhaft tragiſchem Style. Die Veranlaſſung des ganzen Hergangs, Kampf und Entſchluß liegen eigentlich vor und außerhalb der Tragödie; ſie beginnt mit der Kataſtrophe. Der dem Apollon zugewieſene Prolog gibt hierüber keine genügende Auskunft; ja das Geſpräch mit dem Todesgotte zeigt ihn ſchwach und ungöttlich. Oder, müſſen die oberen Götter auch die Macht der unteren öfters anerkennen; ſo liegt doch eine Art Widerſpruch darin, daß Apollon den Herkules als den Stärkern anerkennt, und auf ihn als den wahren Retter hinweiſet. Anſtatt ſich an das Nähere anzuſchließen, oder daſſelbe zu erläutern, ſpricht der Chor an einer Stelle, wo man es am wenigſten erwartet, nur von Apollon's Hirtenthume und Admetos Heerdenreichthume. Und ſo ließen ſich der Zweifel und Bedenken noch mehre anführen.

Mit dem Auftreten des Herkules kommt allerdings ein neues Element der Thätigkeit in das Stück; anſtatt ſich jedoch zum Erhabenen hinzuwenden, tritt das Tragiſche nunmehr faſt ganz in den Hintergrund. Obgleich dem Admet das Herz voll war, ging ihm der Mund doch nicht über: er verhehlt dem Herkules ſeinen Verluſt und beide becomplimentiren ſich über Wohnung und Speiſung. Trotz aller Höflichkeit war Admet innerlich doch wohl ob der unerwarteten Einquartierung übeln Humors, den er nun an ſeinem alten Vater ausläßt, und ihn,

Digitized by Google

gleichwie ſeine Mutter, grob behandelt, weil ſie (die alten Leute) nicht für den jungen friſchen Herrn Sohn ſterben gewollt. Pheres, ſeiner väterlichen Autorität eingedenk, wäſcht hiefür dem Sohne tüchtig den Kopf, und der Chor bemüht ſich vergeblich die Eiferer zu beſchwichtigen. Ja in ſeinem Zorne ſagt Admet (faſt ein irish bull): ich glaube, ich bin aus Sklavenblut, und heimlich der Bruſt meiner Mutter untergeſchoben worden (v. 641).

Unterdeſſen ſpeiſet Herkules allein in dem ihm angewieſenen Flügel der Wohnung, trinkt mehr als nöthig, greift nach allen Sachen, iſt grob und gibt den Dienern als Lebemann epikureiſche Regeln. Endlich erfährt er daß Alceſte geſtorben iſt und wandert muthig von Tiſche gerade in die Unterwelt, während Admet vom Begräbniſſe zurückkehrt und im reuigen Andenken daß er ſo grob gegen ſeinen Vater geweſen, pater peccavi (v. 958) ſagt. Thanatos, mit welchem anzubinden Apollo Scheu trug, wird von Herkules leicht bezwungen; und dieſer treibt, ſeinem jovialen Charakter treu bleibend, allerhand Spaß mit Admet; insbeſondere daß er ihm bis zur Rückkunft aus Thracien ein junges Mädchen nöthigen Falls in ſeinem Schlafzimmer verwahren ſolle. Endlich wird Alceſte erkannt; ſie ſchweigt aber, entweder weil ſie (wie es heißt) erſt nach dreien Tageu reden darf, oder weil ſie ſich nicht ſogleich in den ſcherzhaften Ton der Oberwelt finden kann.

Dies Alles hat der Dichter gewollt, und ohne Zweifel mit Bewußtſeyn gewollt. Dann hat er, werden Manche ſagen, das Unrechte gewollt, und Begriff und Weſen der Tragödie leichtſinnig zerſtört. Könnte denn aber Euripides von dieſem leicht ausgeſprochenen Verdam-

Digitized by Google

mungsurtheile nicht appelliren? Es iſt viel zu wenig aus der unermeßlichen dramatiſchen Literatur auf uns gekommen, als daß wir wiſſen könnten wie die Griechen über die Verbindung des Tragiſchen und Komiſchen, des Ernſtes und Scherzes dachten, was ſie verſuchten, wie viel ſie ſich erlaubten. Das Erhabene und das Geringe geht nach Zeit und Ort und Perſonen ſo vielfach nebeneinander und durcheinander, daß nicht die Natur, ſondern die Kunſt und noch mehr die Kritik, eine Sonderung angeordnet hat. Mag dies als Regel gelten; ſie hat aber auch Ausnahmen, wo dann die Nebeneinanderſtellung beider Beſtandtheile ganz eigenthümliche Lichter zeigt und Schatten wirft. Was ſich im Shakſpeare und Calderon häufiger findet, hat Euripides wohl ſchon vorbildlich angedeutet. So ergäbe ſich hier, wie ſo oft, daß er unter den Tragikern der am Meiſten weiſſagende, prophetiſche iſt, und Geſtaltungen einer ſpätern Zeit bereits in höchſt merkwürdigen Keimen und Bildern bei ihm zu Tage kommen. Gewiß iſt Alceſte weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Satyrſpiel im gewöhnlichen Sinne, ſondern zeigt eine eigenthümliche, ſehr merkwürdige Behandlungsweiſe. Neben dem Adel, der Erhabenheit, der Wehmuth, ſteht heiterer Scherz und humoriſtiſche Parodie, und beide Richtungen und Stimmungen greifen ſo ineinander, daß weder die eine noch die andere, wenn man ſie vereinzelt ins Auge faßt, Natur und Inhalt des Werkes genügend erklärt. Auch ward ja daſſelbe nicht als Satyrſpiel, ſondern anſtatt eines Satyrſpiels aufgeführt, und das Abweichende von dem Gewöhnlichen ſchon im Alterthume anerkannt.

Digitized by Google

XVII. Helena.

Euripides behandelt die Geſchichte der Helena in dieſem Schauſpiele ganz abweichend von Homer und von der gewöhnlichen Anſicht. Iſt dies aber erlaubt? und wenn auch kein Verbot dagegen ſtatt findet, läßt es ſich rechtfertigen? Und warum nicht? Dieſer Theil der mythologiſchen Fabel hatte weder ein ſolches kanoniſches Anſehn, daß Abweichungen von demſelben als religiöſe oder äſthetiſche Ketzereien verfolgt werden durften, noch iſt die Grundlage dieſer Behandlung willkürlich vom Dichter ausgeſonnen; vielmehr hatte ſchon Steſichorus dieſe abweichende Sage benutzt, für welche eine claſſiſche Stelle im Herodot zeugt. Die Frage, ob die Behandlung vollkommen ausgefallen ſey, darf alſo wohl mit der andern, ob ſie überhaupt zu verſtatten war, keineswegs zuſammen geworfen werden, und während man leugnet daß hier Frevel gegen die Mythologie ſtatt finde, kann man doch am Stücke ſelbſt mancherlei ausſetzen.

Wir wollen nicht mit dem Prolog rechten, der uns Dinge erzählt welche nicht zunächſt hieher gehören, und andere dagegen verſchweigt die uns mehr angehen dürften; wir wollen nur darauf aufmerkſam machen daß ſelbſt hier, wo die Fabel von der gewöhnlichen ſo ſehr abweicht, das Stück dennoch ohne jenen Prolog verſtändlich bleibt, Euripides alſo noch andere Gründe für die Prologe gehabt haben muß, als den, ſich dadurch bloß die Einleitung, die Expoſition zu erleichtern.

Aber warum ſchloß ſich der Dichter nicht näher an die Erzählung Herodot's an, welche Helena in Ägypten läßt, aber an ihrer Stelle ein durch Götter erzeugtes

Digitized by Google

Schatten = oder Trugbild nach Ilion ſendet, welche mit ſehr erheblichen Gründen beweiſet, daß Helena nie in Troja war. Konnte nun nach Eroberung der Stadt den Griechen nicht endlich die Überzeugung entſtehn, daß Helena wirklich in Ägypten zurückblieb? konnte Menelaos nicht durch Berichte veranlaßt werden, ſie dort zu ſuchen? konnten die Hellenen nicht in ihrem Unglauben an die frühern Verſicherungen der Feinde von der Abweſenheit Helena's, den ſelbſtgeſchaffenen Grund ihrer Unfälle ſehen? Allein das gab einen einfachen natürlichen Plan, welcher dem Dichter zu proſaiſch erſchien, und doch möchte ſich vielleicht beweiſen laſſen, er ſey tragiſcher geweſen. — Wie dies zu beweiſen ſey? — Zunächſt damit, daß in der That des Euripides Helena keine Tragödie geworden iſt, daß ſich nirgends, — ſelbſt da nicht, wo Helena davon ſpricht, ſie wolle ſich umbringen —, eine tragiſche Stimmung unſerer bemeiſtert. Gehn wir in's Einzelne. Die Fabel iſt mehr als fabelhaft: denn daß die Götter den Popanz der Helena nach Ilion geſandt hätten, damit um Nichts und wider Nichts Streit entſtehe, ſcheint uns reine Willkür, keine ächte Schickung, kein *πεπρωμενον*; der teleologiſche Zweck (v. 38) dadurch die zu dicht neben einander wohnende Überzahl der Menſchen dünne zu machen, will uns noch weniger als göttlich bedünken; das Verlangen endlich, ſich für die glücklich conſervirte Keuſchheit der Helena ſo ganz außerordentlich zu intereſſiren, iſt wohl für uns zu ſtreng, da ja ſelbſt ihr Gemahl ſich darüber zufrieden gegeben hatte. — Aber die Götter wollten einmal ihre Keuſchheit durchaus erhalten: – nun gut, wir haben nichts dagegen, finden es aber doch hart, daß man die arme Frau wenigſtens ein Dut=

zend Jahre als Strohwittwe allein läßt, damit ſie keuſch bleibe und die überflüſſigen Menſchen von der Erde hinweggeſchafft werden. Alle dieſe Willkürlichkeiten fallen nach Herodot's Erzählung weg: da iſt kein Popanz, kein überzählig Menſchenvolk, keine ungöttliche Einwirkung der Götter, ſondern aus einfacher Verknüpfung der Begebenheiten geht Alles natürlich hervor.

Setzen wir aber das Wunderbare bei Seite, ſind denn die Menſchen, ſo fragen wir weiter, an ihrer Stelle? Zuerſt erſcheint Teuker. Woher dieſer? Er iſt über Ilion unterrichtet, und doch nicht recht unterrichtet; er fragt, wer Herr des Pallaſtes ſey, und weiß es nachher ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte (v. 68 und 144); er will Theonoe's Weiſſagungen vernehmen, kehrt aber ſogleich um, als er hört Theoklymenos ſey den Fremden nicht hold. Freilich, das Umkehren konnte ihm nicht ſchwer werden, denn er kam bloß, — wir merken's wohl —, um Helena in Sorgen zu ſetzen und uns mit ihr. Seltſam aber, daß der Dichter ihn überhaupt bemühte. Der Schiffbruch des Menelaos iſt nicht unnatürlich, bei einem veränderten Plane mußte er ſogar nach Ägypten ſteuern; aber daß Teuker anders woher zu derſelben Stunde anlangt, ſetzt uns in Verwunderung, aus der indeſſen Nichts entſpringt was den Tadel vertilgte, der mit dieſer Verwunderung nothwendig verbunden iſt. Wäre es nicht weit einfacher geweſen, wenn ein aus dem Schiffbruche des Menelaos Entronnener die Nachricht ſeines Todes gebracht hätte, würde nicht Helena weit beſtimmter daran geglaubt haben?

Wenn wir uns über Teuker's Anweſenheit beruhigen, ſo darf es uns nicht wundern, daß ein altes Weib als

Digitized by Google

Thorwächterin und Abhalterin der Griechen auftritt; es kam darauf an, daß Menelaos gerade ſo viel von ihr höre, als Helena vom Teuker. Iſt endlich nicht ſogar Theonoe entbehrlich? Eine Erkennung beider Gatten ließ ſich ohne ſie bewerkſtelligen, die Hinderniſſe von Seiten des Königs bleiben mit ihr oder ohne ſie, die Hinderniſſe, welche dagegen von ihrer Seite entſtehn, muß ſie ja ſelbſt wiederum beſeitigen. Ob nun bei dieſen Verhältniſſen die Theilnahme welche ihre ſpätere gefährliche Lage erweckt, die übermäßige Verwickelung des Plans aufwiegt, welche durch ſie entſteht, wollen wir nicht entſcheiden. Helena hält den Menelaos für todt, und dieſer kann die Nachrichten welche die Alte ihm über jene mittheilt, nicht begreifen: er weiß nicht, iſt die iliſche Helena gefangen, iſt eine zweite vorhanden, kurz er geräth durchaus in Verwirrung. Helena dagegen erfährt durch die vorlaute Erzählung des Chors von den Weiſſagungen Theonoe's, Menelaos ſey noch am Leben, aber ſchiffbrüchig. Sie muß in jedem Augenblicke ſeinem hülfsbedürftigen Auftreten entgegenſehn, und doch hält ſie unwahrſcheinlich den am Altar hülflos Sitzenden, für einen zu gewaltſamen Raub von Theoklymenos Abgeſandten. Wenn der König überhaupt hätte Gewalt gegen ſie brauchen wollen, ſo würde er nicht ſo viele Jahre gewartet, er würde längſt zweckdienliche Mittel angewandt und nicht jetzt einen zerlumpten Menſchen dazu ausgeſchickt haben. Eine eigentliche Erkennung ihres Gatten tritt nach Empfang der Weiſſagungen Theonoe's nicht mehr für Helena, ſondern nur für Menelaos ein; der Dichter wollte zweifache Gemüthsbewegungen haben und trennte das, was leicht zuſammengefallen wäre; oder viel-

Digitized by Google

mehr er machte drei Löſungsſtufen, drei Peripetien: erſtens durch Theonoe's Verkündung, zweitens durch Helena's und Menelaos' Geſpräch, endlich, — denn dieſer bleibt zum Theil ungläubig — durch die Nachricht des Boten vom Verſchwinden des trojaniſchen Trugbildes der Helena. Wir glauben auch dies, zu dem Vielen was wir im Stücke glauben müſſen, verhalten uns aber umgekehrt wie Menelaos: dieſer zweifelt nämlich ſo an der wahren Helena, wie wir an der falſchen zweifeln möchten.

Gern ſchritten wir nun zu dem vor, was, wie ſich ahnen läßt, noch bevorſteht; aber wir müſſen es verzeihen, daß die ſeit ſo vielen Jahren getrennten Eheleute ſich mancherlei erzählen und ganz eigentlich ein Duett mit einander ſingen, daß Menelaos ſich doch auch endlich nach Helenens Keuſchheit erkundigt, daß dieſe ihrem Gatten erſt vorſchlägt er möge ſich nur, wenn ihm ſeine Haut lieb ſey, ohne ſie davon machen, daß ſie ſich aber dann wechſelsweiſe auf Tod und Leben Treue ſchwören. Es iſt ferner nicht genug daß Menelaos und Helena und wir wiſſen, wie es mit den Dingen ſteht, auch der Bote will es hören, und er ſtellt Grundſätze über Orakel und Gottesverehrung auf, die uns beweiſen daß es billig war die Wünſche eines ſo verſtändigen Mannes zu erfüllen!

Endlich naht die Gefahr für Theonoe; die Allwiſſende läßt ſich aber nicht an der ſonſt lobenswerthen Auseinanderſetzung Helena's genügen, ſondern verlangt, auch Menelaos ſolle reden und zeigen, ob er im Stande ſey etwas Tüchtiges vorzubringen. Es geſchieht mit rhetoriſchem Geſchick, auch nicht ohne Würde; doch iſt Theo-

Digitized by Google

noe's Antwort noch beſſer gelungen, und wir wünſchen nur, daß ihr der Vorſatz über Feſthaltung ihrer Jungfrauſchaft eben ſo gelingen, daß ſie in dieſer Hinſicht Zutrauen zu ſich ſelb ſtfaſſen möge. 1)

Theonoe alſo will die Gattin dem Könige nicht verrathen, aber mit dieſer Sorge iſt die andere nicht gehoben; wie wollen ſie dem Mächtigen entfliehen? Menelaos — wir ſehen es — hat, ſo ſchön er auch ſprach, die Tramontane verloren, denn es fällt ihm ein den König zu ermorden; — als werde Theonoe dies ihrem Bruder eben ſo verſchweigen, wie den Umſtand daß der Fremde kein Bettelmann ſey, als habe dieſer dadurch Schiffe, Mannſchaft u. ſ. w., als werde er nicht von den Ägyptern unfehlbar todt geſchlagen werden. Helena weiſet ihn in dieſen Beziehungen zurecht, worauf er umgekehrt nun in ſo viele Bedenken geräth daß ſie am Ende ganz billig ſagt, er müſſe ſelbſt etwelche löſen. Endlich wird der beſſere Plan geſchickt ausgeſonnen und durchgeführt, nebenbei Theoklymenos auch um einiges Gut gebracht; deßungeachtet folgen noch zwei Hauptſachen nach der Entfernung des Menelaos und der Helena. Erſtens will der König ſeine Schweſter ihres Schweigens halber tödten und wird nur mit vieler Mühe durch den Chor davon abgehalten; wir für unſeren Theil, bleiben jedoch ziemlich gelaſſen, weil wir wiſſen daß die noch mehr wiſſende Theonoe, nicht ihr Verderben auf dieſe Weiſe ſelbſt bereitet haben würde. Zweitens erſcheinen die Dioskuren und erzählen das, was Theonoe hätte ſagen können, oder was der König ſich ſelbſt ſagen konn-

1) V. 1014. πειράσομαι δὲ παρθένος μένειν ἀεί.

Digitized by Google

te, nämlich: daß der Himmel es ſo gefügt, und Menelaos an ſeine Frau ein näheres Recht habe, als Theoklymenos.

Und was geht nun aus dem Allen hervor? Unbedenklich daß Helena keine vollkommene Tragödie iſt. Wie aber, wenn Euripides uns mit dieſem Beweiſe auslachte und behauptete: es ſolle auch gar keine Tragödie ſeyn. Daß Helena unter dieſem Titel geht, beweiſet nur daß es keine Komödie der alten Schule und kein ſatyriſches Drama iſt, daß man nicht ſo leicht als jetzt für Abweichendes beſondere Benennungen erfand: — was iſt aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meiſten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauſpiel mittlerer Art betrachtet? Das Intereſſe wird hier zwar geweckt und es erſcheinen Gefahren, aber wir ſind von vorn herein ſchon gewarnt, uns nicht im tragiſchen Eifer zu übernehmen; Alles geht zuletzt ohne Unglück ab, auch der König, — wir ſind davon überzeugt —, gibt ſich zufrieden daß Helena nicht von ihm zur Bigamie gezwungen ward. Der Chor, welcher von Dingen ſingt, die zum Theil wenig mit dem Stücke zuſammenhängen, könnte mit geringen Veränderungen ganz wegbleiben, oder auch, für den Liebhaber ſolcher Perſonen, in eine Vertraute verwandelt werden; beides ohne Nachtheil für das Stück. Die Liebe des Theoklymenos endlich, beſonders aber die Intrigue gegen ihn, kann im Schauſpiele weit eher als im Trauerſpiele ſtatt finden. Gehn wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena ſey das Ähnliche, ein Analogon von einer romantiſchen Oper; ſo iſt jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigſtens

weit eher als auf irgend eine andere Weiſe, gerechtfertigt und die Vorſätzlichkeit, die Beſonnenheit, mit welcher der Dichter überall das Wunderbare, das Verwikkelte vorzieht, beweiſet, daß er von den gewöhnlichen Formen durchaus abweichen wollte.

Es ſind in der Helena gewiß unbedingte Fehler, welche keine Annahme vertilgt, aber viele beweiſet man wohl erſt ſelbſt hinein, wenn man ſie als Tragödie beurtheilt. So wie der Cyclops als Übergang und Vermittelung verſchiedener Kunſtformen höchſt merkwürdig erſcheint, ſo auch Helena. In ihr liegen die Wurzeln eigenthümlicher Geſtaltungen, von ihr aus ließe ſich ein Übergang zu ſehr abweichenden und merkwürdigen Formen der Neuern nachweiſen; die dem Alterthume vielleicht keineswegs ſo ganz fehlten, als man bei der Dürftigkeit des Überbliebenen annimmt. Aber auch zugegeben, dieſe Formen waren damals nicht vorhanden, ſo kann doch jede Erſcheinung, welche dahin deutet, nicht doppelten Tadel verdienen, ſondern ſie muß doppeltes Intereſſe erwecken.

XVIII. Der Kyklop.

Wären mehre ſatyriſche Dramen auf uns gekommen, ſo würden wir beſſer im Stande ſeyn über ihre Natur, und insbeſondere darüber zu urtheilen: ob ſie vorzugsweiſe hervorgingen aus äußeren, geſchichtlichen Veranlaſſungen, oder ob ſie in der ächten Kunſtentwickelung ſelbſt, eine natürliche und nothwendige Stellung einnehmen und behaupten können.

Betrachten wir den Kyklopen, ſo ergibt ſich deutlich,

Digitized by Google

daß viele ſeiner Beſtandtheile in einem eigentlichen Trauer= ſpiele gar nicht zu brauchen waren, ſo insbeſondere die trinkluſtigen, feigen Satyrn. Eben ſo wenig reicht der nüchterne, und noch weniger der betrunkene Kyklop in jene Region. Andererſeits iſt das Auffreſſen der Gefähr= ten des Odyſſeus, und das Blenden des Polyphem ge= wiß nicht komiſch, oder ſpaßhaft, ſo daß es in einem hei= teren Luſtſpiele Platz finden könnte.

Iſt denn nun aber dieſe Mitte des ſatyriſchen Dra= mas wirklich eine glückliche, und nicht vielmehr eine ſchwankende, negative; während das eigentlich Poſitive, Inhaltreiche entweder der Tragödie, oder der Komödie anheimfällt? Wenigſtens bleibt es merkwürdig, daß in allen anderweiten Entwickelungen der dramatiſchen Dicht= kunſt, nichts erſcheint was dem helleniſchen Satyrſpiele zu vergleichen wäre. Wohl aber tritt in neuern Zeiten das Tragiſche und Komiſche viel näher aneinander, erläu= tert die Mannigfaltigkeit des Lebens, und läßt Lichter und Schatten ſchneller wechſeln, als es die Großheit der ſophokleiſchen Tragödie erlaubt. Was Euripides in der Alceſte und Helena wagte, greift mehr in die Zukunft hinein und bildet neue Formen mehr vor, als was die ſatyriſchen Spiele darbieten, oder vermuthen laſſen.

XIX. Rheſus.

Wenn man, wie beim Rheſus, auch nur einen Au[illegible]eifelt, ob er vom Sophokles oder Eu= [illegible] folgt wohl daraus, daß ihn keiner [illegible]eben haben könne. Der Erſte unbe= [illegible] der ganze Bau des Stücks, die

Digitized by Google

Haltung der Charaktere u. ſ. w., iſt ſo gar nicht in ſeiner vollendeten Weiſe, daß die Ähnlichktit einzelner Verſe und Anſichten keine Erwähnung verdient, oder auf dieſe Art ſich wohl darthun ließe, er habe alle Trauerſpiele des Euripides gedichtet. Rheſus iſt aber auch kein Werk des Letzten: denn weil alle Verzeichniſſe eine euripideiſche Tragödie unter dieſem Namen aufführen, beſitzen wir die ächte noch nicht, und wenn ein Paar Sternbilder darin genannt werden, die wohl jeder Hirte kannte, ſo folgt daraus keineswegs daß ſie nur der Schüler des Anaxagoras entworfen haben könne. Will man ferner die Stimme des großen Scaliger für die Unächtheit auch nicht viel gelten laſſen, weil er an Seneca's Trauerſpielen mehr Gefallen als an den helleniſchen fand; ſo wird doch Valkenaer's Ausſpruch in philologiſcher Hinſicht genügen, und Beck's Nachweiſung der Mängel des Stücks erſcheint ſo vollſtändig, daß ſich wenig möchte hinzufügen laſſen.

Aber wie, wenn andern Kunſtrichtern die eine geringere Meinung vom Euripides hegen, jene Nachweiſungen der Mängel gerade als Beweiſe der Ächtheit gelten? Wir würden entgegnen: Fehler hat Euripides allerdings und ſelbſt große Fehler, aber nicht alle und jede Fehler, nicht hier zu verwickelte Verwickelungen und dort gar keine Verwickelungen, nicht hier übermäßige Rührungen und dort (v. 907) Gleichgültigkeit ſelbſt bei natürlichen Veranlaſſungen zur Theilnahme. Es erſcheinen bei ihm Perſonen zwar unerwartet, aber ſie wirken, wenn ſie einmal da ſind; er liebt zwar Epiſoden, aber ſie ſtehn doch nicht ganz vereinzelt, ſondern es geht ein verknüpfender Faden durch das ganze Stück: man vergleiche zum Bei=

Digitized by Google

ſpiel die beiden Haupttheile der Hekuba mit der Geſchichte des Dolon und Rheſus.

Hier läßt ſich kaum entdecken, was das Stück eigentlich wolle: erſt glaubt Jeder aus der lauten Ankündigung der Wache und dem Muthe Hektor's werde etwas hervorgehn, allein es erfolgt Nichts; dann laſſen die breiten Geſpräche des prahleriſchen Dolon und der ſogar ihm zu Ehren angeſtimmte Chorgeſang vermuthen, er ſolle die Dinge in Bewegung ſetzen; ſtatt deſſen wird ſpäter nur gelegentlich geſagt: man habe auf ihn gewartet, er ſey aber mit ſeiner abgeſchmackten einfältigen Liſt in's Verderben gelaufen. — Eine an ſich gute aber hier unpaſſende Erzählung von der Ankunft des Rheſus führt zu etwas Neuem, zu großen Reden, wo jener ſich gewaltig rühmt und der Chor ihm weit mehr als dem Hektor zutraut; endlich aber gehen Alle zu Bette, wahrſcheinlich auch die Wache. Jetzt kommt Odyſſeus und Diomedes, ohne recht zu wiſſen was ſie wollen, Dolon entfernte ſich gerade eine Minute vor Rheſus' Ankunft und kann ihnen mithin darüber nichts beichten, im trojaniſchen Lager dürfen ſie ohne Lebensgefahr nicht viel fragen: da erſcheint denn zu i h r e m Beſten Minerva als Minerva, der arme Paris dagegen, der ſo gelegentlich hören will ob etwas vorgeht, wird von ihr in Cypris Geſtalt ſehr zweckdienlich zum Narren gehalten. Hektor, die Wache, der Chor, alle ſind abweſend, bis das Geſpräch mit Paris zu Ende iſt, und währenddeſſen bringen Odyſſeus und Diomedes auch Alles mit ungemeiner Behendigkeit zu Stande. Zwar verhört ſie der Chor, welcher jetzt wieder zur Hand iſt, allein Odyſſeus gibt ſich, — nach einer Leſart —, für Rheſus aus und

wird, ſo ſtockfinſter iſt's, nicht wieder erkannt, obgleich der Chor erſt wenige Augenblicke vorher ebenfalls in der Nacht den Rheſus ſah und beſang: oder nach einer andern Lesart meint die Wache ſo ganz aus freien Stücken, der ihnen ganz Unbekannte — habe wohl den Rheſus erſchlagen! Sie läßt ihn aber dennoch, weil er das Feldgeſchrei weiß, mit deſſen Pferden davonlaufen. Der Stallknecht des thraciſchen Königs hatte ſich erſt zu Bette gelegt, nachdem er die Pferde abgefüttert und den um das Lager ſchleichenden Kundſchaftern zugeſchrien hatte, ſie möchten ſich in Acht nehmen; ward aber, als er ſpäter Geſchrei hörte und herzueilend ſich einmiſchen wollte, ſchwer in der Seite verwundet. Deßungeachtet kommt er als Bote, erzählt ein Langes und Breites und ſagt zuletzt verdrießlich zu Hektor: er, Hektor, habe den Gaſtfreund ermorden laſſen. Dieſer, der früher barſch gegen Äneas war und dann ihm beiſtimmte, auf Rheſus loszog und vom Chore Lehre annahm, antwortet jetzt: es ſey nicht wahr und er habe dazu keine hinreichende Gründe. Dem Chore fallen die Verhörten, dem Stallknechte die umſchleichenden Fremden nicht bei, vielmehr geht er fort, und wir, die wir Alles wiſſen, gingen auch gern; allein da kommt die Muſe, Rheſus' Mutter, in der Luft angefahren, erzählt wie ſie und ihres Gleichen die Dichter erzögen, wie ſie um ihre Jungfrauſchaft gekommen ſey, wie ſie vom Papa Alimente verlangt und dieſer das Kind in eine ſehr gute Penſion gethan habe; Hektor wird über das gar zu viele Reden verdrießlich (v. 952), der Chor hört auch nicht recht hin, und obgleich ſonſt mit Redensarten gleich bei der Hand, hat er doch keine Luſt etwas zu erwiedern. Da fällt endlich Allen das Beſte bei,

Digitized by Google

nämlich: daß der Morgen anbreche und Feinde zu bekämpfen wären; und damit hat das Trauerſpiel ein Ende. — Oder vielmehr kein Ende, ſo wie keinen Anfang und keine Mitte; denn wo fände ſich überhaupt das Tragiſche? Etwa darin, daß ein Spion umgebracht, oder daß ein Feind erſchlagen wird? Oder daß eine Muſe um ihre Keuſchheit kommt? Oder daß Alle eine unruhige Nacht haben?

Das Ganze iſt offenbar das Übungsſtück eines Schülers, der Homer's trefflichen Geſang dialogiſirte; und ſo haben wir denn eine Reihe nächtlicher Scenen, bei welchen wir hübſch den geſchichtlichen Faden, der das Zuſammengewürfelte verknüpft, im Gedächtniß behalten müſſen. Für Einzelnheiten zeigt jener Schüler zwar Anlagen, weiß aber vom Grundbau einer Tragödie Nichts, und fährt ſich ſo feſt daß er mehre Male Götter und Muſen herbeiruft, um ihn wieder flott zu machen; eine ſolche Barmherzigkeit wird aber dem Dichter, der nicht in ſeinem Reichthum opfernd, ſondern ärmlich und hülfsbedürftig auftritt, von Rechtswegen durchaus abgeſchlagen.

C. Ergebniſſe und allgemeine Betrachtungen.

Es ſey erlaubt den vorſtehenden Bemerkungen über die einzelnen Tragödien des Euripides, einige allgemeinere Betrachtungen anzureihen.

Digitized by Google

Jedes größere dramatiſche Kunſtwerk bedarf gewiſſe Abſchnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Akte, Scenen. Es fragt ſich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden ſich in ähnlicher Weiſe bei den Griechen und bei den Neuern? Dort wird die Regel aufgeſtellt, daß mehre Stücke als Trilogien, oder Tetralogien mit einander verbunden waren; während ſolch Verhältniß in unſeren Tagen, nur als ſehr ſeltene Ausnahme hervortritt. Jene griechiſche Einrichtung, oder Eintheilung beruhte indeſſen gewiß auf verſchiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollſtändig zu Ende, ſondern nur zu einer Art von Trugſchluß gebracht; ſie ward deshalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt und erſt im dritten, vierten Stücke völlig beendet und abgeſchloſſen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dies nicht verlangte, wurden wohl mehrere Fabeln verwandten und ſich erklärenden Inhaltes in den einzelnen Stücken neben einander geſtellt. Nicht minder haben die, bei den Wettkämpfen aufgeſtellten Forderungen auf dieſe Behandlungsweiſe hingedrängt, wogegen es zweifelhaft bleibt, ob, ich möchte ſagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundſatzes, einer Leidenſchaft, in mehren Tragödien nebeneinander veranlaßt haben.

Gewiß iſt es etwas Anderes, ob Stücke nur deshalb zu Trilogien und Tetralogien gerechnet wurden, weil man ſie miteinander aufführte, oder weil ihr innerer Zuſammenhang Gründe darbot ſie als Trilogien, oder Tetralogien nebeneinander zu ſtellen. Ich kann mich nicht überzeugen daß jene Drei- oder Viertheilung, ein noth-

Digitized by Google

wendiges, unbedingtes, überall befolgtes Geſetz geweſen wäre.

Manche Trauerſpiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien und Oreſt) ſtehen in einem innern Zuſammenhange, werden aber nicht derſelben Trilogie beigezählt. Die meiſten ſeiner Tragödien erſcheinen dagegen ſo abgeſchloſſen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder ſpäteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus, oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf; ſie würden den Zuſammenhang und das innere Weſen der äſchyleiſchen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja dieſe Tetralogien ſcheinen keinen nahe liegenden, weſentlichen Zuſammenhang nachzuweiſen, oder zu bezwecken; es läßt ſich vielmehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeſchlagen, nach Mannigfaltigkeit geſtrebt und Entgegengeſetztes nebeneinandergeſtellt. Nur einzelne ſeiner Stücke ſcheinen auf eine Fortſetzung (ſo die Phöniſſen auf eine Antigone) hinzuweiſen.

Ob und wo in den griechiſchen Trauerſpielen Abſchnitte anzunehmen ſeyen, beruht theils auf der Art der helleniſchen Darſtellung, theils auf dem inneren Bau der Fabel ſelbſt. Wollen wir den Schluß eines Aktes dahin ſetzen wo die Bühne leer, oder die ausnahmsweiſe auf ihr bleibende Perſon doch ganz unthätig war; ſo findet ſich, wie ſcharfſinnig nachgewieſen ward, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einem, nicht ſowohl in die Handlung eingreifenden, als vielmehr nach einem allgemein gehaltenen großen Chore. Obgleich bisweilen ſchwer zu entſcheiden iſt, welcher von beiden Klaſ-

ſen ein Chor angehört; erhält jene Regel doch eine neue Beſtätigung, wenn wir von der Art und Weiſe der Aufführung ganz abſehen, und nur den Gang der Fabel und die Abſchnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerſpiele bei den Griechen (nach unſerer Redeweiſe) nicht gleich viel Akte, und deren Länge war ſehr verſchieden; gewiß ſind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen ſehr willkürlich, und der Schluß eines ſogenannten Aktes nicht ſelten dahin gelegt worden, wo höchſtens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch ſind dies allerdings Begriffe, welche einer nähern, nicht hieher gehörigen, wiſſenſchaftlichen Begründung bedürfen.

Über die Entſtehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie, iſt ſo viel geforſcht und geſagt worden, daß ich einige Bemerkungen nur mit Scheu auszuſprechen wage. Wäre jede Tragödie einer Oper, und der antike Chor einem vorzugsweiſe und weſentlich muſikaliſchen Chore gleich zu ſetzen, ſo erklärte er ſich von ſelbſt, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit, bis auf den heutigen Tag, vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erſcheint er aber in der Kunſtgeſchichte nur bei den Griechen; er ward abgeſchafft und nie wiederhergeſtellt; ja die in unſeren Tagen gemachten Verſuche einer Erneuung und Wiederherſtellung, ſind als völlig mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß ſein Daſeyn und ſeine Natur nicht ſowohl auf allgemeinen und nothwendigen Kunſtgeſetzen, als auf geſchichtlichen und volksthümlichen Verhältniſſen beruhe. Mag die demokratiſche Verfaſſung Athens, mag der Wunſch mitgewirkt haben

Digitized by Google

beruhigende, allgemeinere Betrachtungen auszuſprechen; ſchwerlich wäre hieraus der Chor entſtanden, wenn er nicht in den feſtlichen Spielen und lyriſchen Ergießungen urſprünglich die Hauptſache geweſen wäre, zu denen ſich das Dramatiſche erſt hinzu fand und allmählig immer breiter machte.

Faſt in keiner griechiſchen Tragödie führt der Chor durch thätiges Eingreifen die Entſcheidung herbei; ja er ſagt ſchon in den Choephoren des Äſchylos:

„Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
Auf daß wir ſchuldlos ſcheinen mögen dieſer That.“

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da ſie eigentlich die Hauptperſonen, und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten ſind; oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Ariſtoteles ſagt nämlich in den Problemen (XIX, 48) „der Chor iſt ein unthätiger Pfleger, oder Sorger, (κηδευτὴς ἄπρακτος). Er zeigt blos Wohlwollen für die Gegenwärtigen.“ Dieſe Aufgabe iſt aber, in der That, kaum eine dramatiſche zu nennen. Auch rechtfertigen ſich die Chöre weniger auf dieſem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichteriſchen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: ſie ſollten wenigſtens mit den Vorgängen in Zuſammenhang ſtehen. Von dieſer Regel weicht Euripides allerdings etliche Male, aber keineswegs immer ab; greifen doch ſeine Bacchantinnen z. B. mehr in die Handlung ein, als irgend ein Chor. Könnte er (oder einer ſeiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung jener Abweichung ſagen: Glaubt ihr denn daß ich abſichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit, oder aus Unverſtand ſo gehandelt habe? Eher könntet ihr mir den Vor-

Digitized by Google

wurf machen: ich ſey nicht kühn und weit genug vorgegangen, ſondern auf halbem Wege ſtehen geblieben. In einzelnen Fällen (wie in den Bacchantinnen, den Eumeniden, den Flehenden) iſt ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen iſt er nur der traditionelle Überreſt einer einſt herrſchenden, durch den Fortſchritt der dramatiſchen Kunſt aber veralteten Form.

Was ſoll der Chor? An die Bacchusfeſte erinnern? Das wäre eine ſehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorſtellen, oder geltend machen? Dieſe Aufgabe wird nirgends wirklich geſtellt und gelöſet? — Den Zuhörern eintrichtern, wie ſie denken und fühlen ſollen? Es fehlt ihnen ja aber nicht an eigenem Verſtande und Gefühle, auch ergiebt ſich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am Beſten aus dem dramatiſchen Handeln ſelbſt. — Den Zuhörer idealiſirt in die Tragödie ſelbſt verſetzen? Dies gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere ſubſtantielle Bewußtſeyn darſtellen? Steht denn aber die didaktiſche Reflexion höher, als das Handeln der Helden? Oder ſtellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen, dieſes ſubſtantielle Bewußtſeyn dar? Will man umgekehrt lyriſche und dithyrambiſche Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannigfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten; ſo behauptet Euripides durch ſeine Praxis: man dürfe ſie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwiſchentreten laſſen, aber nicht ſich oder andern aufreden: bloß erkünſtelte Verbindungen, ſeyen natürlich und nothwendig. Doch genug der, von ſcharfſinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Digitized by Google

Dennoch liegt es in dem unausweichbaren Fortſchritte der dramatiſchen Kunſt daß einzelne Perſonen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, fühlen, ſprechen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinſame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es ſich geltend machen ſoll, und nicht von muſikaliſchen Chören die Rede iſt, durch einzelne Perſonen geltend machen und in ihnen abſpiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Roſenkranz, Güldenſtern, in gewiſſen Beziehungen als Repräſentanten einer Mehrheit, eines Chors betrachten.

Wenn Ariſtoteles den Äſchylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, ſo weiſet dies ſchon auf die Bahn hin, wo ſelbſt das Lyriſche dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und daſſelbe iſt hinſichtlich des Reflektirenden möglich.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei iſt, Alles hört, zu Jeglichem ſein Wort giebt, liegt keineswegs in der Natur der Dinge; vielmehr muß man ſich erſt an dies Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehre Male von den Hauptperſonen dringend empfohlen nichts auszuplaudern (z. B. im Hippolyt); wogegen er ſeinerſeits jenen räth (ſo in den Choephoren des Äſchylus) nicht zu laut und vorlaut zu ſeyn.

Wenn die Franzoſen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, ſo läßt ſich nicht ſowohl das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln; als daß dieſe Einzelnen keine lebendige, thätige Perſonen, ſondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die ſtummen Wände herzuſagen. Lehrt doch ſchon

Digitized by Google

Horaz: Actoris partes chorus officiumque virile defendat *).

Zwei, oft gleichzeitig aufgeſtellte Forderungen: der Chor ſolle thätig ſeyn, und er ſolle weiſe Betrachtungen anſtellen; widerſprechen ſich untereinander. Denn die alten Männer und Weiber ſind ſelten thätig, und die jungen ſelten weiſe. Auch läßt ſich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweiſen, der Chor ſey der Ruhigere und Weiſere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, ſeine Wuth in den Bacchantinnen, hat mit Ruhe und Weisheit gar nichts gemein. Warum ſoll auch der Chor überall denſelben Charakter zeigen? Erhebt er ſich nicht zur Individualität und wahrem Handeln, ſo wird er undramatiſch, und gründet ſeine Rechte und Verdienſte im Weſentlichen nur auf die hineintönende, muſikaliſche Lyrik.

Von hier bietet ſich der Übergang zu einigen Betrachtungen, über das Verhältniß der Muſik zur Dichtkunſt, insbeſondere zu dem Trauerſpiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droyſen **), erklären ſich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper; und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deshalb noch nicht alle Vergleichspunkte zu leugnen, oder alle Zweifel gehoben ſind. Zuvörderſt iſt zwiſchen Oper und Oper (zwiſchen Gluck und Donizetti) ein, wo möglich noch größerer Unterſchied, als zwiſchen einer äſchyleiſchen und

*) Ars poetica 193.

**) Vorleſungen über die dramatiſche Literatur I, 101. Solger's Schriften II, 523. Droyſen's Äſchylus I, 190.

Digitized by Google

einer ſhakſpeariſchen Tragödie; wenn alſo die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erſcheint, ſo kann doch die Annäherung oder Verſchiedenheit nicht überall gleich groß ſeyn. Ferner gingen diejenigen Männer, welche zuerſt in Italien den Worten muſikaliſche Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus die griechiſche Tragödie herzuſtellen, oder doch eine glänzende Vereinigung mehrer Künſte, als höchſte Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen.

Man mag nun Einfluß, Beſchaffenheit und Werth der Muſik in den alten Trauerſpielen ſo hoch, oder ſo niedrig anſchlagen als man irgend will; immer bleibt es unleugbar daß Muſik und Tanz mit der Dichtkunſt in einer Verbindung ſtanden, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verſchmäht. So bleibt alſo, trotz aller Verſchiedenheit, wenigſtens ein Punkt, wo die Zuſammenſtellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen iſt. Vielmehr bietet ſich von hier aus Veranlaſſung zu weiteren Unterſuchungen.

Kein Theil des griechiſchen Trauerſpieles (dies nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle muſikaliſche Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen ſo verſchieden und entgegengeſetzt, wie in unſeren ſogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Muſikaliſchen, beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß; ſie mußten dort wohl geringer, als hier ſeyn. Nimmt man nun an: das, dem Dialoge hinzugethane Muſikaliſche, ſey ohne Harmonie und ſelbſt in der Melodie ohne Entwickelung und Selbſtändigkeit geweſen; ſo tritt zunächſt die Meinung hervor: man habe durch Flöten, oder andere Blaſeinſtrumente, den Schauſpieler in einem

Digitized by Google

beſtimmten Tone erhalten, oder in einen anderen hinüber-helfen wollen. Ein ſo höchſt einförmiges, völlig kunſt-loſes Mittel, konnte aber nur ſtören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, ſondern vermindern; es konnte eben ſo wenig in anderer Weiſe einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Ariſtoteles (Problem. XIX, 9): nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauſpieler, welcher Vor-leſer würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Inſtrument neben ſeiner Rede ununterbrochen, oder in Zwiſchenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen, oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen, unterliegt ganz anderen Regeln und Intervallen, als denen der diatoniſchen oder chromatiſchen ſcharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende feſt in dem einen ausgehaltenen Tone, ſo wird dies eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, ſo erhöht ſich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man dieſen Übelſtänden durch die Annahme zu entgehen: die muſikaliſche Hülfe ſey nicht einförmig geweſen, ſondern habe öfter abgewechſelt; dann muß ſich die Stimme des Schauſpielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber des-halb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauſpieler von den geblaſenen Tönen in mannichfacher Art abzuweichen; wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja ſogar der Harmonie?

Es iſt, wenn wir Inhalt und Würde des tragiſchen Dialogs betrachten, keineswegs anzunehmen, daß er in

Digitized by Google

der leichtſinnigen Weiſe des parlando in neuen italieniſchen Opern hergeplappert worden ſey. Er war (wie Schlegel mit Recht bemerkt) gewiß viel abgemeſſener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unſerer Zeit. — Bei dieſer Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugeſtandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie ſoll man ſich die dichteriſch muſikaliſche Vermählung denken, da alle bisherigen Verſuche auf Unſchönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande alle ſich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu löſen; ich will nur darauf aufmerkſam machen, daß ſie noch nicht gelöſet ſind. Und wie wäre dies auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Muſik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunſt, noch nicht einmal zu ſicheren Ergebniſſen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächſten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen; ſondern zunächſt gewiſſe Stufen, oder ein Mehr oder Weniger der muſikaliſchen Zuthat, ſelbſt beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wohl bloß geſprochen, an anderen Stellen mag die Begleitung wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart feſt gehalten haben; oder ſie bezeichnete und verſtärkte die rhytmiſche Zeiteintheilung, oder ſie trat unabhängiger als Zwiſchenſpiel hervor.

Fern von der Anmaßung das Dunkel dieſes Heiligthums aufhellen zu wollen, erlaube ich mir nur, den Eingeweihten noch einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematiſche Grundlage der

Digitized by Google

Muſik; ſie wußten in welcher Reihefolge die Töne entſtanden *), und in welchem Verhältniſſe ſie zueinander ſtanden. Das heißt: in den Verhältniſſen von 1, 2, 3, 4 erklang die Oktave, Quinte und Quarte, die Differenz zwiſchen Quinte und Quarte gab den ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz und durch Umkehrung die kleine und große Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höhern Ziffern führt endlich in Diſſonanzen und aus der diatoniſchen Tonleiter, zu chromatiſchen und enharmoniſchen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Oktave, der reine Quintencirkel giebt aber zuletzt unreine Oktaven; deshalb muß (gleichſchwebend oder ungleichſchwebend) temperirt werden. Dieſe mathematiſchen Wahrheiten liegen der alten, wie der neuen Muſik zum Grunde. Was ſoll nun aber jene, auf dieſer Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwiſſenheit und Unglaube.

Erſtens, ſollen die alten Tonleitern ſo kleine Intervalle aufgenommen haben, wie wir ſie auf unſeren Inſtrumenten niemals ausdrücken, oder ausdrücken können; etwa des Umfangs wie wenn ein Geiger, oder eine Sängerin nicht ganz richtig einſetzen, ſondern ſchieben, ziehen, ſchwanken, oder wie man das ſchlechte Verfahren ſonſt nennen will. Ich kann nicht glauben, daß die Griechen in dieſen kleinſten, mit allen übrigen in keinem harmoniſchen Zuſammenhange ſtehenden Intervallen vorzugsweiſe Wohllaut gehört, oder vorzugsweiſe davon Gebrauch gemacht haben. Die diatoniſche Tonleiter iſt keine willkürliche Erfindung; ſie muß Allem zum Grunde lie-

*) Aristot. problem. XIX, 23, 35, 42, 51.

Digitized by Google

gen, was irgend verdient Muſik zu heißen. Dieſelbe Überzeugung hegt (wie ich erfreut nach dem Niederſchreiben dieſer Abhandlung ſehe) ein großer Kenner, Herr Hofrath Kieſewetter. Er ſagt in ſeiner Schrift über die neuere Muſik der Griechen S. 32: „Ich traue den alten Griechen ein viel zu richtiges Gefühl zu, als daß ich mich überreden könnte, ſie hätten von dem holprigen chromatiſchen und von dem träg heulenden enharmoniſchen Klanggeſchlechte, in der Ausübung der Kunſt jemals wirklichen Gebrauch gemacht."

Unſer Tetrachord iſt für dur: c, d, e, f, und für mol c, d, es, f. Als griechiſche Tetrachorde werden dagegen erwähnt (ſoweit es ſich mit unſeren Tonzeichen ausdrücken läßt): e, f, g, a, oder e, f, fis, a; oder e, eis, f, a. Die letzte Abtheilungsweiſe (¼, ¼, 2 Töne) die ſogenannte Harmonia (!), ſoll ſich erſt verloren haben, als von den Späteren die Kraft und Männlichkeit der Kunſt, in leichtes gefälliges Weſen ſey aufgelöſet und verdünnt worden. Einem heutigen Muſiker muß es völlig unbegreiflich bleiben, wie die beiden letzten Formen und Abſtimmungen der Tetrachorde größern Werken ſollen zum Grunde gelegt werden, wie man dieſe Intervalle anders als einmal ausnahmsweiſe und im Durchgange gebrauchen könne. In unſeren Tagen hat man, und nicht mit Unrecht, ein Aufopfern männlicher Kraft und Einfachheit, in dem übermäßigen Gebrauche chromatiſcher und enharmoniſcher Intervalle geſehen. Auch lebe ich wie geſagt (trotz aller entgegenſtehenden Behauptungen) der Überzeugung: die diatoniſche Muſik ſey die ältere, niemals ganz verdrängte; obgleich man ſpäter mehr chro=

Digitized by Google

matiſchen und enharmoniſchen Schmuck mag hinzugethan haben.

Ein anderer Zweifel entſteht bei den Berichten über die Verſchiedenheit des Charakters und der Wirkung der einzelnen Tonarten. Dieſe Verſchiedenheit ſoll lediglich darauf beruhen, daß jede Tonleiter bei einem andern Tone (d, e, f) beginnt und der halbe Ton, ſowie die beiden anderen Töne des Tetrachords in der diatoniſchen Tonleiter eine andere Lage erhalten. Allerdings iſt Anfang der Tonleiter und Lage der Töne nicht gleichgültig und (abgeſehen von Chromatik und Enharmonik) erfordert jeder der hierauf gegründeten, ſogenannten Kirchentöne, eine andere Behandlung. Allein deshalb den einen kriegeriſch, den andern weichlich zu nennen, den einen ſeiner Sittlichkeit halber zu empfehlen, den andern zu verbieten; — das kann Keinem einfallen, ſelbſt dann nicht einfallen wenn man, zur Schärfung der Charakteriſtik, die ungleichſchwebende Temperatur mit zu Hülfe nehmen wollte. Deßhalb glaube ich daß der Gegenſatz der doriſchen, phrygiſchen, lydiſchen Tonart u. ſ. w., nicht bloß auf der Stellung der Töne und den mathematiſchen Verhältniſſen beruhte; ſondern daß man darunter vielleicht den Gebrauch anderer Inſtrumente, gewiß anderer Melodien und Rhythmen verſtand, oder vielmehr ganz verſchiedenartige Kompoſitionsweiſen damit bezeichnete.

Daß übrigens die Zurückführung der Tongeſchlechter auf dur und mol, kein Rückſchritt oder Verluſt ſey, ſondern uns (ſchon durch Takt und Harmonie) mehr muſikaliſche Mittel und größere Mannigfaltigkeit zu Gebote ſtehen, läßt ſich erweiſen. Nur beruht der Charakter unſerer Tonarten (bei der gleichſchwebenden Temperatur)

Digitized by Google

keineswegs auf mathematiſchen Unterſchieden, ſondern auf vielen anderen Dingen, deren Entwickelung nicht hieher gehört.

Man hat ſich gewundert daß Oktaven, welche die Alten für die ſchönſte Symphonie hielten, von den neuern Tonſetzern verboten würden. Das Uniſono der Oktavengänge iſt aber nirgends verboten und die Oktave gilt jetzt, wie damals, für die vollkommenſte Conſonanz. Das Verbot der Oktaven, und noch deutlicher der Quinten, beruht keineswegs darauf daß man nicht mehre Conſonanzen hintereinander ertragen könne (denn dies geſchieht unzählige Male, in jeder mehrſtimmigen Muſik); ſondern es gründet ſich darauf daß widrige Sprünge in fremde Tonarten, daß Querſtände von jedem gebildeten Ohre verworfen werden. Quintenfolgen ſolcher Art, waren auch ſchon bei den Alten verboten *). Sobald übrigens die, zur Charakteriſirung der Tonart unentbehrlichen Terzen hervortreten, können durch Umkehrung die Sexten nicht lange ausbleiben. Wohl aber drängt ſich, bei mehrſtimmiger Behandlung, die Frage nach dem Conſoniren der Quarte hervor; je nachdem ſie eben als Quarte, oder als None erſcheint.

Wenn es heißt: der Zakynthier Pythagoras habe auf ſeinem Inſtrumente, durch leichte Bewegung des Geſtelles mit dem Fuße, in der doriſchen, lydiſchen und phrygiſchen Tonart geſpielt; ſo heißt dies keineswegs, er habe zugleich aus drei Tonarten, d, e, f, ſymphoniſch geſpielt; denn welche Intervalle man auch hier verbinden, koppeln will, es gäbe die gräulichſte Katzenmuſik. Unſere

*) Aristot. problem. XIX, 17, 18, 34, 41.

Digitized by Google

Pedalharfe erklärt dagegen vollkommen den Hergang. Ohne umzuſtimmen, oder gar ein zweites, drittes Inſtrument zu ergreifen, konnte Pythagoras in den zweiten, dritten Ton ausweichen; gleichwie man itzt auf dem Fortepiano aus 24 Tonarten ſpielen und dahin übergehrn kann. Von gleichzeitigen, in Conſonanzen oder Diſſonanzen nebeneinander herlaufenden Melodien, iſt aber in alter und neuer Zeit nicht die Rede.

Eben ſo wenig glaube ich, daß wenn der Geſang in der äoliſchen Tonart geht, das Inſtrument gleichzeitig in der doriſchen habe die Melodie führen können. Denn das hieße: die Begleitung habe ſich in lauter reinen, oder falſchen Quinten nebenher bewegt. Wohl aber könnte der Geſang in d geführt ſeyn und das Ritornell ſich in a angeſchloſſen haben.

Horaz ſagt:

Sonante mixtis [oder mixtum] tibiis carmen lyra
Hac Dorium, illis Barbarum. Epod. IX, 5.

Dies iſt gewiß nicht ſo zu verſtehen, daß eine Melodie ſich in lauter großen, oder lauter kleinen Terzen nebeneinander herbewegt habe; wohl aber hat eine Verbindung der nächſtverwandten Tonarten keine Schwierigkeit. Nimmt man an: das altdoriſche ſei der phrygiſche, das altlydiſche (Barbarum) der ioniſche Kirchenton und ſtellt beide Tonleitern übereinander, ſo entſtehen Gänge mit großen und kleinen Terzen abwechſelnd, wie ſie noch täglich vorkommen und keinem Bedenken unterliegen. Wenn bei Verbindung anderer gleich weit von einander entfernten Tonarten auch Quarten hervorzutreten ſcheinen; ſo ſteht dies in Verbindung mit der Benennung der Töne wo z. B.

Digitized by Google

in gewiſſer Beziehung cis und des daſſelbe und doch wiederum verſchieden ſind.

Auf dieſe Betrachtungen und Abſchweifungen wird man nothwendig hingedrängt, wenn man ſich das Verhältniß der Dichtkunſt und Muſik in der alten Tragödie deutlich machen will. Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Wo der Chor in gewöhnlichen Trimetern am Geſpräche Theil nahm, unterſchied ſich die muſikaliſche Hülfe oder Begleitung, wohl nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur Einer aus dem Chore, oder mehre nacheinander abwechſelnd ſprachen. Umgekehrt iſt es wahrſcheinlich, ja gewiß, daß die großen lyriſchen und dithyrambiſchen Chöre nicht (nach unſerer Weiſe zu reden) lauter Solos geweſen ſind; Behandlung und Wirkung ſtand vielmehr mit der Zahl des Chors in Verbindung, und bloß ſchweigende Figuranten, traten nicht an die Stelle thätiger Choriſten. Dieſe Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren, als vermindern; zunächſt weil ſich ein Solo eben eher begreift und erklärt, als ein Chor.

Es läßt ſich einerſeits nicht leugnen daß die Lyrik der Chorgeſänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Muſik zu erlauben, ja zu fordern ſcheint; andererſeits aber verlangen die verwickelten Conſtruktionen und kühnen Übergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verſtanden werde. In unſeren Opern hilft man ſich mit dem Textbuche, oder es kömmt (wie nur zu oft) gar wenig auf die ſchlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunſt niemals ſo verwiſcht, oder über-

Digitized by Google

täubt. Von fugirtem In- und Übereinandergreifen, von Nachahmungen in derſelben Melodie, oder von Verbindung mehrer Melodien, konnte nicht die Rede ſeyn; denn dieſe Formen und Kunſtmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten ſie eben die poetiſche Wirkung ganz unterdrückt, ja zerſtört. Weil man indeſſen dieſen Überreichthum nicht kannte, oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht: daß die muſikaliſche Zuthat faſt nur ein Hervorheben des Metrums, ein ſchärferes und mehr punktirtes Scandiren geweſen ſey. Das Metrum kennt nur lange und kurze Silben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir ſagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der muſikaliſchen Deklamation über dies Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und ſtürmte an andern Orten wie in Sechzehnteln, oder Zweiunddreißigtheilen vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Inſtrumente gingen, iſt zweifelhaft; der Umfang der Menſchenſtimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen, hat ſich dagegen nicht geändert und begränzte den Umfang gewiſſer Kunſtmittel. Fügen wir zu dieſen Thatſachen einerſeits den Mangel regelmäßigen Taktes, und andererſeits den Reichthum an Rhythmen hinzu; ſo verdeutlichen ſich unſere Vermuthungen und Ahndungen über die Muſik in der Tragödie, obwohl wir ſie nicht bis zur Klarheit erheben können. Insbeſondere nicht über die Vielſtimmigkeit des Chors. An mehre eigenthümliche durchgeführte, obligate Stimmen, iſt nicht zu denken; dann bleibt aber nur die Einſtimmigkeit (unisono), oder die Bewegung in Oktaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erſcheint,

Digitized by Google

theils (bei dem Mangel regelnden Taktes) in freien, oder recitativiſchen Rhythmen, für viele Perſonen außerordentlich ſchwer einzulernen iſt. Ja nach einigen Andeutungen in den Problemen des Ariſtoteles (XIX, 6, 15, 48), ſollte man glauben: die Muſik oder der Geſang der Chöre, ſey eben deshalb viel einfacher und gleichartiger geweſen, als der des Einzelnen; wodurch man jedoch über das Verhältniß des Chors zum Dialog, und der lyriſchen Theile des Drama zu den übrigen, in neue Zweifel und Verlegenheiten geräth. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß ein großer Theil des Dialogs faſt ohne alle muſikaliſche Zuthat war; die Trochäen und noch mehr die Anapäſten anders behandelt wurden, daß man ſo zu dem aufſtieg was wir Solo oder Arie nennen würden, und endlich der Chor, reicher und zugleich einfacher, ertönte.

Ich komme auf einen anderen, ſchwierigen Punkt: die Lehre vom Schickſale. Geht daſſelbe aus Chaos und Nacht hervor; ſo iſt es eine gedankenloſe finſtere Macht, höchſtens ein Ungefähr. Wo beginnt aber dann (als Gegenſatz), die Welt der Freiheit? Sind beide uranfänglich, untergeordnet, gleichgeordnet? Soll das Schickſal nicht bloß mächtiger, ſondern auch ſittlicher ſeyn, als Götter und Menſchen? Erſtreckt es ſich allein auf Haupt= und Staatsaktionen, Ermordung von Königen, Untergang von Staaten, oder auch auf Elektra's Verheirathung mit einem Bauer?

Das Fatum (ſagt Jacobi) vertilgt nothwendig den Gott*); — daß es Götter erlaubt, zeigt die griechiſche Tragödie: aber das Wie, und das wechſelſeitige

*) Werke IV. 1, 220.

Digitized by Google

Verhältniß iſt und bleibt unklar. — Das Schickſal darf nicht bloßer Zufall ſeyn, ſonſt konnten die Dinge anders kommen; es darf nicht unbedingte Nothwendigkeit ſeyn, ſonſt erſcheint ein Kampf unmöglich; es kann nicht ohne Cauſalverbindung, ohne wirkende Urſach ſeyn, ſonſt iſt es unvernünftig. Wohin will man nun die unbedingte Vernunft oder Unvernunft legen? In das Allgemeine, oder das Individuelle? Fatalismus und Willkür iſt gleich unpoetiſch. Bei den griechiſchen Tragikern herrſcht weder die Beſtimmung von innen, noch die von außen allein vor, und dies iſt das dichteriſch Richtige, was ſich auch von anderen Standpunkten dawider mag einwenden laſſen. Erſcheint das Schickſal nicht ſelbſt als Wirkung, als Thun einer höhern, nur nicht überall und in allen Theilen begreiflichen Freiheit und Perſönlichkeit, iſt es nicht in höchſter Stelle dem lebendigen Gotte gleich; ſo hat die griechiſche Tragödie zwar eine äſthetiſche, aber keine ethiſche und religiöſe Löſung. Vor dem Glanze des inhaltreicheren, verklärten Begriffes der Vorſehung, verſchwinden alle dieſe Schattenriſſe von Schickſal, Nothwendigkeit und Freiheit. Soll nun die Vorſehung verworfen werden, um die Tragödie zu retten, oder ſoll man dieſe preisgeben um der Vorſehung willen? Keins von beiden: auch läßt ſich erweiſen, daß die chriſtliche Lehre von der Vorſehung *) keineswegs der tragiſchen Dichtkunſt ein Ende mache, oder machen müſſe.

Zur Aufklärung der Art und Weiſe wie ſich die drei Tragiker Gottheit und Schickſal dachten, will ich wenig-

*) Siehe meine Abhandlung über die Poetik des Ariſtoteles.

Digitized by Google

ſtens einige Stellen aus ihren Werken nebeneinander aufführen.

1) Äſchylos.

Es geſchehe was verhängt uns vom Geſchick ward,
Unumgehbar iſt des Zeus ewiger, nie wankender Rathſchluß *). —
Wo iſt ein freundlich Wort von den Orakeln je
Den Sterblichen geſandt? —
— Es erfüllt das Verhängte ſich doch,
Nicht Spend' und Gebet, nicht Zauber beſchwört,
Nicht Thränen vertilgen den lauernden Zorn
Der ſühnevergeſſenden Gottheit.

2) Sophokles.

Ein jeder lacht und jammert wies ein Gott ihm ſchickt. —
Die Gottheit ſtürzt ins Mißgeſchick. —
Durch göttlichen Fluch getrieben. —
Siege ſtets mit Gott. —
Die Götter haben ihm (dem Ajax) den Tod geſandt,
Der Götter Rath ſinnt Alles aus den Sterblichen —
Denn alſo wars (die Unfälle des Ödipus) den Göttern lieb.
In ſolch Unheil gerieth ich durch Götterleitung. —
Was der Götter Schluß verhängt, war nie ohne Erfolg. —

*) Flehende 1051. Agamemnon 1124, 68.

Wohl haben in dem was nun ſich begiebt,
Ein grauſames Loos ihm (dem Herkules) die Götter verhängt.
Was jetzo geſchieht bringt Leid auf uns,
Bringt Schmach auf ſie *) —

3) Euripides.

Niemand iſt glücklich ohne die Götter. —
Nichts iſt ſtärker als die Nothwendigkeit. —
Ein neues Weh führt über ihn die Gottheit herauf. —
Dem Verhängniß entfliehen iſt verwehrt und nicht Weisheit verjagt es. —
Götterverhängniß. — Gut iſt was Götter und Geſchick an uns gethan. —
Wie magſt du denn, ein Sterblicher, dich dem Geſchick
Unmäßig ſtreuben, dem auch Götter nicht entgehen. —
Denn dem Geſchick zu weichen, iſt Nothwendigkeit. —
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmliſcher. —
Ein ſchwacher, ungerechter Gott biſt du o Zeus.—
Vollbring was Zeus und das Geſchick beſchloſſen hat. —
Recht übt ein Gott wenn das Geſchick es fügt. —

*) Ajax 383, 611, 759, 765, 970, 1037. Ödip in Kolonos 964, 998, 1445. Trachinierinnen 1244.

So lenkte des Schickſals hohe Gewalt *)
Und Apollons unweiſes Gebot es. —
Wenn Einer die Unſterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den beſten Segenſpruch ſein eigen Herz.

Es hat zwar große Schwierigkeiten, aus den Worten welche dramatiſche Dichter ihren Perſonen in den Mund legen, auf ihre eigenen Überzeugungen zurückzuſchließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wohl mit Recht annehmen: es gehe, bis auf einen gewiſſen Punkt, durch alle drei Dichter, eine gleichartige Anſicht und Weltbetrachtung hindurch; zugleich aber ſondere und geſtalte ſich dieſelbe nach ihrer Perſönlichkeit. Des Äſchylus Stimme ertönt über das Verhältniß der Menſchen zu Schickſal und Göttern, auf eine erhabene, aber meiſt herbe und ſchmerzliche Weiſe; im Sophokles hingegen ſind die Diſſonanzen zwiſchen menſchlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schickſalsführung ſchön, oder doch ſo weit gelöſet als es vor Chriſti Geburt dichteriſch möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweiſe Alles auf die Götter bezogen, und es zeigt ſich mehr eine höhere Leitung, denn ein unerklärliches Schickſal. Doch konnte auch Sophokles keine Tragödie ohne herbe Diſſonanzen auferbauen; ſie liegen aber mehr in den Thatſachen und Ereigniſſen, als daß Bewußtſeyn, Zweifel, Lehre, erklärend oder verhüllend hinzuträte.

*) Alceſte 968. Herakliden 608, 615. Phönizierinnen 1206. Hippolyt 866. Raſender Herkules 907, 1299, 1337, 312, 348, 732. Elektra 1238, 1163, 1291. Helena 764.

Digitized by Google

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit bloß dichteriſcher Wahrheit und Ineinanderfügung, iſt das Gemüth des Euripides von den tiefſinnigen Forſchungen der weiter ſchreitenden Philoſophie ergriffen. Neben, oder über den helleniſchen, vermenſchlichten Göttern, fühlt oder zeigt ſich die Unentbehrlichkeit einer weiſen, oder der Druck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind dieſe höheren Räthſel einmal zum Bewußtſeyn gekommen, ſo laſſen ſie ſich nicht mehr überſehen, oder von der Hand weiſen; es muß (ſofern jene oft unlösbar erſcheinen) der Boden, es müſſen die Grundſätze des menſchlichen Handelns, mit deſto größerer Sorgfalt erforſcht und deſto unwandelbarer feſtgeſtellt werden: — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen ſeiner Tragödien weder entgehen kann, noch will; ja zu deren Löſung er einige Male mehr Raum verwendet, als dichteriſch zu rechtfertigen iſt.

Wenn wir bei ihm keineswegs immer die volle Harmonie eines abgerundeten Kunſtwerks (wie im Sophokles) antreffen; ſo kann man dies doch im eigentlichen Sinne nicht, mit F. Schlegel *), Mangel an Sittlichkeit nennen: es iſt vielmehr unäſthetiſch, als unethiſch. Denn es giebt Werke ohne Kunſtwerth, bei trefflicher ſittlicher Geſinnung; und Werke von großem Kunſtwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in ſcharfem Widerſpruche ſtehen. Beides gehört freilich in höchſter Stelle zueinander, aber es fällt doch nicht ganz zuſammen. Eher kann man dem Euripides vorwerfen: er gehe nicht ſelten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an paſſender und un-

*) Werke IV, 37, 80.

Digitized by Google

paſſender Stelle; weil ihm das Herz davon voll iſt, weil die theoretiſche Verklärung des Ethiſchen ihm imponirt, und er fühlt daß ſich die damalige Praxis nach der entgegengeſetzten Seite hinbewegt.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. ſich zu breit ergeht, von Dingen ſpricht die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt die der Redende in dem Augenblicke wohl nicht ausgeſprochen hätte, oder die nur von der Oberfläche des Lebens abgeſchöpft ſind. Andere Male dagegen ſtehen dieſe Bemerkungen in merkwürdigem Zuſammenhange mit den damaligen Zeitverhältniſſen, oder ſie ſind für ſich angemeſſen, verſtändig, tiefſinnig, ja weiſſagend und in eine andere Welt hineinführend. So in Calderon's Leben ein Traum, wenn Euripides ſagt:

τις δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατθανεῖν,
το κατθανεῖν δὲ ζῆν? *)

Überhaupt vergißt man kleinere Ausſtellungen obiger Art, über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ſeiner Fabeln, und ſeine außerordentliche Kraft das Gemüth in den tiefſten Tiefen zu ergreifen und bis ins Mark zu erſchüttern. Wenn Ariſtofanes den Leidenſchaften bloßer Sinnlichkeit ſo viel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um ſo mehr verſtatten die Leidenſchaften des Gemüths in vollem Umfange zu entwickeln, da dieſe ohne Zweifel ein Hauptbeſtandtheil der tragiſchen Charaktere ſind, und Ariſtoteles den Euripides eben in dieſer Beziehung, den tragiſchten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sophokles und Euri-

*) Platon's Gorgias 492.

pides nicht in einen ſolchen Gegenſatz ſtellten, als wenn der letzte aller Einheit und Haltung entbehrte und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias *), der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß ſie hauptſächlich darauf ausgehe Luſt zu erregen und den Zuſchauern gefällig zu ſeyn. Er ſpricht keineswegs den Äſchylus und Sophokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unſittlichen Richtung anzuklagen **). Ferner nennt er die beiden letzten im Phädros nebeneinander und ſagt: Wie wenn jemand zum Sophokles, oder Euripides käme, ſagend er verſtehe über etwas Geringes ganz lange Reden zu ſprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende und was mehr dergleichen, und ſich nun einbildete indem er dies lehrte, die tragiſche Dichtkunſt zu lehren? Phädros. Auch dieſe o Sokrates, würden glaube ich jeden auslachen welcher glaubte die Tragödie wäre etwas Anderes als eine ſolche Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Stücke, wie ſie einander und dem Ganzen angemeſſen ſind.

Dieſe Stelle giebt mir Veranlaſſung zu einer, jedoch nicht ganz fremdartigen Abſchweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keineswegs hinreicht um ein ächter, wiſſenſchaftlicher Arzt zu ſeyn, folgt jene Berufung an Sophokles und Euripides als zweites Beiſpiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende ſolcher Kenntniſſe und Übungen zu er-

*) Gorgias S. 502.

**) Phädros S. 268.

Digitized by Google

weiſen. Statt deſſen ſagt Phädros in Wahrheit: das lang oder kurz reden u. ſ. w. reiche hin den wahren Dichter zu machen. Iſt denn aber dieſe Beſchreibung der Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollſtändigen, oder irgendwie eine Verneinung einſchieben um folgende Erklärung zu erhalten: Sophokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte die Tragödien wären nicht etwas anderes als eine ſolche Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Stücke? Iſt ohne dieſe, ohne eine ähnliche den Sinn verdeutlichende Veränderung, das Folgende verſtändlich? Sokrates fährt nämlich fort: Sophokles oder Euripides würden jene Erklärer, oder Berichterſtatter herunterreißen u. ſ. w. Wo war denn aber hierzu Veranlaſſung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Anſicht genügend gefunden und gebilligt hätten, ſtatt ihr zu widerſprechen und darüber zu lachen?

Gegen dieſe Anſicht iſt bemerkt worden: „Alle Kunſt ſoll **ponere totum**. Daher iſt ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, ſondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Eben ſo iſt Tragiker nicht wem einzelne Reden gelingen, ſondern wer ſie zu einem proportionirten Ganzen zuſammenſtellt. Muſiker nicht wer einzelne Töne hervorbringt, ſondern wer Harmonien. Redner nicht wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweiſen geſchickt iſt, ſondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zuſammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil ſo iſt er im Irthume, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt ſcheint.“ — „Die platoniſche Stelle (ſpricht ein anderer Meiſter) ſagt ſo viel als: Sophokles und Euripides würden lachen, wenn jemand die Tragödie

Digitized by Google

für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu bedenken daß dieſelben auch zueinander gehörig paſſen und ein Ganzes geben müſſen."

Dieſe Erklärungen ſuchen zu zeigen: daß ſich aus der bisherigen Wortſtellung bereits der richtige Sinn ergebe, ſie legen einen beſonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädros von einer Zuſammenſetzung der Stücke, wie ſie einander und dem Ganzen angemeſſen ſind. Hiemit iſt allerdings das Weſen und die Bedingung jedes Kunſtwerks im Allgemeinen ausgeſprochen; jedoch der eigentliche beſondere Inhalt und das Lebensprinzip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe ſich eher ein platoniſcher Dialog, als ein Trauerſpiel nach dieſem Recept zuſammenkünſteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern: daß in allen übrigen, von Platon aufgeführten Beiſpielen, das Dargebotene immer das Ungenügende iſt, bei der Tragödie aber das Genügende wäre. Auch wird der Zweifel verſtärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgeſprochene, letzte Ergebniß: „So auch würde Sophokles jenem, der ſich gegen ihn rühmte, ſagen, er habe die Vorkenntniſſe zur tragiſchen Kunſt, nicht dieſe Kunſt ſelbſt; und Akumenos der Arzt würde ſagen, jener habe die Vorkenntniſſe der Heilkunde, nicht die Heilkunde ſelbſt."

Wenn Ariſtoteles in ſeiner Poetik (Cap. 6) behauptet: aus bloßem Hinundherreden, Sittenſprüchen, Grundſätzen, Geſinnungen, erwachſe noch keine Tragödie, ſondern die Hauptſache ſey Fabel und Handlung; ſo hat er allerdings Weſen und Inhalt dieſer Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an

Digitized by Google

eine Berichtigung derſelben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Abſicht die Sache hier genau und erſchöpfend zu behandeln; und anſtatt an ſeinen Worten zu kritteln, iſt es beſſer ſie nach dem Vorgange der Meiſter günſtig, utiliter auszulegen.

In meiner Abhandlung über die Poetik des Ariſtoteles habe ich darzuthun geſucht, wie deſſen Definition zu verſtehen ſey und behauptet: daß Göthe's ganz abweichende Erklärung, mit den Worten des Philoſophen unvereinbar ſey, ſo geiſtreich und inhaltsreich ſie auch ſonſt erſcheinen möge. Göthe *) ſchreibt hierauf an Zelter: „ich muß bei meiner Überzeugung bleiben, weil ich die Folgen die mir daraus geworden, nicht entbehren kann.“ — Zelter (der gar kein Griechiſch verſtand und nicht einmal wußte was Byzanz für ein Ding ſey) fügt hinzu: „Ariſtoteles iſt im Ganzen ſo deutlich, daß es unmöglich ſcheint ihn nicht zu verſtehen. Ich denke mir ihn vollkommen muſikaliſch.“ Die letzten Worte ſollen wohl imponiren; ſchwerlich aber hätte Zelter nachweiſen können, ob und was er ſich an dieſer Stelle dabei gedacht habe. Sein halb ſcherzhafter Bericht, wie ich gleichſam meine ganze Beweisführung zurückgenommen habe, iſt in keiner Weiſe der Wahrheit gemäß. Ich erklärte vielmehr: die Art wie Göthe meine ariſtoteliſirende Betrachtung ſeiner Werke aufgenommen habe, mache mir Freude; auch fände ich es natürlich genug, daß er ſich von einer für ihn brauchbaren Erklärung nicht losſagen wolle. Da er aber durchaus nicht erwieſen habe, daß Ariſtoteles hiemit übereinſtimme, müßte ich in dieſer Beziehung bei meiner früheren Anſicht verharren. —

*) Briefwechſel V, 355, 367, 371, 381.

An einer anderen Stelle kommt die Wahrheit unſeres Geſprächs mehr zum Vorſchein, wo Zelter ſagt: „Trügen wir unſere Überzeugung auch nur in den Ariſtoteles hinein, ſo hätten wir ſchon Recht; denn ſie wäre ja auch ohne ihn vollkommen richtig und probat: wer die Stelle anders auslegt, mag ſichs haben.“

Ich erwähne beiläufig noch einen anderen Punkt. Friedrich Schlegel ſagt*): Ariſtoteles habe Epos und Tragödie zuſammengeworfen, und ſey auf Jahrtauſende hinaus die Quelle aller dahin gehörigen, grundverkehrten Mißverſtändniſſe geworden. — Der Unſchuldige muß viel leiden! Wenn Ariſtoteles den inneren und äußeren Gegenſatz des Epos und der Tragödie auch nicht vollſtändig entwickelte, ſo hat er doch die weſentlichſte Verſchiedenheit ausgeſprochen, indem er das Erzählen, dem Dialoge und dem ſichtlichen Handeln gegenüberſtellte. Und wenn er auch mit Recht behauptet: daß gewiſſe äußere Mittel für beide Dichtungsarten dieſelben ſind, wußte er doch daß der Hexameter für die Tragödie nicht paßt, und dieſe einen ganz anderen Plan haben müſſe, als das Epos.

Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Äſchylus und Sophokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unſittliche, grundverderbte dargeſtellt. Nun ſtarben aber Sophokles und Euripides in demſelben Jahre und ſind im Weſentlichen Zeitgenoſſen, ſo daß ihre Verſchiedenheit nicht auf verſchiedenen äußeren Verhältniſſen beruht, und eben ſo wenig die Vollkommenheit, oder Aus-

*) Poetik c. 3, 18. Schlegel's Werke III, 103.

artung dieſer Verhältniſſe hauptſächlich von ihnen abzuleiten iſt. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchſten Ausbildung und der ſtark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene den beiden Dichtern ſehr vortheilhaft geweſen iſt, hat keiner beſtritten, daß dieſe auch den Sophokles ergriffen, niemand behauptet. Deſto heftiger iſt Euripides angeklagt worden als ein Mitangeſteckter, ja als ein Hauptbeförderer der Ausartung und Unſittlichkeit. Ich muß dieſer Anſicht nochmals aus mehren Gründen widerſprechen. Zuvörderſt war keineswegs Alles und Jedes ſeit den Perſerkriegen, oder ſeit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet. Aus der Zeit wo man faſt bewußtlos, durch Antrieb der Natur, das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergegangen in die Zeit der Gegenſätze, des geſpaltenen Bewußtſeyns, und einer Trennung des Glaubens, Wiſſens und Handelns. Dieſe Gegenſätze ſind jedoch ſchon im Äſchylus deutlich ausgeſprochen: er bekämpfte oder ertrug ſie, oder ward ihrer Herr mit erhabener Seele. Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Löſung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabſinkenden freilich im Widerſpruche ſtand, aber keineswegs immer die ſchlechtere, ſondern auch nicht ſelten die höhere und tiefſinnigere war.

Gewiß iſt es irrig den Euripides als bloßen Sophiſten und esprit fort zu bezeichnen. In der allmählichen Veränderung und Umgeſtaltung der ethiſchen Anſichten (von Anaxagoras, bis Platon und Ariſtoteles) lag auch ein Fortſchritt; und die ächte Sittlichkeit faſt allein in der Zeit des Agamemnon, des Ödipus und ihrer Familien zu ſuchen und zu finden, wäre nicht viel an-

Digitized by Google

ders, als ſie in die Zeiten der Merovinger, der Brune-
hilde und Fredegunde verlegen.

Die Gottheit (ſagte Solon *), der Weiſeſte ſeiner Zeit zu Krôſus) iſt neidiſch und Verwirrung erregend, oder wie man ταραχῶδες überſetzen will. Sokrates ſagt hingegen **): kein Gott iſt jemals Menſchen mißgünſtig. Er iſt niemals auf keine Weiſe ungerecht, ſondern im höchſten Sinne vollkommen gerecht, und nichts iſt ihm åhnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteſte iſt. — Ließe ſich nun nicht aus der Zuſammenſtellung und Betrachtung dieſer früheren und ſpåteren Ausſprüche folgern: die jüngere Tragödie müſſe viel großartiger, oder doch frömmer und ſittlicher ſeyn, als die åltere? Ließe ſich dies nicht um ſo mehr folgern, da Euripides keineswegs ein Verehrer der Sophiſten, ſondern des Sokrates war, und von ihm und Platon geehrt ward? Wie aber auch ſein Verhåltniß zur eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie ſey, gewiß bekåmpft er an ſehr vielen Stellen die verderblichen Richtungen ſeiner Zeit, anſtatt ihnen zu ſchmeicheln. Er klagt z. B.:

Keine göttliche Grånze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüſt umkreiſend vermehrt das Leben
Bloß nichtige Schåtze ***).

Nur darf man nicht, verkehrter Weiſe, einzelne, dem Charakter der redenden Perſonen angemeſſene Sprüche,

*) Herodot I, 32.

**) Platon's Theåtet 151, 126, 176.

***) Der raſende Herkules 665.

Digitized by Google

ihm zur Laſt ſchreiben. Muß ſich doch ſelbſt der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausſpricht) nach Maßgabe ſeiner Natur und Stellung verſchieden äußern. In obigem Sinne ſagt Valckenaer *) vom Euripides: Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat, de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de proemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusque Socratis consortio fuerit visus Christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino.

Dem Allem widerſpricht A. W. Schlegel **) indem er ſchreibt: „Ariſtofanes hat mit unergründlichem Verſtande Alles erſchöpft, was ſich über die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, ſowie über den Verfall der Kunſt durch ihn ſagen läßt.“ — Wenn man jedoch darüber einig iſt, daß der komiſche Dichter in ſeinen Wolken nur ein karikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum ſoll dies hinſichtlich des Euripides nicht auch der Fall ſeyn? Vielmehr tritt die Karikatur hier noch deutlicher und ſchroffer heraus, als dort. Überall bewegt ſich indeſſen Ariſtofanes auf dem Boden dichteriſcher Heiterkeit und glänzenden Übermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zuſammenhange geriſſenen Beiſpiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche

*) Diatribe, praefatio.

**) Kritiſche Schriften II, 138.

der neuſten Erklärer drehen und preſſen dagegen ſo lange an dieſen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und ſogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja es verflog der Spiritus, das Phlegma iſt geblieben. — Und das Alles geſchieht zu derſelben Zeit, wo man lächerlicher Weiſe den Ariſtofanes, als einen Propheten der höchſten, reinſten Sittenlehre anpreiſet *). Wollte man ſtatt deſſen jene einſeitige, abgünſtige Weiſe heraus und hinein zu erklären, auf den Ariſtofanes anwenden, ſo beſtände ſein Weſen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweiſen. Deſſen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Löſungen, Dei ex machina, lange Reden, künſtliche Debatten, entbehrliche Abſchweifungen, einſeitige Grundſätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend; — was bliebe an dem hochgeprieſenen Spanier übrig, wenn man jenes kritiſche Maß, und nur daſſelbe bei ihm anlegte?

Nach den Äußerungen mancher Beurtheiler ſollte man glauben, Euripides ſey Kotzebue der erſte, ja noch viel weniger als dieſer. Wäre Kotzebue im Stande geweſen, auch nur eine Scene von ſolcher dichteriſchen Kraft und Lebendigkeit zu ſchreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kaſſandra in den Trojanerinnen; alle ſeine Widerſacher müßten den Hut vor ihm abziehen und

*) Oder viele, zugleich ekelhafte und ſittenloſe Erzeugniſſe der neuſten franzöſiſchen Bühne bewundert.

Digitized by Google

das Gewehr ſtrecken. Wenn Euripides ein ſo verderbter, jämmerlicher Dichter iſt, woher kommt es denn daß andere gerühmte Dichter noch nach 2000 Jahren ſeine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, ſie aber faſt ohne Ausnahme verſchlechterten und nicht verbeſſerten? Oder glaubt man die Trauerſpiele Agathon's und anderer verlorenen Dichter, hätten denen des Sophokles näher geſtanden, als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieſer in Achtung ſteigen und obſiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat ſeine Wahl in Hinſicht der tragiſchen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet als Äſchylus und Sophokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neuern, zum Theil ſehr wohl begründeten Anſicht gemäß darſtellt, oder ſich einen Anklang humoriſtiſchen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceſte) erlaubt; ſo entging er wenigſtens dem Da capo einer angekünſtelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (ſo erforderten es Zeiten und Perſonen) nicht auf derſelben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob ſeines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortſchritt leugnen, welchen es in anderer Beziehung in ſich ſchließt; ſo müßte dieſe Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie faſt nichts übrig ließ, ſondern dieſelbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit ſie zahm werde und ſich beſſere.

Nur ein einziges Mal hat Euripides, in der Elektra, einen bloßen Landmann auftreten laſſen, und iſt wegen dieſes Herabſteigens vom hohen Kothurn hinreichend verſpottet worden. Was aber von einer Seite als ein Herab-

Digitized by Google

ſinken der Poeſie erſcheint, ſchließt diesmal auf der anderen eine dichteriſche Kühnheit in ſich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragiſchen Bühne, hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges ſagen und lehren können; jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachläſſigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klaſſeneintheilungen, Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung ſetzten; ſo hat Euripides hier auf künſtleriſchem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An ſich ſind die Perſonen in den Trauerſpielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder geringer; die Verſchiedenheit entſteht alſo aus der Behandlungsweiſe. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinaire vorziehe, iſt kurzweg nicht wahr; ich darf beiſpielsweiſe nur an Hippolyt's edlen Sinn, an den großartigen Entſchluß der Iphigenia, Makaria und Polyxena, an die Würde des Theſeus, an die Weiſſagungen der Kaſſandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe ſelbſt den äſchyleiſchen auf keine Weiſe nachſtehen. Sogar Lyſſa zeigt ſich im raſenden Herkules edel geſinnt, bevor ſie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Allerdings läßt Euripides bisweilen ſeinem großen rhetoriſchen Talente zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzoſen und einige Deutſche; nicht ſelten mag indeſſen der, ſchon von Ariſtoteles angegebene Grund (Poetik c. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauſpieler (von denen gutentheils der Erfolg abhing)

Digitized by Google

lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Dem verweichlichten Geſchmacke, welcher keinen tragiſchen ergreifenden Ausgang wollte (wie man, in unſeren Tagen, wohl Hamlet und Lear umänderte) trat Euripides, was Ariſtoteles lobend bemerkt (Poetik c. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philoſophen Tadel: daß er Manches nicht ſo gut ordne, bezog ſich auf dichteriſche Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Geſinnung und anbrüchige Sittlichkeit.

Sophokles iſt ein Dichter von abgeſchloſſener, unbedingter Vortrefflichkeit, der Dichter ſeiner herrlichen Zeit. Euripides hingehen verſchmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung; denn er vertraut man werde ihn gern in neue Bahnen, in ungekannte Gegenden folgen, und um dieſer Entdeckungen in der dichteriſchen Gemüthswelt willen, es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht ſo genau nehmen. Er iſt nicht bloß ein Dichter ſeiner Zeit, ſondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sophokles allen ſpätern Dichtern ein noli me tangere, während ſo viele ſich dem Euripides anſchloſſen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück daß dieſer ſeine Natur nicht verleugnete, ſeinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, ſie nicht überbieten wollte: ein Original ſeiner Art iſt beſſer, als irgend eine Copie des Äſchylus, oder Sophokles.

Jeder von dieſen Meiſtern (ich ſchließe wie ich begann) hat ſeine eigene Natur, ſein eigenes Maß, ſeinen eigenen Werth, und Vorliebe für den Einen, oder den Anderen nach Verſchiedenheit des Standpunktes und der Perſönlichkeit, iſt ſehr natürlich. Sie ſoll aber nicht zu Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der un=

Digitized by Google

leugbaren, leicht erkannten Fehler des Euripides willen, ſeine außerordentlichen Verdienſte verkennen laſſen. Mit Recht ſagt Quintilian (X, 1, 26,) Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alteram errare partem, omnia eorum legentibus placere, quam multa displicere, maluerim. Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen bei Ariſtofanes aufbewahrten Verſen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herausconſtruiren, ſagt Göthe *) in Bezug auf die Bruchſtücke des Phaeton: „ich glaube hier eine der herrlichſten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu ſehen, wir müſſen ehrfurchtsvoll an ſo köſtliche Reliquien herantreten." — Er ſchreibt nach wiederholtem Leſen des Dichters **): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie ſonſt, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptſächlich hervortrat, war: das ſo gränzenloſe, als kräftige Element, worauf er ſich bewegt. Auf den Localitäten und auf deren uralten, mythologiſchen Legenden = Maſſe ſchifft und ſchwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Queckſilberſee, und kann nicht untertauchen wenn er auch wollte. Alles iſt ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältniſſe; er darf nur zugreifen, um ſeine Gegenſtände

*) Göthe's Werke XLVI. 39, 49. Noch ſtärker ſpricht er ſich gegen manche Tadler des Euripides aus in Eckermann's Geſprächen II, 269.

**) Göthe's und Zelter's Briefwechſel VI, 343.

Digitized by Google

und Perſonen in den einfachſten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltſten Verſchränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen."

Endlich ſchreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm vorſtehenden Aufſatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es iſt wahr daß es zu meinen Vorſätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszuſprechen. In früher Zeit, als ich noch keinen Sinn für Äſchylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern ſich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals ſchon ketzeriſchen Aufſatz über den großen Dichter in Ihren Vorleſungen über die alte Geſchichte. Nur ſchienen Sie mir noch zu wenig zu ſagen, und ſo möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darſtellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

Warum denn nur nach Sophokles den jüngern Dichter meſſen? Dieſer vollendete Künſtler zeigt uns nur eine Form: in dieſer iſt er groß und unnachahmlich. Ob er ſie in allen Werken beibehalten? die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauſpiele des Äſchylus ſind in der Form mannigfaltig, ein jedes iſt anders komponirt und aufgefaßt. So auch Euripides, die faſt dreimal größere Anzahl ſeiner Tragödien belehrt uns über ſein Weſen, ſeine Abſicht und Kunſt vollſtändiger. Indem er neue Formen ſucht, die Tragödie dem Zuſchauenden menſchlich näher rückt, ein neues Element erſtrebt und es oft findet, anticipirt er gleichſam die

Zukunft und nähert ſich mehr wie einmal jener ſchwärmenden, farbigen Poeſie der Neuern, die wir dem Sophokles, Äſchylus und den Römern gegenüber die romantiſche genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunſt Begabte ſich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erſcheinungen hingibt, ſo ſteht Euripides unſerer Gefühlsweiſe näher und iſt uns verſtändlicher, als ſeine beiden großen Kampfgenoſſen. Wenn ich ſeine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergoſſen nennen möchte, ſo denke ich vornehmlich an die wunderſame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und faſt humoriſtiſche Alceſte, den groß poetiſchen Hippolyt, deſſen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmliſch umweht iſt, den azurblauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der raſende Herkules! — Wie ſeltſam von Waldgefühl und Einſamkeit erfriſcht Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phöniſſen?

War ich ſo glücklich, mich ſchon als Jüngling an dieſen mächtigen und tiefſinnigen Werken begeiſtern zu können, ſo iſt bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meiſters immer nur geſtiegen. Verſetze ich mich in ſeine Zeit und Umgebung, ſo fällt auch faſt jeder Tadel weg, den Philologen und Aeſthetiker gegen ihn haben ausſprechen wollen. Unſere Kritik, die an neuern großen Dichtern Reflexion und Rhetorik ſo oft über die Gebühr bewundert, ſollte den großen Alten nicht darüber hofmeiſtern, wenn er dieſem Gelüſte oft folgt.

Iſt freilich der Rheſus für meinen Liebling zu

Digitized by Google

gut und zu poetiſch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem Sophokles zuſchreiben, ſo iſt Alles, was ich gesagt, Geſchwätz, und Alles was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in dieſem jetzt ſo oft geprieſenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium ſpäterer Zeit ſehen können.

Kann unſer Dichter nun, neben ſeiner Größe, tragiſchen Kraft und klaſſiſchen Vollendung noch auf Humor, romantiſche Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetiſchen Schönheiten Anſpruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch ſogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, ſo iſt eine Charakteriſtik dieſes mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceſte, wo ſich die Tragödie faſt mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber ſchwer iſt es, von dieſer Erſcheinung das Richtige auszuſagen, denn was der Dichter hier gewagt, iſt vielleicht noch mehr als Shakſpeare unternahm, der niemals ſeine ächte Tragödie auf dieſe Weiſe mit dem Humor vereinigte.

Andeutungen, wie Sie ſehn, lieber, treuer Freund, die ſich in einem Briefe nicht ausführen laſſen. Vielleicht wird mir der Tag von den Muſen gegönnt, dieſe Phantaſien der Kritik niederzuſchreiben. Göthe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieſer als Greis, ihre Bewunderung des Dichters und ſeiner Alceſte nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die ſeit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

Digitized by Google

III.

Ueber die
Epochen der Geſchichtſchreibung und ihr Verhältniß zur Poeſie.

Eine Skizze

von

Johann Wilhelm Loebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

An Ludwig Tieck.

Schon längſt, mein theuerſter Freund, hätte ich Ihnen für die ſchöne Gabe, mit welcher Sie vor zwölf Jahren unſerer Freundſchaft ein öffentliches Denkmal geſetzt, ein Gegengeſchenk, ſo gut ich es vermag, machen ſollen. Laſſen Sie es ſich gefallen, jetzt endlich vor dieſer Kleinigkeit angeredet zu werden. So weit die Ausführung auch hinter hochfliegenden Plänen zurückbleibt, die ich darüber vor Jahren entworfen, darf ſich die Abhandlung doch des Gegenſtandes wegen an Sie wenden, da Sie, unter Wenigen ein Meiſter auf dem Felde des darin beſprochenen Zuſammenhangs, in ſeine Tiefen eingedrungen ſind, und die herrlichſten Geſtalten daraus hervorgezaubert haben. Wie Manches habe ich hier von Ihnen gelernt! Und wie Vieles auch ſonſt auf angränzenden Gebieten, nicht bloß aus Ihren gedruckten Werken, ſondern auch aus den über Alles anre-

Digitized by Google

genden Geſprächen, die mir Ihre Freundſchaft, welche ich zum ſchönſten Schmucke meines Lebens rechne, in reichem Maße gegönnt hat. In dieſem Bewußtſein kann ich der ſchönen Erfüllung Ihrer damaligen Prophezeiung, „daß die Kraft der Geſinnung uns immer verbinden wird, ohne daß Mißverſtändniſſe, wie ſie bei vielen Menſchen oft aus Leidenſchaft, Eitelkeit oder Verblendung entſtehen, uns jemals trennen oder irren können," nur mit der freudigſten Bewegung gedenken.

Bonn, den 25. Juni 1840.

Johann Wilhelm Loebell.

Digitized by Google

Jede hiſtoriſche Darſtellung höherer Art, diejenige näm=lich, welche mit den Sachen auch den Geiſt zeigt, der in ihnen lebt, enthält außer der Abſchilderung der reinen Wirklichkeit auch ein Element, welches man ein ideales nennen kann, ich lieber und wie ich glaube bezeichnen=der ein poetiſches nenne, weil es ſich ſowohl in der Betrachtung und Bildung des Stoffs als in der Form der Rede der Art des Poeten nähert. Beide Elemente bedingen einander, und ſchlagen ihre Wurzeln in einan=der; die Geſchichte, wie ſehr ſie auch ſtrebt, die Wirklich=keit unvermiſcht wiederzugeben, muß von der Poeſie, in dem angegebenen, unten näher zu erörternden Sinne, durchzogen werden, ſo wie umgekehrt die Poeſie des Bo=dens der Wirklichkeit, welcher in der Geſchichte enthalten iſt, bedarf, ja ſo in ihm wurzeln kann, daß ſie die Stelle der Geſchichte vertritt. Und es wird dieſe Stellvertretung bei vielen Völkern, vermöge des in ihrer Jugendzeit vor=züglich herrſchenden poetiſchen Sinnes, der eigentlichen geſchichtlichen Darſtellung ſogar vorangehen.

Es bedarf daher der Satz, daß die Hiſtoriographie in annaliſtiſchen Anzeichnungen über merkwürdige Vor=

Digitized by Google

fälle ihren Anfang genommen hat, der Beſchränkung auf die Erſcheinung der proſaiſchen Form derſelben, um richtig zu bleiben; wenn damit aber etwa die Quelle der Geſchichte als einer Richtung und eines Bedürfniſſes des menſchlichen Geiſtes in der Dürftigkeit der älteſten Chronik aufgedeckt ſein ſoll, wird er völlig irrig. Die Chronik kann mit dem Gerippe der Geſchichte verglichen werden, aber die Vorausſetzung, daß das Gerippe früher da war, als der übrige Leib, würde eine ſehr trügeriſche ſein. In den Thieren ſind es die Knochen, die den Umriß des Ganzen geben, an die ſich die weichen Theile, in denen Leben und Bewegung wohnen, anſchließen. Bildet darum aber etwa die Natur im Embryo die Knochen früher als das Herz, den pulſirenden Mittelpunkt des Lebens?

Der Analogie der Natur folgen die großen Erſcheinungen auf dem Gebiete der geiſtigen Cultur, die nicht Producte des berechnenden Verſtandes ſind, ſondern Befriedigung tiefer Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes und Herzens, denen das ſchaffende Talent entgegenkommt. Wo ſie hervortreten, enthalten ſie noch nicht die Fülle des Lebens, aber die Keime dieſer Fülle, nicht trockne, vom warmen Leben getrennte Umriſſe, in die es erſt gegoſſen werden ſoll.

Es iſt oft geſagt worden, daß die Geſchichte von der Poeſie ausgegangen iſt. Für die Griechen hat es namentlich Heyne gezeigt und Creuzer weiter entwickelt. Doch wird es bei einem Verſuche, den Zuſammenhang, der zwiſchen Geſchichte und Poeſie auch in der weitern Entwicklung blieb, nachzuweiſen, nicht unzweckmäßig ſein, auf dieſen Ausgangspunkt zurückzukommen und an ihn anzuknüpfen.

Digitized by Google

Mythiſch-epiſche Periode.

Zeitalter, in welchen der erfindende und berechnende Verſtand die vollkommene Herrſchaft über den die Beziehungen der Menſchen zu einander durchdringenden Inſtinct ausübt, achten Gegenwart und Vergangenheit gering gegen die Zukunft. Von dieſer erwarten ſie eine noch nie dageweſene Höhe der ſocialen Verhältniſſe und die erwünſchteſte Behaglichkeit des Daſeins. Ganz anders die Zeiten der Jugend des Geſchlechts, wo die Noth des Lebens noch nicht ſo überhand genommen hat, um den Menſchen zu raſtloſem Streben und Ringen zu treiben. Mit Freude und Dankbarkeit hängt er an der Natur, an allen Verhältniſſen, unter denen er geboren und auferzogen iſt; dem poſitiven Boden des Daſeins, in den er hineingewachſen iſt, der ihn liebend umfaßt und hegt, glaubt er Alles ſchuldig zu ſein. Autorität, Lehre, alte Satzung ſind die Leiter und Führer ſeines Lebens, dankbar blickt er zu den Vätern empor, die ſie bewahrt, und was ſie ſelber von den Ahnen empfingen, treu überliefert haben. So werden die Wurzeln aller Größe und Höhe des menſchlichen Daſeins in der Vergangenheit geſucht. Aus ihr ſtammt das Gute, das Heilige. Die Anfänge des Geſchlechts ſind die begünſtigteſte, die glücklichſte Periode, da würdigte Gott die Menſchen mit ihnen in unmittelbare Verbindung zu treten, mit ihnen von Angeſicht zu Angeſicht zu reden, ja die Götter vermiſchten ſich mit den Menſchen und erzeugten die Heldengeſchlechter, die vermöge dieſes Götterblutes allein würdig blieben, über die Anderen zu herrſchen. Von jenem goldnen Alter an haben ſich in abnehmender Stufenfolge die Zeiten verſchlim-

Digitized by Google

mert, das Beſte, deſſen ſie ſich rühmen können, iſt ein Abglanz jener immer mehr erblaſſenden Herrlichkeit.

Wohnt nun das Erhabenſte und Theuerſte in der Vergangenheit, ſtammen aus ihr ſelbſt die Lehre und Ueberzeugung, welche den Menſchen über das irdiſche Daſein erheben und ihm ein höheres eröffnen: ſo wird es auch keine Kunde geben, die wiſſenswürdiger, anziehender, ein allgemeiner empfundenes Bedürfniß iſt, als die von der Vergangenheit, d. i. als die Geſchichte. Aber von welcher Art wird dieſe Geſchichte ſein? Wird ſie in der lebloſen Notiz über den Tod eines Königs, die Erhebung eines Oberprieſters beſtehen können? Wie vermöchte eine ſolche jenes Bedürfniß nur irgend zu befriedigen! Wird es eine Geſchichte ſein können nach unſerer Art, welche die Wirklichkeit nach allen ihren kleinen Zufälligkeiten, nach allen ihren Verwickelungen und Zerſplitterungen reproducirt? Selbſt wenn jene Zeiten ſolcher Darſtellungen fähig wären, würden ſie ſie verſchmähen, denn die Sehnſucht, die ſie zu der Vergangenheit treibt, würde hier eben ſo wenig geſtillt werden. Die Menſchen würden hier nur die Noth und die Sorge des Lebens, ſeinen ſich in dem Gewebe von tauſend unaufhörlich zerreißenden und wieder anzuknüpfenden Fäden langſam und mühevoll fortwindenden Gang wiederfinden, nicht die Fülle der Erſcheinung, die ſie anzuſchauen und zu umfaſſen ſtreben. Es wird alſo eine Geſchichte ſein, die von dem Verwickelten auf das Einfache, von dem Zufälligen auf das als nothwendig Begriffene, von dem in weiter Ausbreitung Zerſtreuten auf das Gedrängte und Zuſammengefaßte zu kommen ſucht, aber auch von dem geſtaltloſen Begriffe auf das Fleiſch und Bein der Perſönlichkeit.

Digitized by Google

Die geiſtige Thätigkeit, die eine ſolche Geſchichte bildet, wird demnach zunächſt eine die Wirklichkeit contrahirende, eine abkürzende ſein. Sie ſtellt eine Reihe von Handlungen in einer einzigen Begebenheit, in der ihr Charakter vorzüglich lebendig heraustritt, dar; in dem Stammvater erſcheint zugleich der ganze Stamm, in dem Helden zugleich das Heer, das er führt, die innerhalb eines einzigen Moments zauberhaft wirkende Göttermacht faßt die allmählich ſchaffenden Kräfte der Natur und des menſchlichen Geiſtes zuſammen, wie eine nur in der Mitte einer geiſtigen Bewegung ſtehende, ja vielleicht in der Wirklichkeit nie vorhanden geweſene Perſönlichkeit die Reſultate der einen ganzen Staat erfüllenden, über eine Reihe von Menſchenaltern verbreiteten ſchaffenden Thätigkeit. Was aber von der Anſchaulichkeit des lebendigen Daſeins bei dieſer Operation des Concentrirens verloren geht, erſetzt die entgegengeſetzte, aber mit ihr auf ein Ziel hinſtrebende Thätigkeit des Ausdehnens und Erweiterns. Die ſchaffende Phantaſie umgiebt den allzu unſcheinbar gewordenen Kern mit neuer Fülle; was in dem zu allgemein und leer gewordenen Umriß den Sinnen die reiche Gliederung des Lebens nicht mehr zeigt, malt ſie aus, frei, aber nicht willkürlich, und nach dem Geſetze innerer Uebereinſtimmung, ähnlich der Natur, in deren Bildungen jeder einzelne Theil dem Ganzen, zu dem er gehört, genau entſpricht. Mit einem Worte, es wird dieſe Geſchichte eine mythiſche ſein, da eben in dieſem wechſelnden Contrahiren und Expandiren das Weſen und die Eigenthümlichkeit der mythiſchen Geſchichte gegenüber der wirklichen beſteht. Denn was das idealiſirende Element, die Verherrlichung des Helden über die ſchon von ihm gefaßte

Vorſtellung hinaus, welche man der Mythenbildung unterzulegen pflegt, betrifft; ſo iſt dieſe im ächten Mythus nie eine abſichtlich geſuchte, ſie findet ſich nur von ſelbſt durch die in der zuſammenziehenden Thätigkeit liegende Abſtreifung des Zufälligen und Zurückſchiebung des Unvollkommnen, um den Kern deſto reiner ſchauen zu laſſen. Uebrigens kommt der objective Inhalt der Geſchichte jener Zeiten der mythiſchen Auffaſſung entgegen, da in den einfacheren und naturgemäßeren Zuſtänden und in der ihnen entſprechenden Handlungs= und Denkweiſe ſich auch die Umriſſe der Begebenheiten einfacher und überſichtlicher geſtalten, und großartige Perſönlichkeiten von ſelbſt mehr hervorragen.

So lange nun die Thätigkeit, welche den Mythus erzeugt, eine wahrhaft lebendige iſt, aus der innern Beſchaffenheit der Zeit ohne bewußte Abſicht mit Nothwendigkeit entſpringt, wird die Darſtellung deſſelben von ſelbſt Poeſie; in ſo fern er die Erzählung von Begebenheiten enthält, epiſche Poeſie; weil in jener Jugendperiode der Völker jede Rede, die ſich über das gemeine und alltägliche Leben erhebt, ſich zur Poeſie geſtaltet, und das mythiſche Element und das poetiſche in der engſten Verwandtſchaft ſtehen. Doch müſſen wir allerdings die einfachere Geſtalt der Sage, die auch ſchon poetiſcher Natur iſt, von der ſich weiter entwickelnden Poeſie unterſcheiden, welche, ohne jene innere Geſetzmäßigkeit zu verlaſſen, doch freier ſpielt und das Gewebe immer größer, reicher und bunter macht.

Kein Volk hat Gedichte, die uns dieſe Poeſie und ihre Auffaſſungsweiſe in einer edlern und ausgebildetern Geſtalt und auf einer höhern Stufe zeigen, als die home=

Digitized by Google

riſchen. Die Frage nach der Art des hiſtoriſchen Bedürfniſſes jener Bildungsperiode und ihrer Befriedigung kann nicht beſſer beantwortet werden als durch die Hinweiſung auf dieſe ewigen Werke. Die hiſtoriſche Wahrheit der Begebenheiten, die ihnen zum Grunde liegt, wird ſich in wenigen Zeilen niederſchreiben laſſen, aber die Größe und Bedeutung, das Verhängnißvolle aller dieſer Thaten und Leiden, die Gemüthsart und die Leidenſchaften der Helden, von denen die beiden hervorragendſten, der zornentbrannt und mit gewaltiger Kraft anſtürmende und der liſtenerſinnende die beiden Seiten des helleniſchen Nationalcharakters auf das anſchaulichſte und lebendigſte repräſentiren, enthalten eine detaillirte Wahrheit, die ihre Gewähr in ſich ſelber trägt. Nehmen wir nun dazu, daß der Dichter in den Sitten- und Lebensſchilderungen unabſichtlich das treueſte Bild ſeiner eignen Zeit, einer höchlich zu bewundernden Cultur, Humanität, Milde, Anmuth, entworfen hat, in deren Mitte wir uns verſetzt glauben; ſo werden wir geſtehen müſſen, daß wir hier unter der Hülle der freieſten Dichtung Geſchichte haben, eine vor aller Aufzeichnung wahrer Begebenheiten, ja vor der Auffaſſung derſelben in Geiſt und Gemüth entworfene, und doch Geſchichte.

Alles zuſammengefaßt, ſieht man, wie ſehr auch der Ernſt des epiſchen Dichters ſeine Hörer anziehen, wie groß das Intereſſe ſein mußte, welches er ihnen einflößte. Es war weit mehr als die Befriedigung eines müßigen Hanges, was ſie bei ihm fanden. Er wirkte mit dem ganzen Zauber, welchen das Nationelle übt; in dem Weſen und Thun jener höchſt populären Heroen erblickte die Nation ſich ſelbſt wieder, während ihre potenzirte Geſtalt,

Digitized by Google

die glückliche Vorwelt, in der ſie lebten, ſie doch zugleich über das Gemeine und Alltägliche erhob. Eben ſo fand ſie in den dem Heldenalter beigelegten Sitten die hochverehrte und angeſtaunte Vergangenheit ſich auch wiederum verwandt und nahe gerückt.

Als dieſe poetiſche Geſchichte bei den Griechen in der lebendigſten Blüthe war, gab es neben derſelben, und noch mehrere Jahrhunderte nachher, ſo gut wie gar keine Anfänge einer proſaiſchen. Alles, was ſich von Nachrichten über gemachte Aufzeichnungen finden läßt, beſchränkt ſich auf die Namen von Siegern in den Kampfſpielen, von Königen, Obrigkeiten und Prieſtern, hier und da vielleicht mit Jahreszahlen, wozu einige Orakelſprüche, Geſetzformeln und Sprüche kommen. Nichts widerſpricht der Behauptung des Joſephus *), daß die Griechen bis nicht gar lange vor den Perſerkriegen die öffentlichen Aufzeichnungen ſehr vernachläſſigt haben. Kein Wunder, da wol bei keinem andern Volke der leichte und häufige Gebrauch der Schrift ſo weit hinter einer hohen Culturblüthe zurückgeblieben iſt. Otfried Müller, welcher die Nachrichten von jenen Aufzeichnungen in Bezug auf den Peloponnes mit der größeſten Sorgfalt geſammelt hat **), ſagt, wenn wir dieſe Monumente hätten, würden ſie eine unverächtliche Grundlage der Geſchichte in den drei Jahrhunderten vor dem Anfang der Hiſtorie geben, aber immer nur ein Gerippe. Mir ſcheint auch dieſe letztere Bezeichnung zu viel zu ſagen, denn zu dem Begriff eines Gerippes gehört doch wol der Zuſammenhang. Doch es ſei

*) Contra Apion. I. p. 1035. Ed. Colon.

**) Geſchichten hellen. Stämme, Bd. II. S. 129.

Digitized by Google

immer, daß ſie ein Gerippe geſchichtlicher Kunde wären, gewiß wären ſie keines der Geſchichtſchreibung, keines, wovon dieſe Fleiſch und Leben hätte anſetzen können. Denn wenn die Anzeichnung zu einer erweiterten Darſtellung der Begebenheiten führen ſoll, muß ſie doch, wenn auch noch ſo trocken und dürr, Begebenheiten enthalten, und dieſe ſtecken weder in Namenreihen noch in wortkargen Geſetzformeln, wie denn auch die Erhaltung des Andenkens von Ereigniſſen bei der Nachwelt gar nicht der Zweck dieſer Monumente war. Gerade alſo von dem Volke, welches die Kunſt der Geſchichtſchreibung erzeugt und zu hoher Vollendung gebracht hat, wiſſen wir es mit voller Gewißheit, daß ſie nicht aus dem dürren Aſte der Chronik hervorgeblüht iſt.

Anders verhielten ſich die Dinge im Orient. Dort hatten einige Völker, namentlich die Babylonier, annaliſtiſche Nachrichten ihrer Prieſter, die mehr enthielten als Namen und Zahlen und älter waren als Homer. Iſt aber daraus eine hiſtoriſche Kunſt hervorgegangen? Wie des Orients Geſchichte im objectiven Sinne niemals eine der des Abendlandes vergleichbare geweſen, weil das Mark der lebendigen Erſcheinung, die Mannigfaltigkeit des Individuellen, in ihm nie zu einer ſolchen Ausbildung gediehen iſt; ſo hat er auch im ſubjectiven Sinne eine Geſchichte, wie ſie unſern Anforderungen entſpricht, nie erhalten, und nie erhalten können; ſie war eine Pflanze, die nur auf europäiſchem Boden und in europäiſcher Luft gedieh, und eine ſolche iſt ſie geblieben. Wol hatte auch die Poeſie des Orients hiſtoriſche Elemente, ſie treten uns im alten Teſtamente ſehr lebendig entgegen, da aber dieſe Poeſie der realen Geſtaltung der Dinge nicht ſo entſpricht wie bei den

Digitized by Google

Griechen, hat ſie ſich auch nicht leicht in Geſchichte umſetzen können; die proſaiſchen Nachrichten aber, mit welchen die Aſiaten den Griechen vorausgeeilt ſind, haben dieſen Durchbruch mehr zurückgehalten und verhindert als befördert. Wenn wir die verſchiedenen Beſtandtheile des alten Teſtaments mit einander vergleichen, ſo ſehen wir, daß es gerade die poetiſchen ſind, die uns die anſchaulichſte Erkenntniß gewähren. Die Patriarchen in der Geneſis ſtehen ungleich lebendiger vor uns als die ſpäteren Könige, und weit weniger aus den der Geſchichte der letztern gewidmeten Büchern als aus den Propheten lernen wir die innern Zuſtände des ſinkenden Reiches Juda kennen. Auch im Beroſus würden wir, wenn wir ihn hätten, eine lebendige Entwickelung vergeblich ſuchen; die wenigen Fragmente, die Joſephus aufbehalten hat, zeigen dies deutlich genug.

Uebergangsſtufe.

Das Erblaſſen und allmähliche Erlöſchen des epiſchen Gedichts bei den Griechen war keine iſolirte Erſcheinung. Der ganze Geiſt der Zeit veränderte ſich, mit ihm wurde auch das Bedürfniß nach geſchichtlicher Kunde ein anderes, und mußte nach einer andern Befriedigung ſuchen, wodurch allmählich Geiſter erweckt wurden, welche ihm entgegenkommend die eigentliche Geſchichte ſchufen und ausbildeten. Von welcher Art war nun der Uebergang? Was leitete aus dem einen Elemente in das andere, verwandte, aber doch weſentlich umgeſtaltete hinüber? War das Intereſſe, welches man an der epiſchen Poeſie nahm, nicht hiſtoriſcher Art, mußte eine ſolche Theilnahme jetzt erſt neu

Digitized by Google

geſchaffen werden; ſo konnte die alte Form immerhin erſt ſpäter abgeſtreift werden, zuerſt mußte, um die neue Erſcheinung hervorzurufen, der Inhalt ſich verändern: ging aber, wie wir behaupten, aus dem feſten Glauben an die Wahrheit der alten Sagen die Befriedigung eines hiſtoriſchen Intereſſes durch ſie hervor; ſo mußte das Umgekehrte geſchehen, der veränderte Zeitgeiſt zuerſt die poetiſche Form als eine durch überflüſſigen Schmuck die Wahrheit verdunkelnde zu beſeitigen ſtreben, den Inhalt aber noch eine Zeit lang, als die Wahrheit in ſich tragend, gelten laſſen.

Und ſo geſchah es. Weit eher als der Glaube an die Wahrheit der mythiſchen Sage erloſch die Mythen ſchaffende und ausbildende Geiſtesthätigkeit; ſchon die letzten Cykliker haben gewiß den vorgefundenen Sagenſtoff einfach, obwohl noch in poetiſchem Gewande wiedergegeben; eines der erſten Geſchäfte der ſich bildenden Proſa war es, die in den epiſchen Geſängen enthaltenen Thatſachen und Ueberlieferungen in dem Gewande einfacher, ſchmuckloſer Erzählung zu fixiren und auf die Nachwelt zu bringen. Dahin war die Abſicht der Schriftſteller, welche man Logographen nennt, gerichtet, Strabo und Dionyſius ſtimmen überein, ihre Thätigkeit als eine hauptſächlich darauf beſchränkte zu beſchreiben. Der Erſtere *) ſagt von Kadmus von Milet, Pherecydes und Hekatäus: ſie haben, in die Fußtapfen der Dichter tretend, das Metrum aufgelöſ't, den poetiſchen Inhalt aber beibehalten; der Letztere **) von

*) I. p. 18. B.

**) De Thucyd. Judic. p. 819. Reisk.

Digitized by Google

den Geſchichtſchreibern vor Herodot und Thucydides überhaupt, daß ſie die Sagen, ganz wie die Ueberlieferung ſie enthielt, ohne etwas wegzulaſſen oder hinzuzufügen, niedergeſchrieben. Den Worten Strabo's muß man eine ausgedehnte Bedeutung geben. Nicht bloß die metriſche Form müſſen die Logographen beſeitigt haben, auch nicht bloß den poetiſchen Schmuck, ſondern auch jene reichen Schilderungen von Sitten und Zuſtänden. Gerade das, was im Homer für uns das hiſtoriſcheſte iſt, war es für ſie nicht, ſondern die beſtimmten Thatſachen wollten ſie aufbewahren. Inſofern leiten die cykliſchen Dichter, bei welchen dieſes Intereſſe gleichfalls das hervorragende geweſen ſein muß, in ſie hinüber.

Außer den Dichtern benutzten ſie als Quellen die im Munde des Volks lebenden, der urſprünglichen Geſtalt des Mythus in vielem Betracht ohne Zweifel näher ſtehenden Localſagen. Indem ſolche lebendige Ueberlieferungen als vergängliche erkannt werden und durch die Schrift befeſtigt werden ſollen, entſteht die Litteratur, Erhaltung iſt alſo eine frühere Richtung derſelben als Fortbildung. Der Wunſch, ſeinen Sagen als niedergeſchriebenen zu begegnen, war das, womit Griechenland dieſen Schriftſtellern entgegenkam, was Dionyſius ſo ausdrückt, daß treuliches Wiedergeben von den Erzählern gewünſcht worden ſei. Was man über authentiſche Denkmäler, welche die Logographen als hiſtoriſche Quellen benutzt haben ſollen, geſagt hat, beruht entweder auf täuſchendem Schein *), oder

*) Wie dieſer Schein, welchen zwei Stellen in der angeführten Abhandlung des Dionyſius erregen können, durch richtige Interpretation aufgehoben wird, darüber ſehe man Krüger, **Dionys Halicarn. Historiographica, p. 70. 74.**

Digitized by Google

iſt als ein ſehr unerheblicher und geringfügiger Anfang zu betrachten. Schon der Name, welchen mehrere Logographen ihren hiſtoriſchen Schriften gaben, Genealogien, zeigt, wie ſie von den Sagen ausgingen, denn Genealogien waren der Faden, woran dieſe, immer das Allgemeine in das Perſönliche verwandelnd, ihre Kunde anſchloſſen, und da der Natur der Sache nach nur Heroengenealogien weit zurückreichten, ſo mußte die Logographie ſich damit in die völlig mythiſche Zeit verlieren. Nicht viel hiſtoriſcher können die von den Logographen mehrfach behandelten Städtegründungen (*κτίσεις*) geweſen ſein; wir wiſſen ja, wie viele der dahin gehörigen Ueberlieferungen völlig ſagenhafter Natur ſind.

Auf den erſten Blick möchte man gegen dieſe Anſicht ein Fragment des Hekatäus anführen, worin er dem Glauben an die Wahrheit der Sagen den Krieg zu erklären ſcheint. Es bildete den Anfang ſeines Geſchichtswerks und lautet folgendergeſtalt: „Dieſes hier ſchreibe ich, wie es mir wahr zu ſein ſcheint. Denn der Sagen der Hellenen ſind viele und lächerliche, wie mich dünkt.“ Gewiß liegt in dieſen Worten ein kritiſcher Vorſatz, und Hekatäus wird es an dem Beſtreben, das Wahre vom Falſchen zu ſondern, nicht haben fehlen laſſen, während ſeine Vorgänger noch den unerſchütterten Glauben an die volle Wahrheit der Ueberlieferung gehegt haben werden. Daß die Kritik des Hekatäus aber auf richtigen Grundſätzen beruht und ihn weit geführt hat, können wir nach dem, was wir ſonſt von ſeinem Werke wiſſen, billig bezweifeln. Die Verwerfung einzelner Erzählungen kann aus dem erwachten Prüfungsgeiſte ſtammen und ihn fördern, aber ſie iſt ein Schritt mehr zur Skepſis als zur

Kritik, ſie kann weiter ausgebildet den ganzen Boden, auf dem die Ueberlieferung ruht, unterwühlen, ohne die Gründung einer neuen geſchichtlichen Baſis irgend herbeizuführen. Bis zu einer ſolchen Unterwühlung kam es nun bei Hekatäus nicht, er belächelte einen Theil, wahrſcheinlich den größern Theil der Sagen und erklärte ſie für Mährchen, den andern Theil behielt er bei und entfernte ſich nicht vom logographiſchen Boden.

Dahin, dieſen Boden mit einem andern, hiſtoriſch ächteren zu vertauſchen, wirkte weit mehr das geographiſche Werk des Hekatäus, eine Frucht ſeiner weiten Reiſen. Den Zuſtand der Heimath in der Gegenwart beſchrieb Niemand, weil man die Bekanntſchaft eines Jeden damit vorausſetzte, aber in der Ferne lernte man Merkwürdigkeiten der Natur und der Menſchenwerke, Seltſamkeiten, Abweichungen von griechiſchen Natur = und Kunſterzeugniſſen, griechiſcher Sitte und Denkweiſe kennen, welche für die Landsleute niederzuſchreiben der Mühe werth ſchien. Dadurch lernte man den Blick auf die Gegenwart richten und auf eigene Anſchauung und Erkundung als Quelle einer weiteren Ueberlieferung werthen Kenntniß.

Herodot.

Es war nun zunächſt der Schritt zu thun, die Begebenheiten einer nahen Vergangenheit auch im Vaterlande in den Kreis des Erforſchungswerthen und des durch Erkundung zu Erforſchenden zu ziehn, ehe ſie der umbildenden Sage anheimgefallen waren. Den Anfang dazu machten diejenigen Logographen, welche in ihren Werken von den geſammelten Sagen auf die Zeitgeſchichte übergingen,

Digitized by Google

was am meiſten Dionyſius von Milet, Charon von Lampſakus und Hellanikus gethan zu haben ſcheinen, einfach und kurz und ohne eigentliches geſchichtliches Leben, ſo daß man, wenn irgendwo, in dieſen Anhängen zu den logographiſchen Büchern eine chronikenartige Beſchaffenheit der griechiſchen Geſchichtſchreibung, die ihrer höhern Ausbildung voranging, ſehen kann.

In einem viel umfaſſendern Sinne war es Herodot, welcher jenen Schritt that, und ſo, daß man ihn mit Recht als den Urheber der wahren Geſchichtſchreibung betrachtet. Denn indem er die Geſchichte der nächſten Vergangenheit treu wiederzugeben ſtrebt, zieht er ſie nicht zu dürren und dürftigen Notizen zuſammen, ſondern entwirft ein Bild von ihr, welches an anſchaulicher Lebendigkeit mit einer ächt poetiſchen Darſtellung wetteifern kann.

Herodot ſteht an der Gränze zweier Weltalter. Das treue Feſthalten an Sitte und Tugend der Ahnen beginnt zu ſchwinden, aber es iſt noch nicht in dem Grade geſchehen, daß die zerrüttenden und auflöſenden Folgen hervortreten, und dem unbefangenen Beobachter die heitere Freude an der Welt und ihrem Lauf trüben können ſollten. Die alte Gläubigkeit iſt erſchüttert, aber die Art des alten Glaubens treibt noch Sproſſen. Derſelbe für die Geſtalten und Formen der den Menſchen umgebenden Realität geſchärfte Blick, der in dieſer Zeit in der bildenden Kunſt ſo große Wunder wirkt, eröffnet der hiſtoriſchen Kunde eine neue Quelle und gibt ihrer Darſtellung eine noch ungeahnte Art der Wahrheit.

Herodots unſchätzbares Werk iſt ein treuer Spiegel deſſen, was eine ſo geartete Zeit von der Geſchichte erwartete, und was ein reichbegabtes Talent, den das gleich-

Digitized by Google

geartete Bedürfniß nicht bloß zum Genießen und Betrachten, ſondern auch zum Schaffen trieb, ihr entgegentrug. Verlaſſen hat er das logographiſche Element noch keinesweges, aber es iſt ein anderes dazugekommen von einer Großartigkeit und Bedeutung, die es überflügelt. Sorgfältig unterſcheidet Herodot die Art beider und der Quellen, woher ſie ſtammen; ſeine Anſchauungen, Urtheile und Erkundigungen von den Sagen, die er vernommen und nacherzählt *). Ueber die letzteren finden ſich bald Aeußerungen oder Andeutungen von Zweifel, bald nicht. Er ging auf dem Wege des Hekatäus fort, einige Sagen ſchienen ihm unglaublich, andere nicht. Daß ſeine Kritik dabei keine helle war, zeigt ſchon Manches, was er unbedenklich in die ganz hiſtoriſchen Theile ſeines Werks aufgenommen hat, ohne ſich über die Möglichkeit Scrupel zu machen, wie die Zahl des von Xerxes nach Europa geführten Heeres. Angezweifelt aber oder nicht, immer blieb ihm die in der Ueberlieferung erhaltene Sage eine der durch eigene Anſchauung und durch Erfragen von glaubwürdigen Zeitgenoſſen erlangten Kunde zwar keineswegs gleichzuſtellende, aber doch eine durchaus nicht zu vernachläſſigende Quelle der Kenntniß von den menſchlichen Thaten und Schickſalen, die Mittheilung bedeutſamer Sagen daher ein nothwendiger Beſtandtheil eines hiſtoriſchen Werkes. Daß Herodot ſie eingeflochten, um den Beifall der nach lieblichen Mährlein lüſternen Leſer zu gewinnen, iſt ganz irrig, wie überhaupt die Anſicht, daß er zur Ergötzlichkeit geſchrieben habe, gegen welche ſich

---

*) II., 99.

Digitized by Google

Dahlmann mit vollem Rechte erhebt. Es iſt dieſe Anſicht aus der an ſich richtigen, aber falſch gedeuteten und angewandten Vorſtellung von der Verwandtſchaft des herodotiſchen Werkes zur Poeſie und namentlich zur epiſchen entſprungen. Man hat auf die Aehnlichkeit des Plans und der Anordnung mit dem Epos hingewieſen, aber dieſe liegen gar nicht ſo in der Natur des letztern, daß ſie eine innere Uebereinſtimmung beweiſen könnten. Herodot hat ſich ſo wenig für einen Fortſetzer der epiſchen Art und des epiſchen Geiſtes gehalten, daß er ſich vielmehr als in entſchiedenem Gegenſatz damit befindlich betrachtete, wie ſchon aus der häufigen Einmiſchung ſeiner Perſon und der Hervorhebung ſeiner beſondern Anſicht hervorgeht. Er will den Leſer nicht, wie der Dichter, gefangen nehmen und fortreißen, er will ihn urtheilen laſſen. Aber in der Fülle und Anſchaulichkeit der Beſchreibungen und Erzählungen wollte er nicht hinter ihm zurückbleiben. Nachdem die Geſchichte des Gegenſatzes mit der Poeſie, der in den Logographen hervortritt, des Trockenen und Dürren in der Rede, nicht mehr beburfte, weil in Stoff und Auffaſſungsweiſe ein höherer Gegenſatz eingetreten war, konnte ſie in der Form zu einem poetiſchen Element zurückkehren, ja es geſchah mit innerer Nothwendigkeit von ſelbſt, ſo lange noch die ſchöpferiſche Kraft vorhanden war, vermöge deren der ſich zu einer würdigen Darſtellung drängende Stoff die angemeſſene Form aus ſich ſelbſt erzeugt. Was uns im Herodot am meiſten als poetiſch entgegentritt, iſt das aus dem Geiſte des ſich eben abſchließenden Zeitalters ſtammende über Alles Friſche, Unbefangene, Naive der Auffaſſung, welcher die Naivetät eines Redezaubers entſpricht, dem in ſeiner Art nichts vergleichbar

Digitized by Google

iſt. Es iſt ein zwiſchen den lieblichſten Ufern ſanft hingleitender Fluß von durchſichtiger Klarheit, in dem ſich die nur von wenigen und ſeltenen Wolken unterbrochene Bläue eines warmen ſonnigen Tages ſpiegelt.

Wie die Geſchichte des Herodot, ſo ſtehen auch die Begebenheiten, welche ſie beſchreibt, an der Scheide zweier Zeitalter. Der Perſerkrieg iſt die höchſte, aber auch die letzte Erſcheinung des Griechenthums im alten Stil und Sinn. Man drückt ſich ſchief aus, wenn man ſagt, daß Herodot ſich dieſen Stoff gewählt habe; da die Großartigkeit der Begebenheit ihn ſo berührt hat, daß er dadurch zum Geſchichtſchreiber wurde, kann von einer Wahl nicht die Rede ſein. Die Logographen hatten faſt nur von einzelnen griechiſchen Städten geſchrieben, nicht unnatürlich, da Griechenland vor den Perſerkriegen ſich politiſch nur als ein getrenntes zeigte; dieſe Kriege ließen es als ein Ganzes erſcheinen, dadurch und durch den weltgeſchichtlichen Kampf, den dieſes Ganze beſtand, wurde Herodot weit über jene Schranken hinausgerückt, und wie er die Würde eines in ihm zum erſtenmal hervortretenden univerſellen Geſchichtſchreibers begriff, zeigt ſeine große Unparteilichkeit, welche Dahlmann ſchön und gründlich nachgewieſen hat. Auch war er durch ſeine Lebensſchickſale ganz der Mann, ſich über den einſeitigen Standpunkt einer Stadt oder eines Stammes zu erheben. In einer Stadt doriſchen Urſprungs geboren, wandte er ſich ſpäter zu den Joniern, in deren Mundart ſein Werk geſchrieben iſt, und nahm nachher an der Gründung von Thurii Theil, zu welcher ſich Griechen verſchiedener Stämme vereinigt hatten. Das Schauſpiel des völlig zerriſſenen Mutterlandes war ihm dort, für eine lange Zeit wenig=

Digitized by Google

ſtens, genug in die Ferne gerückt, um ihm die Unbefangenheit des Blicks nicht zu trüben.

Thucydides.

Die Vorſtellung, daß die Geſchichtſchreibung unter den Griechen ſich allmählich entwickelt habe durch eine Reihe von Stufen, deren jede durch beſtimmte Schriftſteller bezeichnet werden kann, welche immer auf einander Rückſicht genommen, erſt auf die älteren Logographen die jüngeren, dann auf dieſe Herodot und auf dieſen wiederum Thucydides, iſt ſehr übertrieben worden. Daß der letztere das Werk des Herodot nicht als ein Muſter betrachtet, welches er durch kluge Benutzung übertreffen wollte, räume ich Dahlmann gern ein; man kann ihm ſogar zugeben, daß Thucydides jenes Werk gar nicht gekannt habe, obſchon der noch ſo häufig nicht benutzte Anlaß, es zu erwähnen, dies nicht vollſtändig beweiſt; abſichtliches Verſchweigen aus einer perſönlichen Stimmung oder ſonſtigen äußeren Gründen, die darum noch nicht Verachtung des Vorgängers als eines Stümpers in ſich ſchließen, ſind nicht ohne Beiſpiel in der Litteraturgeſchichte. Wenn aber Dahlmanns Aeußerung über das Verhältniß Beider, daß Jeder die Mittel und Formen der Darſtellung, welche ſeinem Stoffe zuſagten, wählte, ſo zu verſtehen iſt, daß ſie die Einwirkung des Charakters und Geiſtes der Zeit auf dieſe Mittel und Formen ausſchließt; ſo muß ich ihr widerſprechen.

Allerdings war Thucydides nur dreizehn Jahre jünger als Herodot, und wie ſchnell auch der Umſchwung in Geſinnung, Weltanſicht und Denkweiſe, den Griechenland

damals erfuhr, vor ſich ging, ſo raſch war er nicht, daß ein ſolcher Abſtand an Jahren bedeutend hätte einwirken können. Wohl aber war er ſo raſch, daß der Ton der Zeit mit aller ihrer Trübe und Schwere ſo wie mit ihrer durchdringendern Schärfe der Betrachtung in dem ernſten Sinne des jüngern Mannes vollkommen durchklingen kann, während der ältere durch Gemüthsart und Lebensſchickſale hinter dieſer Entwickelung zurückbleibt, und ſich an die unbefangenere Art, von der ſeine Jugend noch den letzten verſchwindenden Glanz geſehen, ſo feſt ſaugt, daß ſein unter dem Einfluſſe dieſer Weltbetrachtung entſtandenes Werk auch ganz in ihren Ton ſtimmt.

Es iſt kein Grund vorhanden, die Nachricht zu bezweifeln, daß Thucydides ein Schüler des Anaxagoras war, welcher in Athen zuerſt Sinn und Geſchmack für philoſophiſche Betrachtungen erweckte und die Begierde, durch ſie Räthſel zu löſen, die der Glaube der Väter nicht aufgeworfen hatte. Mit dieſer Richtung waren die ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen erſchüttert, ja faſt aus den Gemüthern verſchwunden, und wenn in den Verfolgungen, die Anaxagoras erfuhr, und in die man gern auch ſeine Freunde verwickelt hätte, ſich die Beſorgniß vor den Gefahren zeigt, die dem alten Glauben von den Neuerern drohten, ſo war doch auch in den Verfolgern dieſer Glaube nicht mehr wirkſam und thätig, es war nur eine Erſcheinung, wie ſie ſich in der Geſchichte bis auf den heutigen Tag wiederholt hat: ſtatt die alte morſch gewordene Gedankenwelt durch ächte Mittel neu zu beleben, glaubt man ſie durch Anſtemmen gegen neue Ideen retten zu können unter großem Beifall der Beſchränkten und der Bequemen. Aber auch in den Richtungen der

vorſokratiſchen Philoſophie war kein Heil zu finden; ſie vermochten, um Worte von Brandis *) zu entlehnen, ihren Begriffen keine Glauben entzündende Kraft zu verleihen, ihre Zweifel pflanzten ſich fort, nicht die ihnen zum Grunde liegenden Ueberzeugungen. Aber es gab — wie ſelten dieſe Ausnahme auch geweſen ſein mag — Einzelne, bei welchen dieſe Zweifel ſtark genug waren, den Götterglauben zu zerſtören, ohne darum einer ſophiſtiſchen Denkweiſe Raum zu machen, weil der Glaube an die Kraft und das Heil einer ſittlichen Geſinnung in ihnen ſtehen blieb. Und ein ſolcher war Thucydides.

Voll von der Gabe der feinſten und ſchärfſten Beobachtung für das Staatsleben und ſeine Triebfedern, führt ihn die Betrachtung, daß mit dem beginnenden peloponneſiſchen Kriege eine Wendung der merkwürdigſten Art vorgeht, recht gemacht, in das Innere deſſelben zu dringen, auf den Entſchluß, ihn der Nachwelt in einem großen Gemälde darzuſtellen, in das ſie ſchauen möge, wie in einen Spiegel, und die mannigfaltigſte Belehrung daraus gewinnen. Die Bilder, die Herodot uns vorführt, ſind, von einem griechiſchen Standpunkt entworfen, doch von einem allgemein menſchlichen Intereſſe erfüllt, es ſind nicht ſowohl die Staaten, die gegeneinander auftreten, als die Menſchen in ihnen; und als Menſchen weiſen Pflicht, Klugheit und Erfahrung ſie darauf hin, Gerechtigkeit und Mäßigung zu üben. Der Grieche war ganz mit dem Staate verwachſen, die Betrachtungsweiſe des Dichters

*) Handbuch der Geſchichte der griechiſch-römiſchen Philoſophie, Thl. I. S. 519.

mußte dieſes Element zurückſchieben, um den natürlichen Menſchen ins Auge faſſen zu können, und in dem gereiſ'ten Geſchichtſchreiber, dem die vielen verſchiedenen Sitten, die er geſehen, in einer gewiſſen Zufälligkeit gegründet zu ſein ſchienen, welche den einen Stamm zu dieſer Lebensform führt, den andern zu jener, bleibt die erwachende Reflexion auf einem dem Dichter ziemlich ähnlichen Standpunkte ſtehen. Aber in dem großen Schritte, den ſie jetzt weiter thut, wendet ſie ſich zu dem Leben im Staate hin, als zu der weſentlichſten Bedingung des ſocialen, in würdiger Thätigkeit hinzubringenden Daſeins. Thucydides iſt ganz Staatsmann, die Staaten gelten ihm mehr als die Individuen, er ſieht in dem Streben eines wohlgelenkten Gemeinweſens, ſich durch Klugheit und Kraft über andere zu erheben, kein Unrecht, da jeder größere Staat doch nun einmal entweder vorwärtsſchreiten oder zurückgehen muß. Geht aber dieſes Streben bis zur Ablegung der Scheu vor Freveln, ſo zerſtört es die Geſinnung, mit dieſer das Mark des Handelns, folglich auch den Staat. Wie die Menſchen dieſem durch Einſicht und Tüchtigkeit förderlich, oder durch Bosheit, Verblendung und Schwäche verderblich werden, das iſt der Maßſtab, den er an ſie legt; und hier iſt die erſte große Entgegenſetzung der geſchichtlichen Auffaſſung gegen die poetiſche, von einer Bedeutſamkeit, wie im Herodot keine hervortritt.

Ein anderer Gegenſatz folgt nicht minder natürlich und nothwendig aus den Zwecken und der Auffaſſungsweiſe des Thucydides. Die epiſche Poeſie richtet ſich aus den oben beſchriebenen Gründen auf die Vergangenheit und trägt das Element der Gegenwart, das ſie nicht ent=

behren kann, auf ſie über; die Geſchichte thucydideiſcher Art, welche den Menſchen in der vollen Realität auffaſſen und darſtellen will, welche der Fortſchritt und die wachſende Verwickelung der ſocialen Verhältniſſe geſchaffen haben, muß ſich an die Gegenwart wenden, Thucydides ſelbſt noch weit mehr als etwa ein moderner Schriftſteller ſeiner Art, weil die bisherige Art der mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferung ihm aus der Vergangenheit für ſeinen Zweck nur Fragmente und Andeutungen darbot, die zu einem Ganzen verknüpfen zu wollen, ganz außerhalb der Beſtrebungen und der Fähigkeit des Zeitalters lag. Der Satz alſo, daß die Geſchichtſchreibung zu einer proſaiſchen oder wiſſenſchaftlichen geworden ſei, weil ſie die Gegenwart zum Stoff erwählt, wird umgekehrt richtiger lauten: der vorherrſchend reflectirend verſtändige Charakter in den Gedanken und Thaten der Menſchen führte von ſelbſt auf ein großes Intereſſe für die Gegenwart und auf die Nothwendigkeit ihrer Betrachtung und Erforſchung. Sonſt ſuchte man durch den Ruhm der Vorfahren zu glänzen, man war entzückt, ihn durch den Mund der Dichter zu vernehmen. Jetzt ſollte die Gegenwart auch die Quelle des Ruhmes werden, nach dem die Griechen ſo lüſtern waren. Wegen der Großthaten, die wir vor den Augen Aller verrichten, werden wir von den Zeitgenoſſen und von der Nachwelt bewundert werden, ſagt Perikles in der berühmten Leichenrede, wie Thucydides ſie ihn halten läßt; wir bedürfen weder eines Homer noch eines ſonſtigen Lobredners, der mit Worten ergötzt, über die Thaten aber trügt.

Seinen großen Zweck, ein Bild des politiſchen und ſittlichen Zuſtandes ſeiner Zeit zu entwerfen, hat Thucy-

Digitized by Google

dides immer vor Augen; in einer berühmten Stelle des dritten Buches faßt er die Zerſtörung aller Tugend und Treue, die er als Folgen des heilloſen Krieges betrachtet, in die nachdrücklichſten Worte zuſammen, die er auffinden kann. Aber Willkür ſollte von dieſem Bilde fern bleiben, der Leſer ſollte mit eigenen Augen ſehen und ſich aus den einzelnen Umſtänden überzeugen, daß es ein ganz nach der Wahrheit entworfenes ſei. Dazu gehörte ein Fundament von gewiſſenhafter Erforſchung der Wahrheit, wie es noch keiner vor Thucydides gelegt hatte, und wie es damals nur ein Zeitgenoſſe legen konnte. Als der entſchiedenſte Gegner alles Sagenhaften tritt er auf, mit unerbittlicher Strenge erklärt er ihm den Krieg. Und hier iſt der dritte Punkt, wo der Geſchichtſchreiber mit vollem Bewußtſein ein der poetiſchen Hiſtorie entgegengeſetztes Element ergreift. Darum zerlegt er die Thatſachen in ihre einzelnen Beſtandtheile, ein Verfahren, welches ohne das in der Eigenthümlichkeit ſeiner Darſtellung liegende ſtete Hineinblicken ſeines ernſten und würdigen Antlitzes zuweilen den Leſer ermüden würde. Irre ich nicht, ſo liegt auch hierin der Grund der ſeltſam beengenden und zerſtückelnden Eintheilung des Stoffes nach Sommern und Wintern, den man bis jetzt nicht befriedigend angegeben hat. Denn hätte es dem Thucydides wol entgehen können, daß eine Anordnung nach inneren Beziehungen den Forderungen des nach Einheit und Verknüpfung des Gleichartigen ſtrebenden Verſtandes entſprechender ſei? Er aber opferte dieſem großen Vortheile den Zweck, dem Leſer, zum Behuf einer objectiven Auffaſſung der Dinge, einen dem Eindruck, den der Zeitgenoſſe empfing, möglichſt gleichen zu bereiten. Darum

Digitized by Google

darf keine Begebenheit der andern voraneilen, nach kurzen Zeiträumen muß dem Leſer das Gleichzeitige als zuſammengehörig vor Augen ſtehen, wie vor der Seele des Zeitgenoſſen ſich aus den von verſchiedenen Punkten ausgehenden Erſcheinungen das Bild des Ganzen geſtaltete.

So weit ging das Beſtreben dieſes Genius, die Elemente, welche die Geſchichte aus der Poeſie in ſich aufgenommen hatte, auszuſcheiden, und mit welcher Energie er es verfolgte, kann keinem Leſer, der die Aufmerkſamkeit darauf richten will, entgehen. Hat er aber dieſe Ausſcheidung vollſtändig bewirkt oder bewirken können? Ja hat er es durchaus auch nur gewollt?

Die Sprache des Werkes hat in ihrer dunkeln Kürze allerdings etwas Rauhes und Herbes, eher Zurückſchreckendes als Anlockendes, aber doch zugleich etwas ungemein Gemeſſenes, Ueberdachtes, Prägnantes, Malendes und iſt viel zu ſehr Abdruck und Spiegel der in ihrer tiefſten Tiefe bewegten und zürnenden Seele des Schriftſtellers, als daß man ſie einer abſichtlichen Vernachläſſigung der Redeſchönheit und des Wohllauts anklagen kann, wie man den Tonkünſtler nicht tadeln darf, der Schmerz und Klage in einer dieſer Stimmung entſprechenden und ſie erweckenden Weiſe darſtellt. Hierin wird alſo eher eine poetiſche Form zu finden ſein, als eine der ruhigen Betrachtungsweiſe, die nur den Verſtand in Anſpruch nehmen und beſchäftigen will, entſprechende. In die Augen fallender iſt das Poetiſche in einzelnen Schilderungen des Schriftſtellers und von Alten und Neuern bewundernd anerkannt. Man darf nur die Beſchreibung der letzten entſcheidenden Seeſchlacht zwiſchen den Athenern und Syrakuſern im ſiebenten Buche leſen, um ſich zu überzeugen,

Digitized by Google

daß Thucydides ſich hier ganz an das Gefühl ſeiner Leſer wendet und folglich in die Fußſtapfen des Poeten tritt.

Und nun jenes Beſtreben, die Wahrheit der Darſtellung durch eine Auflöſung der Thatſachen in ihre Urbeſtandtheile vor den Augen des Leſers zu documentiren, hat er es durchführen können? Mit nichten. Nur die wichtigeren Begebenheiten finden wir auf dieſe Weiſe behandelt, die unwichtigeren hat er nur kurz berührt und mit wenigen Worten abgethan. Wie konnte er auch anders, wenn er nicht in eine unerträgliche Breite gerathen und dem Leſer die Hauptſachen mehr verdecken, als in ihrer Bedeutung vor Augen führen wollte. Unter dem mannigfachen ungegründeten Tadel, welchen die ſeltſame, eigentlich ganz urtheilsloſe Beurtheilung des Werkes von Dionyſius enthält, ſcheint mir der faſt der unverſtändigſte, daß Thucydides zurechtgewieſen wird, weil er die Beſchreibungen bald ausdehnt bald zuſammenzieht, bald in erhabener, bald in geſunkener Rede vorträgt. Denn in dieſer höchſt zweckmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten, in dieſer Abſtufung der Töne zeigt ſich in hohem Grade der Meiſter.

Eben dieſes wird doch aber wol Niemand dem wiſſenſchaftlichen Theile der Geſchichte vindiciren. Die Erfahrungswiſſenſchaft, die nach erſchöpfender Gründlichkeit trachtet, hat kein Recht, an den Thatſachen und der ganzen Fülle der Erſcheinungen, die ſie zu beſchreiben hat, das Geringſte zu kürzen, wie unermeßlich ihr auch das Feld erſcheinen mag. Ohne Zweifel würde auch der Hiſtoriker dem künftigen Forſcher, dem er den Stoff überliefert, ein eigenthümlicheres und unabhängigeres Urtheil bereiten, wenn er eben ſo verführe. Aber eben weil er

Digitized by Google

nicht ein bloßer Stoffüberlieferer ſein will, verfährt er nicht ſo, ſondern geht einen großen Schritt weiter. Und indem er dieſen nun thut, den einen Gegenſtand in voller Beleuchtnng und mit genauer Detailſchilderung erſcheinen läßt, den andern mehr oder minder im Schatten, mit mehr oder minder angedeuteten Umriſſen, den einen in den Vordergrund, den andern in den Hintergrund ſtellt, handelt er als Künſtler, und weil als Künſtler durch das Mittel der Rede, als Poet.

Bleibende poetiſche Elemente.

Mit dem Thucydides iſt die Forderung an die Geſchichtſchreibung, ihren Stoff der ſagenhaften Behandlung und der ſubjectiven Willkür zu entziehen, und die Darſtellung aus Bildern, die den Thatſachen völlig congruent ſind, entſtehen zu laſſen, an ihre Gränze gekommen. Inſofern kann man ſagen, daß Thucydides den Gipfel der Hiſtoriographie erſtiegen und die ihm geſtellte Aufgabe gelöſt hat. So ſind denn auch die poetiſchen Elemente, die wir bei ihm nachwieſen, ſtehen geblieben; wo wir ſie vermiſſen, haben wir es entweder mit trocknen, dürren, geiſtloſen Erzählern, die den Namen der Geſchichtſchreiber nicht verdienen, zu thun; oder wir empfinden doch bei denen, welche wir anderer Eigenſchaften wegen ſchätzen, einen peinlichen Mangel, wir fühlen auch unbewußt, daß das Werk hinter den Forderungen, die wir an die Geſchichte zu machen berechtigt ſind, zurückbleibe.

Aber es iſt noch ein anderer, noch bedeutſamerer Punkt vorhanden, der als eine Gleichartigkeit oder doch Aehnlichkeit der Poeſie und Geſchichte zu betrachten iſt,

Digitized by Google

der aber weniger in der Darſtellung hervortritt, als vielmehr in dem Verhältniß des producirenden Geiſtes zu ſeinem Stoff, in der Behandlung deſſelben, in der Art und Weiſe des Schaffens und Bildens liegt.

Es beruht dieſes auf der Unmöglichkeit, den Stoff der Geſchichte, welcher aus gegenſeitigen Beziehungen der Menſchen zu einander und Wirkungen aufeinander beſteht, folglich im Reiche des Geiſtes ſeinen Sitz hat, dem Betrachter in reiner Objectivität vor Augen zu bringen, wie den Naturgegenſtand. Er hat immer den Durchgang durch den Geiſt des Darſtellers gemacht, und hat ſich hier nicht nur ohne deſſen Zuthun nach Maßgabe ſeiner Individualität abgeſpiegelt, ſondern wird mit bewußter Abſicht in einen für die Darſtellung tauglichen Geſichtspunkt gerückt. Indem der Geſchichtſchreiber die einzelnen Theile des Bildes, welches er entwerfen will, erforſcht und betrachtet, bezieht er ſie auf einen geiſtigen Mittelpunkt, mit welchem er ſie durchdringt und von welchem ſie das Leben empfangen, mit dem ſie in dem Abbilde wieder erſcheinen. Weit entfernt alſo bloßer Copiſt zu ſein, iſt der Geſchichtſchreiber Bildner im eigentlichſten Sinne des Worts, ein Bildner, der ſich freilich ſtreng an die überlieferte Wahrheit hält, aber immer zugleich aus ſeinem eignen Geiſte suppliren muß, um die Mannigfaltigkeit auf die Einheit, die der Verſtand fordert, zurückzuführen, ſie aus der gefundenen Einheit wieder hervorgehen zu laſſen und zu erklären, weniger allerdings durch ausdrückliche Worte, als durch den Geiſt der Darſtellung. Verfährt denn aber im Weſentlichen der Poet anders? Der Unterſchied zwiſchen dieſem und dem Geſchichtſchreiber beſteht nur darin, daß es ihm erlaubt iſt, Züge zu er=

Digitized by Google

finden, welche den Mittelpunkt, auf den er die Erſcheinung bezieht, deutlicher ins Licht treten laſſen. Auch wenn er ganz erdichtete Perſonen und Begebenheiten behandelt, muß er denſelben Geſetzen folgen, Mannigfaltigkeit und Einheit auf dieſelbe Weiſe miteinander in Uebereinſtimmung bringen. Die Einbildungskraft aber, welche ihn jene Züge erfinden und ein unvollkommen überliefertes Bild ergänzen läßt, darf auch dem Geſchichtſchreiber nicht fehlen, ſonſt würde es ſchlecht um ihn ſtehen, wenn er uns das Weſen von Zeiten anſchaulich machen will, von denen wir nur unvollkommene oder entſtellte Nachrichten haben, wohin keineswegs blos die mythiſchen vor der gleichzeitigen Geſchichtſchreibung fallenden Perioden, ſondern auch ein großer Theil der ſeit dieſer Epoche verfloſſenen Jahrhunderte gehören. Das Weſen der nur auflöſenden Kritik gehört dem Verſtande an, der kritiſche Geſchichtſchreiber, der auch wieder aufbaut und ſchafft, iſt ohne Phantaſie nicht denkbar. Kritik und Phantaſie, wie ſehr dieſe Geiſteskräfte auch entgegengeſetzt ſcheinen, müſſen Hand in Hand gehen, wenn aus der Erklärung, Verknüpfung und Ergänzung von Bruchſtücken verlorener Werke oder kurzer und an ſich ungenügender Berichte ein Bild des Ganzen hervorgehen ſoll. Aber auch bei einer relativ großen Vollſtändigkeit der Nachrichten wird dieſe Operation dem Geſchichtſchreiber nie ganz entbehrlich ſein. Wer ſich freilich begnügt, erzählte Thatſachen wieder zu erzählen, wird die Einbildungskraft nicht zu Hülfe nehmen; wer aber, ehe er die Feder ergriff, das Bedürfniß fühlte, die Geſtalten, die er auftreten laſſen will, erſt leibhaftig vor die eigne Seele zu führen — und welcher große Ge-

Digitized by Google

ſchichtſchreiber hat der dazu erforderlichen Zauberformel entbehrt? — der hat mit Phantaſie geſchrieben.

Dieſe Betrachtung ſteht freilich im vollen Widerſpruch mit einem berühmten Ausſpruch des Ariſtoteles. Im neunten Capitel der Poetik zieht der Philoſoph eine Parallele zwiſchen der Poeſie und der Geſchichte, und nennt die erſtere philoſophiſcher und würdiger, weil ſie die Begebenheiten darſtelle, wie ſie nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit hätten geſchehen können, die Geſchichte aber, wie ſie geſchehen ſind. Er macht alſo die Geſchichte ausdrücklich zu einer trocknen Chronik und muß an Herodot und Thucydides keinen andern Maßſtab gelegt haben, als den der Treue, mit der ſie die Wirklichkeit copirten. Raumer, welcher in ſeiner Abhandlung über die Poetik die Würde der Geſchichte natürlich verficht, ſucht den Ariſtoteles wegen dieſer Geringſchätzung der hiſtoriſchen Kunſt in den beiden bewundernswürdigen Muſterſchriftſtellern dadurch zu entſchuldigen, daß er auf ihre Anordnung, die ihn nicht befriedigt haben wird, hinweiſt. Aber dieſe Mangelhaftigkeit ſelbſt zugegeben, hätte ſie einem Ariſtoteles den über die bloße Mittheilung des Geſchehenen hinausgehenden Geiſt jener Werke verhüllen dürfen? Geſtehen wir lieber, daß wir uns hier eben ſo unbefriedigt fühlen, wie bei manchen andern Kunſturtheilen und Kunſtanſichten der Alten. Es dürfte dieſes darin ſeinen Grund haben, daß in dieſen Urtheilen die Poeſie zu ſehr als bloßes Product des berechnenden Verſtandes betrachtet, der Wirkung der Begeiſterung zu wenig zugeſchrieben wird. Und da iſt es denn allerdings wahr, daß ſich die Geſtaltung der Thatſachen für die Darſtellung bei dem Dichter weit mehr als bewußte Operation

Digitized by Google

betrachten läßt, wie bei dem Geſchichtſchreiber, in deſſen Geiſte ſie mehr aus innerer Nothwendigkeit entſpringt. Immer wird es einer der Hauptunterſchiede des Dichters und des Geſchichtſchreibers bleiben, daß dieſer im Bewußtſein, vor Allem und als Grundlage, der Congruenz der Darſtellung und der Wirklichkeit nachtrachtet. Würde er aber Gedanken und Streben dieſem hiſtoriſch Wahren widmen wollen, wenn es ihm nicht zugleich als das Wahrſcheinliche und Nothwendige erſchiene, und als ſolches zur Anſchauung zu bringen wäre?

Wie nun die Poeſie die Geſchichte, inſofern dieſe eine bildende und darſtellende Thätigkeit iſt, nie ganz aus ihrem Bereiche entläßt, ſo wirkt fortwährend ein poetiſches Element ganz anderer Art im Stoffe der Geſchichte, d. i. in der Ueberlieferung der Thatſachen an den Hiſtoriker, ein Element, der Mythenbildung nicht unähnlich, nur ſchwächer und gebrochener als dieſe. Es iſt die Neigung, die vorzüglich im Volke lebt, auf einzelne hervorragende Häupter, oder auch auf Vereine und einzelne Maſſen, weit mehr zu häufen, als ihnen gebührt, indem man ſie faſt allein als thätig denkt; verwickelte Begebenheiten zu vereinfachen, ebenſo die Eigenthümlichkeiten von Individuen oder von Völkern in einzelne Charakterzüge zu faſſen und in pikante Reden zu kleiden, die Schickſale hervorragender Männer als frappante Situationen aufzufaſſen, oder auch zu ſolchen zu bilden, kurz, die Geſchichte in das Anekdoten- und Novellenartige zu verwandeln. Der Reiz, der hierin für Die liegt, welche in der Geſchichte nur das Einzelne, nicht den großen Zuſammenhang ſehen, macht, daß in dem Gedächtniſſe Vieler oft gerade das am meiſten haftet, was vor der

Digitized by Google

Kritik nicht beſtehen kann, und das nicht etwa bloß aus dunkeln und wenig bekannten Jahrhunderten, oder über Begebenheiten, wo mangelhafte gleichzeitige Aufzeichnung der Sage Raum giebt, wie z. B. bei der Gründung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ſondern auch über die allerhiſtoriſcheſten Zeiten. Was iſt z. B. aus der Geſchichte des Columbus bekannter als die Uebereinkunft, die er endlich mit ſeinem meuteriſchen Schiffsvolke geſchloſſen, umzukehren, wenn ſich binnen drei Tagen kein Land gefunden haben würde. Und doch lieſ't man davon bei keinem Augenzeugen, in deren Berichten ſie unmöglich fehlen könnte, wenn ſie wahr wäre; ſie iſt apokryph, obſchon ſie auch Robertſon aufgenommen hat. Man darf ſolche Erzählungen nicht mit reinen Erfindungen müßiger Köpfe in eine Claſſe bringen. Sie machen Zuſtände, Stimmungen anſchaulich, indem ſie ſie in eine beſtimmte Handlung verwandeln, in dem angeführten Falle z. B. die Unzufriedenheit der zaghaften und beſchränkten Schiffsleute, das feſte und zugleich klug beſchwichtigende Verfahren des Columbus, ſeine Zuverſicht, die der Erfolg krönt. Die Forderung, welche Ariſtoteles an die Poeſie ſtellt, iſt hier erfüllt, es iſt die Thatſache, wie ſie ſich unter den gegebenen Umſtänden und mit den Charakteren der handelnden Perſonen nach der Wahrſcheinlichkeit hätte ereignen können.

Wie vieles Andere dieſer Art ließe ſich nicht noch anführen! Wer kennt die trügeriſche Krücke nicht, durch welche Sixtus V. Papſt wurde? Die Kritik Leti's, der die Welt mit dieſer artigen Erzählung bekannt gemacht hat, hat Schröckh in ſeiner Biographie begonnen, ohne damit, wie es ſcheint, Eindruck zu machen; jetzt, nach-

Digitized by Google

dem Ranke ſie durch Aufzeigung der apokryphen Quelle Leti's ſiegreich vollendet hat, wird wol Niemand mehr daran glauben. Es knüpft dieſer treffliche Forſcher eine allgemeine Bemerkung daran, der meinigen ähnlich. Die Hiſtorie, ſagt er, ſo wie ſie in das Gedächtniß der Menſchen übergeht, berührt allemal das Gebiet der Mythologie. Nur kann ich eben dieſes mit ihm nicht „auffallend" finden. Vielmehr finde ich es natürlich, ja gewiſſermaßen nothwendig, daß die Geſchichte, ſo wie ſie der Zucht und Obhut der Kritik, die wahrlich nicht mühelos über ſie errungen worden iſt und nicht mühelos behauptet wird, entwächſt, zu ihrer urſprünglichen Quelle und Auffaſſungsweiſe zurückkehrt. Es liegt ein ſtarker Beweis für ihre wahre Abſtammung darin.

Vermöge der großen Gewalt, welche das Novellenartige auf die Menſchen übt, ſchleicht ſich aber auch die aus der Luft gegriffene Erfindung, ja ſelbſt was ſich als Erdichtung gibt, in die für wahr geltende Geſchichte ein. Saint Real mochte ſeinen Roman vom Don Carlos immerhin ſelbſt hiſtoriſche Novelle überſchreiben, er hat weſentlich dazu beigetragen, der Welt lange die verkehrteſte Meinung von dieſem Prinzen aufzuheften.

Sehr ungern läßt man berühmte Männer durch den gewöhnlichen und natürlichen Lauf der Dinge aus der Welt gehen. Cicero hat gewiß nur halb Recht, wenn er von einigen griechiſchen Schriftſtellern ſagt, ſie ließen den Themiſtokles an getrunkenem Ochſenblut ſterben, weil ſich bei einer gewöhnlichen Todesart kein rhetoriſcher und tragiſcher Schmuck anbringen ließ. *) Es hatte ſich vielmehr

*) Brutus c. 11.

ſchon die ihnen zugekommene Ueberlieferung durch den Reiz des Außerordentlichen ſo geſtaltet. Guſtav Adolphs Tod iſt viel zu verhängnißvoll, um ihn einer feindlichen Kugel zuzuſchreiben. Die Phantaſie kann ſich bei einem gemeinen Zufall nicht beruhigen. Wie viel mächtiger iſt der Eindruck des ſchauerlichen im Finſtern ſchleichenden Verraths. Kommt nun erſt politiſche Leidenſchaft und Parteilichkeit dazu, ſo iſt nichts ſchwerer als der einfachen Wahrheit den Sieg über jenen unwiderſtehlichen Reiz zu verſchaffen. Bis auf den heutigen Tag müſſen die aus der Mitte einer bedeutſamen Laufbahn geriſſenen Fürſten und Feldherren dem Gift erliegen, die in einer bedenklichen Lage rechtzeitig gebornen Prinzen untergeſchobene Kinder ſein.

Nehmen wir dieſe Leidenſchaftlichkeit und jenen Hang zuſammen, ſo ſehen wir, daß auch die verfälſchte Zeitgeſchichte nicht immer unbedingt als das Werk abſichtlicher Entſtellung zu betrachten iſt. Es giebt Schriften, deren Verfaſſer, halb von Anderen, halb durch ſich ſelbſt getäuſcht, die Thatſachen, die ſie vorbringen, ziemlich treu wiedergeben, aber durch Hinwegſehen über alles Unbequeme, und durch den Taumel einer falſchen Begeiſterung über die Wurzeln und Motive der Handlungen verblendet, ſeltſame Ideale erzeugen. Man ſehe nur jene ſo begierig geleſenen, leider auch geglaubten Lebensbeſchreibungen des geſtürzten Kaiſers an. Nicht nur Großheit, ſondern Wohlwollen, Edelſinn, Menſchenliebe iſt Alles in ihm. Wie Liebe zum Vaterlande allein ihn bewog, es den Händen Unfähiger zu entziehen, wollte er auch andere Völker durch ſeine Herrſchaft beglücken, aber man faßte ihn nicht. Die alte Schlange hörte nicht auf, zu undankbarem Auflehnen wider ihn zu reizen, und doch erlag er zuletzt den Waf-

Digitized by Google

ſen des ganzen wider ihn verbündeten Europa nicht. Nur durch hämiſchen Verrath konnte er, wie Siegfried, fallen. Wir nennen den erſten Frankenkaiſer, wie er im Pſeudoturpin erſcheint, einen mythiſchen; und doch dürfte er dem, welchen Einhard beſchrieben, kaum unähnlicher ſein, als dieſes Bild des letzten Frankenkaiſers dem wahren.

Es iſt das Geſchäft der ächten Geſchichte, dieſe Wahnbilder zu zerſtören, und nicht immer ein leichtes. Noch lange iſt die Wahrheit nicht ſo ergründet, wie ſie es durch den gehörigen Gebrauch der vorhandenen Mittel ſein könnte. Aber auch wenn ſie es der Hauptſache nach einmal ſein wird, wird doch die Geſchichte vermöge des, dieſem ihrem objectiven Elemente gegenüber als ein ſubjectives zu bezeichnenden, nicht aufhören, ein Gewebe der Penelope zu ſein, wie ſie es bisher war zum Erſtaunen der Unkundigen und zum Verdruſſe Derer, welche nicht begreifen, daß auch hier das Streben größer und fördernder iſt, als das Ruhen im Erreichten.

Das Drama und ſeine Bedingungen.

Nachdem ein Bedürfniß für das Vernehmen wahrer Geſchichte entſtanden war, welchem Herodot und Thucydides auf eine ſo großartige und befriedigende Weiſe entſprachen, war die erzählende Poeſie völlig in den Hintergrund gedrängt. Die Beſtrebungen, ſie neu zu beleben, welche im Jahrhundert dieſer Männer, obſchon von talentvollen Dichtern, wie Panyaſis es war, gemacht wurden, mußten mißlingen. Die alten mythiſchen Stoffe waren erſchöpft und konnten, um den Reiz der Neuheit zu gewinnen, nicht ohne einige Willkür behandelt werden.

Aber nicht nur dieſe neuen Dichter blieben wirkungslos, auch Homer entzückte nicht mehr, riß nicht mehr fort, wie ſonſt. Es fehlte der Glaube an die reale Wahrheit des Vorgetragenen, und die ideale Wahrheit der innern Uebereinſtimmung vermochte man als eine von jener getrennte nicht aufzufaſſen. In dieſem Gefühle verſuchte es Choerilus der Samier, in einer dem Homer an Simplicität nahe kommenden Sprache *), die Perſerkriege zu beſingen; aber der Verſuch, dem Epos die Gegenwart oder nahe Vergangenheit zuzueignen, ſcheiterte noch entſchiedener, weil das, was ſchon Stoff für die nach möglichſter Congruenz mit der Wirklichkeit ſtrebende Darſtellung geworden war, hier in eine Form gezwängt werden ſollte, welche der Auffaſſungsart eines längſt verſchwundenen Culturzuſtandes angehörte. Auf dieſe Weiſe wie auf jene konnte die epiſche Poeſie nur als eine gelehrte und künſtliche noch angebaut werden, einem wahren, in dem Bildungszuſtande der Nation liegenden Bedürfniß nicht mehr entſprechen. Als die Lyrik in ihrer Blüthe die lebhafteſte Theilnahme fand, hatte ſie nicht verſäumt, ſich gleichfalls des hiſtoriſchen Elements zu bemächtigen, aber der Natur der Sache nach konnte es in ihr nie mehr als Nebenwerk ſein. Sollte nun der Poeſie, ſo lange ſie noch eine lebendige aus friſchem Quell rinnende war, dieſer große Grundbeſtandtheil bewahrt werden, ſo mußte ſie ſich eine neue Form dafür ſuchen, und dieſe war das Drama.

Den Glauben, der für den epiſchen Dichter verloren iſt, bringt der dramatiſche für ſich von neuem hervor, in-

---

*) *Naeke*, De Choerili aetate etc. p. 65.

Digitized by Google

dem er durch die kühnſte aller poetiſchen Fictionen die Entfernung in Zeit und Raum aufhebt und den Zuſchauer ſehen läßt, was jener ihm nur erzählt. Denn wenn er ſich dieſes unermeßlichen Vortheils mit Einſicht, Begeiſterung und Kunſt zu bemächtigen weiß, ſo nöthigt er für die Stunden, in denen ſein Zauber waltet, den Zuſchauer, an ihn zu glauben, das heißt, die Wirkung der unmittelbaren Anſchauung wird zu einer ſo mächtigen und unwiderſtehlichen, daß das Bewußtſein der Täuſchung ganz in den Hintergrund tritt, der Antheil an dem gegenwärtigen Vorgange aber bis in die Tiefen der Seele dringt und ſie erfüllt. Indem der Dramatiker die Begebenheiten auf ihre ganze Urſprünglichkeit zurückführt, verbindet er die für den ſpätern Epiker getrennten Glieder der erſcheinenden Wirklichkeit und der idealen, poetiſchen Forderungen gemäßen Wahrheit wieder unmittelbar. Die Form des Gedichts gibt dem Zuſchauer die dazu erfoderliche Geiſtesrichtung, denn wer einer Erzählung zuhört, iſt es ſich bewußt, wenn er nicht kritiſch auflöſt, den Gedanken vom Erzähler zu empfangen, wer dem vor ſeinen Augen Vorgehenden zuſchaut, will ſelbſtthätig das Gemüth der Handelnden erforſchen und das Innere mit dem Aeußern verknüpfen. Dieſe Stimmung des Zuſchauers, die als eine zweite, innere Täuſchung zu betrachten iſt, zu erhalten, die Spiegelung der Handlung in der Seele des Dichters zu verdecken, darum Alles an lebendige Handlung zu knüpfen, um aus Handlungen, nicht aus Schilderungen und Entwickelungen von Gemüthszuſtänden die Einheit des Ganzen hervorgehen zu laſſen — iſt die tiefſte Kunſt des Dramatikers, das, was ihn am weſentlichſten vom erzählenden Dichter unterſcheidet.

Digitized by Google

Wegen des großen Einfluſſes, den Geſchichte und Drama auf einander üben, ſei es erlaubt, bei den Bedingungen des letztern hier noch zu verweilen.

Erwägen wir, daß zur dramatiſchen Poeſie dieſe beiden Erforderniſſe gehören: das eines lebendigen, poetiſch-geſchichtlichen Sinnes und Bedürfniſſes, und das des klarſten Auges für geiſtige Individualitäten und der geübteſten Fähigkeit, ſie ganz aus ihnen ſelbſt heraus darzuſtellen; ſo ergiebt ſich, daß es nur gewiſſe Gränzepochen im Leben der Völker ſein können, wo ſie recht aus dem innerſten Triebe des Zeitgeiſtes heraus gedeiht. Denn die Cultur hat entweder den Höhepunkt, wo die Kunſt der vollſten Aneignung des von dem geiſtigen Urſtrome des Traditionellen und Typiſchen frei gewordenen Objects fähig iſt, noch nicht erreicht; oder, wenn er erreicht iſt, geht das Verlangen nach Uebereinſtimmung zwiſchen dem Natur- oder Geſchichtsobject und der künſtleriſchen Darſtellung ſchnell in eine platte Wirklichkeitsforderung über, welche den poetiſchen Sinn ſchwächt und endlich tödtet.

An und für ſich aber wird die Berührung und Begegnung dieſer beiden Sinnesarten und Fähigkeiten noch keineswegs hinreichen, eine Blüthe der dramatiſchen Poeſie hervorzurufen, es muß eine beſondere Richtung und Beſchaffenheit der Nation vorhanden ſein, die ſich dieſes Glückes erfreuen ſoll. Wenn nämlich ſchon die Poeſie überhaupt das allgemein Menſchliche nur in dem volksthümlich Beſondern auffaſſen und darſtellen kann, ſo iſt dies ganz beſonders in der dramatiſchen der Fall, deren Geſtalten ja nothwendig wie die lebendigſten ſo die individuell abgegränzteſten ſein müſſen. Vollkommen wahr und treffend kann aber ein Volk ſolche nationelle Bilder

Digitized by Google

nur von ſich ſelbſt entwerfen, es muß alſo die Eigenthümlichkeit deſſelben eine würdige und bedeutſame, von Cultur und Geiſt durchdrungene ſein; und wenn die Schilderung mit wahrer Luſt und Freude, mit jenem innigen Behagen geſchehen ſoll, die zur Friſche des Kunſtwerks gehören, ſo iſt dazu erforderlich, daß das Volk auf ſeine Eigenthümlichkeit mit einem gerechten, ſtolzen Selbſtgefühl blickt, welches das Glück und die Vorzüge keines andern Volkes beneiden darf, da es in ihr ein befriedigendes Gut beſitzt.

Nur da, wo bei einem höher begabten Volke jene Gränzepoche der Geiſtesrichtungen mit einem ſolchen Selbſtgefühle zuſammentritt, ſind die Bedingungen zu einer Schaubühne, an der das Volk durch Genuß und Antheil ſelbſt ſchaffend wirkt, vorhanden. Ich ſage einer Schaubühne, denn wo immer die dramatiſche Poeſie naturgemäß und großartig hervortrat, hat ſie in der beſtimmteſten Beziehung zu einem realen Theater geſtanden.

Hieraus geht hervor, warum eine wahre und ächte Blüthe des Dramas zu den ſeltenſten Erſcheinungen in der Culturgeſchichte gehört, und wie einerſeits Ernſt, Einſicht, Begeiſterung, denen das vaterländiſche Gefühl fehlt, andererſeits eine hohe Meinung von der eignen Nation, welcher der ächte poetiſche Schwung fehlt, nur Annäherungen zu einer Blüthe des Theaters bilden können, wo im erſtern Falle ein zu großes Uebergewicht des idealen Elements über das reale, im letztern das Umgekehrte ſtattfinden wird. Auch wird dadurch klar, warum die Griechen, bei welchen beide Elemente ſich durchdrangen, erſt zur Zeit der Perſerkriege ihr großes Drama erzeugen

Digitized by Google

konnten, und warum es mit dem peloponneſiſchen wieder erlöſchen mußte.

An einem andern Orte *) habe ich nachzuweiſen geſucht, daß die, wenn ſie ſich in reichen mannigfaltigen Erſcheinungen entfaltet, nicht minder als die des Dramas ſeltene, Blüthe der bildenden Kunſt ſich gleichfalls nur da findet, wo die beiden Perioden der jugendlichen Begeiſterung und die der Mühe um genaue Auffaſſung der Dinge in ihrer objectiven Wahrheit durch Berührung ineinander übergehen, daß aber dies nicht durch die vorherrſchende Richtung auf das Nationale, ſondern vielmehr durch den das rein Menſchliche erkennenden und hervorhebenden Blick bedingt iſt. In der That iſt unter den modernen Völkern keines, welches den Doppellorbeer eminenter Erzeugniſſe auf beiden Gebieten davongetragen hätte. Nur den Griechen war dies vergönnt, weil ſie beide einander ſcheinbar widerſprechende Erfoderniſſe in ſich vereinigten. Denn das war das Einzige, das iſt das Unerreichbare der alten Hellenen, daß ſie die eine Richtung nicht auf Koſten der andern ausbilden durften, daß ſie in beiden zugleich groß waren. Nie hat ein anderes Volk den allgemeinen Typus der Menſchheit, ihre edelſte Form und Schönheit ſo rein dargeſtellt wie die Griechen, und doch hatten andererſeits ihre Kunſterzeugniſſe auch wiederum ein ſo entſchieden nationales Gepräge, wie kaum die eines ſpäteren, weil ſie auf kein anderes blickten, wie unmittelbar oder mittelbar die folgenden Culturvölker auf ſie.

Ich komme von dieſer Abſchweifung auf die Hiſtorie

---

*) Reiſebriefe aus Belgien, S. 289 fg.

zurück. Das Element derſelben muß im Drama vorwalten wie im Epos; denn wie ein tief liegendes inneres Bedürfniß, große Begebenheiten in einem würdigen Spiegel zu erblicken, auf einer frühern Culturſtufe zum epiſchen Gedicht führte, ſo auf einer ſpätern ein ähnliches Bedürfniß zur dramatiſchen. Dort verwandelte ſich die Geſchichte auf dem poetiſchen Gebiete in Epos, hier in Drama. Und wie der Sinn, der ſich der Vergangenheit des Heroenzeitalters, der mythiſchen Periode zuwandte, zwar nicht mehr mit der alten Kraft wirkte, aber doch noch immer lebendig war, fand auch die Tragödie Boden und Stoff am natürlichſten in derſelben Periode. Nur bei Begebenheiten ſo coloſſaler Art, daß die Verwickelungen, welche ihren Platz in der proſaiſchen Geſchichte gefunden hatten, ſich von den großen Umriſſen leicht ablöſen ließen, konnte die tragiſche Dichtung auch die Gegenwart darſtellen, wie Aeſchylus in den Perſern. Oder es wurden gerade dieſe Verwickelungen, an denen die Gegenwart ſich abmüht, allein hervorgehoben und in poetiſcher Weiſe auf ihren Urſprung, auf die mangelhafte, belachenswerthe Seite des menſchlichen Daſeins zurückgeführt. Sie fielen daher der komiſchen Dichtung zu, die alſo auch in ihrer Art auf hiſtoriſchem Boden ſteht.

Andererſeits wurde auch wieder die Geſchichtſchreibung weſentlich von der dramatiſchen Poeſie berührt, und erſt von dieſem Standpunkte aus läßt ſich die Charakteriſtik des Thucydides vervollſtändigen. Denn auch in ſeinem Werke iſt der dramatiſche Geiſt, der die Poeſie umgeſtaltete, lebendig, mag nun die in der Zeit liegende Richtung auf dem verwandten Felde Aehnliches hervorgetrieben haben, oder mochte der Eindruck der großartigen Dich-

Digitized by Google

tungen, die der Jugend des Geſchichtſchreibers die würdigſte Geiſtesnahrung boten, mächtig genug geweſen ſein, in die Farbe und Haltung ſeines Werkes zu dringen. War doch die Zeit mit der dramatiſchen Auffaſſungsweiſe und Form ſo erfüllt, daß ſie zur philoſophiſchen Darſtellung den Weg fand; wie hätte die Geſchichte ſich ihrem Einfluſſe entziehen mögen! Es lebt aber das dramatiſche Element im Thucydides innerlich in der großen Objectivität des Werkes, vermöge welcher der Autor ſich faſt ganz zurückzieht, und dem Leſer die handelnden Perſonen und ſtreitenden Parteien ſelbſt vorführt; in der Form in den Reden, welche vermöge dieſer Betrachtung wol eine tiefere Bedeutung gewinnen, als man ihnen gewöhnlich giebt. Die Unterredung zwiſchen den atheniſchen Abgeordneten und den Meliern im fünften Buche iſt eine ganz dramatiſche Scene. Mag der Geſchichtſchreiber ſich in den mitgetheilten Reden auch noch ſo ſehr an die Nachrichten über den Inhalt der wirklich gehaltenen angeſchloſſen haben; er konnte nicht umhin ihnen aus ſeinem eignen Geiſte Zuſammenhang, Rundung, Farbe und Form zu geben.

So iſt alſo die Geſchichtſchreibung bei den Griechen nicht bloß aus der Poeſie hervorgegangen, ſondern auch, ſo lange ſie noch reifte und wuchs, unter dem Einfluſſe der Entwickelung und des Stufenganges derſelben geblieben.

Die ſpäteren Griechen.

Auch das hat Thucydides mit der Blüthe des Dramas gemein, daß eine Geſchichte ſeiner Art und Kunſt

Digitized by Google

nur entſtehen konnte an der Gränze, wo das Vorwalten des Inſtincts und der Contemplation in das Vorwalten der Reflexion übergeht. Nach ſeinen Zeiten fehlt dieſe Durchdringung, die hiſtoriſche Kunſt wird mehr geſucht, als daß ſie ein Product des die Geſchichte in ſeiner Weiſe auffaſſenden und darſtellenden Zeitgeiſtes wäre. Wahrhaft große Geiſter ſind immer beides: beſondere Geſchenke der günſtigen Gottheit und Gipfelpunkte der in der Zeit verbreiteten und herrſchenden Ideen; in den Perioden der Reflexion, des Sinkens, tritt das letztere Element zurück, die Individuen trennen ſich von ihrer Zeit und ſchlagen beſondere Wege ein. Wir ſehen daher ſchon bei den Griechen fortan die Geſchichtſchreiber ihre Zeitalter weit weniger als früher repräſentiren, und bei den andern Völkern prägt ſich auch die Nationalität in ihnen weniger ſcharf aus, weil jede höhere hiſtoriographiſche Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt, von den Griechen abhängt. So hört denn mit dem Thucydides die Bezeichnung der Epochen der Geſchichtſchreibung auf, zuſammenzufallen mit der Schilderung ihrer erſten Meiſter; daher darf auch dieſer Verſuch über jene nun kürzer werden und den angekündigten Charakter der Skizze tragen, über den er bis jetzt, um das Princip, von dem er ausgeht, zu begründen, hinausgegangen iſt.

In den Perioden ſinkender Nationalkraft zeigt ſich das Talent nicht nur herabgeſtimmt, ſondern auch mit ſich ſelbſt entzweit; der Weg, den es zu verfolgen hat, ſteht ihm nicht mehr mit unzweifelhafter Gewißheit vor Augen. Die Reflexion ſpaltet die großartige Einheit von Stoff, Gedanken, Zweck, Darſtellung in verſchiedene Richtungen. Dies iſt der Geiſt, unter deſſen Einflüſſen

Digitized by Google

Xenophon zum Geſchichtſchreiber wurde. Als praktiſcher Philoſoph will er das Staatsleben und deſſen Entwickelung nicht von der im Volke gegebenen hiſtoriſchen Baſis, ſondern von Theorien und Idealen abhängig machen, ein Beſtreben, welches der unbefangenen Auffaſſung geſchichtlicher Verhältniſſe nicht förderlich iſt, den Blick für ſie vielmehr abſtumpft. Darum gehen auch die politiſche Lehre und die hiſtoriſche Compoſition, die im Thucydides ein Ganzes bilden, bei ihm getrennt aus einander. Denn einen ſo reichen Stoff die Zeit, die er geſchichtlich behandelte, für Staatslehren auch darbot, er wußte ihn für dieſen Zweck nicht zu gebrauchen, er bedurfte eines Ideals und ſchrieb die Cyropädie, die man mit Unrecht einen hiſtoriſchen Roman genannt hat, da die Erdichtung und Ausſchmückung nicht zu Gunſten des poetiſchen, ſondern des didaktiſchen Elementes geſchehen iſt. Schon daraus erklärt ſich das Dünne, oft Dürftige in den helleniſchen Geſchichten, dann aus der — um mich gelinde auszudrücken — verſchobenen Stellung Xenophons zu ſeiner Vaterſtadt. So verderblich wirkte die unglückliche Parteiung der Zeit auf die Geſchichtſchreibung, die ſie in Zweifel, Schwanken, Halbheiten brachte, wie den Staat ſelbſt. Wie ungleich vorzüglicher iſt Xenophon da, wo das politiſche Intereſſe in den Hintergrund tritt, in der Beſchreibung des Feldzugs, der Griechen aus Barbarenhänden rettete! Hier hat er ſich als Menſch wie als Autor ein ſchönes Denkmal geſetzt, obſchon die Gattung der hiſtoriſchen Memoiren, die er hier gründete, ſich für die moderne Zeit doch weit mehr eignet, als für die antike, wo ſie auch zu den Erſcheinungen des ſich trennenden und ſpaltenden Lebensganzen gerechnet werden muß. Ueberhaupt war es eine

Digitized by Google

Zeit des erſten Hervortretens von Keimen und Geſtalten, die auf die Zukunft hindeuteten, wo ſie mit ihrer weitern Entfaltung und Entwickelung auch erſt ihre Rechtfertigung erhalten konnten.

Bei aller anmuthigen Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache fehlt der xenophontiſchen Darſtellung der volle kräftige Bruſtton, der aus einer andern Betrachtungsart und einer andern Perſönlichkeit des Schreibenden hätte ſtammen müſſen, womit zugleich das poetiſche Element zurückgedrängt war, und von den Leſern nicht anders als ſchmerzlich vermißt werden konnte. Wie nun der oberflächlicher gewordene Sinn ſtumpf iſt für die Unterſcheidung des Inneren und Aeußeren, glaubte die Hiſtoriographie die Kraft und den Schwung, die ihr abhanden gekommen, wieder finden zu können in der damals mit ſo großer Vorliebe betriebenen Rhetorik, wo Stil und Geſchmack in Gewandung und Faltenwurf erſetzen ſollten, was den Formen der nackten Glieder an Großheit, Freiheit und Friſche fehlte. Die Rhetorik bedurfte, um einen würdigen Stoff zu gewinnen, der Geſchichte ebenſo, wie dieſe jener; die meiſten Schüler des Iſokrates waren Geſchichtſchreiber *). Die wenigen erhaltenen Fragmente und die Urtheile der Alten reichen nicht hin, uns von der Art und Kunſt dieſer Autoren eine vollſtändige Vorſtellung zu geben; das aber können wir im Allgemeinen ausſagen, daß ſie in dem Gewählten des Ausdrucks und der Sprache, in dem mit Studium und Abſicht angebrachten und vertheilten, zuweilen jedoch ſchon an das Ueberladene und

*) *Ruhnken*, Hist. crit. orat. gr. p. LXXXIII.

Digitized by Google

Schwülſtige ſtreifenden, Redeſchmuck das Künſtleriſche der Geſchichte geſucht haben müſſen. Aber in der beginnenden Manier kann außer dem Verführeriſchen auch noch etwas Großes liegen, und vielleicht würden wir mehr als in den Fragmenten davon ſpüren, wenn uns ein ganzes Buch des Theopompus übrig geblieben wäre, der an Kraft ſeinen Meiſter übertroffen hat. Der überſchwengliche Reichthum dieſes Geſchichtſchreibers an Abſchweifungen und Epiſoden kann in ſeinem Stoffe und ſeiner Behandlungsweiſe die Erklärung und Rechtfertigung nicht finden, die dem Herodot zu gute kommen; es zeigt dieſer Reichthum vielmehr deutlich den Rhetor und Sophiſten, der vor Allem liebt ſich über anziehende Gegenſtände mannigfacher Art vernehmen zu laſſen, ohne Rückſicht auf die Geſetze der hiſtoriſchen Anordnung und Einheit. Aber dieſer Sinn war wol damals überhaupt ſchon ziemlich verſchwunden. Auch hat es Theopompus, um die Leſer anzuziehen und zu ergötzen, nicht verſchmäht, viele mythiſche und fabelhafte Erzählungen einzuflechten, die er ohne Zweifel, um der Kritik nicht zu verfallen, viel entſchiedener wie Herodot als ſolche angegeben haben wird, wodurch ſie denn aber nur um ſo einleuchtender als müßiges und ungehöriges Beiwerk erſcheinen mußten. So zeigte ſich denn in dem von ihm angeſchlagenen, unſtreitig viel nachgeahmten Tone die beſtimmteſte Abweichung von den Grundſätzen und der Art des Thucydides.

Dagegen ſuchte ſein Zeitgenoſſe und Mitſchüler Ephorus eine Verbindung des mythiſchen Sagenſtoffes mit der Geſchichte, aber auf die willkürlichſte Weiſe, indem er nämlich, wie Otfried Müller ſagt: „mit der Verkennung des Sagencharakters überall hiſtoriſchen Zuſammenhang

hineinzwängte und dann die Lücken der Tradition durch Raiſonnement zu erſetzen ſtrebte." So iſt er das Haupt einer Schule geworden, die es verſchuldet, daß Diejenigen, die ihrer Willkür entgegenſtreben, von Vielen am meiſten der Willkür angeklagt werden.

Luſt an Prunk, an ſchönem kunſtvollen Redeerguß, Gewalt über die Sprache, Schauſtellung einer gewiß oft ſehr bedeutenden Virtuoſität in einzelnen Schilderungen, ohne daß ſich das Einzelne zu einem künſtleriſchen Ganzen rundete, wird im Allgemeinen der Charakter der Geſchichtſchreibung zur Zeit Alexanders geweſen und ziemlich weit über die Diadochenzeit hinaus geblieben ſein, mit einem nach der verſchiedenen ſittlichen Geſinnung der Schriftſteller ſehr verſchiedenem Maße von Treue und Wahrheit.

Gegen dieſe herrſchende Richtung erhob ſich nun der Schriftſteller, über den es uns nach langer Zeit wieder vergönnt iſt, ein ſelbſtändiges Urtheil zu fällen, Polybius. Es darf nicht Wunder nehmen, daß er faſt alle Geſchichtſchreiber, die er anführt, bekämpft, da er den Zuſtand der Hiſtoriographie in ſeiner Zeit als einen krankhaften, durch falſche Rhetorik äußerlich übertünchten, innerlich aber von ſophiſtiſcher Lüge angefreſſenen betrachtet, und gern die Gelegenheit ergreift, die ganz entgegengeſetzten Grundſätze und die Methode, denen er folgt, ins Licht zu ſetzen. Wie Thucydides auf Wahrheit dringt gegen Die, welche leichtgläubig Sagen für Geſchichte nehmen, ſo Polybius gegen Die, welche ſie aus Gleichgültigkeit oder Parteilichkeit vernachläſſigen, oder der Wirkung, die ſie beabſichtigen, aufopfern. Am merkwürdigſten iſt hier eine Stelle *),

*) II, 56.

Digitized by Google

wo er dem Phylarchus vorwirft, er habe es in ſeiner Geſchichte darauf angelegt, durch pathetiſche Schilderungen von Jammerſcenen, Thränen und Klagen, die Leſer zu rühren und zum Mitleid zu bewegen. Phylarchus, meint er, ſei hier in das Gebiet der Tragödie übergegangen, und ſetzt bei dieſer Gelegenheit die Zwecke der Tragödie und der Geſchichte einander ſo entgegen, daß jene den Hörer für die Gegenwart erſchüttern und auf ſein Gemüth wirken, dieſe den Wißbegierigen für alle Zukunft unterrichten und überzeugen, jene vermittelſt des Ueberredenden und Einnehmenden, dieſe durch die Wahrheit wirken wolle. Man hört hier jenen Satz des Ariſtoteles durchklingen, auf den Polybius durch mannigfache Erfahrungen von dem falſchen und verderblichen Uebergreifen der Geſchichte auf das Gebiet der rhetoriſch wirkenden Poeſie wohl mit mehrerem Rechte kommen konnte, als der Stagirit ſelbſt; nichts deſto weniger verkannte auch er, daß das Wahre, in großartiger Einfachheit hingeſtellt, nicht minder erſchüttern und das Gemüth in Anſpruch nehmen wird, als das Wahrſcheinliche, welches der Dichter ſucht und bildet, wenn der Geſchichtſchreiber dieſer Region des menſchlichen Daſeins und ſeiner Schickſale nicht etwa mit Abſicht aus dem Wege geht. Dies iſt aber eben die Vorſtellung des Polybius, daß ſie gar nicht in den Bereich des reinen Geſchichtſchreibers gehöre. Die großartige Idee der Wahrheit, die beim Thucydides in ihrer Reinheit auftritt, war bei ihm zu einem erſtarrten und einſeitigen, daher nüchternen Begriffe geworden. Dahin führte ihn ſeine Weltbetrachtung, und auf dieſe die große, höchſt imponirende Erſcheinung ſeiner Zeit, die Erringung der Weltherrſchaft durch Rom. Zu zeigen, wie dieſes

wunderbare Ereigniß ſich zugetragen, welche Urſachen es herbeigeführt, iſt, wie er ſelbſt ſchon im Eingang ſagt, der Hauptzweck ſeiner Geſchichte, und am Schluſſe weiſt er nochmals auf dieſe Einſicht, als auf die ſchönſte und nützlichſte Frucht ſeiner Mühe hin *). Nun leitet er alle Erfolge Roms von ſeinen Staatseinrichtungen, die Güte der Verfaſſungen und Sitten überall von der Weisheit der Geſetzgeber, die das Zweckmäßigſte anzuordnen wußten, her. Den Einfluß natürlicher Urſachen leugnet er nicht, glaubt aber, daß es nur klug angewendeter Mittel bedürfe, um ihn zu überwinden und zu beſeitigen **). Iſt nun der berechnende Verſtand zum oberſten Princip der Weltbegebenheiten gemacht, ſo darf man dieſen Berechnungen nur folgen, um alle ihre Gründe zu enträthſeln. Darum ſehen wir den Polybius ſo ſehr auf die Hervorhebung der urſachlichen Momente dringen, deren Entwickelung er das vorzüglichſte Erforderniß der Geſchichtſchreibung nennt ***). Dadurch wurde er der eigentliche Urheber der ſogenannten pragmatiſchen Geſchichte, welche, ſo wichtig und bedeutungsreich das Element auch iſt, das ſie hervorhebt, doch der Tiefe wie der Unbefangenheit der geſchichtlichen Darſtellung den empfindlichſten Abbruch thut, indem ſie die Wirkungen des fort- oder zurückſchreitenden Zeitgeiſtes, des Völker-

---

*) Script. vet. nova coll. e Vatican. cod. Ed. Maio. T. II. p. 461.

**) Man ſehe z. B. was er IV, 21. von dem natürlichen Charakter der Arkäder und von der Wirkung der Muſik auf ſie ſagt.

***) III, 32.

Digitized by Google

lebens, das Geheimnißvolle in den individuellen Richtungen, alle in der Tiefe gährenden Kräfte ignorirt, oder in den Hintergrund ſchiebt. Söhnt Polybius ſelbſt für dieſe Einſeitigkeit aus durch ſeine Einſichten, ſeinen hellen Blick und ſcharfen Verſtand, die zuweilen eine Ausſicht auf Dinge gewähren, die außerhalb des Kreiſes ſeiner bewußten Abſicht liegen; ſo tritt ſie in manchem ſeiner Nachahmer als eine unleidliche Zerſtörerin aller Unmittelbarkeit, alles echten hiſtoriſchen Geiſtes auf.

Ob Polybius eine eigentliche Schule geſtiftet, kann wegen der vorherrſchenden Richtung auf das Rhetoriſche billig bezweifelt werden, aber von großem Einfluß waren ſeine Lehre wie ſein Beiſpiel, wie beſonders in neueren Jahrhunderten, die ihn übermäßig verehrten, ſo auch ſchon im Alterthum. In den Forderungen, welche Cicero in einer bekannten Stelle *) an die vollkommene Geſchichtſchreibung ſtellt, wird die Regel des Polybius ſehr entſchieden hervorgehoben. Und ſo muß man ſich die folgende griechiſche Geſchichtſchreibung als eine zwiſchen dem rhetoriſchen und dem pragmatiſchen Elemente bald ſchwankende, bald beide zu vereinen und zu verſchmelzen ſtrebende vorſtellen, mit ſinkender, doch zuweilen durch beſondere einzelne Talente über den umgebenden Strom des Verfalls hervorragender Kraft und Virtuoſität, leidlich zum Theil noch bis in die byzantiniſche Zeit hinein.

Wir haben daher hier nur noch eines Geſchichtſchreibers beſonders zu erwähnen, des Plutarch nämlich, weil er einen eignen Weg einſchlug, und vermöge deſ-

*) De orator. II, 15.

Digitized by Google

ſelben in der modernen Zeit einer der vielgeleſenſten und einflußreichſten Schriftſteller des Alterthums geworden iſt. In der Schrift „Ob die Athener durch Krieg oder durch Weisheit berühmter geweſen“, wo er der von Simonides herrührenden Vergleichung der Malerei und der Dichtkunſt erwähnt, zieht er, gewiß nicht ohne einen Seitenblick auf Polybius und die durch ihn eingeſchlagene Richtung, die Geſchichtſchreibung ausdrücklich zur Poeſie, indem er aus ihr ſeine Beiſpiele ſchöpft und von ihr vor allem poetiſche und maleriſche Wirkungen fordert. Derjenige ſei der beſte Geſchichtſchreiber, deſſen Erzählung Gemüthsbewegungen und Perſonen zur Anſchauung bringt wie ein Gemälde. Thucydides wenigſtens, fügt er hinzu, hat immer nach einer Darſtellung geſtrebt, welche den Hörer zum Zuſchauer macht und in dem Leſer die Leidenſchaften und Erſchütterungen hervorruft, die der gegenwärtig Geweſene empfand; worauf er Beiſpiele aus dieſem Schriftſteller anführt. Mit keiner geringern Autorität alſo als der eines ſolchen hiſtoriſchen Heros waffnet ſich Plutarch, um der Geſchichte die poetiſchen Beſtrebungen und Wirkungen zu vindiciren, welche die Verſtandes- und Nützlichkeitsforderung mächtig und mit Erfolg zurückgedrängt hatte.

Er ſelbſt rang zwar nicht nach der eigentlich hiſtoriſchen Palme, aber in ſeine Biographien, in welchen er um ſo eher einen freiern Weg einſchlagen zu dürfen glaubte, zog er ein Element, welches wir von einer andern Seite her ein dem Poeten und ſeinem Bedürfniß verwandtes nennen dürfen. Der Standpunkt nämlich, auf den ſowohl die Betrachtung des tiefen Verfalls alles politiſchen Lebens als ſeine eigne Richtung und Anſicht

ihn ſtellten, ordnete die Verhältniſſe der Menſchen im Staate ihrer ſittlichen Beſchaffenheit unter, und beſtimmte danach die Bedeutung und das Intereſſe der Geſchichte. Daher jene von ihm ſo reichlich eingeſtreuten Züge, welche den Staatsmann und Helden nicht als Glied, Leiter und Führer einer ſocialen Verbindung, ſondern als Menſchen zeichnen. Die Poeſie aber, die ihn gleichfalls ſo auffaßt und der anderen Beziehungen ſich nur bedient, um dem Individuum eine beſtimmte, ſcharf begrenzte Geſtalt zu geben und den Einfluß der äußeren Verhältniſſe auf das rein Menſchliche zu zeigen, findet in denſelben Zügen den ihr angemeſſenen Stoff. Dieſes individuelle, perſönliche Leben macht ſich zwar überall geltend, aber in den Großthaten und ihren Erfolgen wird es oft nicht entdeckt und bemerkt, und Plutarch hat gewiß Recht, wenn er in der Einleitung zum Alexander ſagt, daß eine wenig bedeutende Handlung, eine Rede, ein Scherz von einem Charakter oft ein beſſeres Bild geben, als mörderiſche Schlachten und Städtebelagerungen. Aber mit dem ernſten und ſtrengen Antlitze, wie ſie dem Thucydides erſchien, auftretend, verſchmähte die Muſe der Geſchichte ſolche Charakterzüge, ein mal weil ſie eben die Wirkungen der Handlungen auf die ſocialen Verhältniſſe in den Mittelpunkt zu ſtellen gebot, dann weil die Wahrheit ſolcher einzelnen Sittenzüge und Reden ſo ſchwer zu ermitteln iſt. Plutarch dagegen entfernte ſich von dieſer Strenge theils in der beſtimmten und bewußten Abſicht, ſeinen auf das Sittliche gerichteten Zweck dadurch zu fördern, theils unbewußt fortgeriſſen von demjenigen Intereſſe an dieſem Beſtandtheile der Geſchichte, welches man uns ein halb poetiſches zu nennen erlauben mag. Denn es liegt in dieſen Anekdoten,

Digitized by Google

frappanten Handlungen, novellenartigen Begebenheiten etwas ſo allgemein Anſprechendes, ja es iſt ein ſo weſentliches Bedürfniß, ſich große Männer menſchlich dadurch näher zu rücken und begreiflich zu machen, daß die Kritik hier nie einen vollſtändigen Sieg davontragen, vielmehr das ewige Recht dieſer Erzählungen, auf das menſchliche Gemüth zu wirken, ſich immer wieder geltend machen wird. Weniger weil Plutarch überhaupt Charaktere treffend zu zeichnen verſtand, als weil er auch mit dieſen Mitteln zeichnete, haben ſeine Biographien einen ſo außerordentlichen Beifall gefunden. Den Menſchen zu begreifen, wie ſein Wollen, Streben, Handeln durch ſo viele außer ihm liegende Einflüſſe der Natur und des Geiſtes, durch ſein Volk, deſſen Charakter und Entwickelung, die herrſchende Richtung der Zeit, bedingt ſind, das iſt die Sache eines ernſten und mühevollen Studiums; ihn zu betrachten, wie er auf ſeiner Perſönlichkeit ruht, eine Erholung für Freiſtunden, welche ernſten und heiteren Spielen des Geiſtes und den Gebilden der Phantaſie den willkommenſten Anknüpfungspunkt darbietet.

Die Römer.

Von anderer Art als bei den Griechen ſind bei dieſem Volke die Anfänge der Geſchichte geweſen. Hier finden wir ſehr früh prieſterliche Jahrbücher, die wir uns als äußerſt dürr und trocken vorzuſtellen der Natur der Sache nach ein Recht hätten, wenn ſie auch nicht ausdrücklich ſo beſchrieben würden. Und geſetzt auch, daß die echten der alten Zeit im galliſchen Brande nicht untergegangen ſeien, man folglich an ihnen bis in die Periode

der Könige hinein eine unverächtliche Grundlage für eine chronologiſche Geſchichtsüberſicht gehabt habe; ein im Volke vorhandenes hiſtoriſches Bedürfniß lebendiger Art können ſie nicht befriedigt haben. Vielmehr bezeugen Art und Inhalt der überlieferten Geſchichte der erſten Jahrhunderte, daß es neben ihnen Sagen und Erinnerungen poetiſcher Färbung gegeben hat, unzweideutig; wenn ſchon der Streit darüber, ob dieſe Ueberlieferungen in Liedern, epiſchen Geſängen mehr oder weniger ähnlich, erhalten worden ſind, oder nicht, ſchwerlich auf eine entſcheidende Weiſe zu ſchlichten iſt. Ueberhaupt bleibt, wohin man ſich bei der Beantwortung dieſer Frage auch wenden möge, immer etwas Räthſelhaftes in Bezug auf die Urquellen der ältern römiſchen Geſchichte übrig. Es kommt in den Nachrichten über die Verfaſſungsentwickelung vor der galliſchen Zerſtörung Umſtändliches vor, welches man weder als unecht und erſonnen betrachten, noch füglich, ſei es als aus annaliſtiſchen Aufzeichnungen, oder aus Liedern, oder aus lobredneriſchen Familienberichten geſchöpft anſehen kann.

Wie dem auch ſei, die Verbindung eines annaliſtiſch-proſaiſchen und eines ſagenhaft-poetiſchen Elements hat in Rom bei dem Eintritt der hiſtoriſchen Ueberlieferung in die Litteratur vorgewaltet; Form und Darſtellung waren dürr und herbe, auch für die Erzählung der Sagen kam Alles auf den Inhalt an, ſo daß man die Uebereinſtimmung, welche Cicero zwiſchen dieſen älteſten Geſchichtſchreibern und den griechiſchen Logographen findet, vollkommen begreift. Dennoch hat allmähliche Entwickelung aus der einfachen Wortkargheit der alten Chronik an der Bildung der höhern römiſchen Hiſtoriographie wenig Antheil gehabt, da dieſe aus griechiſchen Muſtern hervor-

Digitized by Google

gegangen iſt, welche erſt Cicero's Zeitgenoſſen mit einer Kraft zu aſſimiliren und mit einer Virtuoſität ſich anzueignen verſtanden, von der die früheren Geſchlechter bei aller Kenntniß jener Literatur noch weit entfernt geweſen waren. Das nationell Eigenthümliche in Sinn, Auffaſſungsweiſe und Darſtellung, welches die römiſchen Meiſter in die griechiſchen Formen goſſen, würden ſie ohne jene ungelenken Vorgänger wol ziemlich auf dieſelbe Weiſe hineingebracht haben, ſo daß der Einfluß derſelben nur als ein untergeordneter erſcheinen kann.

Daher findet, nachdem dieſe vollkommene Ausbildung der Rede einmal eingetreten iſt, innerhalb der Grenzen der ſich über anderthalb Jahrhundert erſtreckenden Blüthenperiode der römiſchen Hiſtoriographie keine Entwickelung und Aufeinanderfolge verſchiedener Stilarten und Tonweiſen Statt; Alles hängt von der individuellen Stimmung des Schriftſtellers, ſeiner perſönlichen Richtung, ſeinem beſondern Talente ab. Nur am Schluſſe der Periode läßt ſich im Tacitus die Zeit und ihr Einfluß ſpüren. Cäſar und Salluſt waren Zeitgenoſſen, Livius ſchon ein Jüngling, als Jener ſtarb, und wie verſchieden ſind ſie doch! Naturgemäßer Entwickelung nach hätte Livius dem Salluſt vorangehen müſſen. Dieſer Letzte iſt, wie die Alten ſchon bemerkten, der römiſche Thucydides, auch hat er ſo ſehr geſtrebt es zu ſein, daß er bei aller ſonſtigen Vortrefflichkeit doch keineswegs die Eigenthümlichkeit in die Hiſtoriographie gebracht hat, die man von dem Urheber ihrer claſſiſchen Vollendung unter den Römern erwarten ſollte. Es iſt in der Haltung des Thucydides etwas an den römiſchen Ernſt Streifendes; vielleicht iſt Salluſt ſeinem Muſter näher gekommen, als einer von den Griechen,

Digitized by Google

die ihn zum Vorbild genommen; den Eindruck der Groß-heit und der erhaben ruhigen Seelenſtimmung, der uns aus dieſem entgegentritt, gewährt er freilich nicht. Cäſar iſt als Memoirenſchreiber bedeutender als Xenophon; in der außerordentlichen, ſeiner Zeit ſonſt fern liegenden Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache, ohne dabei irgend, ſei es in das Nüchterne oder in das Geleckte zu verfallen, ein ungemeiner Künſtler.

Den Livius hat Quintilian dem Herodot gegenüber-geſtellt, ein Urtheil, welches auf den erſten Blick wenig für ſich zu haben ſcheint: da der Grieche uns in ſeinem Werke das einfachſte Abbild des Geſchehenen und Erkundeten gibt, mit keinem andern Schmuck, als der ſich auf das natürlichſte von ſelbſt dazu findet; der Römer hingegen voll Studium, Abſicht und feiner Berechnung der Wirkung iſt, beide daher die verſchiedenſten Epochen der Abſpiegelung von Weltereigniſſen in Schriftwerken repräſentiren. Sehen wir aber hiervon ab, und auf die Stimmung hin, die beide Schriftſteller in dem Leſer erwecken, ſo bleibt ſo viel wahr, daß darin kein Römer dem Herodot ſo nahe kommt als Livius. In Beiden nämlich treten die Beziehung der einzelnen Welt- und Lebensbilder auf das Ganze, der Ernſt, die Schwere des Gedankens zurück gegen die Friſche, Lebendigkeit und Anmuth, mit welchen jene einzelnen Bilder hervortreten. Die Schilderungen des Livius locken mit einem unwiderſtehlichen Zauber, das Prachtvolle, Volltönende ſeiner Sprache iſt mit einer wunderbaren Lieblichkeit verſchmolzen, ſein Mund iſt der ſüßeſte, durch den die Muſe der Geſchichte je geſprochen. Schön und richtig hat Niebuhr ihn mit den Malern der venetianiſchen Schule verglichen,

Digitized by Google

er hat ihren Glanz, ihre ſchwellende Fülle, ihre Weichheit; auf gewiſſe Weiſe erinnert er aber auch an Correggio, da auch das Schmerzvolle, ja Düſtre durch das heitere Licht ſeiner Farbengebung gemildert erſcheint. Rhetor iſt Livius allerdings, inſofern er den Schmuck ſucht und ihn reichlich anbringt, aber geadelt iſt das rhetoriſche Element durch den großartigen Sinn des Autors und das Maß, welches das Geſuchte und Schwülſtige fern hält; es iſt eine bewundernswürdige Linie, auf welcher er hier ſteht. Ueberhaupt haben ſich die Römer durch groß und edel gehaltene Rhetorik ein unſterbliches Verdienſt um die Geſchichtſchreibung der folgenden Zeiten erworben. Innerlich regiert und geleitet aber iſt Livius von zwei anderen Elementen. Zuerſt von dem poetiſchen. Mit Poeſie iſt ſein Werk in dem oben angegebenen Sinne ganz durchdrungen, und ſo ſehr iſt ſeine Seele damit erfüllt, daß kritiſche Forſchung, welche die Bilder, die er vorführen will, in ein ungewiſſes Licht rücken oder ganz auflöſen könnte, wenig Raum darin findet. Innere Beziehung und Bindung aber gewinnen dieſe Bilder und Geſtalten durch das zweite Element, das Vaterländiſche, welches bei den Römern eine ganz andere Geltung gewinnen mußte, als je bei den Griechen ſtattfinden konnte. Dieſe ſahen ihre Nation faſt unaufhörlich zerriſſen und entzweit; jene durch alle Kämpfe ihrer Stände und Parteien doch immer die Einheit der großen Roma hindurchſtrahlen, die in der Herrſchaft über andere Nationen eine ſo bedeutende Realität und Wirkſamkeit gewonnen hatte. Nicht alſo jenes großartige Schweben über dem Gegenſtande, wie es ſich bei Herodot und Thucydides findet, darf man bei Livius ſuchen, vielmehr finden wir den Schriftſteller ganz hin-

Digitized by Google

gegeben jener Selbſtüberſchätzung, durch welche ſich das römiſche Volk zur Unterdrückung anderer berufen glaubte, einem Patriotismus voll Parteilichkeit, die wir ihm aber ſeiner perſönlichen Stellung wegen leicht vergeben, da er ohne Selbſtſucht mit Begeiſterung auf dem Altare des Vaterlandes opfert. Darum wohnt dieſer Begeiſterung auch eine Kraft bei, die ſelbſt in ſpäten Zeiten und unter anderen Nationen wiederum Wärme erzeugt, und darum hat auch bei dieſen die ſo ſtark aufgetragene parteiiſche Farbe des Livius ſeiner großen Popularität keinen Eintrag zu thun vermocht.

Mehr als die übrigen römiſchen Geſchichtſchreiber durch die Zeit, in der er lebte, bedingt, ſteht Tacitus da. Dieſes Zeitalter, von eben ſo vieler Ermattung als Sünde, eben ſo vieler Feigheit als Gräueln erfüllt, konnte von einem fühlenden und tiefen Geiſte nicht ohne den Wiederſchein der Schmerzen, die ihm die Verſenkung in daſſelbe erregte, alſo nicht ohne eine ſtarke Färbung von Subjectivität und nicht ohne Pathos beſchrieben werden. Der Zorn und das Mitgefühl, welche die Seele dieſes großen Geſchichtſchreibers ſtets bewegen, laſſen in ſeinen Werken einen ſentimentalen Ton durchklingen, der dem Alterthum ſonſt fremd iſt, und der in dieſer einzig daſtehenden Verbindung mit großartiger Gemeſſenheit, Gedrungenheit, Gravität und inhaltſchwerſtem Wortausdruck ſeinen Werken den eigenthümlichen Reiz und Zauber gibt, welche den denkenden Leſer in ſo hohem Grade an ſie feſſeln. Ob dem Geſchlechte, unter welchem Tacitus ſchrieb, Belehrung noch frommen würde, ſtand dahin; hervorgehen konnte ſie nur aus ſchwerer geiſtiger Züchtigung, welche ohnehin als ein nothwendiger Act der Gerechtigkeit erſchien. So

Digitized by Google

mußte ſich dem Tacitus ganz von ſelbſt die Vorſtellung von einer ſtrafenden und rächenden Befugniß der Geſchichte bilden; ſie ſitzt zu Gericht und ſpricht ihr unbeſtechliches Urtheil im Namen der Zukunft, eine Idee, die auch ſchon in moderne Vorſtellungsweiſen hinüberſpielt.

So bilden dieſe beiden Zeitgenoſſen, Plutarch und Tacitus, die letzten unter den Alten, welche die Geſchichtſchreibung eigenthümlich und unabhängig auffaßten, indem ſie, jeder in beſonderer, ja entgegengeſetzter Weiſe, von dem in der lebendigen Periode der antiken Welt herrſchenden Geiſte abwichen, einen Uebergang zur modernen, zu ihren Beſtrebungen, Vorſtellungen, Richtungen und Neigungen.

Das Mittelalter.

Auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung aber geſtalteten ſich dieſe der modernen Welt eigenthümlichen Ideen und Richtungen am wenigſten zu beſonderen Formen. Iſt die neuere Zeit auf irgend einem Felde vom Alterthume abhängig und zugleich hinter ihm zurückgeblieben, ſo iſt es auf dem hiſtoriographiſchen der Fall, in ſofern nicht bloß von Gedanken, Einſichten, Kritik, umfaſſenden Kenntniſſen, ſondern von der Darſtellung in dem Geiſte und der Form eines Kunſtwerks die Rede iſt. Eine Charakteriſtik der Epochen der Hiſtoriographie, welche ſich vorzugsweiſe auf dieſen Standpunkt ſtellt, kann daher mit dem Alterthume füglich abſchließen; das hier noch Folgende verzichtet auf jeden andern Anſpruch, als auf den, welchen einzelne Bemerkungen machen dürfen. Eine eigentliche Geſchichte der modernen Geſchichtſchreibung hat ein ganz

Digitized by Google

anderes Ziel zu verfolgen. Sie bildet eine ſchöne, aber, wenn ſie mehr ſein ſoll als eine durch tönende Phraſen bedeckte Zuſammenſtoppelung fremder Urtheile, ſehr ſchwierige und mühevolle Aufgabe, deren befriedigender Löſung noch eine lange Reihe einzelner Forſchungen und Monographien vorangehen muß.

Die umgebenden, ſtoffartigen Verhältniſſe und der in den Völkern herrſchende Sinn wirkten ſchon im Beginn der mittelalterlichen Geſchichtſchreibung auf ihre Form und Geſtaltung weit weniger ein, als die letzten Erſcheinungen der erlöſchenden antiken, wie ich neulich an einem andern Orte näher zu erörtern Gelegenheit gehabt *). Sie wurde am meiſten gepflegt auf romaniſchem Boden, deſſen Cultur die abſterbende römiſche iſt. Lange ehe die Barbaren kamen und herrſchten, war ſie barbariſch geworden durch Ermattung des Geiſtes und der Fähigkeit, durch dürre Trockenheit und Geſchmackloſigkeit. Von Menſchenalter zu Menſchenalter wird der Verfall größer und beklagenswerther, es wachſen Gleichgültigkeit für die Aufbewahrung des Geſchehenen, Unfähigkeit zu beobachten, das Beobachtete in Gedanken zuſammenzufaſſen, für die Gedanken Wort und Ausdruck zu finden. Im ſiebenten Jahrhundert iſt die niedrigſte Stufe erreicht, die ärmlichen und verwirrten Nachrichten, welche Gleichzeitige über die Begebenheiten deſſelben aufgeſetzt, gleichen der Rede des kindiſch gewordenen, kaum mehr verſtändlichen Greiſes.

Als nun Sinn für Bildung und Streben danach ſich wieder zu regen begannen, ſehen wir zwar ſchon unter

*) Gregor von Tours und ſeine Zeit S. 443 fg.

Digitized by Google

den Zeitgenoſſen Karls des Großen auch die Geſchichtſchreibung einige edlere Früchte tragen, aber tiefe Wurzeln zu ſchlagen und ein rechtes Leben zu gewinnen, vermochte ſie nicht.

Wol konnte das Mittelalter auf den Gebieten der Religion, der Philoſophie, der Kunſt eigenthümliche Blüthen treiben, Genien erzeugen, Virtuoſitäten hervorrufen; denn hier genügt es, wenn der bevorzugte Geiſt in eine Richtung ganz verſenkt und von Begeiſterung für ſie erfüllt iſt. Aber um die Geſchichte mit Glück zu bearbeiten, iſt ein Einheitspunkt erforderlich, in dem ſich die Beſtrebungen verſchiedener Art vereinen und von dem Schriftſteller zuſammenfaſſen laſſen, und dieſer fehlte im Mittelalter, wenigſtens im Bewußtſein der in ſeiner Mitte Lebenden. In der Zeitferne mag man ſeine verſchiedenen Töne ſich zu einem Accord verſchmelzen, ſeine Diſſonanzen ſich in Conſonanzen auflöſen hören, die Mitlebenden konnten, um im Gleichniß zu bleiben, nur dem Fortgange der einzelnen Stimmen folgen.

Während im Alterthum das Leben im Staate und der Göttercultus in der engſten Verbindung ſtanden, forderte im Mittelalter die ſich der Religion hingebende Richtung mehr ein Abwenden von dem Staate und ſeinen Intereſſen als Theilnahme an ihnen. Die ſocialen Verhältniſſe der Kirche traten den politiſchen feindlich entgegen; auch die edelſten Gemüther konnten Verſöhnung zwiſchen beiden nicht finden. Und innerhalb des Staatslebens trat der tief wurzelnde Hang, die kleineren und engeren Kreiſe der Provinz, der Stadt, der Corporation mit Vorliebe zu umfaſſen und ihnen die beſten Kräfte zuzuwenden, einem großartigen Intereſſe für das Ganze, für

Digitized by Google

das Reich hemmend in den Weg. Hier gab es nicht nur, wie in der alten Welt, Parteien, die auf demſelben Boden ſtehend und nach demſelben Ziele ſtrebend, miteinander rangen, ſondern man befand ſich von vorn herein auf ganz anderen Gebieten, zog von den Höhepunkten, auf die man ſich geſtellt, ganz andere Kreiſe um ſich. Wie hätte man da zu einem hiſtoriſchen Grundton kommen können! In den Zeiten vorherrſchender Reflexion kann der nach Einheit ſtrebende Verſtand das ſich in der Wirklichkeit Spaltende für die Darſtellung zu einem Ganzen vereinen; den Perioden der Contemplation müßte es ſich ſchon von ſelbſt als ein ſolches darbieten, um in der Schilderung ein Abbild zu erhalten.

Auf die Geſtaltung der Form und Darſtellungsweiſe mußte ein anderer Zwieſpalt noch hemmender wirken. Der Einfluß der antiken Cultur hat auf die moderne höchſt erſprießlich und befruchtend gewirkt, ihr Elemente zugeführt, die ſie aus ſich ſelbſt nie erzeugt haben würde; aber die naturgemäße Entwickelung der ihr eigenthümlich und urſprünglich zugehörenden hat ſie verhindert. Der Kampf und das Schwanken, welche dadurch entſtanden, zeigten ſich beſonders auf dem Gebiete der Geſchichte nachtheilig. Neben der annaliſtiſchen Thätigkeit der gelehrten Geiſtlichen in der gelehrten Sprache erhielt ſich im Volke das Andenken an hervorſtrahlende Begebenheiten in ſagenhafter Weiſe, und fand als epiſche Poeſie Form und Darſtellung, aber nicht ſo durchgreifend und mit ſo allgemeiner Theilnahme wie bei den Griechen, weil bei einem großen Theile gerade der Gebildeten das poetiſch-hiſtoriſche Intereſſe durch jene proſaiſche Bearbeitung geſchwächt oder abſorbirt war. Zwei Richtungen und Formen, jede einer ganz andern Ent-

Digitized by Google

wickelung angehörend, durchkreuzten ſich und thaten ihrem Gedeihen gegenſeitig Eintrag. Darum konnte aus dieſer Poeſie, ſo großartig ſie auch war, keine proſaiſche Geſchichte wie bei den Griechen ſich entwickeln; es ſtand dieſe vielmehr auf einer Grundlage, die bei den romaniſchen wie bei den reingermaniſchen Völkern keine nationale war. Da nun auch der Anbau dieſer Hiſtoriographie zu kämpfen hatte mit der Beſchränktheit des Geſichtskreiſes der Schreibenden, der Einſeitigkeit ihres Standpunkts und ihrer Bildung, ihrer Unkenntniß und Geſchmackloſigkeit, ihrer Unfähigkeit, ein Organ zu handhaben, welches zu durchdringen und ſich anzueignen, es der Zeit an Sinn und Gewandtheit fehlte; ſo mußte ſelbſt das Beſſere, was hier geleiſtet wurde, zu einem matten Nachhall der Alten werden: und wenn ſich auch einige wenige Schriftſteller, wie etwa Hugo Falcandus und Saxo Grammaticus, über dieſes Maß erhoben, ſo blieben ſie doch auch von einer, der veränderten Sinnesart und den veränderten geiſtigen Bedürfniſſen irgend entſprechenden eigenthümlichen Entwickelung der Form weit entfernt. Ueber die Zeit, die der ihrigen vorangeht, begnügen ſich dieſe Schriftſteller größtentheils ihre Vorgänger auszuſchreiben oder in Auszüge zu bringen, und da ſie zu dieſem Behufe meiſtens von ihrer eigenen Erinnerung aufſteigend bis in die Zeiten der untergehenden antiken Welt zurück einen gleichzeitigen Chroniſten an den andern reihen können, ſo ſtehen ſie auf einer Grundlage wahrer, von Entſtellungen und traditionellen Umgeſtaltungen freien Geſchichte, welche das geringe Maß von kritiſchem Gefühl, das ſie beſaßen, ihnen nicht gewährt haben würde. Diejenigen, welche keine ſolche Vorgänger hatten, weil ſie auf Zeiten zurück-

Digitized by Google

gingen, wo die Schickſale der germaniſchen Stämme noch von keinem Mitlebenden aufgezeichnet waren, ſchöpften, wie Paulus Diaconus und Saxo Grammaticus, aus Volksſagen und Liedern, und webten ſo ihren Werken einen reichhaltigen logographiſchen Beſtandtheil ein, poetiſcher als er ſich ohne Zweifel bei den griechiſchen Logographen fand, weil ſie nicht wie dieſe darauf ausgingen, ſtatt des ganzen Reichthums der Sage trockne Auszüge zu überliefern.

Naivetät und Unbefangenheit der Auffaſſung wird man von der Geſchichtſchreibung des Mittelalters am erſten erwarten, aber dieſe Eigenſchaften wurden eben durch das fremde Organ, deſſen man ſich bediente, getrübt, und obſchon die Meiſten durch die Barbarei des Lateins, das ſie ſchrieben, gegen die fremde Vorſtellungsweiſe mehr geſichert waren, als ſie es bei einem Eingehen auf ſeine echte Eigenthümlichkeit geblieben wären; ſo mußte doch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, welche die vaterländiſche Sprache gewährt, verloren gehen. Als aber das ſich über immer weitere Kreiſe verbreitende Intereſſe für Cultur die Ausbildung der Vulgarſprachen für die Proſa herbeiführte, hatte ſogleich, ja faſt vor allen anderen Gebieten, die Geſchichte ihren Antheil daran. So findet ſich denn wie bei Snorro Sturleſon, ſo bei Villeharbouin, Joinville, Froiſſart, Villani, Muntaner und Anderen die dort vermißte Unmittelbarkeit und Naivetät des Sinnes und der Behandlung in größerem oder geringerem Grade, oft mit einer Tüchtigkeit und Friſche, die für den Leſer eben ſo anziehend und wohlthuend, als für den Forſcher fruchtbringend ſind. Den Herodot aber, mit dem ſie ſonſt nach der Anſchauungs= und Behandlungsweiſe auf einer Linie

Digitized by Google

ſtehen würden, erreicht doch keiner dieſer Schriftſteller. Dazu fehlt ihnen die Rundung, das Weiche, der Farbenglanz, welche bei dieſem unvergleichlichen Geſchichtſchreiber mit der alterthümlichen Einfachheit wunderbar verſchmolzen ſind. Von ihnen ſtehen den latein Schreibenden ſo wie dem Charakter der antiken Geſchichtſchreibung am nächſten die Italiener, da deren Proſa ſich ſo entſchieden unter dem Einfluſſe der römiſchen Sprache und ihrer Structuren bildete, und das Land voll von Erinnerungen an die alte Welt und ihre Herrlichkeit war; wie denn Giovanni Villani von ſich ſelbſt erzählt, daß ihn der Anblick der Stadt Rom, als er ſie bei dem Jubiläum des Jahres 1300 beſuchte, und der Gedanke an die Meiſter, die ihre Großthaten verewigt, zu dem Entſchluſſe gebracht haben, in dem Stil und nach dem Muſter jener Autoren die Begebenheiten ſeiner Vaterſtadt der Nachwelt zu überliefern.

So wenig ließ der Einfluß der alten Welt, das Gefühl, daß in der Großheit und Meiſterſchaft ihrer Formen eine ewige Schönheit liege, die moderne Welt los. Und wie viel ſtärker wurde dies Gefühl noch, als es ſich ſeines Grundes klarer bewußt wurde, als der mächtig gewordene Trieb, in die Tiefen der Alten zu dringen, den Sinn für ihre Formen aufſchloß und ihr rechtes Verſtändniß herbeiführte; und beides, Trieb und Einſicht, die Fähigkeit hervorrief, ſich der Art und Kunſt der römiſchen Blüthezeit mit einer Virtuoſität und einem Geſchmacke zu bedienen, als ſeien jene Formen zu neuem Leben aus ihren Gräbern hervorgeſtiegen!

Die claſſiſche Schule der Modernen.

Das Ringen um die alte Redekunſt und der Geſchmack dafür hatten in ihrer früheren Periode die Bildung der neueren Sprachen, wenn auch fremdartig und zum Theil im Widerſpruch mit ihrem eigenthümlichen Geiſt gefärbt, doch im Ganzen gefördert und gehoben; in der zweiten Periode war dieſer Einfluß ein hemmender, da viele der fähigſten Geiſter der Ueberzeugung lebten, die Redekunſt der Römer könne auch nur in ihrer Sprache, als der edleren, erhabneren, kraftvolleren erreicht werden. Ein Glaube, der einzeln ſtehend freilich weder Beſtand hätte gewinnen, noch Früchte bringen können, wenn nicht die beim Uebergange aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herrſchende Sinnesart und Anſchauungsweiſe überhaupt ſich zu der antiken zurückgewandt und dadurch eine Färbung erhalten hätte, welche die Schwierigkeit, ſich in einer fremden Sprache nicht etwa nur mit Geſchick auszudrücken, ſondern die ganze Kraft und Fülle ſeiner Gedanken darin niederzulegen, ſehr erleichtern mußte. Was innerlich jene Gedankenfärbung war, ſtellte ſich äußerlich dar als das von einem faſt ausſchließlichen, begeiſterten Studium der alten Meiſter unterſtützte und gehobene Talent, ihren claſſiſchen Stil mit glücklicher Leichtigkeit nachzuahmen, ein Umſtand, den Diejenigen überſehen, welche jetzt von demſelben Pfropfreis noch immer dieſelben Früchte erwarten, ohne zu bedenken, daß nun ein ganz anderer Baum daſteht, auf den es geſetzt werden muß.

Hatte nun ſchon im Mittelalter faſt Alles, was ſich der höhern Geſchichtſchreibung mehr oder weniger näherte, ſich nach der Sonne der Alten hingewendet, Einige mit

Digitized by Google

vollem Bewußtſein und nicht ohne eigne Kenntniß der hochgeprieſenen Meiſter, Andere, die ſie nur von fern her kannten und wie im Dämmerlichte erblickten, doch in ihre Bahnen gezogen; ſo mußte der Einfluß jenes tiefen Eindringens in das claſſiſche Alterthum, welches man die Wiederherſtellung der Litteratur genannt hat, auf die Geſchichtſchreibung ein um ſo größerer und bedeutenderer ſein. Neben jener Pflege, die ſie in den Mutterſprachen fand, hatte die lateiniſche nicht aufgehört, als Organ für ſie zu dienen, im vierzehnten Jahrhundert wird die beſſere Schreibart allgemeiner, im funfzehnten tritt ſie in ihr volles Licht. Beginnend etwa mit dem Leonardus Aretinus und hinabſteigend bis auf Grotius, findet ſich eine über alle Länder Europa's, welche die litterariſchen Beſtrebungen theilten, verbreitete, höchſt anſehnliche Reihe von Schriftſtellern, die ihre in der Schule der beſten Alten gebildete Redekunſt — wobei ſich nach individueller Neigung und Ueberzeugung der eine mehr an dieſes, der andere an jenes Muſter anſchloß — und ihre Meiſterſchaft in der Behandlung der lateiniſchen Sprache an der Geſchichte erprobten; nicht wenige mit entſchiedenem Glück. Jovius, Foglieta, Johann Michael Brutus, Sepulveda, Mariana, Oſorius, Belcarius, Thuanus, Sleidanus, Buchananus und ſo manche Andere, die hier genannt werden könnten, Männer, wenn auch an Geſinnung, Wahrheitsliebe, Treue und Parteiloſigkeit verſchieden, waren doch alle durch Geiſt und Geſchmack ausgezeichnet, wohl vertraut mit den Forderungen, welche die Alten an eine hiſtoriſche Compoſition als an ein Kunſtwerk machten, und bemüht, ſie nach dem Vorgang und Beiſpiel ihrer Meiſter durch Fluß und Leben der Darſtellung wie durch zweckmäßige Vertheilung

Digitized by Google

von Licht und Schatten zu befriedigen. Dem Inhalte nach iſt wiſſenſchaftliche Kritik nicht eben ihre glänzende Seite. Die Philologen jener Jahrhunderte drangen durch glücklichen Inſtinct in das Alterthum ein, ihr genialer Blick machte es ihnen verſtändlich; den Schriftſtellern über die Geſchichte der modernen Völker hingegen fehlte der Sinn für das Mittelalter, der nöthig iſt, es auslegen zu können. Daher ihre Behandlung der früheren Jahrhunderte, wenn ſie ſie berühren, das bei weitem Schwächere in ihren Werken iſt; die ihrer eignen Zeit aber durch Scharfblick, Geiſt und Urtheil zu dem Beſten gehört, was auf dieſem Felde überhaupt geleiſtet iſt. Manche zeigen eine Unparteilichkeit, wie man ſie von der durch ſo heftigen Meinungskampf zerriſſenen Zeit kaum erwarten ſollte. Mehr kann ihnen das Hineinſpielen in einen Pragmatismus vorgeworfen werden, zu welchen ſie und Spätere ſich durch die übermäßige Verehrung des Polybius und ſeines Princips verlocken ließen.

Bei allem dem aber kann ihre Epoche doch nur als eine glückliche Wiederbelebung der antiken Hiſtoriographie auf einer gewiſſen mittlern Stufe ihrer Beſchaffenheit, nicht als eine durch Eigenthümlichkeit des Geiſtes und der Form ausgezeichnete betrachtet werden. Um eine ſolche zu bilden, hätten dieſe Männer ſich weit mehr in den geiſtigen Mittelpunkt ihrer Zeit ſtellen und aus dieſem heraus ſchreiben müſſen. Dazu fehlte ihnen aber noch weit mehr die Orientirung, das Bewußtſein von der Möglichkeit eines ſolchen Standpunkts, als die Fähigkeit, ihn aufzufinden, wenn die Entdeckungsreiſe dahin einmal unternommen worden wäre. Auch würde eine recht treue Abſpiegelung des geiſtigen Kerns und Centrums der Zeit

Digitized by Google

in dem Geſchichtſchreiber durch die einſeitige Begeiſterung für das Alterthum, durch den, wenn auch mit noch ſo vielem Geſchick gelegten und gefalteten, doch immer fremdartigen Mantel, in den man ſich gehüllt hatte, gehindert. Darum mußte dieſe Hiſtoriographie auch der großen Befugniß entſagen, ſich aus dem Volksleben zu erfriſchen und wiederum dieſes zu beleben und zu heben. Wirken konnte ſie nur auf den Kreis der Eingeweihten, ihre Wurzeln nur ſchlagen in den Boden einer gelehrten Schulbildung, welche an Friſche und mächtiger Schöpfungskraft die nationelle Entwickelung niemals erreicht. Und darum tritt auch das poetiſche Element bei dieſen Autoren ſo zurück, weil es, wie die echte Poeſie ſelbſt, des Zuſammenhangs mit dem Volksleben nie entbehren kann. Dieſen Zuſammenhang finden wir im Livius, daher die zündende Kraft, die ihm beiwohnt, während alle ihm auch noch ſo künſtlich nachgebildete Rhetorik von dem Verſtehenden genoſſen, ja bewundert werden kann, aber, weil ſie von jener Wurzel losgeriſſen iſt, nicht zu begeiſtern und fortzureißen vermag.

Die in den Landesſprachen abgefaßten Geſchichtsbücher ſtanden größtentheils nur eben dadurch dem Volke näher, nicht durch Methode, Stil und Geiſt. Vielmehr floſſen dieſe aus jenem herrſchenden Geſchmacke ſo in ſie über, daß ſie oft nicht viel anders wie Ueberſetzungen oder Bearbeitungen lateiniſcher Originale klingen, wie Guicciardini, Paruta, Davila und viele andere Italiener. Wie aber ſtehen Machiavelli und Sarpi da? Sollten die Werke dieſer großen Geiſter nicht Anſpruch darauf machen dürfen, als eine durch einen beſondern und neuen Charakter hervorſtrahlende Epoche der Hiſtoriographie betrachtet zu

Digitized by Google

werden? Schwerlich auch ſie, obſchon ſie an Eigenthümlichkeit und Tiefe des Geiſtes leicht alle Geſchichtsbücher ihres Jahrhunderts, in welcher Sprache ſie auch geſchrieben ſeien, übertreffen. Machiavelli hat ſeinen Standpunkt weit über Polybius genommen und überflügelt ihn durch Kraft, Genialität, Klarheit, Durchſchauung der Verhältniſſe bis in ihr inneres Mark hinein, aber antik dem Geiſte und Kerne nach bleibt ſeine Geſchichtſchreibung, da er weder ein anderes Ziel als ſie verfolgt, nämlich das Heil der Menſchen vor allem Andern als von dem Maße ihrer ſich in den Staatsverhältniſſen offenbarenden Weisheit abhängig darzuſtellen, und dieſes auf keinen anderen Wegen zu erreichen ſtrebt. Vom Thucydides, dem er ſonſt am meiſten zu vergleichen iſt, unterſcheidet er ſich durch größere Klarheit und Faßlichkeit; da er weniger als dieſer von Reſignation über das Unvermeidliche erfüllt iſt, mehr noch zu ermuntern und neu zu beleben hofft. Vergleicht man die eingeſtreuten Reden mit denen dieſes Meiſters, ſo kann man den Vorzug des Griechen, ſich einer Kunſtform zu bedienen, die ihm aus dem Boden der Entwickelung ſeines Volkes entgegenwuchs, recht anſchaulich erkennen. Denn die griechiſchen Reden ſind nur Steigerung und Ausbildung der wirklich vorhandenen und gebrauchten Weiſe, die florentiniſchen hingegen Meiſterſtücke echter Beredtſamkeit, aber nicht Nachbildungen einer ſo vorhanden geweſenen, ſondern nach Form und Stil frei geſchaffene. Was Sarpi betrifft, ſo wurde er durch ſeinen Stoff freilich von der antiken Welt abgeführt; einigermaßen kommt er ihrer Betrachtungsweiſe aber dadurch wieder nahe, daß er innerhalb der religiöſen Intereſſen die ſocialen doch ganz beſonders in den Vorder-

Digitized by Google

grund rückt. Für die Form ſich eine neue Bahn zu brechen, konnte er in ſeinem Geiſte kein Bedürfniß empfinden. Die Großheit, Leidenſchaftsloſigkeit, Klarheit, Ruhe, die Einfachheit und Schmuckloſigkeit der Sprache, die wir in ſeinem unvergleichlichen Werke finden, zeigen, daß er ſich die Auffaſſungs- und Abſpiegelungsart der beſten Alten auf das innerlichſte zu eigen gemacht hat. Merkwürdig iſt es übrigens, daß dieſe beiden großen nichtproteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, die von ſehr verſchiedenen Standpunkten aus und auf ſehr verſchiedenen Gebieten die Entwickelung der ſocialen Verhältniſſe als den Mittelpunkt des geſchichtlichen Lebens bezeichnen, darin übereinkommen, daß in ihren Darſtellungen der römiſche Hof als der Mittelpunkt des antiſocialen Elements erſcheint.

Auch in den anderen Landesſprachen ſchrieben die ausgezeichneteſten Hiſtoriker nach dem antiken Muſterſtil, bald kunſtreicher, wie der Holländer Hooft, bald einfacher und dadurch nationaler und populärer, wie der Portugieſe Barros. Andere ſchlugen zwar den chronikenartigen Volkston an, aber mit zu wenig Anmuth und Reiz, um der claſſiſchen Schule gegenüber Bedeutung gewinnen zu können. Ein Schriftſteller von Mark, Kraft und hiſtoriſcher Tiefe, der ſtatt nach antiker Wortpracht nach höchſter Simplicität und Naivetät des Ausdrucks und der Sprache ringt, wie Comines, gehört zu den größten Seltenheiten.

Shakſpeare.

Mitten unter allem dieſem Glanze, dieſer reichen Fülle der Hiſtoriographie ging ihr poetiſches Element am

leerſten aus, weil der einheimiſche Volkston zu trocken, der vornehm claſſiſche zu fremd und rhetoriſch prunkend war. Aber Hiſtorie und Poeſie ſind zu innig verwandt, als daß ſie in den Zeiten, wo die letztere ein echtes Leben hat, nicht nach Berührung ſtreben ſollten. Im Mittelalter hatte das epiſche Lied ganz naturgemäß hiſtoriſchen Gehalt; jetzt, wo dieſer Glanz verblichen war, geſchah wiederum, was einſt in Athen, daß das Drama dieſen Gehalt an ſich zog, aber die Berührung war inniger, weil eine großartige nationale Hiſtorie nicht daneben beſtand, das Drama daher ſich deſto entſchiedener an ihren Platz ſtellen konnte.

Am freieſten, kühnſten und tiefſten hat ſich das moderne Drama unter einer weſentlich germaniſchen Nation entwickelt, wo die Poeſie als eine volksmäßige ſich von dem Einfluſſe des latiniſirend antiken Elements mit allen ſeinen verführeriſchen Reizen am unabhängigſten erhalten konnte; und zwar unter der germaniſchen, welche von dem Realismus des romaniſchen Weſens genug in ſich geſogen hatte, um in dieſer großen Uebergangszeit ein ſchönes Gleichgewicht von Streben und Befriedigung, Kampf und Ruhe, Ernſt und Heiterkeit, Grübeln und Genießen, Melancholie und Leichtſinn zu erzeugen. England unter einer angebeteten Königin, die ſeinen Kräften eine große Richtung gab, fühlte ſich ſtolz und ſtark, und regte mächtig die Schwingen zum höchſten Fluge. Der Proteſtantismus, für den es kämpfte, war ſtark genug, die Geiſter von drückenden Feſſeln zu entledigen, aber noch war jene Geſtalt deſſelben, welche ſich vom Leben und ſeiner Heiterkeit abwenden zu müſſen glaubt und die freien Spiele der Kunſt tödtet, nicht zur Herrſchaft

Digitized by Google

gelangt. Es war eine Zeit kurzer, aber deſto reicherer Blüthe, die alle Bedingungen zum Nationaldrama in dem oben entwickelten Sinne in ſich trug, und das Glück wollte ihr ſo wohl, daß es in ihr einen der erſten Genien aller Zeiten geboren werden ließ, der ſich dieſer dramatiſchen Elemente mit dem erſtaunlichſten Erfolge zu bedienen wußte.

Jedes Schauſpiel iſt Umwandlung einer Erzählung, die urſprünglich als unter ihrer eignen Form vorhanden betrachtet werden muß. Es kann nicht anders ſein, als daß das entſchiedene Bewußtſein von dieſer Umwandlung, als eines beſtimmten Actes der ſchaffenden poetiſchen Thätigkeit, den dramatiſchen Dichtern als ein höchſt vortheilhaftes erſcheint; ſonſt hätten die größten unter ihnen, denen doch Niemand ein reiches Maß von Erfindungskraft und Phantaſie wird abſprechen wollen, ſich nicht am meiſten und liebſten an vorhandene als Erzählung überlieferte Stoffe gehalten, da es auf den erſten Blick ſcheinen ſollte, als ſtörte dieſe Rückſicht die freie Verfolgung ihrer Zwecke. Unter den ſämmtlichen Dramen Shakſpeares ſind nur etwa drei, deren gegebener Stoff ſich nicht nachweiſen läßt. Nun läßt ſich bei den Dichtern der anderen Nationen, auch bei den Spaniern, in dem Verhältniß der dramatiſchen Bearbeitung zu dem Stoff eben kein Unterſchied ſpüren, wenn er erdichtet, oder wenn er hiſtoriſch iſt, wol aber bei Shakſpeare. Die Erfindung des erzählenden Dichters, die Novelle, die im mythiſchen Lichte erſcheinende Geſchichte behandelt er mehr oder weniger frei; in der Bildung der wahren Geſchichte zum Drama aber bindet er ſich möglichſt an die wahre Begebenheit. So poetiſch alſo erſcheint dem großen, die Tiefen des Lebens mehr

Digitized by Google

als je ein Sterblicher in Poeſie übertragender Dichter die Geſchichte, daß ſie ihm, je wahrer ſie iſt, je weniger ſeines Schmuckes zu bedürfen ſcheint, und nur die Poeſie hält er für würdig, die Geſchichte zu behandeln, die ihre Zwecke zu erreichen weiß, indem ſie die Begebenheit nur abzuſchreiben ſcheint. Wie die größten Hiſtoriker des Alterthums die Adern ihrer Werke von poetiſchen Säften ſchwellen ließen, ohne daß ſie darum aufhörten, Geſchichte zu ſein, ſo ſind Shakſpeare's Schauſpiele voll von Geſchichte, ohne weniger Poeſie zu ſein. Durch die Betrachtung und Vergleichung beider ergänzt und befeſtigt ſich erſt die Ueberzeugung von der innigen Verwandſchaft beider Elemente.

Sieht man in den eigentlich hiſtoriſchen Stücken Shakeſpeare's, den engliſchen und römiſchen, von einigen komiſchen Gruppen ab, welche dem tragiſchen Ernſte als Gegenbild dienen ſollen, inſofern alſo auch die volle Wahrheit des Lebens ergänzen; ſo kann man fragen: was in ihnen iſt nicht Geſchichte, was nicht Poeſie? Die vereinte Kraft beider prägt uns die Natur der in ihnen vorgeführten Perſonen und ihre Schickſale von Jugend auf ſo tief und mächtig ein, daß, wenn bei abweichenden Ueberlieferungen in der engliſchen Geſchichte die kritiſche Forſchung ſich für eine andere als die vom Dichter angenommene erklärt hat, dennoch dieſe in unſerer Vorſtellung die Oberhand behält. Dieſen Eindruck bekennt ein Mann von ſich, der die beſten Kräfte ſeines Lebens an die möglichſt ſcharfe Ermittelung hiſtoriſcher Wahrheit geſetzt hat *).

*) Niebuhr, Römiſche Geſchichte Thl. III. S. 592.

Die Willkür in der Behandlung hiſtoriſcher Stoffe für das Drama täuſcht ſich, wenn ſie glaubt, dadurch ihre Idee klarer und anſchaulicher zu machen; gerade durch ſeine große Treue iſt Shakſpeare hier unendlich weiter gekommen, als ſie; ja er hat dadurch, daß er ſichs zum Ziel geſetzt, dieſe Idee vermöge ihrer wirklichen Erſcheinung zur Anſchauung zu bringen, Aufgaben gelöſ't, die zu den tiefſten der Hiſtorie in ihrer eignen Geſtalt gehören, und deren Löſung nie auf befriedigendere Weiſe gelungen iſt. Denn es hat ihn dieſer Weg in das innerſte Mark der Begebenheiten geführt, wo die wahre Unparteilichkeit erſt möglich wird. Er verwandelt ſich in eines Jeden Gemüth, er zeigt ſich nie bitter oder leidenſchaftlich gegen das Unrecht, er läßt Alles, was demſelben zu gute kommen kann, mit der ganzen Fülle ſeiner erſtaunlichen Beredſamkeit hervortreten, um durch den Kern der Geſinnung, durch die Früchte der böswillig, ſchwach oder unbeſonnen vollbrachten That ein deſto überzeugenderes Gericht zu üben. Hierin verfährt er ungleich hiſtoriſcher als manche berühmte Geſchichtſchreiber, die ſchon vom Anfang ihrer Erzählung an Licht und Schatten nach der Gunſt oder Ungunſt, die ſie erwecken wollen, vertheilen. Shakſpeare's Darſtellung hingegen ſcheint Denjenigen ſeine beſte Gunſt zuzuwenden, die ſich durch ihre That am nachdrücklichſten ſelbſt richten. So begiebt er ſich im Cäſar von vorn herein des unermeßlichen Vortheils, des Dictators Genie, Großheit, Menſchlichkeit, Milde hervorſtrahlen zu laſſen, um die Mörder in Nachtheil gegen ihn zu ſetzen; von allem dem, von der Lichtſeite der Zukunft, die ſich Rom von ihm verſprechen durfte, iſt kaum im Vorbeigehen die Rede; die Republicaner hingegen legen

Digitized by Google

uns ihren Freiheitsſinn, ihren Männermuth mit der größten Ausführlichkeit, in den ſchönſten Worten dar. Deſto entſchiedener entwickelt ſich die Ueberzeugung, daß das halb frevelhaft, halb unbeſonnen vollführte Unternehmen durch die Schuld ſeiner eigenen Urheber fällt, ſie ſelbſt richten ihre That, da der Geſinnung die Ueberlegung, der Ueberlegung die Geſinnung fehlt. Und was iſt der großartigen Unparteilichkeit zu vergleichen, mit welcher in Richard II. die Geſchichte durch den Mund des Dichters zu Gericht ſitzt! Wenn der Jammer des von Allen verlaſſenen und verhöhnten Königs, die in den Staub getretene Größe, die Verletzung der geheiligten Majeſtät das tiefſte Mitgefühl erwecken, wenn die letzten Acte als die beredtſte Schutzſchrift erſcheinen, die je zu Gunſten der Legitimität gemacht iſt; ſo iſt dagegen in den erſten Acten das Gegenbild gegeben, und nichts geſpart, um das volle Maß von Leichtſinn und Pflichtvergeſſenheit hervorzuheben, die einen ſolchen Abfall möglich und erklärlich, ja faſt unvermeidlich machen. Alles mit ſo kräftigen und leuchtenden, als wahren und gemäßigten aus der Natur der Verhältniſſe und Begebenheiten hergenommenen Farben. Wo iſt der Hiſtoriker, der aus einer ſolchen echt hiſtoriſchen Behandlung eines geſchichtlichen Stoffs nicht mit dem beſtimmteſten Bezug auf die Löſung der Aufgaben, die er ſich geſtellt, lernen könnte!

Mehr dem Poeten als ſolchem eignend, doch gleichfalls ſehr lehrreich für den denkenden Hiſtoriker iſt die Art, wie Shakſpeare eine lange Reihe verwickelter Begebenheiten zu einem kurzen überſichtlichen Gemälde geſtaltet, in welchem die Einheit des Gedankens klar hervortritt. Doch läßt ſich dies mit wenigen Worten nicht ſchildern,

Digitized by Google

es muß im Einzelnen beobachtet und zergliedert werden, das ſorgfältigſte Studium dieſes Verfahrens iſt mindeſtens ein überaus genußreiches, wenn man auch mit den darin liegenden Aufſchlüſſen über das Verhältniß von Poeſie und Hiſtorie weiter nichts anzufangen wüßte. Nur das ſei hier bemerkt, daß das großartige Abkürzen, das Zuſammenziehen von Raum und Zeit, wodurch die Handlung in eine gewiſſe Mitte zwiſchen Wirklichkeit und Symbol tritt, nicht ohne Aehnlichkeit mit der Mythenbildung iſt, daß dieſe Aehnlichkeit ſich aber auch hierauf beſchränkt, indem der tiefe Sinn, mit dem der Dichter in das Innere der Geſchichte drang und das Wirkliche in ſeinem Verhältniß zur Idee faßte, ihn zu einem ſtrengen Feſthalten aller Grundzüge der Wahrheit führte, die der Mythus ſo oft bis auf einen unſcheinbaren Kern verflüchtigt.

Um in einem ſolchen Sinne fortgeführt zu werden, war dieſe innige Vermählung von Poeſie und Geſchichte zu ſehr an das Genie Shakſpeare's geknüpft. Ihre Wirkung iſt aber für alle Zeiten Dem geſichert, der ſich ihr unbefangen und ohne Vorurtheil hingeben will.

Unfruchtbare Zwiſchenzeit.

Wenn ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts Oberflächlichkeit, Geiſt- und Geſchmackloſigkeit, Steifheit und Herrſchaft des Conventionellen auf den meiſten Gebieten der Litteratur ihre verderblichen Folgen zeigten; ſo entging die Geſchichtſchreibung ſchon dieſem allgemeinen Looſe nicht, ſie erfuhr aber auch beſondere Hemmungen der bedeutendſten Art. Das herrſchende Syſtem der ab-

Digitized by Google

ſoluten Monarchie ſtumpfte mit dem Sinn für ſtaats=bürgerliche Verhältniſſe und ihre Bedeutſamkeit auch die Theilnahme an den mächtigſten Bewegungen der Welt=geſchichte und an deren Zwecken ab: und da ſich in der vorigen Periode die Form der Hiſtoriographie ganz in den Dienſt der antiken Redekunſt begeben hatte; ſo zog nun das Verſchwinden der ins Große gehenden, genialen Philologie, an deren Stelle eine ängſtliche Mühe um das Aeußerliche und Kleinliche trat, auch ihren Fall nach ſich. Jenes Talent der Darſtellung erloſch mit dem Sinn für das Grandioſe ſeiner Haltung und ließ die Geſchicht=ſchreibung in trauriger Formloſigkeit zurück.

Das Beſtreben, den Alten nachzueifern, hatte zu um=faſſenden Unternehmungen angefeuert, und die Mühe um die Darſtellung, da ſie nicht ohne Begeiſterung war, auch der Auffaſſung des Stoffes einen ernſten und würdigen Charakter gegeben. Jetzt wurde das Intereſſe ein ganz äußerlich ſtoffartiges, und indem man ſich nicht mehr be=ſtrebte, die Forderung künſtleriſcher Darſtellung zu befrie=digen, verſchwand auch der Sinn für hiſtoriſche Compo=ſition und höhere Würde der Geſchichte. Alles ging in vereinzelte Beſtrebungen auseinander, und was die geiſt=volleren Schriftſteller leiſteten, zeigte durch die gewählte Form ſchon, daß es jene Anſprüche aufgab. Es waren theils Denkwürdigkeiten, theils gelehrte und kritiſche Unter=ſuchungen über einzelne Punkte, beides alſo Vorarbeiten zu geſchichtlichen Werken, nicht Geſchichte ſelbſt. Was ſich für eine ſolche gab, war in der Regel die Arbeit be=ſchränkter Köpfe, die es im ſechzehnten Jahrhundert nicht gewagt haben würden, mit den Meiſtern dieſer Zeit in die Schranken zu treten. In geiſt= und lebloſen, über

Digitized by Google

Alles langweiligen Compilationen reihte man Thatſachen an Thatſachen, oft aus der zweiten und dritten Hand geſchöpft und zuweilen ſelbſt ohne das Verdienſt, unter den Vorgängern die beſſeren und zuverläſſigeren Führer gewählt zu haben. Die wenigen mit gelehrten Kenntniſſen und einigem kritiſchen Sinn Ausgerüſteten, die ſich mit ſolchen allgemeinen Arbeiten befaßten, erhoben ſich doch nicht entweder über wäſſrige Breite, oder über Formloſigkeit der Darſtellung. Die Verachtung, welche dieſes dem Studium der Geſchichte zuzog, trug dazu bei, den mit vornehmer Miene darauf blickenden hiſtoriſchen Skepticismus zu begünſtigen, der ohnehin im negativen Charakter der Zeit lag und ſich auch auf dem Gebiete der Philoſophie geltend machte.

Und doch war es grade der tiefſinnigſte Skeptiker jener Zeit, der nach einem langen Zwiſchenraum zuerſt wieder ein hiſtoriſches Werk ſchrieb, welches Forderungen an Form und Geiſt befriedigte. Aber eben weil Hume's Skepticismus ein viel tieferer war als der voltairiſche, konnte eine ſpöttiſche Behandlung der Geſchichte nicht ſeine Sache ſein, vielmehr legte er zwar den allerdings irre führenden Maßſtab ſeiner Weltbetrachtung an die Ereigniſſe und Beſtrebungen der früheren Jahrhunderte, aber mit würdigem Ernſt, mit Ruhe und Beſonnenheit. Darum hat ſein Urtheil freilich nur da Bedeutung, wo allgemeine Grundſätze ohne Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit der Zeiten, ihrer Denkart und geiſtigen Bedürfniſſe, geltend gemacht werden können, in ſolchen Fällen aber hört man in Hume den ſcharfen Denker nie ohne Belehrung reden. Hätte ihn ſeine abſtracte Betrachtungsweiſe nicht über die Nothwendigkeit eines gründlichen

Digitized by Google

Quellenſtudiums getäuſcht, würde ſich ihm für Manches ein anderer Standpunkt von ſelbſt aufgedrängt haben. So aber begnügte er ſich viel zu ſehr, die Früchte des Fleißes ſammelnder und bearbeitender Vorgängen zu ernten, aus dem von ihnen gegebenen Material Reſultate und Betrachtungen zu ziehen, und ihre matte und ſchleppende Darſtellung in eine lebendige, fließende und geſchmackvolle zu verwandeln. Hume's Sprache, ein wahrer Spiegel ſeines Geiſtes, iſt eben ſo beſtimmt als klar, durch große Einfachheit und ſchmuckloſe Natürlichkeit einnehmend. Sein Landsmann Robertſon ſteht ihm in der Auffaſſung und Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes nahe, ſein Verſtand iſt weniger eindringend, aber auch ſeine Einſeitigkeit weniger ſcharf; die meiſterhafte Darſtellung iſt nicht völlig ſo einfach, aber durch größere Anmuth und Lieblichkeit lockender.

Das bedeutende Verdienſt, der Geſchichtſchreibung nach langer Zeit wieder Würde und Haltung gegeben und ſie durch echte Beredſamkeit belebt zu haben, kann man dieſen beiden Schotten eben ſo wenig abſprechen, als den Wunſch unterdrücken, daß ihr ungemeines Darſtellungstalent und ihr feiner Geſchmack den folgenden Generationen geblieben wären. Doch finden wir in ihnen keine neue oder zu neuem Leben erweckte, großartige, von Innen heraus wirkende Idee, die ſich fruchtbringend und zum Streben, Ringen, Bilden anregend hätte erweiſen können.

Gibbon und Johann von Müller.

Wenn ich Gibbon nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, mit Hume und Robertſon zu einem Triumvirat zuſam-

Digitized by Google

menſtelle, ſo kommt das von der Ueberzeugung, daß der Weg, auf den ſeine Eigenthümlichkeit und ſein Stoff ihn brachten, ein von dem durch Jene eingeſchlagenen weſentlich und durchaus verſchiedener war, und daß er auf die Geſtaltung der folgenden Hiſtoriographie weit mehr gewirkt hat als ſie.

Man hat geglaubt, Gibbon durch die Benennung eines veredelten Voltaire zu charakteriſiren, ohne zu bedenken, daß er, obſchon die Bedeutung des Germanenthums und die Hoheit des Chriſtenthums von ihm verkannt wurden, doch ganz erfüllt iſt von der Idee der Würde der Geſchichte, während der Franzoſe von allem wahrhaft Großen und Tiefen in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts nur Kunde nimmt, um es zu verlachen und zu verhöhnen. Das Gefühl, welches Gibbon, als er unter den Ruinen des Capitols ſitzend Barfüßermönche im Tempel des Jupiter die Vesper ſingen hörte, zu dem Entſchluß, ſeine große Compoſition zu unternehmen, begeiſterte, tönt durch das ganze Werk hindurch. Die Stimmung iſt, wenn auch durch eine gewiſſe Heiterkeit verdeckt, wehmüthiger, elegiſcher Art, ausgehend von dem Schmerze, der Trauer des Schriftſtellers um den Untergang des Alterthums mit ſeinen unerſetzlichen Vorzügen, ſeiner Großheit, Harmonie, Klarheit, ſeinem Gleichgewicht des Geiſtigen und Sinnlichen, an deren Stelle er nur Barbarei, Roheit und eine trübſinnige Weltanſicht getreten ſieht. Die Sehnſucht nach der dahingeſchwundenen Herrlichkeit trübt ihm den Blick für das Große und Tiefe in den nunmehr zur Herrſchaft gelangten Kräften und die Unbefangenheit der Auffaſſung, aber die einſeitige Beſchränktheit des Urtheils über allgemeine Er-

ſcheinungen wird ſelten oder nie zu ungerechter Verkennung von Individuen, ſelbſt nicht eifernder Orthodoxen, wenn ſich ihren Tugenden eine rein menſchliche Seite abgewinnen läßt, wie die Charakterſchilderung des Athanaſius ſchon allein beweiſt. Gibbons Anſichten von Kirchenthum und Feudalinſtitutionen berühren ſich mit denen des modernen Liberalismus, aber ſeine Geſinnung und Wünſche ſind ſo wenig umwälzeriſch, daß er ſich in den Denkwürdigkeiten ſeines Lebens ausdrücklich zu Burke's Grundſätzen über die franzöſiſche Revolution bekennt *).

Von der Geſchichtſchreibung, welche ſich mit einer klaren Darſtellung der Ereigniſſe begnügt, und es dem Leſer überläßt, das Ergebniß zu ziehen, iſt die gibbonſche ziemlich das Gegentheil. Dieſes aber erzeugte ſich mit einer gewiſſen Nothwendigkeit in einer Zeit, welche mit raſchem Fluge vorwärts eilend die Muße nicht fand, in dieſer objectiven Weiſe zu genießen und zu lernen, ſondern den tiefern Inhalt der Thatſachen ſchon als gereifte geiſtige Frucht zu brechen begehrte. Gibbon unterbricht ſeine Erzählung nicht bloß durch Reflexionen, ſondern er geht größtentheils von einer allgemeinen Betrachtung, einem Gedanken aus, mit dem er den Bericht durchdringt, ſo daß dieſer zwiſchen Erzählung und Reflexion in der Mitte ſteht, zuweilen, um vollkommen verſtanden zu werden, ſchon anderweitige Kenntniß der Thatſache fordert. Verliert die Darſtellung dadurch an Unmittelbarkeit, Einfachheit, Natürlichkeit, ſo entſchädigt ſie dafür durch eine Fülle von Geiſt und von lichtvollen Bemerkungen. Ein

* Miscellaneous works, Ed. in 4. Vol. I. p. 181.

Digitized by Google

feines ironiſches Lächeln, welches dem Erzähler oft um die Lippen ſchwebt, übt einen eigenen Reiz. Gegenſtände, die ſonſt durch ihre Trockenheit ermüden, oder durch die dunkele Schulſprache, in die ſie gehüllt werden, abſchrecken, erſcheinen hier gefällig und anziehend. Wir glauben es Gibbons Verſicherung gern, daß er den Stil, in dem das Werk zu halten ſei, nicht ohne Mühe und erſt nach manchen Verſuchen fand. Die Schwierigkeit lag eben in jener Eigenthümlichkeit der Darſtellungsweiſe, und hat das neben der Gediegenheit, dem Geſchmacke, der Eleganz darin herrſchende Zugeſpitzte und Antithetiſche, das zu Abgewogene und Abgemeſſene erzeugt.

Eine in großer Ausführlichkeit gleichmäßige Behandlung des überreichen Stoffs würde das Werk ins Endloſe ausgedehnt, eine raiſonnirend compendiariſche ihm die Lebendigkeit geraubt haben. Gibbon hat hier einen Mittelweg eingeſchlagen, der um ſo bemerkenswerther iſt, weil er ihn faſt ohne Vorgänger betrat. Bald malt er aus, bald gibt er bloße Umriſſe, wobei ihm jenes Durchdringen der Erzählung mit der Reflexion, jene halbe Vorausſetzung der ſchon vorhandenen Kenntniß vortrefflich zu Statten kommt. Die Uebergänge ſind ſo kunſtvoll, daß, mit Ausnahme der letzten Theile des Werkes, wo die gänzlich veränderte Methode ausdrücklich angekündigt wird, der Leſer den Unterſchied der Behandlungsweiſe kaum bemerkt. Ein anderes Mittel, deſſen ſich Gibbon zum Behufe des Abkürzens mit dem größten Erfolge bedient, iſt das Verlaſſen der chronologiſchen Aufzählung des Einzelnen, um das Gleichartige zu einem großen zuſammenhängenden Gemälde zu verbinden. In dieſer Kunſt des lichtvollen und anſchaulichen Gruppirens beſitzt Gibbon eine ungemeine,

Digitized by Google

von keinem andern Geſchichtſchreiber erreichte Virtuoſität, wie er denn in der höchſt ſchwierigen Kunſt des hiſtoriſchen Anordnens überhaupt als eines der erſten Muſter zu betrachten iſt.

Gibbons Art, die Geſchichte zu behandeln, iſt ungemein fruchtbar geweſen, obſchon Viele, auf deren Compoſitionen er großen Einfluß geübt, ſich deſſen ſelbſt nicht bewußt ſind, weil ſie ſich ihm in der hiſtoriſchen Grundanſicht entgegengeſetzt fühlen, und von ſeinem rhetoriſchen Ton auf eine einfachere Darſtellung und Sprache gekommen ſind.

Gleichzeitig mit Gibbon wirkte für die Belebung der hiſtoriſchen Kunſt mit nicht geringem Erfolge ein Deutſcher, aber dem Engländer in Tugenden und Fehlern ziemlich entgegengeſetzt.

Wir können Johann von Müller weder in der Forſchung und Kritik muſterhaft nennen, da beide oft auch mäßige Foderungen nicht befriedigen, hingegen bei einer leicht zu bewerkſtelligenden Erweiterung des Quellenkreiſes in der Schweizergeſchichte, gründlicherem und ſchärferem Gebrauch des benutzten und tieferem Eindringen in die Natur der Verhältniſſe der Geſchichtſchreiber Manches richtiger aufgefaßt und geſchildert hätte; noch in der Darſtellung, denn ſie iſt ſehr ungleich, erhebt ſich bald, wenn der Stoff den Schriftſteller ergreift und fortreißt, und ſinkt bald zu wahrer Mattigkeit und ermüdender Eintönigkeit herab, wenn er ihn nicht zu bewältigen und in Fleiſch und Blut der Geſchichte zu verwandeln weiß. So iſt auch die Sprache zuweilen voll Kraft und Prägnanz und maleriſch wirkſam, öfter rauh, holprig, ungelenk, mißlungene Nachahmung der Alten. Bei allen dieſen Mängeln

Digitized by Google

aber tritt uns in der Geſchichte der Schweiz eine Kraft der Geſinnung, eine Wärme und Begeiſterung für das Große, oder als ſolches Aufgefaßte, entgegen, welche den Eindruck dieſes Werkes auf die Zeitgenoſſen, ihren lebhaften Antheil daran vollkommen rechtfertigen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, den ermattenden Menſchengeſchlechtern in den Großthaten und der Seelenkraft ihrer Ahnen einen Spiegel vorzuhalten, gab Müller ſeiner Geſchichte eine Grundlage patriotiſchen Gefühls, welche das Gemüth ergreifen mußte; er trug weſentlich dazu bei, daß die Hiſtoriographie zu dem Bewußtſein erwachte, ſie ſei zu Höherem berufen, als die Kenntniß der Vergangenheit dem Gedächtniß zu überliefern. Der ſcharfen Zergliederung und Beleuchtung eines gegebenen Zuſtandes in ſeinen Einzelheiten iſt Müllers Talent nicht gewachſen; aber große Gedanken = und Seelenrichtungen ganzer Generationen, den Geiſt der daraus erzeugten Einrichtungen faßt er mit ſeltener Innigkeit auf, und ſtellt ſie mit einer oft ergreifenden Kraft des Ausdrucks dar. Dieſe Anſchauungen kommen weit mehr aus dem Gemüth als aus dem zerlegenden und verknüpfenden Verſtande, darum müſſen wir Müller, bei allem Ungeſchick in der Form, zu den Hiſtorikern rechnen, bei welchem poetiſches Bedürfniß und poetiſche Auffaſſungsweiſe vorwalten. Daſſelbe gilt von manchen ſehr gelungenen Beſchreibungen einzelner Vorfälle, Schlachtgemälden und Charakterſchilderungen. So ſteht z. B. der Sturz Karls des Kühnen mit einem Leben und einer anſchaulichen Wahrheit vor den Augen des Leſers, die nur ein poetiſcher Sinn dem Bilde verleihen konnten.

Digitized by Google

Das neunzehnte Jahrhundert.

Aber obſchon dieſe Anregung und eine neue Epoche der Begeiſterung für die Formen des claſſiſchen Alterthums ſich nicht unfruchtbar erwieſen: entſpricht doch den unermeßlichen Fortſchritten, welche die hiſtoriſche Forſchung, das Eindringen in Stoff, Geiſt und Bedeutung der Geſchichte ſeit Gibbons und Müllers Zeiten gemacht haben, kein ähnliches Reſultat auf dem Gebiete der Darſtellung, und zwar wol eben hauptſächlich darum, weil ſie dort ſo mächtig hervorgetreten ſind. Der Geiſt wird von dem immer mehr anſchwellenden Strome der Entdeckungen und Gebietserweiterungen ganz in jene Richtung getrieben, und die Maſſe iſt zu gewaltig, als daß der formende Geiſt eine dieſem ſich nach allen Seiten ausbreitenden Inhalt harmoniſch entſprechende Kunſtgeſtaltung ſchon gefunden haben ſollte. Ob die größere Bewältigung des Stoffes wieder eine gleichmäßigere Durchdringung beider Richtungen herbeiführen wird, muß die Zukunft lehren.

Alle großen Erſcheinungen, durch welche ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die ſocialen Verhältniſſe, die Richtungen und Beſtrebungen der Menſchen und die Wiſſenſchaft umgebildet worden, haben auf jene Erweiterung der Geſchichte Einfluß geübt. Durch die franzöſiſche Revolution wurde der Sinn vom Aeußern der Staaten auf ihr Inneres, von den Kriegen auf die Verfaſſungen gelenkt; durch die Wiedererweckung vergeſſener und in falſche Verachtung gerathener poetiſcher Töne auf die Bedeutung und die Würdigkeit der Zeiten, die ſie hervorgebracht; durch die vermehrte Sprachkunde auf Völker, die man ſonſt kaum vom Hörenſagen kannte; durch die Phi-

Digitized by Google

loſophie auf den großen Zuſammenhang alles geiſtigen Lebens und auf die Nothwendigkeit, es in ſeinen verſchiedenen Richtungen zu verfolgen und zu ergründen, und dieſe wiederum zu einem Ganzen, zu einer großen Einheit verknüpft darzuſtellen; durch die kritiſche Philologie auf ſorgfältige Unterſuchung des Fundaments vermöge ſcharfer Beurtheilung und Sonderung der Zeugniſſe als unerläßlicher Vorarbeit. Von dieſem letzten Punkte iſt das Beſtreben ausgegangen, an die Stelle der ausgemerzten Quellen unbekannt gebliebene glaubwürdigere aus dem Staube hervorzuziehen, mit einem Erfolge, der den Stoff ins Unabſehbare vermehrt und den Gedanken erzeugt hat, die geſchichtliche Kenntniß möglichſt auf unmittelbare, ohne den Anſpruch hiſtoriſcher Form redende Zeugniſſe zu bauen. Wenn dieſem gewaltigen Stoffreichthum gegenüber bei Manchen die Rückſicht auf Compoſition und Kunſtform mehr zurücktritt, als man es von einem Zeitalter, das zu einem ſolchen Bewußtſein ihrer Bedeutung gelangt iſt, erwarten ſollte; ſo muß man dies freilich beklagen, aber doch auch erklärlich finden, wenn ein von dem gränzenloſen Meere dieſer Forſchungen Zurückkehrender darauf verzichtet in der Beſchreibung der gemachten Entdeckungen nach der künſtleriſchen Palme zu ſtreben. Nur ſollten ſolche Berichte nicht meinen, daß ihre Formloſigkeit das Streben nach der Form überflüſſig oder unnütz macht.

Lebender zu erwähnen, trägt dieſer flüchtige Umriß billig Bedenken, aber der Bedeutung eines um die neue Geſtalt des hiſtoriſchen Strebens und ſeiner Früchte höchſt verdienten Verſtorbenen zu gedenken, iſt auch innerhalb dieſer engen Gränzen Pflicht. Daß von den Reſultaten Niebuhrs über die älteren Jahrhunderte Roms Manches

als ein dauernder Beſitz für die Wiſſenſchaft ſtehen bleiben wird, iſt die Ueberzeugung Vieler; und wäre es ſelbſt nur die großartige Ehrenrettung des plebejiſchen Standes, eine Reſtitution, wie es in der Hiſtorie eine zweite nicht giebt: der Gewinn wäre bedeutend genug. Geſetzt aber auch, alle poſitiven Ergebniſſe der Unterſuchungen Niebuhrs müſſen aufgegeben werden; ſo wird in der Art und Methode dieſer Forſchungen der hiſtoriſchen Kritik das belehrendſte und anregendſte Muſter übrig bleiben. Von dieſer Seite betrachtet muß Niebuhr ein Leſſing der Geſchichte genannt werden. Auch ſind nach ſeinem Vorgang und Beiſpiel ſchon in der Bearbeitung anderer Perioden ſchöne Früchte gebrochen worden, mehr als die Meiſten wahrnehmen oder zugeben, ja an ſich ſelbſt bemerken. Denn das iſt eben das Siegreiche einer großen Methode, daß man ſie ſich theilweiſe, ohne es ſelbſt zu bemerken, aneignet, ja wider den eignen Willen aneignen muß. Ein ſolcher Grad von Scharfſinn in der Sonderung und Prüfung der Quellen, von ſteter Beleuchtung des zeugenden Autors, von Eindringen in ſeine Kenntniſſe und Stimmung, von Zurückführung der Zeugniſſe auf ihren genauen Werth, ehe ſie gebraucht werden, iſt vor Niebuhr nicht da geweſen, und wird den nur einigermaßen kritiſchen Leſer immer zur Bewunderung ſtimmen. Und dieſe Bewunderung wird nicht gemindert werden durch den gerechten Anſtoß an anderen Eigenthümlichkeiten des Autors, an dem Allzukühnen, Willkürlichen, Schwankenden mancher Hypotheſen, deren Vertheidigung zuweilen nicht nur einen herriſchen, ſondern ſogar einen leidenſchaftlichen Charakter annimmt. Deſto freier von Leidenſchaft und Vorurtheil ſind die politiſchen Grundſätze und leitenden

Ideen Niebuhrs, das Erzeugniß großen Verſtandes, würdiger Geſinnung und reicher Lebenserfahrung. Keiner hat antike Staatsverhältniſſe durch gründlich durchſchaute und lebendig aufgefaßte moderne ſo treffend erläutert wie er. Dies ſind Früchte nicht an den Bäumen der Schule gewachſen, und darum deſto erfriſchender und erquicklicher. Ueberhaupt hat Niebuhr darum ſo viel mehr geleiſtet, als bloße Schulgelehrte, weil er das Bedürfniß hatte, ſich die Zuſtände und Geſtalten der Vergangenheit auf das lebhafteſte zu vergegenwärtigen, ſo daß er beſchreibt, was er in ſeinem Innern vollkommen ausgebildet und lebendige Glieder regend vor ſich ſieht; und in dieſer Beziehung das poetiſche Gebiet ganz nahe berührt.

Sonſt kann ſein Werk die Forderungen des künſtleriſchen Standpunkts ſchon darum nicht befriedigen, weil es kritiſche Unterſuchungen in die Erzählungen einflicht. Ohne den Zufall, welcher den Verfaſſer zu öffentlichen Vorleſungen veranlaßte, würden wir ſehr wahrſcheinlich nur jene ohne dieſe erhalten haben. Die Neigung, die Geſchichte in der Form der reinen Erzählung zu behandeln, iſt in unſern Tagen grade nicht die vorherrſchende, und die Scheu, in der Mitte einer ſo Ueberreiches darbietenden Litteratur durch abermalige Erzählung des oft Vorgetragenen den Ueberdruß des Leſers, der durch das Neue und Pikante befriedigt ſein will, zu erwecken, iſt faſt zu groß geworden. Nun iſt es ſehr merkwürdig, daß Niebuhr, der in den Unterſuchungen nicht nur den aufmerkſamſten, ſondern auch den mit dem ganzen bisherigen Stande der Frage vollkommen vertrauten Leſer vorausſetzt, der Erzählung nicht abgeſagt hat, ſondern Bekanntes, und nach einem Livius, von neuem erzählt, oft mit großem Glück.

Digitized by Google

Daher ſein Stil, immer voll Kern und Mark, in anderen Schriften ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit gleich bleibt, in der römiſchen Geſchichte aber als ein ſehr verſchiedener erſcheint, bald durch zu große Kürze und Gedrängtheit dunkel und ſchwerfällig, bald fließend, einfach, klar und faßlich iſt. So trägt dieſer ungemeine Geiſt, in ſeinem Innern voll Einheit, in der Unvollkommenheit ſeiner Form die Spuren des durch die Richtungen der Zeit bedingten Auseinandergehens der hiſtoriſchen Elemente. Wie neben Niebuhr andere ausgezeichnete Deutſche bemüht geweſen ſind, die zurückgedrängte Erzählungsform wieder in ihre Rechte einzuſetzen; wie ihnen gegenüber ein höchſt genialer Weg eingeſchlagen worden iſt, Thatſache und Reflexion zu verknüpfen — davon unterbleibt die nähere Bezeichnung aus dem ſchon angegebenen Grunde.

Ueberhaupt ſind es die Deutſchen, von welchen ſowohl die höheren Aufgaben an die Hiſtoriographie geſtellt ſind, als ihre Löſung am fruchtbarſten und erfolgreichſten verſucht. Die Engländer und Franzoſen, ſo manches Dankenswerthe auch von ihnen durch Bereicherung des Stoffes, durch kritiſche Unterſuchungen, durch zuſammenfaſſende, auf das Innere der Verhältniſſe gehende Darſtellungen geleiſtet worden, ſind doch hinter den Deutſchen zurückgeblieben. Von den Engländern nimmt es am meiſten Wunder, daß ſie den im vorigen Jahrhundert ſo ſchön und glücklich betretenen Weg, die Geſchichtſchreibung durch Beredſamkeit und ſtiliſtiſche Sorgfalt zu heben, verlaſſen haben. Schreiben auch nicht alle ihre Hiſtoriker, wie man es grade Einigen der Gehaltvollſten vorwerfen kann, ſchwerfällig und geſchraubt, ſo findet man doch nirgends Annäherung an Hume's und Robertſons glückliche

Leichtigkeit und Eleganz. Rührt dies von mangelndem Talente her, oder achtet man die ungezwungene Natürlichkeit der Schreibart gering?

Unter den Franzoſen ſchreiben Einige gut, einfach und kräftig, nicht unwürdig des alten von ihrem Volke in der Beredſamkeit behaupteten Ruhmes, welche grade in der Geſchichte bis zu den Zeiten der Revolution durch fade Weitſchweifigkeit entſtellt war. Andere aber haben über dem Beſtreben, der Geſchichte für ekele und verwöhnte Gaumen Reiz und Anziehungskraft zu geben, ſich in eine recht ſtark ausgeſprochene Manier verirrt. Sie ſpielen mit reichlich angebrachtem Witz und ſchneidenden Antitheſen, ſie berichten von früheren Jahrhunderten in einer aus heutigem und mittelalterlichem Franzöſiſch ſeltſam gemiſchten Sprache, ſie glauben lebendig zu coloriren, wenn ſie die Erzählung durch Coſtumbeſchreibungen unterbrechen.

Dies iſt glänzender Flitterſtaat von einem als poetiſch geltenden Gewande erborgt, kein innerliches poetiſches Element. Daß wir dieſes überhaupt in unſeren Tagen in der Geſchichte zurückgetreten finden, hat ſeinen Grund in jenem großen Uebergewicht des Stoffartigen. Auch von der Seite der Poeſie her iſt die Verbindung keine ſo innerliche und tiefe, wie in einigen früheren Perioden, wie ſehr auch der äußere Anſchein für das Gegentheil zu zeugen ſcheint. Das geſchichtliche Drama kann in einem Zeitalter mächtig herrſchender Reflexion die glückliche Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, durch welche Shakſpeare ſeine Wunder auf dieſem Boden wirkte, unmöglich behaupten. Sollten aber die außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Felde des hiſtoriſchen Romans und der weit verbreitete Geſchmack daran die Lebendigkeit der Verbindung

Digitized by Google

nicht beweiſen? Wol das vorhandene Bedürfniß, und mehr ein dunkel gefühltes als ein richtig verſtandenes, nicht die ihm entſprechende Productionskraft. Man muß unter den überreichen Erzeugniſſen des hiſtoriſchen Romans zwei äußerlich gleich ſcheinende, im Grunde aber ganz verſchiedene Arten unterſcheiden. Die eine ſetzt auf willkürliche, hohle Erfindungen, um den Effekt zu erhöhen, hiſtoriſche Figuren als Staffage; man erblickt mitten unter jenen Larven berühmte Könige, Königinnen, Staatsmänner, Geiſtliche, Dichter, mit mehr oder weniger treu beobachtetem äußern Coſtum, aber ohne alle innere Wahrheit, Geſtalten, die ſelbſt ohne Leben, auch den erfundenen kein Leben verleihen können, ſondern von ihm den Tod empfangen; eine grelle Decorationsmalerei ohne Geiſt, wie ohne leitenden Gedanken. In wenigen anderen Werken iſt die Conception des Gedichts von echt geſchichtlicher Anſchauung und Begeiſterung ausgegangen; der Dichter iſt in die Zeit und ihre Bedeutung tief eingedrungen; alles Erfundene ſteht mit dem Wahren im ächteſten, innerſten Zuſammenhang, und dient, es zu erhellen und zu erklären; Poeſie und Geſchichte adeln und erheben einander gegenſeitig. Wenn unſere Zeit dieſe beiden Arten ſo wenig zu unterſcheiden vermag, ſo beweiſt dies, daß jenes Bedürfniß ein ſich ſelbſt wenig verſtehendes, durch den Schein leicht zu befriedigendes iſt, und daß ihr das wahre Verhältniß der beiden großen Culturelemente, deren Zuſammenhang wir anzudeuten verſucht, weder durch den Inſtinct, noch durch zerlegende Betrachtung klar geworden iſt.

Digitized by Google

IV.

Italieniſche Diplomaten und diplomatiſche Verhältniſſe. 1260—1550.

Von

Alfred Reumont.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Meiſten haben ſich daran gewöhnt, den Weſtfäliſchen Frieden als die Periode zu betrachten, in welcher die Geſchichte der Diplomatie eine größere Bedeutung für die politiſche Geſchichte im Allgemeinen erlangt hat. Von Manchen wird noch die Zeit Heinrich's IV. von Frankreich eingeſchloſſen, und auch wol bis zu Karl V. zurückgegangen. Was darüber hinausliegt, wird im Durchſchnitt wenig beachtet. Ob, vor der angegebenen Epoche, Italien in dieſer Rückſicht im Auslande bekannter iſt, darüber wage ich nicht zu entſcheiden. Mir iſt wenigſtens nichts zu Geſichte gekommen, was mich dies vermuthen ließe. Wenn ich nun es verſucht habe, in den nachfolgenden Blättern eine leichte Skizze der diplomatiſchen Verhältniſſe in den bedeutenderen italieniſchen Staaten zu geben: ſo hat dazu namentlich der Wunſch mich veranlaßt, in einer Darſtellung von nur beſchränktem Umfange dieſe gewiß nicht unbedeutende Seite der vielgeſtaltigen und großartigen Regſamkeit hervorzuheben, welche von der Zeit an, wo der Einfluß der deutſchen Kaiſer ſo ſchwach ward, daß er die nazionale Geſtaltung der Halbinſel nicht mehr dauernd hindern konnte, bis zur Epoche, wo das Land wieder hineingezogen wurde in den Strudel der das Mit-

Digitized by Google

telalter begrenzenden großen politiſchen Umwälzungen, im italieniſchen Leben und Wirken ſich zeigte.

Die Aufmerkſamkeit, welche man neuerdings diplomatiſchen Schriften gewidmet hat und zu widmen fortfährt, konnte für die richtige Anſicht und Beurtheilung vergangener Zeiten nicht anders als die beſten Früchte tragen. In den beiden letzten Jahrhunderten ſind zahlreiche Staatsſchriften und Documente gedruckt worden, unter denſelben viele, die ſich auf Italien beziehen, ſei dies mittelbar oder unmittelbar, die Berichte und Briefe des Machiavelli, der florentiniſchen Geſandten bei Ferdinand dem Katholiſchen im J. 1506, des Grafen Caſtiglione, der Cardinäle Contarini, Pole, Morone u. A. über die kirchlichen Angelegenheiten unter Paul III. und ſeinen nächſten Nachfolgern (in den, aus Monſignor Lodovico Beccadelli's gezogenen Monumenti di varia letteratura von 1797), die des Herrn von Lanſac und des Franc. de Vargas über das Conzil von Trient, des Cardinals d'Oſſat und des Card. du Perron über die Verhandlungen zwiſchen Frankreich und den italieniſchen Staaten, namentlich Rom, unter Heinrich IV., des Card. Guido Bentivoglio, des Nunzius Caraffa, des Abbé Arnauld, einzelner venezianiſcher Relazionen und anderer Werke nicht zu gedenken, zu denen die Lettere dei principi, die Briefe des Coluccio Salutati, die Avignoniſchen Päpſte und die Miscellanea des Baluze (in Manſi's Ausgabe), Ribier's Lettres et Mémoires d'Estat und manches Andere theilweiſe zu zählen ſind Dieſen haben in neueſter Zeit zahlreiche andere, nicht minder wichtige ſich angeſchloſſen. Ich rechne dazu Manches in den durch Dönniges in Turin aufgefundenen Acta Hen-

Digitized by Google

rici VII., die Depeſchen des Guicciardini, vieles in den beiden Bänden der Documenti di storia Italiana aus den pariſer Bibliotheken, die Briefe des Monſignor d'Adda, die Berichte des Card. Franc. Buonviſi über ſeine Nunziaturen in Köln, Warſchau und Wien in den J. 1670 ff., endlich die umfangreiche Sammlung der Relazioni Venete, deren Herausgabe in Florenz begonnen hat. Auf ähnliche Weiſe zeigt ſich auch anderwärts lobenswerthe Thätigkeit. Es reicht hin an die von A. v. Gevay in Wien herausgegebenen Urkunden und Actenſtücke zur Geſchichte der Verhältniſſe zwiſchen Öſtreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhunderte zu erinnern, wie an die von der Commiſſion für die Archive des Königreichs Großbritannien (Record Commission) begonnene Herausgabe des Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et Ecosse pendant le XVI siècle, welche mit der Correſpondenz des Bertrand de Salignac de la Mothe Fénélon begonnen hat, welcher die Berichte des de Chatillon, de Marillac, de Saludie, de Noailles u. m. a. folgen ſollen.

Wie vielen Nutzen neuere Geſchichtſchreiber aus dieſen Documenten im gegenwärtigen Falle gezogen haben, beweiſen, um nur Wenige zu nennen, Bucholtz Geſchichte Ferdinand I., Capefigue's Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV., Alberi's Vita di Caterina de' Medici, Aug. Theiner's Schweden und ſeine Stellung zum heil. Stuhl, und namentlich die Fürſten und Völker von Süd-Europa von Rancke, der um das Studium dieſer Schriften große Verdienſte ſich erworben hat.

Digitized by Google

Ich habe in der gegenwärtigen Skizze innegehalten bei der Zeit, wo die ſtabilen Miſſionen ſchon beinahe überall vorkommen, ſowol weil dann ein Feld ſich eröffnet, welches zu gewaltig iſt, um es raſch zu durchfliegen, als auch, weil die Geſchichte Italiens nach der Mitte des 16. Jahrhunderts beinahe allen nazionalen Charakter verliert. So habe ich mich denn über alles Spätere mit ein Paar kurzen Angaben begnügen zu müſſen geglaubt. Zu einer Geſchichte der italieniſchen Diplomatie, welche freilich eine ganz andere Arbeit ſein würde, da ich jetzt nur einiges Wenige hervorheben konnte aus der großen Maſſe des Stoffes, finden ſich vielleicht einmal Zeit, Gelegenheit und Hülfsmittel.

Rom, 20. Mai 1840.

Digitized by Google

Einleitendes.

Wenn auch zugeſtanden werden muß, daß die Diplomatie in den Formen, welche ihr heutiges Tages eigen ſind, einer verhältnißmäßig neuern Epoche angehört: ſo kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Urſprung derſelben in den früheſten Zeiten zu ſuchen iſt. Die Beziehungen von Städten zu Städten, Staaten zu Staaten, Nazionen zu Nazionen machten von jeher die Abſendung ſolcher Perſonen, denen Aufträge zur Beſprechung von Angelegenheiten, welche das Gemeinweſen betrafen, anvertraut wurden, zum Bedürfniß. Aus dem Bedürfniß entwickelte ſich die Sitte, wie die allmälig feſter ſich conſtituirende Geſtaltung dieſes Zweiges der Staatsgeſchäfte. Es iſt überflüſſig von dieſen Verhältniſſen im Alterthum zu reden, wo ſie in den letzten Zeiten des republikaniſchen, wie in denen des kaiſerlichen Rom zu einer beſtimmten Form und Geltung gelangten, und wo die Rolle, welche dieſen Geſandtſchaften zukam, eine oft ſehr wichtige war. Auch in der äußern Erſcheinung ſprach dies ſich aus. Auf dem Forum Romanum, dem Platze, wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, gab es eine Tribune für die Geſandten, durch die Übertragung des Namens Einer Nazion auf die übrigen die Gräc

genannt, wie nachmals Conſtantinopel ein ähnliches, den Abgeordneten indeß auch zur Wohnung angewieſenes Gebäude das Xenodochium Romanorum taufte — eine Einrichtung, die von den mistrauiſchen Osmanen in ihrem Eldſchi-Khan nachgeahmt ward. Schon hier tritt eine Anſicht wie eine Erſcheinung uns in den Weg, welche in den neueſten Zeiten noch in gleicher Weiſe vorkommt. Niemals hat man den fremden Abgeordneten recht getraut: beinahe immer, im Gegentheil, Intriguen und geheime Abſichten bei ihnen geargwohnt. Wie heutzutage die osmaniſche Politik z. B. dem perſiſchen Botſchafter nicht geſtatten will, in Conſtantinopel ſelbſt ſeinen Wohnſitz zu nehmen, ſondern ihn nöthigt, von Scutari aus das europäiſche Ufer des Bosporus zu beſchauen; wie das Zuſammenleben aller fremden Miſſionen in der Vorſtadt Pera, dem neuen Eldſchi-Khan, urſprünglich nicht lediglich Sache des Zufalls oder Geſchmacks, oder die Folge von Sanitätsverhältniſſen iſt; wie ferner viele Regierungen es nur ungerne ſehn und, wenn es thunlich, ſelbſt zu hindern ſuchen, daß vertrauter Umgang zwiſchen Diplomaten und Einheimiſchen, in einzelnen Ständen wenigſtens, ſtattfinde: ſo war es bei den Oſt-Römern wol weniger Gaſtfreundſchaft als Eiferſucht und Beſorgniß, was ſie veranlaßte, die Geſandten gleichſam zu iſoliren durch Anweiſung einer eigens für ſie beſtimmten Wohnung. Wie in andern Dingen, verfahren die Chineſen bekanntlich auch hierin mit der ſtrengſten Conſequenz, und ſind alſo wahrſcheinlich die einzigen, welche ihren Zweck erreichen.

Die Sitte, Unterhändler und Bevollmächtigte zu ſenden, hat alſo von jeher beſtanden und erklärt ſich leicht durch das Bedürfniß wechſelweiſer Beſprechung und Verſtän-

Digitized by Google

digung. Stabile Geſandtſchaften, welche fortwährend bei einem Fürſten oder einer Republik reſidirten, entſtanden aber erſt mit der Zeit, als die gegenſeitigen Berühruugen häufiger wurden und die außerordentlichen Miſſionen einander ſo raſch nachfolgten, daß man einſah, es ſei einerſeits praktiſcher, andererſeits ökonomiſcher, für einen beſtimmten Zeitraum eine, oder in ſeltnern Fällen mehre Perſonen mit der Wahrung der Intereſſen des Landes, dem ſie angehörte oder angehörten, zu beauftragen. So viel mir bekannt, iſt dies erſt mit dem 16. Jahrhundert aufgekommen. Indeß finden wir nicht vor der Mitte deſſelben ſtabile Miſſionen an den Höfen der Mächte erſten Ranges, namentlich beim Papſte und in Frankreich. Doch auch hier gibt's Lücken — bei allen übrigen um ſo bedeutendere. Vor 1530 ſcheinen die Venezianer gegen funfzehn Jahre lang keinen Geſandten in Deutſchland gehabt zu haben; vor 1506 hatten die Florentiner während langer Zeit keine Miſſion in Spanien. Nicht zu reden von kleinern Mächten. Von 1497 bis 1559 war kein venezianiſcher Geſandter am Hofe von Savoyen, von 1530 bis 1560 keiner in Florenz. Bevor nun die ſtehenden Geſandtſchaften Sitte wurden, pflegte man nur bei beſondern Veranlaſſungen, mochten dieſe nun eigentlich politiſcher Natur ſein oder aber in bloßem Ceremoniel beſtehen, Miſſionen abzuſenden und dieſen die Ausrichtung irgend eines einzelnen Auftrages aufzugeben. War der Zweck erreicht, oder war zu deſſen Erreichung keine Ausſicht vorhanden und die Sache alſo auf eine oder die andere Weiſe abgemacht, ſo kehrte die Geſandtſchaft nach Hauſe zurück, und es verging vielleicht eine lange Zeit, bevor eine andere ihr folgte. So wie in

den Jahrhunderten, von denen hier die Rede iſt, dem 13, 14. und 15. die Scheidelinie zwiſchen den einzelnen Ständen und Beſchäftigungen im Allgemeinen nicht ſcharf gezogen war, ſo beſtand damals als Regel, was ſich jetzt ſeltner und, genau betrachtet, nur als Anomalie findet. Es fehlte viel daran, daß die diplomatiſche Carriere als ſolche ſich wirklich conſtituirt hätte. Selbſt noch nicht im 16. Jahrhunderte. Hochgeſtellte Geiſtliche und Bettelmönche, Magiſtratsperſonen und einflußreiche Bürger wurden zu ſolchen Sendungen gebraucht, häufig auch Profeſſoren, namentlich die der Rechtswiſſenſchaft *). In den italieniſchen Republiken erklärt ſich dies leicht aus der Verfaſſung des Gemeinweſens,

*) Von Manchen nicht zu reden, die in den nachfolgenden Blättern vorkommen werden, finden wir im J. 1364 als bologneſiſchen Geſandten in Florenz Riccardo da Saliceto, den Nachfolger des berühmten Baldo. Der Grieche Emanuel Chryſoloras war gegen das Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts abwechſelnd Geſandter ſeines Kaiſers Johannes Paläologus in Italien und Lehrer der Eloquenz und griechiſchen Literatur in Florenz und andern Städten. Sein Landsmann Johannes Lascaris hielt in Florenz im J. 1492, dann zu Rom Vorleſungen über griechiſche Sprache und Literatur und Moralfiloſofie unter Leo X., ſpäter im J. 1520 zu Mailand auf Veranlaſſung König Franz I. während der franzöſiſchen Occupazion der Lombardei. Nachmals finden wir ihn als franzöſiſchen Geſandten in Venedig. Der Aretiner Antonio Roſelli, im J. 1466 geſtorben, wurde von Papſt Martin V. beauftragt, Ladislaus König von Ungarn gegen Kaiſer Sigmund zu vertheidigen, verſah dann mehre Miſſionen und wurde ſpäter Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft zu Padua.

Digitized by Google

wo mehr oder minder Alle abwechſelnd Regierende und Regierte waren, alle Stände an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nahmen und mithin die Kenntniß derſelben ſich bei allen verbreitet fand. Wenn wir ſelten Militärperſonen begegnen, ſo liegt dies an beſondern Verhältniſſen. Nachdem der Bürger aufgehört, beim Läuten der Feldglocke zu den Waffen zu greifen und dem Caroccio nachzuziehn, nachdem das Kriegführen ein Handwerk geworden war, erſt regelloſer Banden, dann der aus ihnen entwickelten Condottieren=Heere, die den Ruhm der italieniſchen Waffen im 15. Jahrhundert und den dreißig erſten Jahren des 16. aufrecht hielten: zu dieſer Zeit, die mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, war der Kriegerſtand von allen übrigen ſo ſtrenge geſondert, daß er lediglich innerhalb ſeiner Befugniſſe zu bleiben genöthigt war. Der fremde Capitano hatte nichts gemein mit den politiſchen Angelegenheiten des Staates, dem er ſeine Dienſte und ſeine Compagnie widmete. War ſeine Condotta zu Ende, ſo zog er anderswohin, und es mag nur ſelten vorgekommen ſein, daß einer derſelben der Stadt, für die er als Kriegsmann focht, eine ſo lebendige Theilnahme widmete, wie jener Parmigianer Bonifazio de' Lupi, Marcheſe von Soragna, der Stadt Florenz, welche ihm die Gründung eines ihrer großen Spitäler verdankt.

Von den früheſten bis zu unſern Zeiten haben die Italiener den Ruhm bewahrt, ausgezeichnete Diplomaten zu ſein. Ich ſage: den Ruhm. Denn wenn auch, was wol kaum der Fall iſt, die gewöhnliche Anſicht von der Diplomazie ſich ausſprechen ſollte in den Worten des Sir Henry Wotton: „An ambassador is a clever man sent

abroad to lie for his country“, — wirkliche dem Vaterlande geleiſtete Dienſte würden durch eine ſolche Anſicht nicht geſchmälert. Zwei Dinge waren es namentlich, welche den Italienern hiebei zu Hülfe kamen. Erſtlich die ſchon berührte Theilnahme ſo Vieler an den öffentlichen Angelegenheiten. Sodann die Trennung der Halbinſel in zahlreiche größere oder kleinere Staaten und Communen. Durch letzteren Umſtand wurden die Berührungen außerordentlich mannigfaltig, denn anhaltend kamen Verhältniſſe vor, bei denen zwei oder mehre Städte oder Staaten betheiligt und Beſprechung, Verſtändigung, Übereinkunft, Abfindung nöthig waren. Freilich waren es ſehr häufig Gegenſtände von geringer Bedeutung. Aber es wurde dabei immer eine Einſicht in das Geſchäftsweſen gewonnen, das Talent für Unterhandlung wurde geübt, Kenntniß fremder Formen und Zuſtände erworben, die der Heimat auch wieder zugute kommen konnte, die Beobachtungsgabe geſchärft, und die durch Praxis erlangte Kunde des Auslands, mit welchem nothwendige Verbindung beſtand, unter einem möglichſt großen Kreiſe der Bürger verbreitet. Wie unbedeutend alſo auch bisweilen der Gegenſtand geweſen ſein mag, der politiſche Sinn wurde dadurch gebildet, und wenn wir zu Ende des 13. Jahrhunderts Dante Alighieri als Geſandten beim Magiſtrat eines toscaniſchen Städtchens von etwa zweitauſend Seelen, und zu Anfang des 16. Niccolò Machiavelli als Abgeordneten an ein Minoritenkloſter zu Carpi finden, ſo zeigt uns der Umſtand, daß mit Miſſionen dieſer Art die nämlichen Perſonen beauftragt wurden, die vorher und nachher die Intereſſen der Republik bei Päpſten, Kaiſern und franzöſiſchen Königen vertraten:

wie man den weniger glänzenden Auftrag nicht minder würdig erachtete geſchickter Ausführung als den erheblichern.

Zu dem Zwecke, einer Überſicht der diplomatiſchen Verhältniſſe in Italien in den beiden letzten zum Mittelalter gerechneten Jahrhunderten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten als Vorerinnerung zu dienen, mögen dieſe Bemerkungen genügen. Es handelt ſich nun darum, die drei Staaten vorzuführen, welche in der politiſchen wie in der Bildungs-Geſchichte Italiens die wichtigſten Rollen geſpielt haben. Es ſind drei: Florenz, Venedig und Rom. In den beiden erſten kommt am meiſten nazionales Element zum Vorſchein — wir finden hier Florentiner und Venezianer. Rom zog fremde Kräfte an ſich, wie und wo es konnte. So ſteht es denn bei weitem weniger abgeſchloſſen da.

Florentiner.

In den Zeiten, wo unſere Detailkunde von italieniſchen Angelegenheiten durch zahlreiche Chroniken in der Vulgarſprache genauer wird, finden wir die Florentiner als gleich eifrige wie ausgezeichnete Diplomaten. Als Papſt Bonifaz VIII. im erſten Jubeljahr, 1300, die Geſandten von vielen Nazionen vor ſich ſah und fand, daß zwölf derſelben aus Florenz waren, nannte er die Florentiner das fünfte Element. Denn ſie dienten in öffentlichen Angelegenheiten, außer ihrer Vaterſtadt, den Königen von Frankreich, von England, von Böhmen, von Neapel und Sizilien, den Della Scala von Verona, dem Hoſpitaliter-Orden Sanct Johann des Täufers, ja dem

Herrſcher Rußlands und dem Tartarkhan. Dieſer Ruhm iſt den Florentinern auch in ſpätern Zeiten geblieben, und ohne Ende iſt die Reihe der Namen, welche ihre Jahrbücher bieten. Nie vielleicht iſt der Eifer im Unterhandeln gleichgekommen dem, welchen dies Volk an den Tag legte. Geſandtſchaft folgte auf Geſandtſchaft, gewöhnlich aus zwei, vier, ja acht bis zehn Perſonen beſtehend, eine Menge Bürger, die ſich in den Staatsgeſchäften ausgezeichnet und die wichtigſten Stellen in der Verwaltung bekleidet, Biſchöfe und andere Geiſtliche, öffentliche Lehrer. Man kann nicht anders als ſtaunen über die große Zahl berühmter Namen.

Nur einige derſelben können hier angeführt werden. Denn es wäre nöthig, eine Geſchichte der politiſchen Verhältniſſe von Florenz zu ſchreiben, ihnen ihr Recht widerfahren zu laſſen. So mögen denn nur die berühmteſten hier ſtehn, oder ſolche, deren Namen ſich an große Ereigniſſe oder an andere große Perſönlichkeiten knüpfen. Und da finden wir denn gleich in vorderſter Reihe Brunetto Latini, den Lehrer Dante's, der ihn ſo liebevoll begrüßt, als er ihn unter den Schatten findet [1]):

„Wenn alles mein Gebet erfüllet wäre,
Antwortete ich ihm: noch wär't ihr jetzo
Nicht aus der menſchlichen Natur verbannt;

Denn ſtets im Sinn bleibt, und ins Herz kommt nun mir
Das lieb' und gute väterliche Abbild
Von euch: wie ihr auf Erden ſtündlich, ſtündlich

Mich lehretet: wie ſich der Menſch verewigt!"

1) Hölle, XV. Geſ. 79 ff.

Es war im J. 1260, zur Zeit als durch König Manfred die Ghibelliniſche Partei in Süd- und Mittel-Italien das Übergewicht erhielt, als Brunetto abgeſandt ward von den Guelfen, Hülfe zu ſuchen bei Alfons von Caſtilien. Aber ſchon in Ronceval ereilte ihn die Kunde von der blutigen Schlacht bei Montaperti und dem völligen Unterliegen ſeiner Partei, und mehre Jahre verweilte er darauf in Frankreich, bis 1266 nach Manfreds Tode die Guelfen nach Florenz zurückkehrten und Brunetto Secretär der Gemeinde ward — ein Amt, welches man damals das des Dittatore nannte und dem ſpäter ſo manche berühmte Männer vorſtanden. Beſonders aber zeichnete ſich in geſandtſchaftlichen Geſchäften Brunetto's großer Schüler Dante Alighieri aus. Vierzehn Miſſionen werden erwähnt, denen Dante ſich zum Beſten ſeiner Vaterſtadt unterzog. Ob die Aufzählung richtig, bleibt zweifelhaft. Folgen wir ihr aber, ſo finden wir Dante als Geſandten in Siena, Perugia, Venedig, zweimal in Neapel, beim Markgrafen von Eſte, in Genua, zweimal bei Carl Martell, dem König von Ungarn, beim franzöſiſchen Könige, Filipp dem Schönen und viermal bei Papſt Bonifaz VIII. Als er Florenz verließ, die letzte dieſer Miſſionen anzutreten, war es auch das letzte Mal, daß er ſeine Vaterſtadt betrat. Es war während des unverſöhnlichen Zwiſtes, der in der Guelfiſchen Partei ſelber ausgebrochen war, welche ſich in Weiße und Schwarze getheilt hatte. Beide Factionen ſuchten Papſt Bonifaz zu gewinnen und ſandten ihm Botſchafter. Unter den Ambasciatoren der weißen Guelfen war Dante, der im Jahr 1300 das Priorat verwaltet hatte und großes Anſehn im Staate beſaß. Wie hoch er ſeine

Digitized by Google

Stellung und ſeinen Einfluß ſchätzte, geht aus ſeinen Worten hervor, welche Boccaccio mittheilt. Als man darüber berathſchlagte, wer zum Papſte zu ſenden ſei, die Ankunft Carls von Valois als Pacier zu hindern, den die Schwarzen riefen, die Weißen nicht mochten: wurde von Allen geſagt, Dante ſollte das Haupt der Botſchaft ſein. Da ſprach er nach einigem Bedenken: „Wenn ich gehe, wer bleibt dann? Und bleibe ich, wer geht?" Doch ging er, mit zwei Genoſſen. Es war im Herbſte 1301. Der Zweck ward nicht erreicht. Der Papſt glaubte, ſeine Intereſſen würden in den Schwarzen kräftigere Vertreter finden; er wollte, wie er ſich ausdrückte, die Männer nicht aufgeben um der Weiber willen. Mit Hülfe des Paciers gelang es den Schwarzen, ganz Florenz umzuwälzen und ihre Nebenbuhler zu verdrängen. Dante, der in Rom geblieben, war einer der erſten, welche die Strafe der Verbannung traf. Am 27. Januar 1302 wurde er vom Podeſtà Conte dei Gabrielli aus Gubbio zu einer Geldſtrafe verurtheilt; als er ſich nicht fügte, ward der Bann über ihn ausgeſprochen. So endete ſeine öffentliche Laufbahn. Aber auch während der neunzehn Jahre, die er, ein Verbannter, umherirrend durch Italien und jenſeit der Alpen verlebte, hatte er mehr denn einmal Gelegenheit, ſeinen Freunden und Beſchützern in Unterhandlungen zu dienen. Kurze Zeit vor ſeinem Tode, der am Feſte der Kreuz-Erhöhung, den 14. September 1321, ſtattfand, befand er ſich in Venedig im Auftrage Guido Novello's von Polenta, des Beherrſchers von Ravenna, bei dem er in ſeinen letzten Lebenstagen freundliche Aufnahme fand.

Die beiden berühmteſten Schriftſteller, welche das

Digitized by Google

vierzehnte Jahrhundert nach Dante ſah, Petrarca und Boccaccio, wurden gleich ihm in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht [1]). Der erſtere gehört indeß nicht eigentlich hieher, wo von denen die Rede ſein ſoll, welche im Dienſte der Republik Florenz waren. Denn faſt immer ferne von Toscana, welches einſt ſeinen Vater in die Verbannung hatte wandern ſehn, ſchloß er ſich fremden Höfen an. So ging er nach König Roberts Tode im J. 1343 mit Aufträgen Papſt Clemens VI. von Avignon nach Neapel zur Königin Johanna; im J. 1354, vom Erzbiſchof Gio. Visconti geſandt, nach Venedig zum Dogen Andrea Dandolo, und zwei Jahre drauf nach Prag zu Kaiſer Carl IV., auf den Wunſch Galeazzo Visconti's, welcher des Kaiſers Römerzug zu hindern ſuchte. Giovanni Boccaccio aber war um ſo eifriger im Dienſte des florentiniſchen Gemeinweſens. Wir finden ihn zu verſchiedenen Malen als Abgeſandten, bei den Polentanen in Ravenna, bei den Päpſten in Avignon, ſelbſt in Deutſchland, als es ſich darum handelte, der immer wachſenden Macht der Visconti ein Gegengewicht zu ſchaffen. Zuletzt finden wir ihn im J. 1368 als Geſandten bei Urban V., welcher in ſeinem Breve an die Prioren ſagt: er habe ihren Abgeordneten gnädig empfangen, ſowol in Berückſichtigung derer, die ihn geſandt, als aus Achtung für die Tugenden und Talente des Geſandten; ſodann habe er die in ihrem Namen verſtändig von ihm vorgetragenen Dinge angehört und ihm das geantwortet, was er der Umgeſtaltung Italiens för=

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI. Florenz, 1839. Bd. I, S. 521.

Digitized by Google

derlich glaube, an die er mit Gottes Hülfe ſich begeben wolle.

Gehn wir einige Schritte rückwärts, ſo finden wir während des Aufenthalts der Päpſte in Frankreich zahlreiche Geſandtſchaften der Florentiner an dieſelben. Schon im J. 1309 wurde Matteo Biliotti, Notar des Comune, zu Clemens V. geſchickt, um den Frieden mit der Kirche herzuſtellen, indem die Weigerung, den Legaten Cardinal Napoleon degli Orſini aufzunehmen, im J. 1307 der Stadt das Interdict zugezogen hatte [1]. Nachmals als die Guelfiſchen Republiken von den Visconti hart bedrängt wurden und Toscana in Gefahr war, ihre Beute zu werden, ging nach Avignon Geſandtſchaft auf Geſandtſchaft, während zu gleicher Zeit Carl IV. zum Römerzuge veranlaßt ward. Nicht minder nach der Thronbeſteigung Urbans V. (1362), als die Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom immer mehr in Ausſicht geſtellt wurde. Als Maeſtro Rinaldo da Romena, Lehrer der Theologie, im J. 1365 nach Avignon geſchickt ward, trug die ihm ertheilte Inſtruction ihm unter andern Dingen auf, er ſolle den Papſt erſuchen, dem Petrarca das erſte vacant werdende florentiner Canonicat zuertheilen, da das Verlangen allgemein ſei, daß er zur Ehre von Florenz und um ſeiner eignen Ruhe willen dieſe Stadt, deren Bürger er ſei, zu ſeinem Wohnſitz erwählen möge. Das vom 8. April datirte Schreiben der Signorie an Papſt Urban ſpricht denſelben Wunſch

1) Die Miſſion war erfolgreich, denn des Papſtes Neffe, Arnald Cardinal von Pelagrue, Legat beim Kreuzheere gegen Venedig, erhielt Befehl, das Interdict aufzuheben.

Digitized by Google

aus [1]). Im J. 1366, als in Italien überall verkündet ward, der Papſt werde Rom beſuchen und im Verein mit dem Kaiſer die Macht der Visconti zu brechen ſich beſtreben, ging eine neue Geſandtſchaft der Florentiner nach Avignon, Urban V. in ſeinem Vorhaben zu beſtärken und ihm die Hülfe der Republik anzubieten, falls er Galeeren oder Pferde brauche. Unter den Abgeordneten war jener Lapo da Caſtiglionchio, der Freund Petrarca's und der berühmteſte Rechtslehrer ſeiner Zeit, welcher einige Jahre darauf (1378), bei jener gewaltſamen Reaction des niedern Volkes gegen die Herrſchaft der großen Popolanen, welche man den Tumult der Ciompi nennt, als einer der einflußreichſten Anhänger der ariſtokratiſchen Partei der Albizzi verbannt wurde und im Jahr 1381 in Rom ſtarb, wo er nicht lange vorher von Urban VI. zum Senator gemacht worden war. So wie Lapo 1366 nach Avignon gegangen, ſo ſtand er auch 1376—1377 an der Spitze der Geſandtſchaft, welche nach Anagni ſich verfügte, zu dem aus Frankreich angelangten Gregor XI., mit welchem die Florentiner ſeit längerer Zeit in arger Fehde lebten. Die Geſandten hatten den Auftrag, Frieden zu ſchließen: aber ſie kehrten heim, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, obgleich ſie fünf Monate in Anagni blieben. Als ſie zurückgekehrt waren, wurde zwei Tage darauf das Volk nach dem Palaſt der Signorie beſchieden und dort öffentlich vorgetragen, was die Geſandten mit dem Papſte verhandelt und welcher Art die Forderungen des römiſchen Hofes ſeien. Der Papſt ließ dann ſelbſt eine Botſchaft an die Florentiner abgehn: zwei

1) **Gaye**, Carteggio. I. 515, 516.

Digitized by Google

Mönche, ein Auguſtiner und ein Minorit, wurden dazu erſehn. Sie brachten Beglaubigungsſchreiben mit, nicht an die Signorie, ſondern an das Volk. So erlaubte man ihnen denn, dem auf dem Platze verſammelten Volke ihren Vortrag zu halten. Ihr Zweck ging nun dahin, die Schuld am Unfrieden der Signorie aufzubürden, das Volk aber zu gewinnen, indem ſie daſſelbe prieſen, als dem heil. Stuhl gehorſam und ergeben. Aber ſie erreichten ihre Abſicht nicht, auf ſolche Weiſe die beſtehende Regierung der großen Bürgerfamilien zu ſtürzen: denn im Volke fanden ſie keinen Anhang und kehrten unverrichteter Dinge zurück nach Anagni.

Zum beſſern Verſtändniß dieſer Vorgänge müſſen hier noch einige Worte über das Verhältniß der Florentiner zu Papſt Gregor XI. geſagt werden, um ſo mehr da daſſelbe Veranlaſſung gab zu einem der bemerkenswertheſten Vorgänge in der Geſchichte der florentiniſchen Diplomazie. Nicht über Gregor XI. perſönlich beklagten die Florentiner ſich, wol aber über die grenzenloſe Willkür ſeiner Legaten in Italien, namentlich des Cardinals Guillaume de Noellet, welcher aus Feindſchaft gegen die Republik Alles that, Unruhen im Innern zu erregen. Die Florentiner ſchritten zu Repreſſalien: die Unzufriedenheit im Kirchenſtaat kam ihnen zu Hülfe und bald loderte der Aufruhr in allen Städten. Der Papſt ſprach den Bann aus über Florenz: Donato Barbadori und Domenico Salveſtri wurden als Geſandte nach Avignon geſchickt. Es war im J. 1376. Sie ſtellten vor, wie die Florentiner ſich zu allen Zeiten, in Glück und Unglück, als getreue Söhne der Kirche bewieſen, und wie das feindſelige Benehmen der Stellvertreter des Pap-

ſtes Schuld ſei an allem Übel. Gregor aber wollte keine Vertheidigung anhören und ſprach im verſammelten Conſiſtorio, in Gegenwart der Geſandten, den feierlichen Bann aus über die Florentiner, in der ſtrengſten Form, nicht nur ihre Güter preisgebend, ſondern auch ihre Freiheit und ihr Leben. Da warf Donato Barbadori, ein kühner und leidenſchaftlicher Mann, unbedeckten Hauptes ſich nieder vor einem Bilde des Gekreuzigten, das im Saale ſich befand, und rief mit lauter Stimme: „An dich, Herr Jeſus Chriſt, appellire ich von dem ungerechten Urtheilsſpruch deines Statthalters, zu jenem grauenvollen Tage, an welchem du, als Richter erſcheinend, keinen Unterſchied machen wirſt. Respiciat me Deus salutaris meus, adiutor meus esto, ne derelinquas me, quoniam pater meus et mater mea derelinquerunt me.“ Erſt gegen Ende des folgenden Jahres, nach den bereits oben erwähnten fruchtloſen Verhandlungen, kam, beſonders durch Vermittlung der heil. Caterina von Siena, eine Einigung in Sarzana zu Stande. Als bald darauf Gregor XI. ſtarb (27. März 1378), ſandten die Florentiner an ſeinen Nachfolger Urban VI. acht Botſchafter, ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Dieſe waren Donato Barbadori, Aleſſandro dell' Antella, Mainardo Cavalcanti, Pazzino Strozzi, Bindo de' Bardi, Vieri de' Medici, Matteo Arrighi, Stoldo Altoviti.

Den nämlichen Barbadori, der ſich ſo muthig und entſchieden gezeigt, traf ein trauriges Schickſal. Als im J. 1379 Carl von Durazzo nach Italien kam, um der Königin Johanna die Krone Neapel zu entreißen, wurde Barbadori mit Tommaſo Strozzi und Marco

Digitized by Google

Benvenuti zu ihm geſandt. Florenz war damals, nach dem obenerwähnten Tumult der Ciompi, in einem faſt anarchiſchen Zuſtand, und die ariſtokratiſche Partei beſtrebte ſich, wieder ans Ruder zu kommen. Unter den Geſandten brach Unfriede aus: Barbadori wurde von Strozzi beſchuldigt, mit den Verbannten, namentlich mit Lapo da Caſtiglionchio, unterhandelt zu haben. Vergebens berief er ſich auf die Dienſte, die er dem Gemeinweſen geleiſtet und warf dem Volke ſeinen Undank vor. Mit Piero degli Albizzi und mehren andern der vornehmſten Bürger wurde er enthauptet.

Die zahlreichen Miſſionen bei italieniſchen Fürſten und Republiken während des vierzehnten Jahrhunderts müſſen hier übergangen werden, da ſie kein allgemeines Intereſſe darbieten. Die Zahl der Theilnehmenden war bei dieſen Botſchaften meiſt bedeutend, beſonders bei ſolchen, die zur Bewillkommnung, bei Thronbeſteigungen u. ſ. w. abgeordnet wurden. So gingen im J. 1381 zu Carl von Durazzo, nachdem er Neapel eingenommen, acht Geſandte, davon vier aus großen Popolanfamilien, die andern von niederm Volke; im J. 1347 zum König Ludwig von Ungarn, bei ſeiner Ankunft in Verona auf dem Zuge gegen Neapel, ſogar zehn Geſandte, alle aus den erſten Geſchlechtern, Albizzi, Corſini, Strozzi, Medici, Rucellai, Vettori, Adimari, Altoviti, Peruzzi. Tommaſo Corſini führte das Wort. Ein anderer Corſini, Pietro, Biſchof von Florenz, wurde im J. 1364 zu Carl IV. geſandt, der ihm und ſeinen Nachfolgern im Bisthum neben mehren Privilegien die Reichsfürſtenwürde ertheilte.

Das funfzehnte Jahrhundert ſah die diplomatiſchen

Beziehungen in ſolchem Maße ſich mehren, daß an eine Aufzählung auch nur der wichtigeren unter dieſen Geſandtſchaften hier nicht ferner gedacht werden kann. Statt deſſen mögen hier die bedeutendſten Männer namhaft gemacht werden, welchen die Republik Botſchaften anvertraute. Unter ihnen finden wir die beiden Capponi, Gino und Neri, in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, jener geſtorben 1421, dieſer 1457, Beide zu den höchſten Würden gelangt und in den ſchwierigſten Angelegenheiten erprobt, gleich ausgezeichnet durch echten Bürgerſinn wie durch den Mangel an ſelbſtſüchtigem Ehrgeiz; daher redliche Vermittler und treue Bewahrer der angeſtammten Freiheit. Nicht minder hervorragend, wenn auch ihnen nicht gleich an Ausdauer, Palla Strozzi, durch Geſchlecht und Reichthum groß und einwirkend, thätig wie keiner neben ihm für die Bildungsanſtalten ſeiner Vaterſtadt, die ihm unendlich viel verdanken; ein Beſchützer der Gelehrten und Verehrer der alten Literatur, aber durch Unentſchloſſenheit die Hauptſchuld tragend an dem Sturze der neuen Ariſtokratie, wie die Partei der Albizzi ſich bezeichnen läßt — eine Schuld, die er durch das Exil ſühnte, die aber den Untergang des florentiniſchen Gemeinweſens entſchied. Ihm zur Seite ſtehend Rinaldo degli Albizzi, das letzte Haupt der Ariſtokratenpartei, nicht immer vorſichtig noch klug und hierin ſeinem Gegner Coſimo de' Medici nicht gewachſen; aber kühn und glänzend, und am Ende doch nur deßhalb unglücklich im gewagten Spiel, weil die, deren eigene Stellung und Intereſſen ſie zu ſtandhaften Bundesgenoſſen ihm hätte machen ſollen, ihn, wenn nicht gerade verriethen, doch im entſcheidenden Moment nur ſchlecht un-

Digitized by Google

terſtützten. Und nun Rinaldo's großer Widerſacher, Coſimo, beſonnen, ſchlau, berechnend, ohne wahren Adel des Charakters, aber keineswegs ohne tüchtige Eigenſchaften; den großen Familien feindlich, weil er von ihnen neues Eingreifen in die öffentlichen Verhältniſſe fürchtete, dem Volke ſchmeichelnd, weil er unter demokratiſchen Formen ſeinem Haupte die Obergewalt ſichern wollte; den Künſten hold wie den Wiſſenſchaften, und nicht ohne manchfaches Verdienſt um beide. Dieſe ſind die hervorragendſten Perſönlichkeiten in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und in der That diejenigen, welche das Schickſal des ganzen Staates in Händen hatten [1]). Neben ihnen traten noch viele andere auf, von größerer oder geringerer Bedeutung: Giannozzo Manetti [2]), der Bio-

---

1) Gino Capponi wurde meiſt zu Aufträgen in Toscana ſelbſt gebraucht, ebenſo ſein Sohn Neri, der übrigens 1432 zu dem Condottiere Niccolò Fortebraccio geſandt wurde, 1439 nach Venedig, 1447 nach Rom zu Nicolaus V., 1450 nach Mailand zu Francesco Sforza. Palla Strozzi war 1410 in Bologna bei Papſt Alexander V., 1415 in Neapel bei der Königin Johanna II., 1419 bei Papſt Martin V., 1432 in Ferrara. Rinaldo degli Albizzi ging 1414 nach Neapel zur Königin Johanna und 1418 nach Mailand zu Martin V., der von Konſtanz zurückkehrte. Coſimo de' Medici war 1432 in Ferrara, 1437 in Venedig und wieder bei den Eſte.

2) Die Zahl der Miſſionen des Giannozzo Manetti wird auf vierzehn und mehr angegeben. Er war in Florenz 1396 geboren und ſtarb zu Neapel 1459. Nicolaus V. machte ihn zum Ritter: eine Auszeichnung, welche König Alfons von Neapel ihm 1445 angeboten hatte, als er bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Calabrien florentiniſcher Geſandter

Digitized by Google

graf Nicolaus' V., nach deſſen Papſtwahl er die Bewillkommnungsrede der florentiniſchen Botſchaft zu halten hatte; Niccolò da Uzzano, Agnolo Acciaiuoli, Lorenzo Ridolfi, Agnolo Pandolfini, Averardo und Lorenzo di Giovanni de' Medici (Coſimo's Bruder), Diotiſalvi Neroni und manche andere.

Weniger bedeutende Geſtalten treten uns entgegen in der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts, wenn Lorenzo de' Medici und Pier Capponi ausgenommen werden. Im Jahre 1478, als nach der Verſchwörung der Pazzi die Stellung des Hauſes Medici und die beſtehenden Verhältniſſe der Republik durch die Mishelligkeiten mit Papſt Sixtus IV. und mit dem Könige Ferdinand von Neapel ſehr gefährdet waren, vertrat Lorenzo die beiderſeitigen Intereſſen in eigner Perſon zu Neapel: ein ſelbſtgewählter Botſchafter, welcher der Signorie ſeine Abſicht erſt dann ankündigte, als er die Stadt ſchon verlaſſen hatte. Unter ſeinen Auſpicien wurde ſodann das Verſöhnungswerk, welches er in Neapel begon-

an ſeinem Hofe war, die er aber ablehnte, den Neid ſeiner Mitbürger nicht zu wecken. Dies gelang ihm dennoch nicht: denn wegen der Freundſchaft, die er bei ſeinen zahlreichen Legazionen mit Fürſten und Großen geſchloſſen, verurtheilte man ihn in ſeinen letzten Lebensjahren zu einer Geldſtrafe von 10,000 Goldgulden, worauf er freiwillig ins Exil ging, bis zu Nicolaus' V. Tode in Rom, dann in Neapel bei König Alfons lebte, der ihm ein Jahrgehalt von 150 Unzen Goldes anwies, was von ſeinem Nachfolger beſtätigt ward. Später wollten die Florentiner ſeine Gebeine haben, und an der Façade des Doms wurde ſeine Statue aufgeſtellt, die man jetzt in der Kirche ſelbſt ſieht.

Digitized by Google

nen, durch eine feierliche Botſchaft beim Papſte vollendet. Sie wurde gebildet durch Francesco Soderini, Biſchof von Volterra, der nachmals als Cardinal eine große Rolle ſpielte, Luigi Guicciardini, Ant. Ridolfi, Gio. Gianfigliazzi, Piero Minerbetti, Guid' Antonio Vespucci, Maſo degli Albizzi, Gino Capponi, Jacopo Lanfredini, Domenico Pandolfini, Gio. Tornabuoni, Ant. de' Medici. Bei Nacht langten die Geſandten in Rom an. Am folgenden Morgen empfing der Papſt, auf ſeinem Throne ſitzend, ſie unter dem Porticus der Peterskirche. Sie warfen ſich ihm zu Füßen, empfingen den Segen und wurden dann von Cardinälen und vielen Prälaten nach ihren Wohnungen geleitet. — Eine Heldengeſtalt, ſteht gegen das Ende dieſes Jahrhunderts Pier Capponi da, deſſen kühne Worte an Carl VIII. nicht vergeſſen werden können. Ihm wäre es bei einer ſeiner Miſſionen beinahe ſchlimm ergangen. Denn als er im J. 1479 in Lucca ſich befand, war er in Gefahr, vom Volke in ſeiner Wohnung ermordet zu werden, weil das Gerücht ſich verbreitet hatte, die Florentiner ſeien eingefallen in das luccheſiſche Gebiet. Doch zeigte ſich bald, daß es ein blinder Lärm war. Von den Günſtlingen der Medici muß Bartolommeo Scala, der Kanzler der Republik, genannt werden, welcher an der Geſandtſchaft Theil nahm, die im J. 1484 Innocenz VIII. zu ſeiner Erhebung auf den Stuhl Petri Glück wünſchen ging; und endlich möge des Luigi della Stufa gedacht werden, welcher im J. 1488 als florentiniſcher Geſandter Conſtantinopel beſuchte und bis nach Meſopotamien gelangte.

Digitized by Google

Lorenzo de' Medici war der letzte Mann des italieniſchen Mittelalters. Als er am 8. April 1492 auf ſeinem Landſitze Careggi verſchied, rollte dumpf ſchon in der Ferne das Unwetter, welches ſich Italien näherte. Der, welcher es heraufbeſchworen, Lodovico Sforza, wurde ſelber mit fortgeriſſen in dem Wirbel. Wie aber der Zug König Carls VIII. nach Neapel dem italieniſchen Staatenſyſtem eine ganz andere Geſtalt gab, das Land fremdem Einfluſſe und fremder Waffengewalt öffnete in einem Grade, wie es ſeit den erſten Hohenſtaufen nicht mehr ſtattgefunden, und die Saat ausſtreute, welche aufſchießend die Nazionalität und Unabhängigkeit Italiens erſtickte: ſo führten ſeine Folgen, namentlich während der nächſten vierzig Jahre, Verhältniſſe herbei, in denen Geiſt und Talente der Italiener einen unermeßlichen Spielraum vor ſich ſahen. Es war die unheilvollſte Zeit, die nun begann: unheilvoll in ihrem Verlauf, denn man vernahm nur von Kampf, raſchen Glückswechſeln und Vernichtung; unheilvoll in ihren Folgen, denn was im Mittelalter Gutes und Großes ſich herangebildet, ging unter in dieſem wilden Toben, und das Schlimme blieb, mit einem Schein herkömmlichen Rechts und geſetzlicher Ordnung. Wie es aber immer der Fall in Zeiten der Aufregung, glänzende Talente entwickelten ſich, bedeutende Charaktere kräftigten ſich. Die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts war die Zeit, in der die ſchönen Künſte ihren Zenith erreichten, nicht plötzlich, denn es hatte eine ſtufenweiſe Entwickelung ſtattgefunden, aber darum nicht minder bewunderungswürdig; ſie war die Zeit einer zweiten Blüte der Nazional-Literatur, welche ſeit Petrarca's Tode Rückſchritte gemacht hatte. Die Politik, welche bis dahin

Digitized by Google

im Allgemeinen genommen faſt nur eine rein italieniſche geweſen, umfaßte nun, durch die Zeitverhältniſſe darauf hingewieſen, beinahe ganz Europa.

Florenz hatte daran thätigen Antheil. So kurz vor dem Aufhören ſeiner Freiheit, die nur noch dreißig Jahre währen ſollte, ſtrengte es noch einmal alle ſeine Kräfte an, und ſtand da, reich an Söhnen, die miteinander um den Vorrang der Fähigkeiten ſtritten, die, was ihre Geſinnung betrifft, nicht ſelten einen zweideutigen Ruf, beinahe alle aber hinſichtlich ihrer Talente und Geſchicklichkeit wohlerworbene Berühmtheit mit nach Hauſe brachten. Wenn hier genannt werden Pier Soderini, Niccolò Machiavelli, Francesco Guicciardini, Francesco Vettori, Roberto Acciaiuoli, Niccolò Capponi, Baldaſſar Carducci, Luigi Alamanni, Raffaello Girolami, ſo könnte dieſe Namenreihe um Vieles vermehrt werden. Aber ſie reicht hin, eine Menge Erinnerungen zu wecken.

Pier Soderini war kein großer Politiker und am allerwenigſten der Aufgabe gewachſen, als Gonfaloniere perpetuo in einem von politiſchen und religiöſen Parteien zerriſſenen Staate dieſen Parteien ſelbſt im Angeſichte des immer bedenklicher werdenden Kampfes des ganzen ſüdweſtlichen Europa die Spitze zu bieten [1]). Aber

1) Machiavell hatte von Soderini's politiſchem Scharfblick die allerungünſtigſte Meinung, und ſchrieb ihm den Umſturz der Regierung zu. Daher das bekannte Epigramm, welches er bei deſſen Tode machte:

La notte che morì Pier Soderini,
L'alma n'andò dell' inferno alla bocca;
Ma Pluto le gridò: Anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini!

Digitized by Google

er war ein ehrlicher und uneigennützIger Mann — Eigenſchaften, denen wir immer ſeltner begegnen. Seine perſönliche Thätigkeit als Geſandter war gering: aber während ſeiner Verwaltung (1. Oct. 1502 — 30. Aug. 1512) folgten die wichtigſten Ereigniſſe eines dem andern. Nur mit zwei Worten braucht angedeutet zu werden, daß im J. 1494 Florenz die Medici vertrieb, daß 1498 Girolamo Savonarola den Flammentod ſtarb, daß in demſelben Jahre Ludwig XII. die Krone Frankreichs aufſetzte, 1501 Neapel aufhörte, ein ſelbſtändiges Königreich zu ſein, daß 1503 Julius II. Papſt wurde, daß 1508 die Ligue von Cambray geſchloſſen, 1509 Piſa von den Florentinern erobert wurde und 1512 die Medici nach Florenz zurückkehrten: um darauf hinzuweiſen, welche ereignißſchwere Epoche wir vor uns haben.

Dieſe Epoche war die Bildungsſchule großer Staatsmänner. Machiavelli tritt zuerſt hervor. Über ſeinen vielbeſprochenen Charakter als Menſch und Schriftſteller etwas zu ſagen, iſt unnöthig [1]), da blos ſeine diploma-

---

1) Indem ich in dieſer Hinſicht auf neuere Schriften verweiſe, namentlich auf Gervinus' vortreffliche Charakteriſtik der florentiniſchen Hiſtoriografie und Artaud's Buch: Machiavel, son génie et ses erreurs, kann ich nicht umhin, folgende höchſt lebenvolle Schilderung von einem Zeitgenoſſen, deſſen noch mehrmals gedacht werden wird (G. B. Buſini), hier anzuführen. Sie iſt vom 23. Januar 1549. „Machiavell floh aus Rom und kam hieher, nachdem die Freiheit wiedererlangt worden (1527). Er bemühte ſich ſehr darum, ſein altes Amt als Secretär der Zehne wiederzuerhalten: Zanobi (Bartolini) und Luigi (Alamanni) waren ihm günſtig, aber Meſſer Baldaſſar (Carducci) und Niccolò di Braccio waren ihm ent-

Digitized by Google

tiſche Wirkſamkeit in Betracht kommen ſoll. In ſeinem neunundzwanzigſten Jahre (1498) wurde er dem Kanzler der Republik, Marcello Virgilio Adriani, beigegeben, Secretär der Zehne der Freiheit und des Friedens, und von da ab immerfort zu Miſſionen gebraucht. Schon 1498 finden wir ihn in Piombino bei Jakob V. d'Appiano, welcher für Lodovico il Moro eine Schar von

---

gegen. Die Menge haßte ihn von wegen des Principe. Die Reichen glaubten, dies Buch ſei für den Herzog (Lorenzo de' Medici) eine Anleitung geweſen, ihnen all ihre Habe zu nehmen, die Armen, all ihre Freiheit. Den Piagnoni (Savonarola's Anhängern, zu denen Niccolò Capponi gehörte) ſchien er ein Ketzer, den Guten unehrbar, den Böſen noch böſer oder ſchlauer denn ſie. So haßte ihn denn ein Jeder. Zanobi aber und Luigi, in dankbarer Geſinnung, gedachten der empfangenen Wohlthaten und kannten nicht ſeine Laſter. Denn in ſeinem Alter war er ſehr unehrbar. Vor allen war er der Völlerei ergeben und bediente ſich gewiſſer Pillen, die er vom Zanobi Bracci erhalten, bei dem er oft eſſen ging. Er erkrankte theils aus Gram, theils wegen ſeiner Lebensweiſe. Er konnte es nicht mit anſehen, daß ſein Amt ihm vom Gianotto weggenommen worden war, der ſo tief unter ihm ſtand. — Während ſeiner Krankheit begann er dieſe Pillen zu nehmen, die ihn ſchwächten und das Übel vermehrten. So erzählte er dann jenen berühmten Traum dem Filippo, dem Francesco del Nero und Jacopo Nardi, und ſtarb voll Grolles und mit herbem Spott. Meſſer Piero Carneſecchi, der nebſt ſeiner Schweſter mit ihm von Rom nach Florenz reiſte, ſagt, daß er ihn immer ſeufzen hörte, nachdem er vernommen, wie die Stadt ſich freigemacht. Ich glaube, ſeine eignen Verhältniſſe ſchmerzten ihn: denn in der That liebte er die Freiheit, und mehr denn auf gewöhnliche Weiſe. Aber es ſchmerzte ihn, daß er ſich mit Papſt Clemens eingelaſſen."

Digitized by Google

Hommes d'armes zur Belagerung Piſa's zu führen hatte; im Jahre 1499 in Forli bei Caterina Sforza Riario; 1500 in Frankreich bei Ludwig XII., welchem er über die im Lager vor Piſa zwiſchen den Florentinern und den franzöſiſchen Hülfstruppen ausgebrochenen Zwiſtigkeiten, denen die Aufhebung der Belagerung folgte, Auskunft geben ſollte; 1502 in Imola bei Ceſare Borgia, als dieſer die in die Falle gegangenen Condottieren ermorden ließ. Im J. 1503 war er in Rom während des Conclaves, in welchem Julius II. gewählt wurde, und im folgenden Jahre ging er von neuem nach Frankreich wegen der piſaner Angelegenheit. Dieſelbe Angelegenheit rief ihn 1505 nach Perugia, nach Piombino, nach Siena. Als im J. 1506 Julius II. von Rom auszog, aus Umbrien und der Romagna die kleinen Signoren zu vertreiben, deren angebliche Rechte meiſt auf Uſurpation beruhten, und die Republik ihm hundert Hommes d'armes dazu ſandte, ging Machiavell nach Rom und begleitete den Papſt auf ſeinem Zuge. Von neuem in Piombino und Siena 1507, begab er ſich im Jahre darauf nach Tyrol zu Kaiſer Maximilian, welcher im Februar ſeinen Römerzug begonnen, und mit welchem die Florentiner einer Beiſteuer wegen durch ihren Botſchafter Franc. Vettori unterhandelt hatten. Im J. 1509 finden wir ihn in Mantua, 1510 zum dritten Mal, 1511 zum vierten Mal bei Ludwig XII., diesmal wegen des Conciliabulums von Piſa, welches das völlige Zerwürfniß der Florentiner und namentlich des Gonfaloniere Soderini mit Papſt Julius, gegen welchen dies Schein-Conzil von fünf Cardinälen gerichtet war, herbeiführte, während es auf der andern Seite ſie, ihrer halben Maßregeln wegen, mit dem franzöſiſchen König verfeindete, deſ-

Digitized by Google

ſen Einfluß ſie vermocht hatte, dieſe Kirchenverſammlung in dem wiedereroberten Piſa zu geſtatten. Im J. 1512 wurde Soderini geſtürzt; die Medici kehrten nach Florenz zurück, Machiavelli wurde am 8. November abgeſetzt, zwei Tage darauf auf ſeine Villa in der Nähe der Stadt verwieſen, und der Eintritt in den Palaſt der Signorie ihm unterſagt. Wie er, im darauf folgenden Jahre, angeblicher Theilnahme an einer Verſchwörung gegen den Cardinal von Medici (Leo X.) wegen, eingekerkert und gefoltert ward, und dann, in ländlicher Zurückgezogenheit und ärmlichen Verhältniſſen, ſeine unſterblichen Werke ſchrieb, gehört nicht hieher. Der glänzendere Theil ſeiner politiſchen Laufbahn war vorüber. Dreizehn Jahre lang lebte er in gänzlicher Entfernung von den Geſchäften, die einzige Miſſion im J. 1521 an die Mönche in Carpi ausgenommen, von der ſchon im Vorbeigehn die Rede war. Noch in ſeiner letzten Zeit wurden ihm dann ein Paar diplomatiſche Aufträge gegeben, ſo die beiden in den J. 1526 und 1527 bei ſeinem Freunde Guicciardini, damals päpſtlichen Luogotenente beim Bundesheer — letztere Sendung zur Zeit, als der Connetable von Bourbon Florenz bedrohte — und endlich jene im Mai letztgenannten Jahres an Andrea Doria, der mit den franzöſiſchen Galeeren vor Civitàvecchia kreuzte. Dies war ſeine letzte Miſſion. Er erlebte noch die dritte Vertreibung der Medici (17. Mai), die Wahl Niccolò Capponi's zum Gonfaloniere und die Peſt, deren Verheerungen er in einem Briefe (an Filippo Strozzi?) ſo beredt ſchilderte, und ſtarb am 22. Juni in ſeinem achtundfunfzigſten Jahre [1]).

---

1) Machiavell's Depeſchen finden ſich unter der Aufſchrift:

Digitized by Google

Wenn Machiavells Thätigkeit ſo groß war, wie ſich ſchon aus dieſer einfachen Angabe ſeiner Miſſionen ergibt, neben denen die zahlreichen Aufträge, mit welchen er nach verſchiedenen Städten des Gebietes und wiederholt ins Lager vor Piſa zu den Kriegs-Commiſſarien geſandt ward, gleichfalls in Anſchlag zu bringen ſind: ſo kommt bei Guicciardini die bedeutende perſönliche Stellung in Betracht. Denn während Machiavelli, ſo lange er im Dienſte war, immer auf einem, wenn auch wichtigen, doch ſubalternen Poſten blieb und bei ſeinen zahlreichen Miſſionen nie den Rang eines Geſandten oder Ambasciatore hatte: ſtieg Guicciardini zu den höchſten Würden und griff in das Getriebe der Politik ein wie keiner. Als Diplomat freilich weniger. Denn ſeine einzige eigentliche Miſſion war die nach Spanien im J. 1511. Er ging dahin als Botſchafter, in einem Alter von 29 Jahren. Es waren die ſchon beſprochenen Angelegenheiten des Piſaner Conzils, welche ihn dahin riefen. Die Aufgabe war nicht leicht: denn es kam darauf an, Florenz bei Ferdinand von Aragon zu rechtfertigen wegen

---

„Legazioni" in allen Ausgaben ſeiner Werke. Sie enthalten einen reichen Schatz authentiſcher Nachrichten über die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit, ſowie manchfaches Detail über Perſonen und Umſtände, welches zum Theil in den nachfolgenden Blättern benutzt worden iſt. Es fehlt viel daran, daß die gedruckten Depeſchen vollſtändig oder richtig geordnet wären, auch nicht in der letzten florentiner Ausgabe von 1832. Nachforſchungen nach Schriften des Machiavell in Bezug auf ſeine franzöſiſchen Legazionen, welche der ehemalige Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, Fr. Molini, in den J. 1831 und 32 in den pariſer Bibliotheken anſtellte, blieben ohne Erfolg.

Digitized by Google

ſeines Anſchließens an Frankreich, wozu Soderini immer gerathen und worauf er immer hingearbeitet, ohne ein entſchiedenes Eingehn in Frankreichs Intereſſen bewirken zu können. Es war eigentlich die gegen ihn im päpſtlichen und ſpaniſchen Sinne gebildete Oppoſizion, welche Guicciardini's Sendung durchſetzte. Während ſeiner Anweſenheit in Spanien ereignete ſich in Florenz die mehrerwähnte Staatsumwälzung, welche diejenige Partei, zu welcher Guicciardini ſeiner Neigung nach gehörte, ans Ruder führte, ſodaß es ihm leicht ward, in gutem Verſtändniß zu ſcheiden [1]). Seine ſpätere Wirkſamkeit als Staatsmann, im Dienſte der beiden Medizeiſchen Päpſte, führte ihn auf ein anderes Feld, und als Gouverneur von Modena, von Parma, der Romagna und Bologna's, als Bevollmächtigter Clemens' VII. bei dem Heere der Liga

1) Die offiziellen Depeſchen Guicciardini's nebſt einigen andern Briefen von ihm, welche ſich auf dieſelbe Miſſion beziehn, wurden nach den in ſeiner Familie aufbewahrten Handſchriften vom Prof. Roſini herausgegeben (Legazione di Spagna, di Francesco Guicciardini. Piſa, 1825.). — Drei zum Theil chiffrirte Depeſchen Guicciardini's an den Datar Clemens' VII., Matteo Giberti, im Auguſt 1526 aus dem Lager bei Mailand geſchrieben, während er Bevollmächtigter beim Heere war (ſie ſind unterzeichnet: Fr. de Guicciardinis Locumtenens) gab Perticari heraus (Opere del Conte Giulio Perticari. Bologna, 1839. Bd. II.). Ich kann nicht umhin, hier an einen im Febr. 1538 geſchriebenen Brief G's zu erinnern — obgleich er ſonſt meinem Gegenſtande fremd iſt — in welchem ſich kund gibt, wie der Schmerz über die Täuſchung, welche ihm von Seiten Cosmus' I. widerfahren, und der Ehrgeiz ſeine letzten Jahre quälten. (Mitgetheilt von Gaye in Molini's Documenti di storia Italiana, Florenz 1837. Bd. II.)

Digitized by Google

gegen Carl V hatte er Gelegenheit, an den wichtigſten Ereigniſſen dieſer ereignißreichen Zeit (1515 — 1534) auf eine bisweilen entſcheidende Weiſe Theil zu nehmen und die geheimſten Fäden derſelben kennen zu lernen. Der Nachwelt blieb als Frucht davon das unſterbliche Geſchichtswerk, welchem nur eines gleichzuſtellen iſt, das des Thucydides, und in welchem der politiſche Scharfſinn, die genaueſte Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe und die richtige Würdigung der Stellung der Parteien auch dann allgemein bewundert werden müſſen, wenn man an dem Detail der darin erzählten Ereigniſſe, namentlich der kriegeriſchen, kein großes Intereſſe nimmt.

Einer der angeſehenſten unter den Freunden des Machiavelli und Guiccardini war Francesco Vettori[1]), dem Letztern gleich einer großen Familie angehörend, und einer der geiſtreichſten und hervorragendſten unter denen, welche in Florenz eine Ariſtokratie mit den Medici wollten — eine Unmöglichkeit, weil von vorneherein die Größe der Medici auf Unterdrückung der vornehmen Familien berechnet und begründet war; ein Irrthum, an welchem Vettori wie Guicciardini zu Grunde ging. Francesco Vettori war verſchiedene Male Botſchafter: in den J. 1507 — 1508 bei Kaiſer Maximilian, wie ſchon erwähnt wurde; 1513 für Papſt Leo X. bei König Franz I., zu welchem er nochmals der Abkunft von Bologna wegen ging; 1523 für die Florentiner bei Papſt Clemens VII. nach ſeiner Wahl, mit zehn Collegen aus den erſten Häuſern. Als florentiniſcher Botſchafter bei Franz I. hatte er die Heirath Lorenzo's de'

1) Geb. 1474, geſtorben 1539.

Medici (Herzog von Urbino) mit Magdalena de la Tour d'Auvergne abgeſchloſſen. Schade daß von einem Manne, der an wichtigen Vorgängen einen bedeutenden Antheil hatte, nicht mehr Schriften vorhanden ſind, und daß in ſeinem Bericht über ſeine Geſandtſchaftsreiſe nach Deutſchland es ſich nicht um Zeitgeſchichte handelt, ſondern darin eine, übrigens mit manchem intereſſanten Detail über die durchwanderten Länder und ihre Bewohner bereicherte Schilderung von Reiſeabenteuern mit einer Menge luſtiger Hiſtörchen gegeben wird [1]).

Roberto Acciaiuoli war ein Glaubensgenoſſe der zuletzt Genannten. Unter den florentiner Familien war keine berühmter als die ſeine. Niccolò Acciaiuoli lenkte

---

1) Viaggio in Alemagna di Fr. Vettori, ambasciatore della Repubblica fiorentina a Massimiliano I. (Paris, 1837.) Ein Dialog über die Plünderung Roms im J. 1527, von Vettori, iſt beigefügt. Noch hinterließ er zwei Pareri sul reggimento di Firenze, eine Überſicht der Geſchichte Italiens von 1512 bis 1527 und eine Biografie Lorenzo's Herzogs v. Urbino. Das Sommario della historia seguita in quindici anni, beginnend mit der Schlacht von Ravenna, endend mit dem Aufſtande der Florentiner, von welchem Ranke (die Römiſchen Päpſte. Bd. III. Anhang) einige Auszüge gab, wird nach einer Handſchrift beim Fürſten Corſini gegenwärtig von mir für den Druck vorbereitet. — Paolo Vettori, Francesco's Bruder, General der päpſtlichen Galeeren, wurde auch zu Miſſionen gebraucht. Er ſtarb in Florenz 1526, als er ſich mit Aufträgen Clemens' VII. auf dem Wege befand, nach Frankreich zu gehn, um Franz I. zu ſeiner Befreiung (durch den Vertrag von Madrid, vom 14. Januar) Glück zu wünſchen. Statt ſeiner ging dann Meſſer Capino von Mantua. (Documenti di storia Ital. I. 200.)

Digitized by Google

Jahrelang unter der erſten Johanna das Schickſal des Königreichs Neapel. Die Acciaiuoli zählten Cardinäle und Erzbiſchöfe zu den Ihrigen, waren während ſiebzig Jahren Herzöge von Athen, Theben und Corinth [1], verſchwägert mit den Paläologen und andern regierenden Häuſern. Robert Acciaiuoli diente gleich dem Guicciardini und Vettori unter Soderini, obgleich er wie ſie dem Medizeiſchen Intereſſe anhing. In den J. 1507—1509 war er Botſchafter der Republik bei Papſt Julius II. [2]), 1511 bei Ludwig XII., 1523 bei Clemens VII. gleich nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl. Drei Jahre darauf ſandte Papſt Clemens ihn als ſeinen Nunzius nach Frankreich. Im October 1529, als die in Florenz herrſchende Volkspartei die Vorſtädte und Villen und Klöſter in der Nähe der Stadt zerſtörte, in Erwartung des Belagerungsheeres, verließ Acciaiuoli die Stadt mit vielen Anhängern der Medici. Später ward er einer der Räthe des Herzogs Alexander, aber gleich ſeinen Freunden koſtete er die bittern Früchte ſeines Thuns und ſtarb, von allen Geſchäften entfernt, im J. 1540, arm, obgleich er anſehnliche Aemter verwaltet und die victrix causa die ſeine geweſen. Über ſeine Talente ſind die Stimmen getheilt. Varchi nennt ihn „una delle più savie teste d'Italia“, Caſtiglione hingegen, der mit ihm zu thun hatte, als er Nunzius in Spanien, Acciaiuol

1) Franco Acciaiuoli, der letzte Herzog von Athen, wurde 1463 von den Janitſcharen erdroſſelt.

2) Die Depeſchen, welche Rob. Acciaiuoli während dieſer Miſſion an die Signorie richtete (gegen 340), finden ſich in der Privatbibliothek des Großherzogs von Toscana im Palaſt Pitti.

Digitized by Google

Nunzius bei Franz I. war, klagt und ſpottet abwechſelnd über ſeine Sucht, in anderer Leute Angelegenheiten ſich zu miſchen, und ſeine übergroße Meinung von ſich ſelber. „Parmi (ſchreibt er einmal an Nicolaus von Schomberg) che questo buon uomo mi tenga per una bestia e che pensi ch'io sia suo nunzio, e non del Papa.“

Die Reihe der Staatsmänner, welche beſonders in den erſten ſiebenundzwanzig Jahren des Jahrhunderts thätig waren und großentheils zur Mediceiſchen Partei gehörten, iſt hiemit beſchloſſen. Denn die vielen andern, welche der Republik als Diplomaten Dienſte leiſteten, kann ich nur im Vorbeigehn nennen, wenn es gleich unter ihnen nicht an berühmten Namen fehlt. So die beiden Rucellai, Giovanni und Palla (da der ältere, Bernardo, Schwager Lorenzo's des Erlauchten, eigentlich einer frühern Epoche angehört), Paolo Vettori, Gian. Vittorio Soderini, Piero's und des Cardinals Bruder, Lorenzo Lenzi, Giovanni Corſi, Francesco Gualterotti [1]), Matteo Strozzi, Gianbatiſta Ridolfi und viele andere, unter denen Filippo Strozzi nicht zu vergeſſen iſt. Ehe ich aber die Jahrbücher der florentiniſchen Geſchichte ſchließe, muß ich noch die Männer vorführen, welche im letzten Akt des Freiheitsdramas die Hauptrollen hatten. Vor allen Niccolò Capponi und Baldaſſar Carducci.

1) Die Depeſchen, welche dieſer nebſt ſeinem Collegen Salviati (von dem ſpäter die Rede ſein wird) während der Miſſion bei Ferdinand dem Katholiſchen, Könige von Aragon, in Neapel 1506 ſchrieb, wurden gedruckt in der Vita di Piero Soderini scritta dall' Ab. Don Silvano Razzi monaco Camaldolese. Padua, 1737.

Digitized by Google

Kaum war Rom vom Heere des Connetable erobert (6. Mai 1527), ſo tumultuirte Florenz und verjagte die Medici. Am 31. Mai wurde Niccolò Capponi auf ein Jahr zum Venner gewählt. Über dieſen Mann kann ich kein gegründeteres und ſchöneres Urtheil beibringen, als die Worte, welche einer ſeiner Nachkommen über ihn ausſprach [1]): „Niccolò hatte ebenſo große Erfahrung in den Geſchäften wie Aufrichtigkeit der Geſinnung. Weder die eine noch die andere halfen ihm in dieſen ſchwierigen Zeiten: ſein Leben war unglücklich, ſchwere Anklagen trafen ſeinen Ruf, und vielleicht ſchadete er ſeinem Vaterland, er, der das Vaterland ſo innig liebte. Er hatte Verſtand genug, den unaufhaltbaren Sturz der Republik vorherzuſehn; nicht Kraft genug beſäß er, dieſen Sturz zu einem glorreichen zu machen. War die Volkspartei oft arm an Rath, ſo war in ihm nicht Kraft genug noch Weisheit, dieſe zerſtreuten Kräfte zu einem guten Ziele hinzulenken; ſie beſſer zu beherrſchen war nöthig, eben ſo nöthig aber ſie zu gebrauchen. Ihm ward zur Laſt gelegt, daß er ſie zu unterdrücken geſucht. Der ſchlimmſte Plan von allen war der ſeinige, eine Einigung mit Papſt Clemens zu verſuchen. Mit den Medici war keine Einigung möglich und keine Theilung der Gewalt, und der Partei der Optimaten fehlte es ſo an Kraft wie an Einheit, die bevorſtehende Alleinherrſchaft in Schranken zu halten. Und ein großer Theil des Volkes war verderbt, und den Magiſtratsperſonen mangelte es an

1) Gino Capponi in den Documenti di storia Italiana, Bd. II. (zu einem Briefe Niccolò's an den Biſchof von Saintes.)

Digitized by Google

Einfluß oder an Tugend. Die wahre Kraft der Volkspartei ſchien verkörpert in Ferruccio [1]) und ging unter mit dieſem."

So war Niccolò Capponi. Nachdem er am 18. April 1528 ſeines Amtes entſetzt worden, wegen ſeiner Correſpondenz mit Salviati, des Papſtes Verwandten und Vertrauten, kehrte er ins Privatleben zurück, auch von der ihm feindlichen Partei geachtet. Hierauf nahm er Theil an der letzten Geſandtſchaft, welche die Florentiner vor ihrem Unterliegen anordneten. Am 29. Juni 1529 hatten Carl V. und Clemens VII. zu Barcelona ſich vertragen, am 5. Auguſt zu Cambray der Kaiſer und König Franz I. Die Florentiner waren ihrem Schickſal preisgegeben. Schon hatte Filibert von Orange, Oberbefehlshaber im kaiſerlich-päpſtlichen Heer, Befehl zum Aufbruch gegen die Stadt. Da verſuchte man das Letzte. Als der Kaiſer in Genua eintraf, begaben ſich zu ihm (30. Auguſt) vier Botſchafter von Florenz, Niccolò Capponi, Matteo Strozzi, Tommaſo Soderini und Raffaello Girolami. Unterwerfung unter des Papſtes Willen wurde zur erſten Bedingung gemacht. Die Botſchafter verließen den Kaiſer. Gequält durch trübe Ahnungen, kam Capponi auf dem Rückwege nach Caſtelnuovo in der Garfagnana: dort traf er zuſammen mit Michel Angelo Buonaroti, der aus Florenz geflohen war und berichtete, wie die Belagerung begonnen und Verrath ſich einige mit der Uebermacht der Waffengewalt.

1) Der letzte Feldherr der Florentiner, aus einem Zahlmeiſter der Truppen in wenig Wochen ein Held geworden, und der Stadt letzte Hoffnung.

Digitized by Google

Niccolò erkrankte vor Kummer und ſtarb bald darauf zu Caſtelnuovo am 18. October.

Wenn Capponi zu den Gemäßigten unter den Gegnern der Medici gehörte, ſo war Baldaſſar Carducci einer der heftigſten unter den Arrabiati, wie dieſe Volkspartei noch ſeit Savonarola's Zeiten hieß. Schon 1497 war er Lehrer der Rechtsgelehrſamkeit an der nach Florenz verpflanzten Piſaner Univerſität geweſen, hierauf Profeſſor zu Padua, wo er auf Veranlaſſung des damaligen florentiniſchen Geſandten in Venedig, Aleſſandro de' Pazzi, eingeſperrt wurde, weil er von Papſt Clemens VII. unehrerbietig geredet hatte. Nachmals lebte er in Florenz als Juriſt. Die eigentliche demokratiſche Faction ſah in ihm ihren Führer. Auch ſein Bruder Francesco gehörte zu den Häuptern derſelben. „Francesco Carducci — ſagt ein Zeitgenoſſe, der all dieſe Perſonen genau gekannt und ſeine eigne Theilnahme an den Vorgängen von 1527 bis 1530 mit lebenslänglichem Exil büßte *) — Francesco war kräftiger und friſcher von Geiſt und reicher an Ideen als Baldaſſar, aber dieſer war der Freiheit und der Sache des Volkes mit ganzem Herzen ergeben, mehr denn jener, der gleichfalls gutgeſinnt war, aber auch an ſeine eignen Angelegenheiten dachte und ſich daher nicht ſo glühend zeigte, wie Meſſer Baldaſſar." Als Niccolò Capponi für das zweite Jahr zum Venner wiedergewählt wurde, war Baldaſſar Carducci ſein Nebenbuhler und jener erhielt nur eine ſchwache Majorität.

1) Lettere di Gio. Batista Busini a Benedetto Varchi sugli avvenimenti dell' assedio di Firenze. (Herausgegeben von G. Roſini, Piſa 1822.) S. 15.

Digitized by Google

Um ihn zu entfernen, machte man ihn zum Botſchafter in Frankreich. „Der Biſchof Soderini (erzählt Buſini) war Botſchafter beim Könige, bat aber täglich um ſeine Zurückberufung. So beſchloſſen ſie denn, an ſeiner Stelle Meſſer Baldaſſar zu wählen, obgleich er ſchon über ſiebzig Jahre und es mitten im Winter war. Er hielt es für das Rathſamſte, dem Neide zu weichen, und beſchloß zu gehn, eine mannbare Tochter zurücklaſſend und tauſend Scudi jährlichen Einkommens von ſeiner Advocatur.“ Er ging nach Frankreich [1]), und daß es nicht an ihm lag, wenn Florenz vom Könige mit leeren Worten hingehalten und ſchmälich getäuſcht ward, wurde auch von denen anerkannt, die nicht zu ſeiner Partei gehörten. „In Wahrheit — ſchreibt Niccolò Capponi ihm am 29. März 1529 — wenn jene der Stadt in ihren Nöthen nicht beigeſprungen, weder mit Geld noch mit Mannſchaft, ſo hat man wenigſtens geſehen, daß Ihr es weder an Eifer noch an Aufmerkſamkeit habt fehlen laſſen, was ſehr zu beachten iſt. Wenn dieſer Widerſpruch zwiſchen Wort und Handlung am dortigen Hofe die Folge von Fahrläſſigkeit iſt, ſo iſt's ſchlimm; iſt er Folge des Unvermögens, ſo iſt's noch ſchlimmer [2]).“ Noch bis zum Tage

1) Die Depeſchen Carducci's, bis zum 2. September 1529, nebſt vielen an ihn gerichteten Inſtructionen und Privatſchreiben von Niccolò Capponi, Raffaello Girolami, Fr. Carducci, Tommaſo Soderini, Donato Giannotti u. A. befinden ſich in einer alten Abſchrift im Beſitze des Marquis Gino Capponi. Für die genaue Kenntniß der Verhandlungen in Cambray ſind ſie unſchätzbar.

2) Daß Capponi klar einſah, wie es mit franzöſiſchen Verſprechungen ſtand, zeigt ein anderes Schreiben an Carducci und

Digitized by Google

vor der Bekanntmachung des Vertrags von Cambray wurden die Florentiner hingehalten. Wie wenig aber Carducci den ſchönen Worten traute, ergibt ſich aus ſeiner Depeſche vom 3. Auguſt, als die Domkirche zu Cambray ſchon feſtlich geſchmückt war behufs der Verkündigung des Friedensſchluſſes: „Dieſe unſere Franzoſen ſind ſo unendlich ſchwächer als die Kaiſerlichen, daß es ihnen faſt unerläßlich iſt, die Bedingungen anzunehmen, die ihnen gemacht werden. Da ich aber immerfort von Seiner Majeſtät und den Miniſtern eine faſt ganz beſtimmte Verſicherung erhalten habe, daß wir unter ehrbaren und annehmlichen Bedingungen in den Vertrag mit eingeſchloſſen werden würden, ſo habe ich Eure Herrlichkeiten nicht entmuthigen wollen.“

Und nun am 5. Auguſt: „Nicht ohne großen Schmerz komme ich Ew. Herrlichkeiten zu verkünden, auf welche erbarmungs- und treuloſe Weiſe der König und ſeine Räthe gegen uns gehandelt bei dieſem Friedensſchluß, tauſend Verſprechungen und Schwüren zuwider, wodurch ſie ſich verpflichtet, ohne die Zuziehung der Geſandten der Verbündeten nichts zu beſtimmen. Aber ohne einem von uns etwas mitzutheilen, haben ſie heute früh mit großer Feierlichkeit und großen Freudebezeugun-

---

den Biſchof von Saintes: „Der Allerchriſtlichſte hat den Herzog von Geldern (Carl v. Egmont), einen alten Freund Frankreichs, im Stich gelaſſen und genöthigt, des Kaiſers Bedingungen anzunehmen; er hat Genua und Savona im Stich gelaſſen, und letztere Stadt hat ihm ihren Ruin zu danken. Ich ſehe es ein, daß er, ſo viel an ihm liegt, auf gleiche Weiſe mit uns verfahren und uns der Willkür unſerer Feinde überlaſſen wird.“ (Brief vom 22. Febr. 1529.)

Digitized by Google

gen den Vertrag und Frieden verkündigt, ohne daß wir eingeſchloſſen wären. So hat denn keiner von uns (die venezianiſchen Botſchafter waren in derſelben Lage) ſich enthalten können, dieſen Herren ihre Ungerechtigkeit vorzuhalten und den Lohn, den wir für unſere Anhänglichkeit an die Krone Frankreich und ſo viele Opfer und Leiden erhalten. Unſerer Stadt wird dies ein ewiges Andenken ſein und ihr und ganz Italien eine Warnung, wie viel auf franzöſiſches Bündniß, Verſicherung und Eid zu geben iſt. Auf unſere Klagen antwortete der Herr Großmeiſter [Montmorency]: Alſo wollt ihr uns hindern, unſere Söhne wiederzuerlangen? [1]) Sehet zu, daß ihr nicht ſtatt Eines Feindes zweie bekommt. — Dies ruft mir die letzte Verſicherung des Königes ins Gedächtniß, welche er in Gegenwart Bartolommeo Cavalcanti's ausſprach, der ſie Euren Herrlichkeiten gemeldet haben wird,

1) Bekanntlich waren des Königs Söhne als Geiſeln für die Erfüllung des Madrider Tractats in des Kaiſers Gewalt geblieben. Während der letzten Tage der Belagerung vernahm man in Florenz die Freigebung derſelben. „Heute Morgen, meldet Carlo Capello am 14. Juli 1530, hat man durch Briefe aus Bordeaux vernommen, daß Sr. Allerchriſtlichen Majeſtät die Söhne wieder übergeben worden ſind. Obgleich hier Alles über dieſen König ſich beklagt und man keine Hülfe von ihm erwartet, ſo hat man doch Freudenbezeugungen veranſtaltet, mit Glockengeläute und einer feierlichen Meſſe.“ Die Armen! Sie hatten kein Holz mehr, um Abends Freudenfeuer anzuzünden; die Peſt war ſeit mehren Tagen in der Stadt; Fleiſch, Wein und Oel waren beinahe nirgend geſehn, Brod von Kleie wurde theuer bezahlt und man nährte ſich von Ratten, da Pferde und Katzen ſchon aufgegeſſen waren. Alles dies berichtet der venezianiſche Botſchafter.

Digitized by Google

und wodurch er die ganze Welt getäuſcht haben würde, indem er mit der größten Beſtimmtheit und mit einem Eidſchwur verſprach: er werde ſich mit dem Kaiſer nicht vertragen und eher ſeine Kinder aufgeben, als das uns, ſeinen Bundesgenoſſen, gegebene Wort verletzen."

Welchen Eindruck dieſer Bericht in Florenz machte, erſieht man aus einer Depeſche des venezianiſchen Botſchafters Capello [1]) vom 20. Auguſt: „Heute früh erhielten Ihre Herrlichkeiten Briefe von ihrem Botſchafter Carducci, vom 5. dieſes. Sie zeigten mir nicht nur dieſelben, ſondern gaben mir auch beiliegende Abſchrift. Denn obgleich ich überzeugt bin, daß Ew. Serenität durch den Botſchafter Giuſtiniano von Allem unterrichtet iſt, habe ich doch nicht unterlaſſen wollen, zu größerer Vorſicht die Abſchrift ſogleich zu ſenden. Beſtürzt über dieſe ſo böſe Nachricht, deren man ſich am allerwenigſten hätte verſehen ſollen, und beinah mit Thränen in den Augen, haben Ihre Herrlichkeiten mich gebeten, ich ſolle in ihrem Namen Ew. Serenität anflehen, in einer ſo dringenden Gefahr ſie nicht zu verlaſſen. Wenn das florentiner Volk dieſes Beiſtandes gewiß iſt, verſichern ſie, werden ſie ſich aufrecht halten mit der Gnade Gottes, bauend auf die Gerechtigkeit der Sache, welche ſie und Ew. Serenität vertheidigen zum eignen Heil und dem des geſammten Italiens. Nicht blos all unſere Habe, ſagten ſie mir, wollen wir aufs Spiel ſetzen, ſondern auch ſterben, wir Alten ſelbſt auf den Mauern, die Waffen in der Hand zur Vertheidigung der Heimat. Denn jetzt erkennen wir die Wahrheit deſſen, was Ihr

1) Relazioni degli Ambasciatori Veneti Bd. II. S. 199.

Digitized by Google

uns immer geſagt, daß unſer einziges Heil iſt in mannhafter Gegenwehr."

Baldaſſar Carducci ſtarb in Frankreich im J. 1530. Ihn wie Capponi tödtete der Schmerz über das Schickſal ſeiner Vaterſtadt. So verſchieden dieſe beiden Männer auch in ihren politiſchen Anſichten waren: daß ſie die Heimat aufrichtig liebten, bewieſen ſie im Leben wie im Tode.

Von den vielen Übrigen, welche in dieſer letzten Zeit im Auslande thätig waren für Florenz, Luigi Alamanni, dem Dichter, der eine nicht unwichtige Rolle ſpielte [1]), Lottieri Gherardi, Galeotto Giugni [2]),

1) Wegen der in den Rucellaiſchen Gärten angeſponnenen Verſchwörung gegen den Cardinal Julius von Medici hatte Alamanni 1522 Florenz verlaſſen müſſen. Nach dem Aufſtande von 1527 kehrte er zurück. Da er zum Vergleich mit dem Papſte rieth, ſah die demokratiſche Faction ihn ſehr ungerne, obgleich ſie ihn perſönlich als ehrenwerth anerkannte. „Meſſer Luigi" ſagt Buſini (im VIII. Briefe) „handelte immer zum Vortheil der Stadt und war immer offen und ehrlich." Es war namentlich auf ſeinen Rath, daß die Botſchaft an den Kaiſer 1529 abging. In Genua und in Spanien, wohin er im nämlichen Jahre ging, leiſtete er nicht unweſentliche Dienſte. Nach der Einnahme der Stadt verbannt, lebte er gewöhnlich am franzöſiſchen Hofe, im Dienſte der Dauphine, Caterina v. Medici. Bekannt iſt ſeine Sendung durch Franz I. an Carl V. im J. 1544, und die Antwort, die er dem Kaiſer gab, der ihn an ſeine Verſe gegen die Aquila grifagna erinnerte. Er ſtarb in Frankreich 1556.

2) Galeotto Giugni war während der Belagerung Geſandter der Republik am Hofe von Ferrara. Hier war es, wo er ſeinem Freunde Buonaroti Verzeihung für ſein Ent-

Pier Fr. Portinari, Andreolo Niccolini u. m. a. kann ich nicht im Detail reden. Nur Raffaello Girolami muß ich noch vorführen, den letzten Venner vor der Übergabe der Stadt. Im Jahre 1522 war er Botſchafter bei Carl V., dem er zu gefallen wußte; im Auguſt 1529 nahm er ſodann Theil an der Geſandtſchaft in Genua, von welcher ſchon die Rede war. Er war der einzige der vier Botſchafter, der nach Florenz zurückkehrte. Als bald darauf (31. Dec. 1529) das Gonfalonierat Franc. Carducci's zu Ende ging, wurde Girolami an deſſen Stelle gewählt. „Seine Rückkehr nach der Stadt (ſchreibt Buſini dem Varchi), allein von den vieren, die nach Genua geſandt worden, ohne Bedenken oder Furcht, ſetzte ihn bei der Menge ſehr in Anſehn, um ſo mehr, da er ſich über dieſe Rückkehr in ſchönen Worten ausdrückte und ſagte: er wolle lieber frei ſterben in ſeiner Heimat, als anderswo in Knechtſchaft leben. — Die Palleſken (Partei der Medici) waren ihm geneigt, denn ſie glaubten, er ſei in ihrem Intereſſe und

---

weichen und Erlaubniß der Rückkehr verſchaffte. Im J. 1535 ſandten die florentiniſchen Ausgewanderten ihn mit mehren Andern nach Barcelona zu Carl V., über das Verfahren des Herzogs Alexander und die Verhältniſſe in Florenz Klage zu führen. Pier Strozzi, der nachmalige Marſchall von Frankreich, war bei der Miſſion. Der Kaiſer beſchied Kläger und Beklagten nach Neapel, und hier war es, wo Guicciardini's Beredtſamkeit jede Anſtrengung der Verbannten überwog und die Medizeiſche Herrſchaft conſolidirte. Giugni, der einen Bericht über dieſe Vorgänge hinterlaſſen hat (gedruckt in der Storia di Alessandro de' Medici di M. Rastrelli. Florenz 1781. Bd. II.), lebte ſpäter als Verbannter in Rom.

Digitized by Google

werde das Volk täuſchen, was er nicht that, was aber der Guicciardino, Matteo Strozzi und mancher andere wohl gethan haben würden. Papſt Clemens ſelber betrog ſich in ihm." Und ein andermal: „Raffaello war von etwas leichtem Sinne, aber er war ehrlich und ehrenwerth in jeder Hinſicht. Nie behandelte, ſo viel an ihm lag, ein Venner das Volk beſſer denn er."

Als Girolami ſein Amt antrat, hatte die Belagerung der Stadt längſt begonnen. Denn am 17. September 1529 hatte Cortona, die erſte größere Stadt des Gebietes, ſich dem von Perugia heranrückenden Prinzen von Orange ergeben, und am 4. October lagerte das Heer im Pian di Ripoli, öſtlich von der Stadt. Später ward auch die Weſt- und Nordſeite eingeſchloſſen. Die Communication wurde gehemmt und die Noth ſtieg mit jedem Tage: ſchon am Sonnabend vor Oſtern 1530 ließ der Oberbefehlshaber Malateſta Baglioni einen Eſel ſchlachten und ſandte den Vornehmſten Paſteten von deſſen Fleiſche. Aber doch hätte Alles noch gut gehn können, wenigſtens für den Augenblick, wäre Baglioni ſelbſt nicht ein Verräther geweſen an der Stadt, die er mit ſeinem Leben zu ſchützen verſprochen. Als der Juli herankam, war nur noch eine Ausſicht da: Entſatz durch Ferruccio, welcher mit allen Truppen, die er hatte ſammeln können, von Piſa herbeizog. Am 3. Auguſt wurde das letzte Heer der Florentiner bei Gavinana in den Bergen von Piſtoja vom Prinzen von Orange geſchlagen. Das, was darauf in Florenz erfolgte, und das Benehmen Girolami's möge der venezianiſche Botſchafter berichten. Nur das muß vorausgeſchickt werden, daß Malateſta durch nichts zu bewegen geweſen war, den in der Stadt befind-

Digitized by Google

lichen Truppen und den Scharen der Männer und Jünglinge, welche darauf drangen gegen den Feind geführt zu werden, den Ausfall gegen das kaiſerliche Lager zu geſtatten, ſelbſt dann nicht, als in Folge des Zuges des Prinzen gegen Ferruccio kaum viertauſend Mann in dieſem Lager zurückgeblieben waren, die ſchon Befehl hatten, bei einem ernſtlichen Angriff die meiſten feſten Stellungen aufzugeben.

„Obgleich die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Ferruccio ſich beſtätigt (ſchreibt Capello am 13. Auguſt), verharrte die Stadt doch beim Vorſatze zu kämpfen. Den Führern der Compagnien des Fußvolks wurde von neuem der Eid abgenommen, der Signorie die Treue zu bewahren; es wurde ihnen Löhnung auf Lebenszeit verſprochen und große Belohnungen je nach ihren Verdienſten. Die Stadt tumultuirte: es kam Nachricht, daß etwa 200 junge Leute von der Miliz ins Viertel Oltrarno gezogen und ſich für Malateſta erklärt. Da vereinigte ſich der Rath der Achtzig und entſetzte den Herrn Malateſta ſeiner Befehlshaberſtelle und ſandte ihm den ſchriftlichen Abſchied. Meſſer Andreol Niccolini war vom Rathe beauftragt, ihm dieſen zu überbringen: mit drei Dolchſtichen verwundete der General Kapitan ihn zu Tode. Zu gleicher Zeit ließ er den päpſtlichen Commiſſar (Baccio Valori) wiſſen, er möge ſich mit ſeinen Leuten bereit halten, in die Stadt einzuziehen; dann ließ er durch die Seinigen das Thor von S. Piero Gattolini beſetzen, erbrechen und zu ſeiner Verfügung halten. Die Nachricht von dieſem Treiben kam der Signorie zu, als der Venner Girolami ſchon bewaffnet zu Pferde geſtiegen war, die Stadt zu durchreiten und die Truppen zum Gehorſam

Digitized by Google

zu ermuntern. Unter dieſen Umſtänden riethen ihm viele Bürger verſtändigerweiſe, er möge von ſeinem Vorhaben abſtehn: denn hatte auch die Miliz die Brücken beſetzt und verrammelt und Geſchütz darauf gepflanzt, die Soldtruppen hielten meiſt zu Malateſta, und dieſſeit wie jenſeit des Arno focht man ſchon in den Straßen, ſodaß das bloße Erſcheinen des Venners ein allgemeines Blutbad veranlaßt haben würde."

Am 10. Auguſt legte das Volk die Waffen nieder. Am 12. wurde die Capitulation unterzeichnet. Als die Verfolgungen begannen gegen Alle, welche den Medici feindlich, wurde Raffaello Girolami, mit Mühe dem Tode entgangen, welcher ſeinen Vorgänger Carducci und viele der Angeſehenſten traf, in der Burg von Volterra eingeſperrt. Als die Ausgewanderten ſich an den Kaiſer wandten und klagten wegen der Einkerkerung ſo Vieler gegen das Wort der Verträge, ließ Papſt Clemens ihn nach Piſa bringen. Dort ſtarb er bald, wie jeder glaubte, an Gift.

Venezianer.

Ich habe bei den Florentinern lange verweilt. Einestheils bewog mich dazu der Wunſch, die Nachrichten von den diplomatiſchen Beziehungen ſo viel wie möglich an Schilderungen von Charakteren und oft bedeutenden Perſönlichkeiten ſowie an die Geſchichte der Stadt ſelbſt zu knüpfen; andrerſeits das Nichtvorhandenſein ſpezieller Geſetze und Verordnungen über die Betreibung ſolcher Angelegenheiten. In einer Republik, deren Formen ſo häufig und ſo gewaltſam gewechſelt, konnte dies kaum anders

Digitized by Google

ſich verhalten: Verſchieden aber iſt es bei Venedig. Während in Florenz uns nur einige vereinzelte Beſtimmungen aufbewahrt ſind, und dieſe faſt alle aus ſpäterer Zeit, ſo der Artikel der Conſtitution von 1512, nach welchem alle, die Juſtizgonfalonieren, Ambasciatoren oder vom Magiſtrat der Zehn geweſen, in den Rath der Achtzig aufgenommen zu werden ein Recht hatten; oder die Beſtimmung von 1528, der zufolge keiner, welcher das ſechzigſte Jahr überſchritten, genöthigt werden konnte, eine Miſſion zu übernehmen: finden wir in Venedig eine ganze Reihe von Verordnungen, welche die geſandtſchaftlichen Verhältniſſe ordnen, und dies ſchon zu einer Zeit, wo die politiſche Wiſſenſchaft überall anderwärts noch in der erſten Kindheit ſich befand. Vor allen übrigen Republiken und Staaten Italiens hatte freilich Venedig den Vorzug einer Stabilität, die in allen öffentlichen Verhältniſſen ſich geltend machte und erſt mit der Exiſtenz des Staates ſelbſt ein Ende nahm. Denn während Genua von einer Revolution der andern zuging und ſelbſt Fremdherrſchaften ſich fügen mußte; während in Florenz die Ariſtokratie der Demokratie die Gewalt abrang, und wieder der Demokratie weichen mußte, aus der die Monarchie ſich entwickelte: ſtand die Verfaſſung des Gemeinweſens zu Venedig ſeit der Bildung der geſchloſſenen Ariſtokratie durch die Limitirung der den großen Rath bildenden Familien im J. 1296 unabänderlich da und trotzte felſenfeſt allen Stürmen und Umwälzungsverſuchen, innern wie äußern. Vom Großen auf das Kleine zu kommen, ein ähnliches Beiſpiel ſehn wir in der Miniatur-Republik Lucca, in welcher die Legge Martiniana im J. 1556 ein ähnliches Verhältniß herbeiführte

und, wenn auch mit ein Paar Modificationen, bis zur franzöſiſchen Occupation, aufrecht hielt. [1])

Aber ſchon vor der erwähnten Schließung des großen Rathes hatte man begonnen, den Miſſionen eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Die ausgedehnten Länderſtriche, welche nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Kreuzfahrer im J. 1204 der Republik zufielen, ſodaß der Doge quartae partis et dimidiae totius imperii Romaniae dominator wurde, nicht zu reden von den alten Beſitzungen an der Küſte Dalmatiens, brachten Venedig in zahlreiche Beziehungen zum Auslande. Nicht weniger der in kurzer Zeit glänzend ſich entwickelnde Welthandel. Die Verordnungen, welche den erwähnten Zweig der öffentlichen Thätigkeit betreffen, beginnen mit einem Geſetze des großen Rathes vom 14. Juni 1238, welches den Geſandten am päpſtlichen Hofe unterſagte, um irgend ein Benefiz für Privatperſonen einzukommen, wenn ihm nicht durch den Dogen und die Mehrzahl ſeiner ſechs Räthe (welche die Sechſtel, in die Venedig getheilt war, repräſentirten) und durch den Rath der Vierzig (die Quarantie), welcher neben ſeinen richterlichen Befugniſſen auch politiſche beſaß, ein Auftrag dazu ertheilt worden

---

1) Das Ausſterben der Familien zeigt ſich nirgend auffallender als in dieſem kleinen Freiſtaat. Im J. 1628 belief die Zahl der im goldenen Buch verzeichneten Familien (welche allein zu Staatsämtern zugelaſſen werden konnten, mit Ausſchluß aller Söhne von Fremden und Aller vom Lande) ſich auf 224, im J. 1787 auf 88. In 19 Jahren waren 11 Häuſer ausgeſtorben.

Digitized by Google

war. [1]) Am 9. September 1268 wurde den Abgeſandten durch den großen Rath befohlen, bei ihrer Rückkehr alle Geſchenke, die ſie erhalten, abzuliefern: eine Verordnung, die mehrmals beſtätigt ward und welcher verſchiedene in gleichem Sinne folgten. Von demſelben Datum iſt der Beſchluß, welcher den Abgeſandten den Eid abforderte, daß ſie in allen Verhandlungen auf die Ehre und den Vortheil der Republik bedacht ſein und dafür handeln ſollten. Am 9. Dezember deſſelben Jahres wurde befohlen, daß die heimkehrenden Geſandten dasjenige aufzeichnen ſollten, was dem Staate nützlich ſein könne [2]). Da die Miſſionen mit manchen Übelſtänden verknüpft waren, von denen ſpäter die Rede ſein wird, nicht ſelten alſo die Gewählten ſich weigerten nach dem Orte ihrer Beſtimmung abzugehn, oder aber verſuchten, zu andern Ämtern gewählt zu werden, und auf ſolche Weiſe dem Auftrage ſich zu entziehn: ſo hielt man für nöthig, dieſe Verhältniſſe durch mehre Verordnungen aus den Jahren 1271, 1286, 1360, 1395, 1443 u. ſ. w. zu regeln. Einzelne dieſer Verordnungen werden bald beſprochen werden. So wurde für jeden Zweifel, jede Schwierigkeit, jeden Nebenumſtand, die entſtehen konnten, im voraus eine Beſtimmung getroffen, Auskunft und Entſcheidung gefunden. Als z. B. im J. 1294 die Frage aufgewor-

1) Marco Foscarini, della Letteratura Veneziana libri VIII. Vol. I. (Padua 1752) S. 460 — 466. – Tentori, Saggio sulla storia civile, politica ed ecclesiastica di Venezia.

2) Leggi del maggior Consiglio: Oratores in reditu dent in nota ea quae sunt utilia dominio.

Digitized by Google

ſen wurde, ob zwei nahe Verwandte zu gleicher Zeit zu einer Botſchaft ernannt werden dürften: wurde mit Nein darauf geantwortet. Und im J. 1411 ward entſchieden, daß die einmal erlegte Geldſtrafe bei der Weigerung, die Ernennung anzunehmen, in keinem Falle im Wege der Gnade wiedererſtattet werden dürfe. Öffentliche Gelder durften, nach einer Verordnung von 1483, die Abgeſandten nur bis zum Betrag von zweihundert Scudi mit ſich nehmen. Und was dergleichen Verordnungen mehr ſind.

Die venezianiſchen Botſchafter wurden aus den Nobili gewählt. Sie mußten das Alter von 38 erreicht haben. Indeß konnten ſie auch früher zu ſolchen Stellen gelangen, wenn ſie Ämter bekleidet hatten, die dazu befähigten, wie die zwölf Reggimenti maggiori thaten. Letzteres war auch der Fall mit den Avogadori del comune, welche ohne ſonſtige Requiſite u. A. zu Botſchaftern am römiſchen Hofe ernannt werden konnten. Waren ſie einmal ernannt, ſo durften ſie ihre Abreiſe nicht über eine beſtimmte Zeit hinaus aufſchieben, wenn ſie nicht in Strafe verfallen wollten. Zur Abreiſe war indeſſen ein beſonderer Befehl des Senats erforderlich. Gemäß einer Verordnung von 1553, mußten die Erwählten innerhalb vierzehn Monaten nach ihrer Ernennung auf den Weg ſich begeben, da die Miſſion ihrer Vorgänger gerade um dieſe Zeit ablief.

Die Beſchränkung der Dauer der venezianiſchen Miſſionen auf drei Jahre, wie wir ſie im ſechzehnten Jahrhundert finden, nachdem die ſtehenden Geſandtſchaften großentheils eingeführt worden, hatte wol ihren Hauptgrund in dem zum Syſtem gewordenen Mistrauen

Digitized by Google

und der ſteten Beaufſichtigung, welche wir im Charakter dieſer, jede einzelne Staatsgewalt durch den Einfluß einer andern balancirenden Regierung finden. Man mochte fürchten, daß bei zu langer Abweſenheit der Geſandten und dauerndem Aufenthalt in demſelben Lande ſie eben dieſer Beaufſichtigung gleichſam entwachſen und das Intereſſe für die Heimat in demſelben Grade geſchwächt werden möchte, wie andere Intereſſen erzeugt, Sympathien geweckt, Verbindungen angeknüpft würden, welche den höheren Erforderniſſen des Staats, dem ſie angehörten, hinderlich, wenn nicht entſchieden zuwider ſein könnten. Ein Aufenthalt von längſtens drei Jahren in einem fremden Lande war nun, namentlich unter den damaligen Verhältniſſen (die ich näher erläutern werde, wenn ich zu der Einrichtung der Miſſionen und dem Geſchäftsgange gelange) hinreichend, Land, Leute und Hof kennen zu lernen, die Aufträge alſo, welche den Gegenſtand der Sendung bildeten, je nach Umſtänden und Geſchick auszuführen. Die Gewißheit aber, nach drei Jahren abberufen zu werden, mußte die Geſandten davon abhalten, weitausſehende Pläne zu machen, oder in Verbindungen und Verhältniſſe ſich einzulaſſen, die nur bei längerm Aufenthalt ihnen hätten angenehm oder nützlich ſein können. Wenn nun von dieſem häufigen Perſonenwechſel der Nachtheil unzertrennlich war, daß der Neu-Angelangte auch neu war in den Geſchäften, vielleicht in einem Augenblick, wo Erfahrung am allernothwendigſten geweſen wäre: ſo wurde derſelbe wol aufgewogen durch den Vortheil, daß in Venedig ſelbſt ſtets eine Menge Männer ſich verſammelt fanden, welche die auswärtigen Verhältniſſe aus eigner Anſchauung kannten. Denn der zurückgekehrte

Digitized by Google

Botſchafter blieb häufig in der Hauptſtadt, ohne eine neue Miſſion zu übernehmen: durch ſeine Stellung war er zu den höchſten Ämtern und Würden im Staate befähigt und hatte gewiſſermaßen ein Vorrecht darauf. Die Politik der Republik in Bezug auf das Ausland war alſo immer der Beurtheilung und Entſcheidung Solcher anheimgegeben, die ſchon Gelegenheit gehabt, in derſelben unter den günſtigſten Umſtänden praktiſch thätig zu ſein. Für die Leitung der Geſchäfte war dies gewiß nicht von geringem Belange. Dem obenbezeichneten Nachtheile zu entgehn, half man übrigens in dringenden Fällen ſich wol damit, daß man den nämlichen Botſchafter zurückſandte. So wurde Antonio Suriano, der im J. 1533 von Rom zurückkehrte, gleich nachdem er ſeinen Bericht abgeſtattet, wieder dahin beordert und blieb von neuem drei Jahre.

Bei dem überaus bedeutenden und nicht ſelten entſcheidenden Antheil, den die Republik an den Weltereigniſſen nahm, Italiens nicht nur, ſondern des geſammten weſtlichen, ſüdlichen und öſtlichen Europa und der Levante, war den venezianiſchen Diplomaten ein weites Feld geöffnet, auf welchem ſie großen Ruhm ernteten. Ich kann es nicht verſuchen, hier Perſonen vorzuführen, wie ich es bei den Florentinern gethan, da mit trockner Aufzählung von Namen wenig geholfen iſt und eine fortlaufende Erzählung mich über die Grenzen meiner Aufgabe hinausführen würde. Umſomehr da mir noch von einem Inſtitut zu reden bleibt, das einzig daſteht, der Nachahmung aber wol werth geweſen wäre. Die Republik begnügte ſich nämlich nicht damit, von ihren Abgeſandten die gewöhnlichen Berichte über die Tagesereig-

Digitized by Google

niſſe und den Gang der Geſchäfte und Unterhandlungen zu verlangen. Bei der Rückkehr von ihrem Poſten waren dieſelben verpflichtet, eine Art von Generalbericht über das Land, in welchem ſie verweilt, abzuſtatten. Schon oben erwähnte ich des Geſetzes von 1268, gemäß welchem die Geſandten dasjenige, was dem Staate nützlich ſein konnte, aufzeichnen ſollten. Am 24. Juli 1296 wurde beſchloſſen, daß ſie die Relazion über ihre Miſſion vor jener Behörde abſtatten ſollten, von welcher ſie ernannt worden waren. Im J. 1425 ſodann folgte die Verordnung, daß dieſe Relazionen ſchriftlich abgefaßt ſein ſollten [1]). Gegen 1500 wurden, nach Lazzaro Soranzo's Angabe, die Relazionen in einem dazu beſtimmten Archiv aufbewahrt und nicht mehr veröffentlicht [2]). Letztere Beſtimmung ſcheint indeß nicht lange oder nicht ſtrenge beobachtet worden zu ſein: denn einige Zeit darauf entſtanden jene Sammlungen von Abſchriften, die in den meiſten öffentlichen Bibliotheken Europa's und vielen Privatbibliotheken Italiens in größerer oder geringerer Anzahl ſich vorfinden.

Seit Jahrhunderten iſt der Ruf dieſer Relazionen begründet. Nirgend anders wo begegnen wir ihnen. In die Rubrik der eigentlichen Depeſchen kann man ſie nicht bringen. Denn, wie ſchon bemerkt worden, gleich allen übrigen Diplomaten erſtatteten auch die venezianiſchen während ihres Verweilens im Auslande fortwährend Berichte, auf welche ſie ſich dann nicht ſelten in den Re-

1) Geſetz von 1296: „Referant suas legationes in illis consiliis, in quibus facti fuerunt." — Geſetz von 1425: „In scriptis relationes facere teneantur."

2) „Le relazioni ora non si comunicano per divieto."

lazionen berufen und von denen das venezianiſche Archiv eine ſehr reiche Sammlung beſitzt. Die Relazionen ſind geordnete und ausführliche, man könnte ſagen ſyſtematiſch angelegte Berichte über das Land, welches der Botſchafter kennen gelernt hat, Nachrichten über deſſen geografiſche und ſtatiſtiſche Verhältniſſe, ſeine Bewohner und Hülfsquellen, über den Hof, die Familie und die Umgebung des Regierenden, über die hervorragendſten Perſonen, deren Charakter und Stellung, endlich über die politiſchen Zuſtände, über Bündniſſe, Zuneigung und Abneigung, Krieg und Frieden. Die Begebenheiten des Tages werden nur im Zuſammenhang, bisweilen auch nur im Vorbeigehn, nie im Detail berührt, da die Kenntniß derſelben ſchon vorausgeſetzt wird. Bereits im 16. Jahrhundert wurden dieſe Relazionen andern Staaten als Muſter vorgehalten. Sie verdienen es. Denn wenn auch in unſern Tagen Manches, was in ihnen enthalten iſt, weder praktiſchen noch ſelbſt hiſtoriſchen Werth hat und gänzlich veraltet iſt, z. B. viel geografiſches Detail, das nicht einmal mit lebendiger Anſchaulichkeit vorgetragen iſt: die Hauptſache bleibt immer wichtig, wäre es auch nur, weil wir die Anſichten und Urtheile von Gleichzeitigen vor uns haben, deren Stellung es mit ſich brachte, daß ſie den handelnden Perſonen ganz nahe ſtanden, in viele Geheimniſſe eingeweiht waren, die wahren Beweggründe mancher Handlungen erkannten, Intriguen durchſchauten, womit ſie häufig den Vortheil befanden, viel ruhiger und unparteiiſcher zu urtheilen, als die Verfaſſer von Memoiren und andere gleichzeitige Schriftſteller, die den Ländern angehörten, über welche ſie berichten, und ſo zu leicht ſich hinreißen ließen von Haß oder Liebe.

Digitized by Google

Dieſe großen Verdienſte ſtellten neuerdings Ranke und Tommaſeo heraus. Letzterer, indem er von den Relazionen über Heinrich II. und ſeine Söhne redet, ſagt unter anderm: „Die venezianiſchen Botſchafter gehn meiſt ehrlich zu Werke in ihren Urtheilen über den Zuſtand Frankreichs. Wenn auch in Worten weniger tolerant, als die Republik Venedig es in der That war, verhehlen ſie doch weder Unrecht noch Vergehen der katholiſchen Partei. — — Sie haben weder die Abſicht, menſchliche Handlungen zu ſehr zu verſchönern, noch ſie zu ſehr anzuſchwärzen: denn ſie fühlen es, daß der Grund mancher Tugend den Keim des Böſen birgt; daß unter der Außenſeite gewiſſer Verbrechen bisweilen ein ehrenwerthes Gefühl ſich entdecken läßt; daß im Leben Alles zwei Seiten hat und abſolutes Verdienſt in einer Partei ebenſowenig zu finden iſt wie ein Körper mit einer einzigen Fläche. Ihre Kritik iſt ſtreng, aber nicht feindſelig; ihre Art und Weiſe einfach, aber würdevoll. Erſt nachdem ſie viel geſehn und viel gehört, erlauben ſie ſich ein Urtheil. Dieſe Beſtimmtheit der Anſicht, hervorgehend aus der Einheit des Syſtems bei einer innerlich kräftigen Regierung, thut der Manchfaltigkeit der Geſichtspunkte, der Individualität der Geſinnung jedes einzelnen Botſchafters keinen Abbruch. Sie beobachten alle daſſelbe Land, dieſelben Perſonen, in geringen Zwiſchenräumen einer vom andern, und doch bietet ſich ihnen Gelegenheit, die Gegenſtände von irgend einer neuen und ſtets wichtigen Seite zu betrachten.“ [1])

---

1) Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et traduites par M. N. Tommaséo. Paris, 1838. 2 Bände.

Wer in dem Charakter der venezianiſchen Botſchafter des

Die älteſte Relazion über italieniſche Angelegenheiten, die uns aufbewahrt worden iſt, ſcheint die des Paolo Capello über Rom vom J. 1500. Die älteſte über das Ausland, welche aufzufinden bisher in Italien gelang, iſt die des Vincenzo Quirini über Burgund und Spanien vom J. 1506. Alle frühern, ſagt Ranke in den Nachrichten über das venezianiſche Archiv in ſeiner Schrift „Über die Verſchwörung gegen Venedig im J. 1618", ſind unwiederbringlich verloren und nur die Notizen von den Sendungen der Geſandten ſind vorhanden. Ich zweifle aber ſehr daran, daß ſie überhaupt jemals exiſtirt. Bis 1425 waren es augenſcheinlich nur mündliche Berichterſtattungen: dann wurden freilich die Geſandten angehalten, die Relazionen ſchriftlich abzufaſſen, aber die Notiz, gemäß welcher ein Archiv für dieſelben erſt gegen 1500 angeordnet ward, zur Zeit alſo, wo unſere Sammlungen beginnen, ſcheint deutlich darauf hinzuweiſen, daß man ſie bis dahin nicht zu den eigentlichen Staatsſchriften rechnete und der Entwurf wahrſcheinlich im Beſitz des Geſandten blieb. Es wäre wenigſtens ſeltſam, wenn von ſolchen nicht ſelten umfangreichen Documenten in einem Zeitraum von fünfundſiebzig Jahren gar keine Spur ſich finden ſollte, falls ſie wirklich vor-

---

16. Jahrhunderts und ihrer Schriften, wie Tommaſeo ihn ſchildert, eine gewiſſe moraliſche Indifferenz und eine Hinneigung zum Probabilismus erkennen möchte, würde vielleicht nicht ganz irren. Die Stellung der Republik Venedig, welche nicht ſo innerlich kräftig war, wie dieſer Schriftſteller es anzunehmen ſcheint, gegenüber den immer mehr ſie überwachſenden großen Mächten, und das Bewußtſein der Abnahme der Kräfte und des an Andere Sich-Anſchließens mochten wol dazu beitragen.

handen geweſen. Was aber vorhanden iſt, beſonders von 1530 an, iſt ein unerſchöpflicher Schatz, aus welchem der genauern Kenntniß wie der unbeſtreitbaren Begründung der neuern Geſchichte jetzt ſchon der weſentlichſte Vortheil erwachſen iſt und im Maße, wie das Einzelne bekannt wird, förder erwachſen muß [1]).

---

1) Es iſt nöthig, hier eine literariſche und bibliografiſche Notiz über die venezianiſchen Relazionen anzuſchließen. Sammlungen von Abſchriften derſelben, wie ſchon oben bemerkt worden, ſind ſehr zahlreich. Namentlich in Italien. In Venedig iſt eine ſeit 1530 beinahe fortlaufende ſehr bedeutende Sammlung bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden. In allen Familienbibliotheken Roms kommen ſie vor: Ranke macht, bei der Erzählung des Urſprungs dieſer Sammlungen, vor allen auf den Eifer des in der Geſchichte des Tridentiner Conzils bekannten Cardinals Vitellozo Vitelli (aus jenem großen, in Città di Caſtello einſt beinahe unumſchränkt herrſchenden Hauſe) aufmerkſam, der ſich eine Menge ſolcher Staatsſchriften zu verſchaffen wußte. In Florenz findet man viele im Medizeiſchen Archiv, in der Palatina, in der Magliabecchiſchen und Riccardiſchen Bibliothek, und jener des Marquis Capponi. Nicht weniger in Mailand, Turin, Neapel. Paris bewahrt einen reichen Schatz, welchen die Notizen in Marſands ſchlecht geordnetem Catolog der italieniſchen Manuſcripte der königl. Bibliothek nur mit Mühe überblicken laſſen. Eine äußerſt beträchtliche Sammlung iſt in Wien, wohin die von dem Dogen Marco Foscarini, zum Theil zum Behuf ſeines unvollendet gebliebenen Werkes: Della Letteratura Veneziana zuſammengebrachten gelangt ſind. Berlin beſitzt eine ſehr anſehnliche Reihe, eine kleinere Gotha. Und wie viele ſind vereinzelt in öffentlichen Bibliotheken oder im Privatbeſitz!

Vieles davon wurde auch gedruckt. Die älteſten wären überhaupt verloren für uns, fänden wir ſie nicht in der Chro-

Digitized by Google

Nachdem die ſtabilen Geſandtſchaften Bedürfniß und Sitte geworden, nämlich in der zweiten Hälfte des ſech-

---

nik des Marino Sanuto. In dem Tesoro politico von 1593, der unter dem Namen Lottini's geht, ſtehen ſieben, ſehr fehlerhaft und unvollſtändig. In Brüſſel druckte man 1672 drei Relazionen über Rom von P. Tiepolo, A. Correr und Grimani. Beinahe um dieſelbe Zeit wurde einiges andere publizirt, aber meiſt verſtümmelt. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts gab dann M. Foscarini in ſeinem mehrgenannten Werke Auskunft über eine große Zahl dieſer Schriften. Das meiſte Verdienſt um dieſelben erwarb ſich indeß unſere Zeit. Im J. 1827 erſchien der 1. Band von L. Ranke's Buch: „Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert,“ in welchem die Geſchichte der Osmanen und der ſpaniſchen Monarchie in dieſer Zeit, großentheils mit Benutzung der venezianiſchen Relazionen, in einem neuen Lichte dargeſtellt iſt. Die älteſte Relazion über die Osmanen, welche er benutzte, iſt die des Bernardo Navagero von 1553, die frühere über die ſpaniſche Monarchie die des Gasparo Contarini, Botſchafter bei Karl V. im J. 1530. Nach einem längern Aufenthalte in Italien ließ Ranke ſodann den 2.—4. Band folgen, unter dem Titel: „Die Römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ (1834—36). Der letzte Band enthält reichliche Auszüge aus einer Menge Staatsſchriften, darunter aus wichtigen Relazionen, von der des Capello, 1500 an, bis zu jener des Girolamo Zuliano (Giuliani) von 1783. Aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſind darunter eilf: die mehrgenannte von 1500, die deſſelben Capello von 1510, die des Domenico Treviſano gleichfalls von 1510, des Marino Zorzi (Giorgi) von 1517, des Marco Minio von 1520, des Aluiſe Gradenigo von 1523, die der Geſandtſchaft an Hadrian VI. von demſelben Jahre, die des Marco Foscari von 1526, des Gasparo Contarini von 1530, und die beiden des

zehnten Jahrhunderts, hatte Venedig Ambaſſaden erſten Ranges in Rom, Wien, Paris, Madrid und Conſtan=

Antonio Soriano von 1533 und 1536. — In Turin er=ſchienen ſodann im J. 1830, herausgegeben von L. Cibrario, „Relazioni dello stato di Savoia negli anni 1574, 1670, 1743, scritte dagli ambasciatori Veneti Molini, Bellegni e Foscarini.“ Im J. 1838 veranſtaltete ſodann N. Tommaſeo im Auftrag des damaligen Miniſters Guizot die Samm=lung „Relations des Ambassadeurs Vénitiens“ von welcher ſchon die Rede war, als Theil der „Collection de documens inédits sur l'histoire de France.“ In dieſen beiden Bänden fin=den ſich folgende Relazionen: von A. Navagero über ſeine Reiſe nach Spanien 1528; von M. Giuſtiniani, Fr. Giuſtiniani, N. Tiepolo, M. Cavalli, Gio. Capello, Gio. Michiel, M. Soriano, M. A. Barbaro, Gio. Correr und wiederum Gio. Michiel, welche von 1535 bis 1575 Botſchafter am franzöſiſchen Hofe waren.

Nach ſo vielen parziellen Publicazionen wurde endlich in Florenz mit der Herausgabe einer möglichſt vollſtändigen Sammlung der Anfang gemacht. Auf Veranlaſſung des Marquis Capponi, den ich ſchon mehrmals nannte und welchen an Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte und Intereſſe für die=ſelbe keiner ſeiner Landsleute übertreffen dürfte, bildete ſich zu dieſem Zwecke ein Verein von Literaturfreunden. Die Samm=lung ſoll drei Serien bilden, deren erſte die Relazionen über die europäiſchen Staaten mit Ausſchluß Italiens, die zweite Ita=lien, die dritte die außereuropäiſchen Länder umfaßt. Alle, ſo viel wie thunlich, chronologiſch geordnet. Die Relazionen des 16. Jahrhunderts ſind auf 9 Bände berechnet. Von dieſem Werke unter dem Titel: „Relazioni degli ambasiatori Veneti al Senato, raccolte, annotate et edite da Eugenio Albèri“ ſind 1839 zwei Bände erſchienen. Der erſte der 1. Serie ent=hält: Vinc. Quirini über Burgund, 1506; N. Tiepolo über den Hof Karls V., 1532; M. Giuſtiniani über Frank=

Digitized by Google

tinopel. In Rom haben die venezianiſchen Botſchafter viele Erinnerungen hinterlaſſen. Während ihre Relazionen über den päpſtlichen Hof zu den intereſſanteſten Documenten gehören, iſt der Name der Republik noch dem Pala-

reich 1535; Fr. Giuſtiniani u. M. Cavalli über denſelben Staat, 1538 und 1546; Bern. Navagero über Karl V., 1546, und Lor. Contarini über den Hof Ferdinands, des römiſchen Königes, 1548. Der zweite Band, mit welchem die 1. Abtheilung von Italien beginnt, Rom ausgenommen, umfaßt: Marco Foscari über Florenz, 1527; Capello's Depeſchen über die Belagerung von Florenz 1529—30, welche eigentlich nicht hieher gehören, welche man aber aufgenommen, da keine Relazion von demſelben vorhanden iſt; V. Fedeli über den Hof Cosmus' I., 1561, und A. Boldu über Savoyen, 1561. Ein dritter Band, mit welchem die Relazionen über die Osmanen beginnen, iſt unter der Preſſe. Der oft verderbte Text iſt in dieſer Ausgabe hergeſtellt und kurze Anmerkungen erläutern die in den Berichten vorkommenden Beziehungen auf Perſonen und Thatſachen.

Wie die Relazionen der Botſchafter für Venedigs auswärtige Politik und die gleichzeitigen Verhältniſſe der übrigen europäiſchen Staaten, ſo ſind die Berichte der Gouverneure und ſonſtigen Beamten in den Provinzen, der Generalkapitäne, Generalproveditoren, Cataſticadoren, Syndiken, Podeſtà u. ſ. w. für die Kenntniß der Adminiſtrazion der Staaten der Republik und die innere Geſchichte von großer Wichtigkeit. Gewiſſermaßen ergänzen die einen die andern. Die Inſtructionen oder Informazionen wurden wol von den abgehenden Beamten für ihre Nachfolger aufgeſetzt. — Die ſogenannten Commiſſionen für das Dominium, welche die Republik Florenz bisweilen ertheilte, fanden nur bei beſondern Veranlaſſungen ſtatt und die Berichte bezogen ſich dann ſpeziell auf dieſe. Deßhalb, ſowie namentlich der localen Verhältniſſe wegen, ſind ſie von ungleich geringerer Bedeutung.

Digitized by Google

ſte geblieben, der ihr ehemals gehörte, wie dem daran ſtoßenden Platze, und dem heil. Marcus geweiht iſt die damit verbundene Kirche. Es iſt einer der größten Paläſte der Stadt: ein burgähnliches Gebäude mit Thurm und Zinnen. Der Cardinal Pietro Barbo aus Venedig war der Erbauer und wohnte dort auch als Papſt Paul II.; Pius IV. ſchenkte ihn, gegen eine dem päpſtlichen Nunzius in Venedig angewieſene Wohnung, im J. 1564 der Republik, zur Zeit der Legazion des Jacopo Superanzo, der zwiſchen dem Girolamo Soranzo und dem Paolo Tiepolo Botſchafter war. Jetzt gehört er der Krone Oeſterreich. Der Botſchafter in Conſtantinopel hatte den Titel eines Bailo. Nächſt Rom war es der wichtigſte Poſten, und ſehr oft noch wichtiger denn jener, der unausgeſetzten und meiſt ſehr delicaten Beziehungen halber, in denen die Republik wegen ihrer griechiſchen Beſitzungen und denen an der dalmatiſchen Küſte zu der Pforte ſtand. Er war nicht ohne Gefahr: wie oft war bei einem Friedensbruch der Bailo Repreſſalien ausgeſetzt und wurde nach den Sieben Thürmen geſandt, ungeachtet der Reclamationen des Völkerrechts. Eben weil ſo große Umſicht auf dieſem Poſten nöthig war, übertrug man ihn gewöhnlich älteren Männern, deren Geſchicklichkeit ſchon in andern Ambaſſaden erprobt worden war. Die Miſſion in Conſtantinopel war unter allen die einzige einigermaßen einträgliche in pecuniärer Hinſicht.

Rom.

„Rome sera toujours un centre d'affaires très-important."

Digitized by Google

Wenn dieſer Ausſpruch Talleyrands (in einer Depeſche an den Bevollmächtigten der Republik bei Pius VII., Herrn Cacault, vom 16. Oct. 1802) wahr iſt — und daß er es iſt, beſtreitet niemand — ſo ergeben ſich zwei Folgerungen. Erſtens, daß Rom für Diplomaten eine gute Schule iſt; zweitens, daß der päpſtliche Hof im Auslande tüchtiger Leute bedarf, ſeine Intereſſen zu vertreten. In doppelter Hinſicht aber iſt Rom eine Schule für die Diplomaten: für eigene nämlich und für fremde. Denn wie einmal die Stellung des päpſtlichen Hofes iſt und die Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe: ſo wird eine an dieſem Hofe und in genauer Berührung mit dieſen Verhältniſſen erworbene Bildung erforderlich, den großentheils auf genauer Detailkenntniß beruhenden Geſchäften nach allen ihren vielſeitigen Anforderungen vollkommen zu genügen.

Bevor ich von päpſtlichen diplomatiſchen Beziehungen und Diplomaten rede, deren Reihe ſo impoſant iſt, daß ich umſomehr mit einer ganz kurzen Ueberſicht mich begnügen muß, als ich noch für ſo manches Andere des Raumes bedarf: halte ich es für paſſend, eine Eintheilung in drei Epochen vorzunehmen, deren erſte bis zum Tode Benedicts XI. (1304) geht, die zweite den Aufenthalt der Päpſte in Avignon umfaßt, die dritte mit der Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom beginnt. Ich halte es kaum für nöthig zu bemerken, daß die Abgeſandten Roms in zwei Hauptclaſſen getheilt werden. Sind es Cardinäle, ſo führen ſie den Titel: Legaten. Im Mittelalter kamen ſie häufig vor: ſelbſt in kleinere Republiken wurden ſie geſandt, Bürgerzwiſte beizulegen. Je höher aber Rang und Anſprüche des Cardinal-Colle-

Digitized by Google

giums ſtiegen, um ſo ſeltner wurden ſie. Jetzt kommt die Sendung von Cardinälen mit diplomatiſchem Charakter kaum mehr vor, und in unſerer Zeit erinnere ich mich eines Einzigen, des Card. Caprara, der mehre Jahre Legat in Paris war. Die übrigen päpſtlichen Abgeſandten höhern Ranges haben den Titel eines Nunzius. Man räumt ihnen die erſte Stelle unter den Botſchaftern ein. Sie ſind immer Erzbiſchöfe, meiſt in partibus: ein Erforderniß, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht ſtattfand, indem damals auch ſolche den Titel von Nunzien hatten, die dem geiſtlichen Stande gar nicht angehörten, wie Caſtiglione und Acciaiuoli unter Clemens VII. Ascanio della Cornia unter Julius III. ſcheint den ungewöhnlichen Titel eines Botſchafters geführt zu haben. Da ich über dieſe Zeit nicht hinausgehn kann, ſo brauche ich hier auch nur im Vorbeigehn zu berühren, daß die Nunzien in den letzten Jahrhunderten neben dem Repräſentativ-Charakter, der ihnen wie den Botſchaftern zukommt, in katholiſchen Ländern manche Vorrechte und Attribute in Anſpruch nahmen, welche allmälig zu lebhaften Reclamationen der Biſchöfe wegen Eingriffe in ihre Gerechtſame Anlaß gaben und früher oder ſpäter überall für nichtig erklärt wurden. Der Emſer Congreß (1786), welchem die Neuerungen der Anti-Curialiſten namentlich in Toscana und die Aufhebung des Nunziatur-Tribunals zu Florenz (im Sept. 1778) vorausgegangen waren, ſpielte in dieſen Streitigkeiten bekanntlich eine bedeutende Rolle. Der Umſtand, daß man an den päpſtlichen Abgeſandten überhaupt keinen andern Charakter anerkennt, als den diplomatiſchen, mag der Ernennung von Legaten künftig viel-

Digitized by Google

leicht für immer im Wege ſtehn [1]). — Die Internunzien, als ſtabile diplomatiſche Agenten, ſind aus neuerer Zeit und gehören nicht hieher [2]). Geſchäftsträger und Agenten kommen hier wie anderwärts vor.

Die Zeiten vor der Verlegung des Wohnſitzes der Päpſte nach dem ſüdlichen Frankreich kann ich mit wenigen Zeilen abmachen. Die Macht der Päpſte war eine getheilte, eine politiſche nämlich und geiſtliche. Ihre poſitive Macht als weltliche Regenten war im Durchſchnitt gering, denn im Kirchenſtaat und ſelbſt in Rom vermochten ſie meiſt ſehr wenig; aber ſie wurde bedeutend dadurch, daß die ganze Guelfiſche Partei in ihnen gewiſſermaßen ihr Oberhaupt anerkannte. Kräftige Päpſte, wie Bonifaz VIII., wußten dies zu benutzen, wenn auch nicht immer mit dauerndem Erfolge. Die Kämpfe der beiden Parteien in Toscana, oder der beiden Factionen der

---

1) Die gegenwärtigen Nunziaturen ſind: Wien, Paris, Madrid, Liſſabon, München, die Schweiz, Turin und Neapel. Paris, Madrid und Liſſabon ſind jetzt unbeſetzt. Die vier erſteren ſind die ſogenannten größern Nunziaturen: man verläßt ſie nur, um Cardinal zu werden. Die zu Turin wurde erſt im J. 1839 creirt. Früher beſtanden Nunziaturen in Köln (eine Zeit lang nach Lüttich verlegt und zuletzt dem jetzigen Decan des h. Collegiums, Card. Pacca, übertragen) und Florenz. In letzterer Stadt wurde die Nunziatur im J. 1830 erneuert, aber man ließ es ſchon im J. 1832 bei einem bloßen Geſchäftsträger ſein Bewenden haben.

2) In ſpeziellen kirchlichen Aufträgen finden wir päpſtliche Bevollmächtigte mit dieſem Titel ſchon im 14. Jahrhundert. Im J. 1337 nämlich ſandte Benedict XII. den Biſchof Beltramin von Bonn als Internunzius nach Bologna zur Ordnung dortiger kirchlicher Verhältniſſe.

Guelfen, als dieſe ſich getrennt, wie dies ſchon bei Erwähnung Dante's erzählt worden iſt, gaben den Päpſten Veranlaſſung, als Mittler aufzutreten, wie im J. 1273 der fromme Papſt Gregor X. in eigner Perſon that, indem er am Aufgange der Rubaconte-Brücke, auf dem Ufer des Arno, das Volk verſammelte und Eintracht geloben ließ. So im J. 1277 der Cardinal Latino Orſini als Legat Nicolaus' III., im J. 1298 der Cardinal Matteo von Acquaſparta, als Legat Bonifaz VIII., der Eintracht wegen und um Hülfe zu verlangen gegen die Colonneſen, mit denen der Papſt im Kriege war, dann wieder im J. 1302, um die Parteizwiſte beizulegen. So auch im J. 1304, von Benedict XI. als Vermittler zwiſchen Weißen und Schwarzen geſandt, der Predigermönch Fro Niccolò von Prato, Cardinalbiſchof von Oſtia. Die Verhandlungen dieſer Pacieri waren einfach: ſie beſprachen ſich mit den Parteihäuptern, ſie machten Stipulationen und verſammelten dann auf öffentlichem Platze das Volk zum Parlament. Wie kurz aber ſolche Verſöhnungen währten, zeigt die Geſchichte.

Von 1305 bis 1377 lebten die Päpſte im ſüdlichen Frankreich, wenn man den kurzen Beſuch Urbans V. in Italien ausnimmt. Ihr unmittelbarer Einfluß auf italieniſche Angelegenheiten nahm ab, während das Staatsleben der vielen Republiken und Fürſtenthümer ſich feſter und unabhängiger geſtaltete. Doch übten ſie immer eine nicht geringe Einwirkung auf die öffentlichen Verhältniſſe aus. Indeß iſt hier, wo blos von Italien oder Italienern die Rede ſein ſoll, keine Veranlaſſung vorhanden, auf die Geſchichte jener Zeit im Detail einzugehn. Denn die Päpſte waren Franzoſen, die meiſten Cardinäle waren

Digitized by Google

Franzoſen. Unter den Legaten, welche zur Verwaltung des Kirchenſtaats oder mit andern Aufträgen abgeſandt wurden, gab es nur wenige Italiener, wie Napoleon Orſini, welchen Clemens V. im J. 1306 als Pacier nach Florenz beordnete, den aber die Florentiner nicht in ihre Stadt ließen, und Annibaldo da Ceccano, welcher 1350 das zweite Jubeljahr eröffnete. Bertrand du Poiet, Gil d'Albornoz, Guillaume de Noellet, Androin de la Roche, Robert de Geneve, die bekannteſten unter den Cardinallegaten, waren ſämmtlich Ausländer. — Wie aber im 12. und 13. Jahrhundert, als die Päpſte häufig in andern Städten Italiens verweilten, die Römer Geſandtſchaften an ſie abgehn ließen: ſo war es auch jetzt der Fall. Einige derſelben werden mit Details namhaft gemacht: die an Johann XXII. in Avignon im J. 1326, die an Benedict XII. im J. 1335, die an Clemens VI. im J. 1344, an welcher Cola di Rienzo Theil nahm, die an Urban V. im J. 1364, endlich die letzte an Gregor XI. im Jahr 1374, welche aus dem Biſchof von Tivoli, dem Canonicus von S. Peter, Jacopo Orſini, und drei andern Perſonen beſtand. Die Aufforderung zur Rückkehr nach Rom war der jedesmalige Gegenſtand dieſer Miſſionen.

Das 15. Jahrhundert zog das Papſtthum ganz in den Strudel politiſcher Verhältniſſe. Die weltliche Macht deſſelben begann nach dem Aufhören des Schisma ſich zu befeſtigen, und es traten dann die vielen Beziehungen zu den übrigen Staaten Italiens hervor, welche nicht ſelten um den Vorrang ſtritten mit den kirchlichen Intereſſen. So namentlich unter der unruhvollen Regierung Eugens IV. In dieſen Zeiten, ſowie immer, gelang es dem heil. Stuhl,

Männer zu finden, die den Geſchäften vollkommen gewachſen waren, welche ihnen anvertraut wurden. Die beſten Latiniſten des Jahrhunderts waren päpſtliche Secretäre; nie fehlte es an geſchickten Unterhändlern, und im Cardinals-Collegium ſaßen neben Theologen tüchtige Adminiſtratoren und Feldherren. Ich brauche nur Vitelleschi zu nennen, der unter Eugen allmächtig war. Unter denen, die meiſt im Auslande thätig waren, muß vor Allen Giuliano Ceſarini bezeichnet werden, zu Rom 1398 geboren, in ſeiner Jugend Profeſſor der Jurisprudenz in Padua, durch Martin V. im J. 1426 mit dem Purpur bekleidet, welcher während der erſten Sitzungen des ſtürmiſchen Conzils von Baſel für Papſt Eugen präſidirte, dann als Legat nach Polen ging und in der blutigen Schlacht bei Varna mit König Ladislaus, deſſen Berather er geweſen, den Tod fand, nicht mehr denn 46 Jahre alt. Der Name dieſes Einen möge hier ſtatt vieler ſtehen. Nicht übergangen werden darf aber Enea Silvio Piccolomini, Keinem ſeiner Zeit an Ruhm nachſtehend, erſt Geheimſchreiber des letzten Gegenpapſtes (Felix V.), dann Kaiſer Friedrichs III., der ihm auch Geſandtſchaften übertrug, von Nicolaus V. zu Gnaden angenommen und zum Biſchof in ſeiner Vaterſtadt Siena gemacht, mehrmals Nunzius, Cardinal durch Calixt III., und unter dem Namen Pius II. zu deſſen Nachfolger gewählt am 19. Auguſt 1458. Wenige berühmtere Männer haben auf dem Stuhl Petri geſeſſen. Der vielverdiente Cardinal Beſſarion, Erzbiſchof von Nicäa, ein Grieche von Geburt, wurde im J. 1460 von Pius II. nach Deutſchland geſandt, Frieden zu ſtiften zwiſchen Kaiſer Friedrich III. und dem Könige Matthias Corvinus.

Digitized by Google

Im J. 1472 ſandte dann Sixtus IV. den alten Mann gegen ſeinen Willen als Legat nach Frankreich. Zwei Monate lang mußte er warten, bis Ludwig XI. ihn zur Audienz ließ: dann hatte er mit dem Könige eine einzige Unterredung, in der ſie ſich ſo heftig verzürnten, daß der Cardinal ſogleich abreiſte. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr ſtarb er zu Ravenna am 18. November des nämlichen Jahres.

Schon oben hatte ich Gelegenheit, von der großen Umwälzung zu reden, welche gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in der Politik Italiens, in der Stellung der Staaten zu einander und zum übrigen Europa, ſowie in Anſichten und Meinungen vor ſich ging. Die bloße Aufzählung derjenigen Päpſte, welche von dieſer Zeit an einer längern Regierung ſich erfreuten, Alexander VI., Julius II., Leo X., Clemens VII., Paul III., reicht hin, ohne weitere Worte zu zeigen, wie hoch die politiſche Macht des Papſtthums geſtiegen war. Es iſt die Epoche der complizirteſten Verhandlungen, Intriguen, Bündniſſe und Gegenbündniſſe, der Theilnahme an immer wiederholten Kämpfen, endlich des Abfalls eines großen Theils von Deutſchland ſowie Englands von der kirchlichen Gemeinſchaft mit Rom. Es genügt mir, dies hier anzudeuten, um zu bezeichnen, welche große Rolle die Päpſte, und folglich ihre Agenten, in den erwähnten Zeiten ſpielten. Es kam dazu die oft keineswegs klare Stellung des Papſtthums, der häufige und nicht ſelten plötzliche Wechſel der Politik wie der Perſonen, der Streit der weltlichen mit den geiſtlichen Intereſſen. Wie manche berühmte Namen treten uns nun in dieſen Zeiten entgegen! Ceſare Borgia, im J. 1497 Cardinallegat,

Digitized by Google

dann im J. 1498 als Herzog von Valentinois nach Frankreich, wo er Georg von Amboiſe den rothen Hut überbrachte; Giulio de' Medici, nachmals Papſt Clemens VII.; Bernardo Dovizi, Cardinal von Bibbiena [1]); Tommaſo de Vio, Cardinal von Gaeta; Card. Lorenzo Campeggi; Girolamo Aleandro, Card. Erzbiſchof von Brindiſi; Baldaſſar Caſtiglione [2]); Matteo Giberti, Datar Clemens' VII. und

---

1) Der Name des Cardinals von Bibbiena wird in der Geſchichte der italieniſchen Literatur mit Auszeichnung genannt, wie er in der politiſchen Geſchichte eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt. — Bernardo Dovizi war zu Bibbiena, einem Städtchen im Caſentino in Toscana, geboren im J. 1470. Secretär und Vertrauter des Card. von Medici, wurde er, als dieſer Papſt geworden, Schatzmeiſter und in der erſten Cardinalcreirung 1513 zugleich mit dem nachmaligen Papſt Clemens VII. mit dem Purpur bekleidet. Der Feldzug gegen Urbino wurde durch ſeine Bemühungen glücklich beendet. Im J. 1518 ging er als Nunzius zu Franz I., von wo er in den erſten Tagen des folgenden Jahres zurückkehrte. Er ſtarb bald darauf. Berühmt iſt ſein Luſtſpiel „La calandra" das vor Leo X. aufgeführt wurde. Seine politiſchen Depeſchen müſſen ſehr belehrend ſein. Wie ſehr er dem franzöſiſchen Intereſſe ergeben war, zeigen u. A. ſeine Briefe an Luiſe von Savoyen, die Mutter Franz I., aus den Monaten Februar — Mai 1519, in den Documenti di storia italiana, Vol. I. S. 74 ff.

2) Baldaſſar Caſtiglione iſt ein Beweis davon, wie ernſtlich auch in dieſer Zeit allgemeiner Auflöſung und des Umſturzes hergebrachter Verhältniſſe die beſſern Italiener es mit den öffentlichen Angelegenheiten nahmen. Er war zu Caſatico bei Mantua 1468 geboren, Geſandter von Urbino in England und bei Ludwig XII., dann im Dienſte des Herzogs von Mantua, ſeines Landesherrn, Geſandter in Rom, bis Cle-

Digitized by Google

Biſchof von Verona; Uberto da Gambara, Biſchof von Tortona; Card. Gio. Salviati; Card. Aleſſ. Farneſe, nachmals P. Paul III.; Gio. Guidiccioni, Biſchof von Foſſombrone; Card. Marcello Cervini, nachmals P. Marcellus II. — alle dieſe und viele andere vertraten mit größerm oder minderm Glück und Geſchick die Intereſſen des Papſtthums [1]). Die Reihe mit einem

---

mens VII. ihn 1524 als Nunzius nach Spanien ſandte. Während dieſer Nunziatur trugen die wichtigſten Vorfälle in Italien ſich zu, die Schlacht bei Pavia, der Überfall durch die Colonneſen, die Erſtürmung Roms durch Bourbon. Der Papſt glaubte, Caſtiglione habe ſich durch Karl V. überliſten laſſen, und wollte ihm einen großen Theil der Schuld am vielen Unglück aufbürden. Caſtiglione ſtarb vor Gram zu Toledo am 8. Februar 1529. Durch ſeine Depeſchen und Privatbriefe iſt er glänzend gerechtfertigt worden. Sie wurden herausgegeben von P. A. Seraſſi: Lettere del conte Baldessar Castiglione, Padua, 1769. Sein Buch: Il cortigiano war einſt viel geleſen. Dem Card. von Bibiena gleich, war er Raffael Sanzio's vertrauter Freund und Gönner.

1) Der Card. Tommaſo de Vio iſt in der Geſchichte der Kirche in Deutſchland als Card. Cajetanus durch ſein Zuſammentreffen mit Luther zu Augsburg im Oct. 1518 bekannt. — Campeggi war Legat in Nürnberg 1524, in England 1529, in Augsburg 1530, vermochte indeß weder die lutherſchen Zerwürfniſſe noch Heinrichs VIII. Eheſcheidungsſtreit beizulegen. — Aleandro, einſt Rector der Univerſität zu Paris, ging als Nunzius zu Franz I. im October 1524 (Creditiv in den Documenti di storia Ital. I. 177) und wurde in der Schlacht von Pavia gefangen genommen, aber durch Karl von Lannoi ſogleich freigegeben. — Giberti war Clemens' VII. Vertrauter und die Seele ſeiner Entſchlüſſe, als der Papſt noch dem franzöſiſchen Intereſſe geneigt war. Ende Oct. 1524 ging

Digitized by Google

mehr als Kriegsmann, denn als Diplomat bekannten Manne zu beſchließen, führe ich noch die Miſſion des

---

er als Nunzius nach Frankreich. Als 1528 der Papſt ſich zu Karl V. hinneigte, zog Giberti ſich von den Geſchäften zurück oder wurde bei Seite geſchoben. — Gambara, päpſtlicher Protonotar, wurde im Dez. 1527 von Orvieto aus, wohin Clemens VII. ſich geflüchtet, als Nunzius nach Frankreich und England geſandt (Creditiv in den Documenti di storia Ital. I. 280), während der Papſt ſchon ſchwankte zwiſchen der kaiſerlichen und franzöſiſchen Partei. — Salviati, aus vornehmer florentiniſcher Familie, Leo's X. Schweſterſohn und von demſelben 1517 mit dem Purpur bekleidet, war Legat in Spanien und Frankreich 1524—1529. Seine Unterhandlungen ſind nie glücklich geweſen, ebenſowenig ſeine perſönlichen Unternehmungen. Nach Papſt Clemens' Tode ſchloß er ſich mit den beiden andern florentiniſchen Cardinälen Ridolfi und Gaddi den Ausgewanderten an, die beim Kaiſer Unterſtützung gegen den Herzog Alexander ſuchten. Buſini ſagt bei dieſer Veranlaſſung: „Der Card. Salviati wurde bewogen gegen den Herzog zu ſein und für die Freiheit, die er niemals geliebt, weil er durch die Gunſt des Card. v. Medici (Ippolito) Papſt zu werden hoffte, indem man Paul III. eine kurze Regierung vorherſagte" (XXVI. Brief). Nach Alexanders Ermordung erreichte er in den florentiniſchen Händeln ſeinen Zweck ebenſo wenig, wie im Conclave nach Pauls Tode, wo der Card. del Monte ihm den Rang abgewann. — Der Card. Farneſe wurde 1527 als Legat zu Karl V. geſandt. Die ſehr ausführliche Inſtruction findet ſich bei Ranke Röm. Päpſte III. 241 ff. — Guidiccioni, „il più sincero dei politici di quella età", wie Capponi ihn nennt, war 1536 Nunzius bei Karl V. — Der Card. von Montepulciano, wie man Cervini nach ſeiner Vaterſtadt zu nennen pflegte, ging 1539 als Legat zum Kaiſer (Inſtruction bei Ranke, III. 291.). Ich würde nicht enden, wenn ich von allen Legaten und Nunzien jener bewegten Zeit reden

Ascanio della Cornia an, des Schweſterſohnes Julius' III., welcher wegen der farneſiſchen Streitigkeiten im

---

wollte. Paul III. ſchickte eine faſt unglaubliche Menge, namentlich von 1535 an, als es ſich ernſtlich um das Conzil handelte, darunter die Cardinäle Agoſtino Trivulzio, Marino Caracciolo (derſelbe, welcher Karl V. zu Aachen krönte), Gasp. Contarini, den Biſchof von Faenza, Rodolfo Pio, nachmals Cardinal von Carpi, den Biſchof von Modena, Gio. Morone u. v. A. Der berühmte Card. Reginald Pole ging 1537 als Legat nach England, zweimal als Legat zum Conzil, und 1554 wieder nach England, wo er 1558 ſtarb. — Nicht zu vergeſſen iſt Karl von Miltitz, cubicularius Leo's X., welcher im J. 1518 dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen die goldene Roſe überbrachte und mit Luther Unterhandlungen in Altenburg hatte, dem übrigens der römiſche Hof noch lange nachher es nicht verzeihen konnte, daß er dem Weine mehr denn billig ergeben war und dann durch Indiscretionen ſich und die Curie compromittirte.

Gerne würde ich bei der überaus wichtigen Zeit Pauls III. verweilen, wenn die Grenzen dieſes Aufſatzes mir erlaubten, das Wichtigſte auch nur anzudeuten. Aber die Maſſe des Stoffes iſt zu groß. Blos was Contarini betrifft, deſſen bedeutende Perſönlichkeit in den Verhandlungen mit den Proteſtanten hervortritt. Er war in Venedig 1483 geboren, war 1521 venezianiſcher Botſchafter beim Kaiſer (in Worms), ging mit demſelben nach Spanien, wurde 1528 als Botſchafter zu Clemens VII. geſandt, 1535 Cardinal, dann Legat beim Regensburger Reichstage und ſtarb als Legat von Bologna 1542. Die ihm für Regensburg ertheilte Inſtruction und viele Briefe von ihm und an ihn ſind in Beccadelli's Monumenti di varia letteratura (Bologna, 1797 Bd. I. 2.) gedruckt. Eine eigentliche Beleuchtung der diplomatiſchen Beziehungen jener Zeit, ſowie der bald darauf folgenden des Conzils würde ſich übrigens

J. 1550 nach Frankreich ging [1]. Es handelte ſich darum, Ottavio Farneſe zu vermögen, Parma aufzugeben und gegen Camerino einzutauſchen. Wenn aber Ottavio gegen ſeinen eignen Großvater ſein Herzogthum behauptet hatte, um wie viel mehr konnte er dies gegen deſſen ſchwächern Nachfolger thun!

Die Zeit der kirchlichen Regeneration war herangekommen. Die politiſche Stellung des Kirchenſtaats war keineswegs unbedeutend, am wenigſten unter Paul III.: aber wie es mit der ſelbſtändigen Politik Italiens überhaupt ein Ende nahm, ſo mußte der Einfluß davon namentlich auch hier ſich äußern. Die kirchlichen Intereſſen treten aber von nun an mit der größten Entſchiedenheit hervor. Das Papſtthum fühlte, welcher Kraftentwickelung es bedürfe, dem Proteſtantismus entgegenzutreten, der ſelbſt in Italien ſich zu zeigen begann. Das von allen Seiten verlangte und oft angeſagte allgemeine Con-

---

von jener der religiöſen Verhältniſſe kaum trennen laſſen, wenn ein einigermaßen deutliches Bild gegeben werden ſollte.

1) Die dem Ascan ertheilte Inſtruction findet ſich in den Documenti di storia Ital. II. 434. Es kommt in derſelben eine nicht unmerkwürdige Stelle vor, welche ſich auf die Colonneſen bezieht: „Wir wollen nicht unterlaſſen bei dieſer Veranlaſſung zu ſagen, des Beiſpiels halber, nicht als Vorſchrift, daß der Kaiſer, obgleich Papſt Paul III. wenig hold, dennoch den Ascan Colonna, ihren gemeinſamen Lehnsmann, nicht in Schutz nahm, ebenſowenig irgend einen andern, der Sr. Heil. ungehorſam ſich bewies." So wenig fruchtete den Colonneſen ihre entſchieden ghibelliniſche Geſinnung und die Opfer, die ſie dem kaiſerlichen Intereſſe faſt jederzeit gebracht. Unter Paul IV. ließ man ſie im Frieden von Cave ebenſo fallen. Damit beginnt das Sinken dieſer und anderer großen römiſchen Familien.

zil wurde 1545 in Trient eröffnet, nach mehrfachen jahrelangen Unterbrechungen unter Pius IV. 1563 beſchloſſen. Die völlige Trennung der proteſtantiſchen Confeſſionen, und damit die Losreißung eines großen Theiles von Europa, wurde einigermaßen aufgewogen durch die Befeſtigung der Einheit des katholiſchen Glaubens und die Reform der Kirchenzucht. In der römiſchen Kirche war ein neues Leben aufgegangen. Auch in den Verhältniſſen zum Auslande überwog nun das religiöſe Intereſſe auf das entſchiedenſte, und dieſer Geiſt iſt ſeitdem der päpſtlichen Politik eigen geblieben. Nicht als ob das Weltliche darüber vergeſſen worden wäre: denn Clemens VIII. vergrößerte den Staat durch Ferrera, Urban VIII., welcher überhaupt Luſt zu haben ſchien, alte Zeiten wieder aufleben zu machen, durch Urbino. Aber die allgemeine und Haupt-Richtung war und blieb die oben bezeichnete, und ſie ſprach ſich aus in allen auswärtigen Beziehungen — in dem Wirken in Frankreich während der Zeiten der Ligue, in Flandern während des Unabhängigkeitskampfes, im Auftreten in Deutſchland vor wie in dem dreißigjährigen Kriege [1]). Die Epoche großartiger Thätigkeit war zwar

1) Die Schriften einiger römiſchen Staatsmänner aus den genannten Zeiten ſind von großer Wichtigkeit. So des nachmaligen Card. Guido Bentivoglio Relazionen über ſeine Nunziatur in den ſüdlichen Niederlanden und Frankreich in den Jahren 1607—21, ſowie ſeine Storia della guerra di Fiandra, welche die Zeit von 1559 bis zum Abſchluß des zwölfjährigen Waffenſtillſtands mit Spanien im J. 1609 umfaßt. So des Nunzius in Wien (1621—28), Carlo Caraffa, Commentaria de Germania sacra restaurata, und deſſen ungedruckte Relazionen. Lodovico Caraffa's Relazion über

vorüber mit dem Weſtfäliſchen Frieden, aber das ſtrenge Durchführen der Prinzipien des Katholizismus machte ſich auch nach dieſer Art von Waffenſtillſtand der Religionsparteien geltend. Die römiſche Diplomatie iſt allmälig immer ärmer geworden an bedeutenden Perſönlichkeiten: aber ſie hat ſich zu erfreuen gehabt der Vortheile einer vom Geiſte und Syſtem Roms unzertrennlichen Conſequenz, wie ſie nie in einem andern Staate beſtand.

Einrichtung der Miſſionen und Geſchäftsgang.

Es iſt nun Zeit, die Einrichtung der Miſſionen ſelbſt und den Geſchäftsgang bei denſelben genauer ins Auge zu faſſen. In den verſchiedenen Epochen treten uns hier nun ſehr verſchiedene Erſcheinungen entgegen.

Titel. Beſtellung der Geſandten.

Der offizielle Titel, den die diplomatiſchen Agenten führten, war Oratores, Oratori. Er erklärt ſich leicht aus ihren Obliegenheiten. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir die Benennung Ambasciatori, Ambaxiatores, die aber, namentlich in ſpätern Zeiten, vorzugsweiſe ſolchen gegeben ward, welche bei größern

---

ſeine Nunziatur in Köln, 1624—1634, iſt zweimal gedruckt worden, Lüttich 1634 und Würzburg 1839. — Die Berichte des Erzbiſchofs von Amaſia, Ferdinando d'Adda, welchen Innocenz XI. im J. 1685 an den katholiſch werdenden Hof König Jacobs II. als Nunzius ſandte, finden ſich in Mackintoſh' History of the revolution in England in 1688 abgedruckt.

Digitized by Google

Höfen längere Zeit verweilten. Seine gegenwärtige Geltung erlangte dieſer Titel übrigens erſt viel ſpäter. Kaiſer Karl V. befahl, daß derſelbe nur den Abgeſandten gekrönter Häupter und denen der Republik Venedig gehören ſolle, nicht aber den Agenten ſolcher Staaten, die in irgend einem Lehnsverbande ſtanden [1]). Abgeſandte dieſer letztern, wenn ſie Prälaten waren, oder ſonſt ein Amt oder Würde bekleideten, pflegten blos den damit verbundenen Titel zu führen, nicht aber einen von ihrer zeitweiligen Miſſion hergeleiteten. Herzog Alfons I. von Ferrara nannte ſeine Geſandten nie anders als „mio uomo“; ſo ſagt auch Caſtiglione „suo uomo“, wenn er von Acciaiuoli, Clemens' VII. Nunzius in Frankreich ſpricht. Die Benennung Miniſter und die ganze gegen-

---

1) „Ich muß hier, ſagt Vinc. Fedeli in ſeiner Relazion über den Hof Cosmus' I. vom J. 1561, einer Entſcheidung gedenken, welche der Kaiſer während des Feldzugs in der Provence erließ, und die ich nicht von Hörenſagen anführe, ſondern wie ich ſie aus dem Munde Sr. Kaiſerl. Majeſtät vernommen, da ich im Dienſte Ew. Serenität zugegen war. Da man über den Thüren der Quartiere, welche die Fouriere beſtimmt hatten, die Aufſchriften: Botſchafter (ambasciatore) von Ferrara, von Mantua und ähnliche las (denn von allen Fürſten Italiens hatten Abgeſandte ſich eingefunden), ſo ließ der Kaiſer die Fouriere zu ſich kommen und befahl ihnen, ſie ſollten nicht mehr über den Wohnungen ſchreiben: Botſchafter von Ferrara, von Florenz u. ſ. w., ſondern blos die Namen Florenz, Ferrara u. a., indem er nicht wolle, daß die Agenten der Fürſten, die ihre Staaten vom Reiche zu Lehen erhalten, Botſchafter genannt werden ſollten. Dabei erklärte er ausdrücklich, daß dieſe Benennung nur den Abgeſandten gekrönter Häupter und Ew. Serenität zukomme.“

Digitized by Google

wärtige Nomenclatur iſt, ſo viel mir bekannt, Italien vom Auslande zugekommen. Während man anderwärts bei letzterwähntem Titel ſogleich an einen Diplomaten oder andern hohen Staatsbeamten denkt, gibt es in Italien Ministri aller Art, in öffentlichen wie in Privatverhältniſſen, und man hört Subalterne bei der Douane wie beim Poſtamte ſo bezeichnen. Den Titel: Excellenz gab man den Botſchaftern, wenn auch nur vertraulich, ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Sonſt war die officielle Anrede: Magnifico signore, oder Magnifico oratore.

Die Abſendung von Miſſionen war in monarchiſchen Staaten Sache der Fürſten, in republikaniſchen ſtand ſie verſchiedenen Behörden zu. Denn ſowie die oberſte Gewalt vertheilt war zwiſchen mehre Körper, ſo konnten dieſe auch, unabhängig einer vom andern, Aufträge nach außen hin ertheilen. In Florenz gingen die Aufträge meiſt aus vom Magiſtrat der Zehn der Freiheit und des Krieges (Decemviri libertatis et pacis), dieſer in allen öffentlichen Angelegenheiten ſo höchſt einflußreichen Behörde, und die Inſtruction wurde von dem Secretär derſelben ausgefertigt. Wenn andere Behörden ſpezielle Aufträge gaben, wie z. B. der Magistrato dell' abbondanza im Januar 1529 den Botſchafter in Frankreich, Meſſer Bald. Carducci, erſuchte für die Stadt Getreideeinkäufe zu beſorgen: ſo pflegte die Behörde, von welcher die Miſſion ausgegangen, ſolche Aufträge nebenbei zu unterſtützen. Der Magiſtrat der Capitani di parte guelfa, urſprünglich erwachſen aus dem Bedürfniſſe, der mehr conzentrirten, wenn auch in Toscana ſchwächern und endlich völlig unterliegenden ghibelliniſchen

Partei gegenüber, der guelfiſchen feſten innern Halt und gleichſam ein Haupt zu geben, dann gewiſſermaßen Staat im Staate, ſandte ebenfalls Miſſionen. Machiavelli ging im J. 1525 nach Venedig als Abgeordneter der Conſuln der Wollweberzunft (Arte della lana), Vorſtellungen zu machen zu Gunſten des florentiniſchen Handels. In Venedig ernannte die Geſandten in gewöhnlichen Fällen der Rath der Gebetenen (Pregadi genannt, weil man die Beiſitzer erſuchte ſich einzufinden zu den Sitzungen, bevor die Tage, an welchen dieſe ſtattfinden ſollten, ein für allemal beſtimmt waren): daß aber andern Behörden dies gleichfalls zuſtand, geht ſchon hervor aus der bereits erwähnten Verordnung vom J. 1296, welcher zufolge die Abgeſandten bei ihrer Rückkehr derjenigen Behörde Bericht zu erſtatten hatten, von welcher ihnen ihre Aufträge ertheilt worden waren. Ein Geſetz des Rathes der Zehn vom 31. Juli 1495 verordnete, daß die zu Botſchaften beſtimmten Nobili im Collegio ballotirt werden mußten. Seit dem 17. Auguſt 1497 ſtand indeß dem Senat allein das Recht des Vorſchlags und der Ernennung zu.

Inſtructionen. Creditive.

Die Inſtructionen oder Commiſſionen wurden ſchriftlich ertheilt, gewöhnlich von dem Magiſtrat, welchem die Ernennung des diplomatiſchen Agenten oblag, ausnahmsweiſe auch von dem abberufenen oder ſchon zurückgekehten Vorgänger dieſes Letztern, oder aber von ſolchen Perſonen, welche man ihrer genauen Bekanntſchaft mit dem Lande, dem Gegenſtande und den Verhältniſſen wegen, ſpeziell damit beauftragte. Inſtructionen, wie die des Machia-

Digitized by Google

vell an Girolami, als derſelbe im J. 1522 nach Spanien ging, kommen hier nicht in Betracht, weil ſie, aus einem Privatverhältniſſe entſtanden, den Charakter von Privatſchreiben haben und nicht von offiziellen. Zufolge einem Geſetze des Rathes der Zehn zu Venedig vom J. 1434, durften die abzuſendenden Agenten nicht zugegen ſein, wenn die ihnen zu ertheilenden Aufträge beſprochen wurden.

Die Form der Inſtructionen war ſehr einfach. Indeß verbreiteten ſie ſich ausführlich über das geringſte Detail des Auftrags oder der Aufträge, welche den Geſandten ertheilt wurden. Die Inſtruction für die im J. 1366 nach Avignon beſtimmte florentiniſche Geſandtſchaft (Nota data ambaxiatoribus de agendis in Romana curia [1]), von dem Kanzler Ser Niccolò di Ser Ventura Monaco aufgeſetzt, befiehlt den Abgeordneten zuerſt, Seiner Heiligkeit Stadt und Gemeinde zu empfehlen, die Freude der Florentiner über die Nachricht von des Papſtes bevorſtehender Rückkehr nach Rom auszudrücken, die Dienſte der Republik, namentlich bewaffnete Galeeren im Falle einer Seereiſe Sr. Heiligkeit anzubieten, über die Liga gegen die Söldnercompagnien Aufſchlüſſe zu geben und in alle Einzelheiten der italieniſchen Verhältniſſe nach dem ſpeziellen Inhalt der Inſtruction einzugehn, die Umſtände des Krieges gegen Piſa zu erläutern, endlich Indulgenzen und Benefizien für florentiniſche Kirchen und Bürger oder Schutzbefohlene nachzuſuchen. Auch die Angelegenheiten von Privatleuten waren darin eingeſchloſſen.

---

1) L. Mehus, Epistola o sia Ragionamento di Messer Lapo da Castiglionchio. Bologna, 1753. S. 185.

Digitized by Google

In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann man, ſtatt der lateiniſchen, der italieniſchen Sprache bei Abfaſſung der Inſtructionen ſich zu bedienen. Florentiniſcher Urkunden dieſer Gattung ſind eine Menge vorhanden, zum Theil gedruckt, ſehr viele handſchriftlich. Man begegnet in ihnen den Namen manches berühmten Verfaſſers: denn Florenz hatte das Glück, während des ganzen 15. Jahrhundert nacheinander eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten und Staatsmänner zu Kanzlern und Staatsſchreibern zu haben, wie Coluccio Salutati, Lionardo Bruni, Carlo Marſuppini, Poggio Bracciolini, Benedetto Accolti, Bartolommeo Scala, Marcello Virgilio Adriani, denen zu Anfang des 16. Machiavelli und Donato Giannotti beizurechnen ſind. Die Form iſt immer noch äußerſt einfach, und dem abreiſenden Bevollmächtigten wird Punkt für Punkt vorgeſchrieben, was er zu thun hat. So als Machiavell im October 1503 während des Conclave, in welchem der Cardinal della Rovere als Julius II. zum Papſte gewählt ward, nach Rom geſchickt wurde. „Niccolò", beginnt die Inſtruction, „du ſollſt mit möglichſter Schnelligkeit nach Rom dich begeben, wohin du mehre Creditive an die verehrungswürdigſten Herren Cardinäle mitnehmen wirſt, denen wir beſondere Aufmerkſamkeit ſchulden, nämlich an den Cardinal von Rouen (d'Amboiſe), den von San Giorgio (Raff. Riario), San Severino, Ascan (Sforza), San Pietro ad vincula (della Rovere) und Sta. Praſſede (Pallavicini). Dieſe wirſt du in unſerm Namen beſuchen und jedem derſelben mittheilen, wie wir ſchon Botſchafter ernannt und wie dieſe im Begriffe waren zu Pferde zu ſteigen, als die Nachricht vom Tode des

Papſtes (Pius III.) ankam und die ganze Stadt in tiefe Trauer verſetzte.“ Und nach Beſprechung des eigentlichen Gegenſtandes der Miſſion ſchließt die Inſtruction mit den Worten: „Sonſt haben wir dir nichts im Beſondern aufzutragen, ausgenommen daß du uns während deines dortigen Aufenthalts Tag für Tag fleißig Nachricht gebeſt von dem, was ſich Bemerkenswerthes zutragen wird.“

Die Inſtruction für die im J. 1506 von Pier Soderini nach Neapel an König Ferdinand geſandten Meſſer Francesco Gualterotti und Jacopo Salviati [1]) (von Adriani entworfen) enthält nichts als den Auftrag, dem Könige die Freude der Republik über ſeine Ankunft und auf geeignete Weiſe die Hoffnung auszudrücken, daß er einem großen Theile Italiens den Frieden wiedergeben werde, ſowie einige Entſchuldigungen anzubringen wegen des Nichtabſendens von Geſandten nach Spanien. Ein der Inſtruction beigelegter Ricordo verbreitet ſich ſodann über die zu verhandelnden politiſchen Fragen — die Beſorgniſſe wegen des Übergewichts der Venezianer in Italien, den Piſaner Krieg, die Zwiſtigkeiten mit Siena und Lucca, und den Antrag, Piſa den Königen von Spanien und Frankreich in gemeinſchaftlichen Verwahrſam zu geben. Am Schluſſe heißt es ſodann: „Alles Obige wird zur Erinnerung für Euch aufgezeichnet, damit Ihr in Zukunft wiſſet, woran Ihr Euch zu halten habet. Ihr werdet dort ſein, und wahrſcheinlich wird Euch Ge=

1) Razzi, Vita di Piero Soderini, S. 186 fg. (Atti e lettere degli oratori inviati dalla Repubblica di Firenze al Re Ferdinando il cattolico in Napoli l'anno 1506.).

Digitized by Google

legenheit geboten werden, über dieſe Dinge zu reden. Von dem, was zur Verhandlung kommt, werdet Ihr uns Tag für Tag Kunde geben und Euch daran erinnern, daß wir in dieſen Verhältniſſen mehr auf Eure Klugheit bauen, als auf irgend eine ſchriftliche Anweiſung von unſerer Seite, die Euch im voraus und ferne vom Orte der Unterhandlung ertheilt werden müßte."

Die am 2. Dezember 1528 dem Baldaſſar Carducci gegebene, von Donato Giannotti entgegengezeichnete Inſtruction hebt folgendermaßen an: „Wenn wir gleich wiſſen, daß Eure Klugheit und Kenntniß der Verhältniſſe es überflüſſig machen, daß wir Euch eine lange Inſtruction ertheilen, umſomehr da Ihr Theil genommen an allen Berathungen, welche in Betreff der Angelegenheiten unſerer Stadt gepflogen worden ſind: ſo wollen wir doch nicht verfehlen, auch in Eurem Falle treu zu bleiben unſern alten Gewohnheiten, die zum Beſten der Stadt von unſern Vorfahren angenommen und beobachtet worden ſind." Und ferner, was die Angelegenheiten von Privatleuten betrifft: „Ihr werdet von vielen unſerer Bürger, und namentlich von Giuliano degli Aleſſandri Aufträge hinſichtlich ihrer Privatangelegenheiten erhalten. Dieſe wünſchen, zu ihren Gunſten durch Euch etwas ausrichten zu ſehn. Daſſelbe tragen wir Euch auf, da uns obliegt zu ſorgen für ſolche, deren Wohlergehen unſerer Stadt zur Ehre gereicht wie zum Vortheil."

Die Creditive waren kurz abgefaßt und, wenigſtens in der frühern Zeit, der Regel nach in lateiniſcher Sprache. Einige derſelben mögen hier als Proben ſtehen. Cola di Rienzo beglaubigte ſeine Geſandten bei der Si=

gnorie von Florenz im Juni 1347 durch folgendes Schreiben [1]):

„Den erhabenen und gebietenden Herren, dem Podeſtà, Capitano, Buonuomini, dem Synodus, Rath und Gemeinde der Stadt Florenz, den ergebenen Söhnen des heil. römiſchen Volkes. Durch die Gnade unſeres barmherzigen Gebieters Jeſus Chriſtus, Nicolaus, der Geſtrenge und der Milde, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit und Befreier der heil. Römiſchen Republik, Gruß und Mehrung von Frieden und Glück. Da wir durch die Gnade des heil. Geiſtes mit allen Kräften der Seele und des Körpers bedacht ſind und wachſam für das Heil, die Freiheit, den Frieden und das Recht des heil. Römiſchen Volkes und der Römiſchen Provinz, für die Verſöhnung des geſammten heil. Italiens und die Erneuerung der alten Freundſchaft zwiſchen dem Römiſchen Volke, Euch und ganz Italien, wie auch für Schwächung und Ausrottung jeder Tyrannei: ſo haben wir in der Abſicht, Einiges, was uns am Herzen liegt, mündlich Euch mitzutheilen, den Vorzeigern gegenwärtigen Schreibens, dem edeln und tapfern Herrn Pandolfo Guido de' Franchi, dem Herrn Matteo de' Beanni Anwalt, und den verſtändigen Männern Stefanello de' Borzi und Francesco de' Baroncelli [2]), unſern geliebten Bürgern und Abgeſandten (Ambaxatoribus), in vollem Vertrauen Auftrag dazu ertheilt. Wir bitten Euch dem Bericht derſelben unbe-

---

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti etc. Vol. I. S. 395.

2) Rienzo's Nachfolger im Tribunat.

ſchränkten Glauben zu ſchenken und auf ihre Mittheilungen einzugehn."

Der Geſandtſchaft, welche die florentiner Signorie im J. 1366 an Papſt Urban V. ſchickte [1]), von welcher oben die Rede war, wurde folgendes Beglaubigungsſchreiben mitgegeben:

„Heiligſter Vater und Herr. Da wir zur Abmachung von verſchiedenen, unſer Gemeinweſen betreffenden Geſchäften die untenbezeichneten Ueberbringer gegenwärtigen Schreibens, unſere ehrenwerthen Bürger, als unſere Geſandte (ambaxiatores) bei Ew. Heiligkeit mit unbegrenztem Vertrauen beſtellen und wünſchen, daß es denſelben gelingen möge, ihrer Aufträge bald und glücklich ſich zu entledigen: ſo bitten wir demüthig Euer Apoſtolat, daß Ew. Heiligkeit Gewogenheit die in unſerm Namen zu machenden Vorträge genannter Geſandten wohlwollend aufnehmen und in Gnaden erwägen möge, ihnen oder uns, den in angeſtammter Anhänglichkeit aufrichtigen Söhnen der römiſchen Kirche und Ew. Heiligkeit vollen Glauben ſchenkend. Gegeben zu Florenz den 18. October 1366.

Nämlich den Herrn Niccolò degli Alberti, Ritter, den Herrn Lapo da Caſtiglionchio, Lehrer des canoniſchen Rechts, und den Herrn Carlo Strozza degli Strozzi."

So auch das folgende Creditiv für Machiavelli bei deſſen Sendung nach Forli im J. 1499: „An Ihre Excellenzen die Frau Caterina Sforza Visconti [2]) und

---

1) Mehus Epistola etc. S. 179.

2) Dieſe Caterina war eine Tochter Galeazzo Maria

den Herrn Ottaviano Riario, Beherrſcher von Imola und Forli, und unſere lieben Freunde. Verehrteſte und vortrefflichſte Herrſchaften, lieben Freunde. Wir ſenden zu Ew. Excellenzen den Niccolò Machiavelli, unſern Bürger und Geheimſchreiber, der unſerm Auftrage gemäß Vieles Euch vortragen wird, welchem wir von Eurer Seite das feſteſte Vertrauen geſchenkt zu ſehn wünſchen, gleichſam als redeten wir ſelber. Lebet wohl. Aus unſerm Palaſt, den 12. Juli 1499. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentiniſchen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Marcellus (d. i. M. V. Adriani.)."

Gewöhnlich wurden den Creditiven beſondere Empfehlungsſchreiben an Miniſter oder andere hochgeſtellte Perſonen am Hofe beigefügt. So erhielten die mehrgenannten florentiniſchen Abgeſandten im J. 1366 beſondere Beglaubigungen für das Cardinals-Collegium, für den Cardinal von Clüny, Legaten zu Bologna, für die lombardiſchen Fürſten und für den päpſtlichen Geheimſchreiber, M. Francesco Bruni. In gleicher Weiſe begleitete Papſt Alexander VI. das vom 28. Sept. 1498 datirte Beglaubigungsſchreiben („dilectum filium ducem Valentinensem, quo nihil carius habemus") an König Ludwig XII. mit einem Schreiben an des Königs erſten

---

Sforza's und in erſter Ehe mit dem Riario von Forli vermählt, von dem ſie einen Sohn, Ottavian, hatte, in zweiter mit Giovanni di Pierfrancesco de' Medici, dem ſie (6. April 1498) den berühmten Giovanni delle Bande nere (Anführer der unter dem Namen der ſchwarzen Banden bekannten florentiniſchen Soldtruppen) gebar. Caterina ſelbſt machte ſich einen Namen durch ihre Entſchloſſenheit und Kühnheit.

Digitized by Google

Kämmerer, de Bouchage [1]); ſo Clemens VII. das Creditiv des Datars Giberti, als er 1524 nach Frankreich ging, mit einem Empfehlungsſchreiben an den Marſchall, nachmaligen Großmeiſter, endlich Connetable von Frankreich, Herrn von Montmorency [2]). Derſelbe Papſt gab dem Protonotar Gambara, als er im Dez. 1527 von Orvieto aus denſelben als Nunzius nach Frankreich und England ſandte, Schreiben an Luiſen von Savoyen, des Königs Franz Mutter, und an Montmorency mit [3]). An Montmorency, durch deſſen Hände überhaupt Alles ging und an welchen namentlich alle Italiener ſich wandten, die vom Könige etwas wollten, wie die zahlloſen Briefe aller Art beweiſen, die in Archiven und Bibliotheken zu Paris aufbewahrt werden, gab man auch dem Carducci ein beſonderes Creditiv mit, neben dem an den König, durch welches er ſtatt des bisherigen Geſandten, des Biſchofs von Saintes, Giuliano Soderini, beim franzöſiſchen Hofe beglaubigt ward. Dies Schreiben lautet folgendermaßen:

„Verehrungswürdigſter Herr und unſer lieber Bruder. Da wir den berühmten Rechtsgelehrten Meſſer Baldaſſar Carducci, unſern ſehr edeln Bürger, zu unſerm Botſchafter bei dem allerchriſtlichſten Könige beſtellt haben, ſo wollten wir auch an Ew. verehrungswürdigſte Herrlichkeit demſelben ein Beglaubigungsſchreiben mitgeben. Denn E. v. H. Würde und Berühmtheit iſt ſo groß, daß wir ſehr viel geben auf Eure gute Meinung und Euren

1) Documenti di storia Italiana vol. I. S. 29.

2) A. a. O. I. 178.

3) A. a. O. I. 283.

Schutz. Es wird uns beſonders erwünſcht ſein, wenn dem, was in unſerm Namen durch ihn vorgebracht werden wird, von Eurer Seite Glauben zu Theil wird. Gehabt Euch wohl. Aus unſerm Palaſt, den 30. Nov. 1528. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentiniſchen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Aleſſ. Lapaccini." — Aufſchrift: „An den edeln Herrn Anna, Herrn von Montmorency, Großmeiſter von Frankreich ꝛc. ꝛc."

Reiſen.

Die Art und Weiſe, wie man in frühern Zeiten reiſte, und die Hofeinrichtungen, wie ſie bis zum Schluſſe des 16. Jahrhunderts und zum Theil noch drüber hinaus beſtanden, kamen den Diplomaten mehr zu ſtatten, als in unſern Tagen gewöhnlich der Fall iſt, Länder und Bewohner genauer kennen zu lernen. Denn die Reiſen wurden ziemlich langſam zu Pferde abgemacht, und wohin der Hof ging, folgten die Geſandten im Kriege wie im Frieden. Der größere oder geringere Aufwand beim Reiſen, in Bezug auf die Zahl der Begleiter und Pferde, das Gepäck u. ſ. w., mußte natürlich bedingt werden durch die perſönlichen Verhältniſſe jedes Einzelnen, durch die Stellung, die er einnahm, durch die Entſchädigung, die ihm gewährt ward. Außer bei feierlichen Ambaſſaden, wie man ſie bei Krönungen, Vermählungen, beim Empfang gekrönter Häupter und ähnlichen Veranlaſſungen anordnete, und an denen immer mehre Perſonen mit gleichem Rang und Titel theilnahmen, pflegten die Einrichtungen äußerſt einfach zu ſein. Gemäß einer Vorſchrift des großen Raths zu Venedig, vom 24. Febr.

Digitized by Google

1293, durften die Geſandten ſogar nicht mehr denn ein Pferd in ihrem Gefolge führen. Als Dante ſeine Aufträge beim Magiſtrat toscaniſcher und umbriſcher Städte ausführte, ritt er wahrſcheinlich allein durch das Land umher, und als zwei Jahrhunderte ſpäter Machiavelli Miſſion nach Miſſion aufgetragen ward, ging es wol nicht mit viel größerm Pomp her. Einigermaßen beſſer ſcheinen damals die Venezianer dran geweſen zu ſein, oder weniger ſich geſcheut zu haben, auf Staatskoſten Aufwand zu machen. Wenigſtens hielt man es für nöthig, durch eine am 9. Dez. 1483 erlaſſene Verordnung den Geſandten zu unterſagen, mehr denn zwölf Pferde und zwei Stallmeiſter mit ſich zu führen. — In Florenz beſtand eine Beſtimmung, gemäß welcher die Geſandten, wenn ſie die Stadt verließen, auf ihren Poſten ſich zu begeben, im Augenblick der Abreiſe eine von einem öffentlichen Notar aufgeſetzte Beſcheinigung darüber nach der Kanzlei der Signorie ſenden mußten. Tag und Stunde, ſowie die Zahl des Gefolges waren darin bezeichnet.

Die Depeſchen des Machiavell enthalten eine Menge Detail über die perſönlichen Verhältniſſe der Diplomaten, inſofern dieſelben hier in Betracht kommen. Nehmen wir gleich ſeine erſte Legazion bei König Ludwig XII. von Frankreich, zu welchem er im J. 1500 geſandt ward, um über die während der Belagerung Piſas mit dem Herrn von Beaumont, Befehlshaber der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Hülfstruppen, vorgefallenen Mishelligkeiten Auskunft zu ertheilen. Als er und ſein College Francesco della Caſa zu Lyon eintrafen, hatte der Hof dieſe Stadt bereits verlaſſen. Da es ihnen nicht möglich war, dem Hofe mit der Poſt zu folgen, kauften

Digitized by Google

ſie Pferde und machten ſich auf den Weg, nachdem ſie vorerſt von dem gewöhnlichen Botſchafter der Republik beim Könige, Lorenzo Lenzi, geſchriebene Inſtructionen erhalten hatten, nachträglich zu denen, welche die Zehne der Freiheit ihnen bei der Abreiſe aus Florenz ertheilt. Am 30. Juli 1500 traten ſie alſo mit ſchlechten Pferden, wie ſie ſolche eben vorfanden, die Weiterreiſe an und kamen, vielfach gehindert durch ihre Roſſinanten und durch eine anſteckende Krankheit, welche das Land verheerte, am 7. Auguſt vor Mittag in Nevers an, wo ſie den König Ludwig fanden, mit geringem Gefolge, weil der Raum beſchränkt war. Kaum vom Pferde geſtiegen, gingen ſie auch ſchon zum Cardinal von Rouen, George d'Amboiſe, des Königs erſtem Miniſter, von welchem ſie nach vorläufiger Unterredung zum Könige geführt wurden, der eben zu Mittag gegeſſen hatte und dem ſie ihre Creditive überreichten, in Gegenwart einiger wenigen Perſonen. Als der Hof ſodann nach Montargis ging, folgten die florentiniſchen Abgeordneten ihm dahin, hierauf Ende Auguſt nach Melun, von wo Della Caſa, fieberkrank, nach Paris ging, ſich heilen zu laſſen; Machiavell Mitte Septembers nach Blois, wohin der König ſich verfügte. Von Blois begaben Hof und Diplomaten ſich nach Nantes am 14. October, ſodann nach Tours, wo auch der kaiſerliche Botſchafter, Filipp von Naſſau, ſich einfand. Aus letztgenannter Stadt ſchrieb Machiavell am 24. Dezember ſeine letzte Depeſche. Am 14. Januar folgenden Jahres war er wieder in Florenz, wo Della Caſa erſt zwei Monate ſpäter eintraf.

Die Berichte Machiavells über ſeine dritte Sendung nach Frankreich im Jahre 1510 ſind aus Lyon,

Digitized by Google

Blois und Tours geſchrieben; die über ſeine Sendung nach Deutſchland zu Ende 1507, wo er dem ordentlichen Botſchafter Fr. Vettori eigentlich nur das Ultimatum hinſichtlich der Geldzugeſtändniſſe an Kaiſer Maximilian im Falle eines Römerzugs zu überbringen hatte, ſind aus Botzen, Trient und Innsbruck. Guicciardini's Depeſchen aus Spanien, mit Ausſchluß des erſten zu Montpellier geſchriebenen Briefes, in welchem er u. A. die Schwierigkeiten ſchildert, welche ſeiner Reiſe durch Südfrankreich ſich in den Weg ſtellten, weil man ihm nicht geſtatten wollte, durch dieſe Provinzen nach Spanien ſich zu begeben, ſind aus Burgos, Logrono, Valladolid, Medina del Campo und wieder aus Valladolid, wohin er dem Hofe folgte. Gleicherweiſe die Berichte des Grafen Caſtiglione aus Madrid, Toledo, Sevilla, Cadiz (nach welchen Orten er Karl V. folgte, als derſelbe ſein Beilager mit Eleonoren von Portugal halten wollte), Granada, Valladolid, Burgos. Vincenzo Quirini, venezianiſcher Botſchafter bei Filipp dem Schönen, reiſte im Februar 1505 „durch den rauheſten Theil Deutſchlands" nach Strasburg, wo Kaiſer Maximilian damals Hof hielt, und begab ſich ſodann nach den ſüdlichen Niederlanden, wo er dem jungen Könige überall folgte, bis der Gheldriſche Krieg beendigt war. Am 10. Januar 1506 ging er ſodann mit dem Gefolge des Königs an Bord und fuhr nach England über, wo damals Heinrich VII. regierte. Der dortige Aufenthalt war kürzer: ſchon am 22. April ſchiffte Filipp mit ſeinem Hofe ſich ein und erreichte nach viertägiger Fahrt den Hafen von Corunna in Galizien. Hier wurde einen Monat lang Halt gemacht und ſodann die Reiſe nach Caſtilien

Digitized by Google

angetreten, wo Ferdinand der Katholiſche ſeinen Schwiegerſohn empfing. Kurz nachdem er von ſeinem Königreich Caſtilien mit ſeiner Gemahlin Johanna Beſitz genommen, ſtarb am 25. September 1506 der junge König und der Botſchafter kehrte noch im Laufe deſſelben Jahres nach Venedig zurück. Niccolò Tiepolo wurde 1530 zu Karl V. nach Bologna geſandt und folgte dem Kaiſer nach Deutſchland, wo er den Reichstagen von Augsburg und Speier beiwohnte.

Dieſe wenigen Beiſpiele mögen ſtatt vieler dienen. Von Bequemlichkeit war bei dieſem Umherziehn nicht immer die Rede. Baldaſſar Carducci ſchreibt aus Lyon am 4. Januar 1529: „Wenn der allmächtige Gott nicht Jenen hülfreiche Hand leiſtete, die, ihren Obern zu gehorſamen, Aufträgen ſich unterziehen, welche ihre Kräfte überſteigen, ſo würden ſie leicht in medio itineris ſitzen bleiben. Mit dieſer gnädigen Hülfe ſind wir, mit nicht geringer Beſchwerde und nach Überwindung vieler Hinderniſſe, welche Eis und Schnee und ſonſtige Übelſtände der Jahrszeit uns in den Weg legten, am 1. Januar glücklich in dieſer Stadt angelangt, wo wir vom hieſigen Gouverneur und von den Landsleuten erwartet und ehrenvoll empfangen wurden. Obgleich nun das Wetter ſehr feucht iſt, ſodaß es unbequem ſein wird zu reiten, ſo werden wir doch, ſo es Gott gefällt, in zwei Tagen uns zum Hofe begeben, entweder zu Waſſer oder zu Lande, wie es am paſſendſten ſich zeigen wird."

Digitized by Google

Ceremoniel.

Mehr noch denn Anderes, unterlag dieſer Zweig geſandtſchaftlicher Verhältniſſe im Laufe der Jahrhunderte bedeutenden Modificationen.

Als noch die republikaniſche Einfachheit herrſchte, welche in Italien länger währte, als man glauben ſollte, wenn man die vielen Klagen der Chronikenſchreiber und Dichter über den überhandnehmenden Luxus lieſt — Klagen, welche wenigſtens vor unſern Augen ſo ziemlich verſchwinden, wenn wir zufällig auf die gegen dieſen Luxus erlaſſenen Verordnungen blicken, oder räumliche Verhältniſſe und Bedingungen in Betracht ziehn — als noch republikaniſche Einfachheit herrſchte, war auch vom Ceremoniel wenig die Rede. Der Abgeſandte wurde der Behörde vorgeführt, an welche ſeine Botſchaft lautete, entledigte ſich mündlich ſeines Auftrages und erhielt auf dieſe Weiſe ſeinen Beſcheid. Waren es Sachen von geringerem Belange, oder ſolche, in denen die Entſcheidung ſogleich erfolgen konnte, ſo war die erſte Audienz auch die letzte. Sonſt verweilte der Abgeſandte, bis ſein Geſchäft abgemacht war, ſelbſt bis zu mehren Monaten. In einzelnen Fällen, namentlich bei Friedensſtiftungen in Parteizwiſten, wurde ein Parlament auf öffentlichem Platze angeordnet; ebenſo, wenn die Abgeſandten an das Volk appellirten. Am päpſtlichen Hofe, in Rom wie in Avignon, beſtand Jahrhunderte lang dieſe große Einfachheit, die allmälig einem complizirten Ceremoniel Platz machte, ſowie die Geſchäfte ſelbſt complizirter wurden und die verſchiedenen Rangverhältniſſe von Fürſten und Staaten ſich geltend machten. Vieles in dieſen war willkürlich

oder conventionell, und die relative Stellung der entweder völlig ſouveränen, oder aber zum Reich oder zum Papſte in irgend einem Lehnsverbande ſtehenden Fürſten und Republiken war mancherlei oft verſchiedenartigen Deutungen und Entſcheidungen unterworfen. Die Abgeſandten des Papſtes, Legaten, Nunzien u. A. hatten, wie ſchon geſagt, den Vortritt vor allen übrigen, nach ihnen gingen die der Republik Venedig den andern voraus. Von den fremden Geſandten in Italien hatten natürlich die kaiſerlichen (wenn man dieſe als eigentlich fremde bezeichnen darf) den erſten Platz, dann Frankreich, hierauf Spanien. Beim tridentiner Conzil brach indeß zwiſchen dem franzöſiſchen Botſchafter de Lanſac und dem ſpaniſchen de Luna ein heftiger Zwiſt aus, weil letzterer den Vortritt nicht zugeſtehn wollte. Die Entſcheidung war gegen ihn, doch mußte man ein beſonderes Arrangement treffen. Für alle andern Italiener ſcheint lange Zeit das Recht des Vortritts unentſchieden geweſen zu ſein, und es iſt begreiflich, daß miteinander ſtreitende Anſprüche einander hier in den Weg traten. Man braucht nur auf zeitweilige Verhältniſſe zu ſehn. So mußte Neapel die Oberlehnsherrlichkeit der Kirche anerkennen, während ſeine Beherrſcher königlichen Rang hatten; Florenz ſah ſich als völlig unabhängigen Freiſtaat an, während die Kaiſer die Reichsoberhoheit behaupteten und am Ende bei zwei entſcheidenden Veranlaſſungen geltend machten; die Eſte waren als päpſtliche Feudatare Markgrafen von Ferrara, während ſie als kaiſerliche Lehnsträger bereits den Titel von Herzögen von Modena und Reggio führten; die Della Rovere ſtanden zugleich unter dem Papſt und dem Reich als Herzöge von Urbino und Grafen von Montefeltro;

Digitized by Google

die Farneſen waren als Herzöge von Caſtro und Ronciglione Feudatare des Papſtes, und auf die Oberhoheit ihrer Staaten von Parma und Piacenza machten Kaiſer wie Papſt Anſpruch, ſodaß noch im J. 1768 Clemens XIII. in dem Streit mit Parma wegen der Jeſuiten, der Collation der Benefizien und des Exequatur in einem Breve von „nostro Ducato di Parma et di Piacenza“ ſprach. Eine Menge anderer Verwicklungen dieſer Art nicht zu gedenken [1]).

Die Ehrenbezeugungen, welche den Abgeſandten zu Theil wurden, richteten ſich nicht ſowol nach dem Range derſelben, wenigſtens in den frühern Zeiten nicht, da dieſer in viellen Fällen nicht genau beſtimmt war, ſondern nach der Stellung des Staates, dem ſie angehörten, und

1) Borſo d'Eſte wurde im J. 1452 durch Kaiſer Friedrich III. zum Herzoge von Modena und Reggio, und Grafen von Rovigo und Comacchio erhoben, im J. 1471 durch Papſt Paul II. zum Herzog von Ferrara. Federigo di Montefeltro, Graf von Urbino, erhielt im J. 1474 von Sixtus IV. den herzoglichen Titel, der nach dem Tode Guidubaldo's, des letzten Feltriers, (1508) auf Francesco Maria della Rovere, Signore von Senigallia überging, deſſen Vater Giovanni die Tochter des Herzogs Federigo zur Gemahlin hatte. Die Grafſchaft Montefeltro, die eine Zeitlang den Florentinern gehörte, wurde von Urban VIII. nebſt Urbino eingezogen, obſchon ſie Reichslehn war, wie Comacchio, hinſichtlich deſſen noch im vorigen Jahrhundert und ſelbſt in neuerer Zeit Streitſchriften gewechſelt worden ſind. Pier Luigi Farneſe wurde 1537 Herzog von Caſtro, 1545 Herzog von Parma und Piacenza. Camerino, einſt ein Lehen der Familie Varano, gehörte eine Zeitlang ſeinem Sohne Ottavio, dann auf einige Zeit dem Bruder P. Julius' III., Baldovino del Monte.

Digitized by Google

nach den Verhältniſſen des Fürſten oder der Republik, bei denen ſie accreditirt waren. Die Herzöge von Mailand gingen den venezianiſchen Botſchaftern bis in das vorderſte Gemach entgegen, behielten das Barett in der Hand und blieben ihnen zur Linken, bis ſie in den Audienzſaal traten. Wenn der Botſchafter ſich entfernte, ſo geleiteten ihn Ehrenwachen und der ganze Hofſtaat. — Die Venezianer Soriano und Capello beſchreiben in ihrer gemeinſchaftlichen Depeſche aus Florenz (27. April 1529) ihre Abſchieds- und Antritts-Audienz. Am Tage des heil. Marcus hielt Capello ſeinen Einzug in die Stadt, auf Befehl der Signorie feierlich empfangen und nach ſeiner Wohnung geleitet. Am folgenden Morgen hatte er die gewöhnliche öffentliche Audienz, in welcher er, wie er ſich ausdrückt, in gewählten Worten, wie Gottes Barmherzigkeit ihm ſie eingab, die in ſeiner Inſtruction ihm ertheilten Aufträge vorbrachte, worauf der Venner (Fr. Carducci) ihm auf eine ſo verſtändige wie ehrerbietige Weiſe antwortete und die Geſinnungen der Republik gegen den Dogen ausdrückte, wie den Wunſch, das gute Einverſtändniß zu bewahren. Soriano beurlaubte ſich ſodann bei der Signorie mit paſſender Rede, da er im Begriff ſtand, über Piſtoja, Modena und Ferrara nach Hauſe zurückzukehren. Nach dem Mittagsmahl beſuchten Beide den franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Velly, an den ſie gleichfalls Aufträge hatten. Am nächſten Morgen verfügten ſie ſich zum Magiſtrat der Zehne der Freiheit und des Friedens, wo auch Velly ſich einfand, und hier begannen ſie — d. i. Capello und Velly — ihre eigentlichen Geſchäfte zu verhandeln, welche ſich namentlich auf das Bündniß mit Frankreich gegen Karl V. und die Lage

Digitized by Google

der italieniſchen Angelegenheiten bezogen. Soriano verließ ſodann die Stadt am 28. April.

Am päpſtlichen Hofe ſpielte das Ceremoniel von jeher ein wichtige Rolle, und da hier Verhältniſſe ſich finden, welche von den an allen andern Höfen vorkommenden ganz verſchieden ſind, ſo dürfte eine Schilderung deſſelben nicht überflüßig ſein. Die Botſchafter gekrönter Häupter hielten einen feierlichen Einzug, im 16. Jahrhundert von der Villa di Papa Giulio vor dem Flaminiſchen Thore an, wo ſie von einem Theile der Prälatur, den dienſtthuenden Edelleuten der Cardinäle [1]), dem päpſtlichen Haushaltbedienten u. ſ. w. mit geſchmückten Maulthieren abgeholt wurden. Kamen ſie zur See, ſo wurden ſie in Civitàvecchia empfangen. In der Sala regia im Vaticaniſchen Palaſt, die von dieſem Umſtande den Namen hat, fand der feierliche Empfang ſtatt und ſie hatten ihre Antrittsaudienz in einem öffentlichen Conſiſtorium. Eine ähnliche wurde auch den Abgeſandten von Mantua, Ferrara und Montferrat zugeſtanden. Nach derſelben machten ſie den erſten Beſuch bei dem Cardinaldecan und hierauf beim ganzen heil. Collegium: der Cardinaldecan ſtattete den Gegenbeſuch ab, nachdem er erfahren, daß alle Cardinäle beſucht worden waren. In Hinſicht der Equipagen u. ſ. w. theilten die Botſchafter das Privile-

1) Ein einziges Mal gingen ſämmtliche Cardinäle einem Botſchafter entgegen. Es war, als Alfons XI., König von Leon und Caſtilien, nach dem glänzenden Sieg über die Mauren bei Tarifa hundert vornehme Sklaven, hundert arabiſche Pferde, eine Menge goldner und ſilberner Gefäße und viele feindliche Fahnen nach Avignon ſandte.

Digitized by Google

gium goldner Quaſten an den Köpfen der Pferde mit den römiſchen Fürſten und den Cardinälen aus fürſtlichen Häuſern. Bei dem feierlichen Zuge nach dem Lateran am Tage der Beſitznahme (possesso) eines neuen Papſtes gehörten ihnen Ehrenplätze. Beim Poſſeſſo Leo's X. im J. 1513 ritten ſie in folgender Ordnung. Erſt kamen die Deputirten oder Oratori der Provinzen des Kirchenſtaats, nämlich der Mark, des Patrimoniums, des Herzogthums Spoleto, der Romagna und Bolognas [1]), hierauf die Botſchafter von Florenz, Venedig, Spanien, Frankreich und dem Kaiſer. Ihnen folgte der Senator von Rom, der Präfect von Rom, Herzog von Urbino, und das päpſtliche Kreuz. Bei ſolchen Gelegenheiten gab es indeß anhaltend Rangſtreitigkeiten, zwiſchen den Botſchaftern und dem Senator, dem Governatore di Roma (welcher den erſten Rang in der geſammten Prälatur hat), ſowie den principi assistenti al soglio. Ein Gleiches war der Fall bei den Prozeſſionen der Pontificalmeſſen (zu Weihnachten, Oſtern und Sanct Peter), wo die Botſchafter nach dem heil. Collegium und vor dem Trageſſel des Papſtes (Sedia gestatoria) zu gehn pflegten. Es kam ſo weit, daß einmal die Frohnleichnamsprozeſſion im J. 1696 unter Innocenz XII. wegen eines Streites des kaiſerlichen Botſchafters Grafen Martiniz

1) Bologna und Ferrara hatten, nachdem letzteres Herzogthum eine päpſtliche Legazion geworden, immer Botſchafter in Rom, freilich mit einem von den Diplomaten fremder Höfe verſchiedenen Charakter. Erſt mit der franzöſiſchen Occupazion nahm dies ein Ende. Die Präcedenz unter dieſen beiden Botſchaftern war unentſchieden: bei feierlichen Veranlaſſungen pflegten ſie deshalb abzuwechſeln.

Digitized by Google

mit den Cardinaldiaconen vier Stunden lang aufgehalten ward. Martiniz, welcher deßhalb und anderer Mißverſtändniſſe wegen abberufen ward, brachte es auch dahin, daß das Erſcheinen der Botſchafter bei den päpſtlichen Functionen in der Sixtiniſchen Kapelle endlich unterblieb. Früher ſtanden die Botſchafter auf der Erhöhung neben dem päpſtlichen Thron, neben dem erſten Cardinaldiaconus und vor den römiſchen Fürſten. Bei den feierlichen Gaſtmählern am Tage der Beſitznahme pflegten ſie ebenfalls zugegen zu ſein. So wurde durch ſie im J. 1503 Julius II. das Waſſer und die beiden erſten Schüſſeln gereicht. Die Abſchiedsaudienzen waren ſehr feierlich. Mit neun Wagen fuhr der Botſchafter vor dem Palaſte auf, mit Degen und Sporen. Die üblichen Geſchenke wurden ihnen beim Hinaustreten überreicht. Die Venezianer pflegten bei ſolchen Gelegenheiten mit den Inſignien der militia aurata (der nachmals ſo ſehr herabgewürdigte Orden vom goldnen Sporn) bekleidet zu werden.

Wie an andern Höfen außerhalb Italiens das Ceremoniel war, erſehn wir u. A. aus Guicciardini's Berichten über ſeine Sendung nach Spanien, wo er den Empfang ſeines Nachfolgers, Giovanni Corſi, ſchildert. Nach des Königs (Ferdinand von Aragon) Befehl war deſſen feierlicher Einzug durch den Vorſitzenden des Parlaments, den Biſchof von Cordova, angeordnet worden. Nach ſeiner Ankunft in Valladolid wurde ihm ſodann, der Sitte des Hofes gemäß, eine Wohnung angewieſen. Guicciardini hatte Eile und wollte nach ſeiner Heimat zurückkehren; der König war beinahe immer auf der Jagd und die Audienz verzögerte ſich. „Seine Majeſtät (ſchreibt Guicciardini für ſich und ſeinen Collegen)

kam nach einer zwanzig Miglien von hier (Valladolid) gelegenen Abtei, Namens Valbone, und da wir vernommen, daß der König von dort nach dem gegen hundert Miglien entfernten Madrid ſich begeben wolle, daſelbſt den ganzen Winter zuzubringen, beſchloſſen wir, daß ich, Francesco Guicciardini, hinreiten ſollte, ſowol um hinſichtlich der Audienz des neuen Botſchafters etwas zu beſtimmen, als auch um mich zu verabſchieden. Die Audienz wurde auf den 25. dieſes (October 1513) feſtgeſetzt. Als die Zeit herangekommen war, verfügten wir uns zu Sr. Majeſtät, und nachdem wir derſelben die ſchuldigen Ehrenbezeugungen dargebracht und ſodann die neuen Creditive Ew. Herrlichkeiten überreicht, führte ich, mit ſo bündigen Worten, als ich vermochte, Ew. Herrlichkeiten Auftrag aus, die Erkenntlichkeit für die von Sr. Majeſtät empfangenen Wohlthaten zu bezeugen und dieſelbe nie endenden Dankes zu verſichern. Nachdem ich nun in Ew. Herrlichkeiten Namen Sr. Majeſtät Alles angeboten, was derſelben von unſerer Seite frommen kann, und zuletzt Stadt und Staat empfohlen und dem Könige angezeigt, daß mein Nachfolger hier bei mir ſei: ſo wurde dieſer von Sr. katholiſchen Majeſtät ſo herzlich und gütig empfangen, als zu ſagen nur möglich iſt, indem der König verſicherte, daß längſt Ew. Herrlichkeiten in ſeinem Schutze ſtehn (Vostre Signorie hanno la sua protezione) und daß er für unſere Stadt ebenſo ſorge und mit gleicher Geſinnung ſie liebe wie irgend eine in ſeinen Reichen. Mit großem Wortreichthum entſchuldigte der König ſich ſodann, daß die Jagdvergnügungen (welche Se. Majeſtät bisweilen zu Fehlern verleiten) Urſache geweſen, weßhalb mein Einzug nicht mit jener Feierlich-

Digitized by Google

keit ſtattgefunden, welche er gewünſcht, und weshalb die gegenwärtige Audienz ſo lange aufgeſchoben worden."

Und des Cardinal-Legaten Salviati Schilderung ſeines Empfanges bei Karl V. im J. 1525: „Freitag den 29. d. (September) langte ich in Toledo an. Meine Ankunft ward verzögert durch die Schwierigkeiten, welche hinſichtlich meiner Wohnung die Domherren machten: durch Sr. kaiſerlichen Majeſtät Willen und Güte wurde aber Alles in Ordnung gebracht. Ehe ich einzog, kam der Erzbiſchof von Bari (Stefano Merino) in Toledo an, dem ich Auskunft gegeben über Alles, was beim Einzug zu thun war. Hierauf ſprach er mit dem Kaiſer und mit dem Conſeil und Alles wurde zugeſtanden, wie ich es verlangte. Bei meinem Einzug ſandte mir alſo Se. kaiſerl. Majeſtät vorerſt viele Edelleute entgegen, hierauf die Deputirten der Inquiſizion und die Domherren und Cleriſei der ganzen Stadt. Dann kam das Conſeil Sr. Maj. mit allen Prälaten, und am Ende kam mir der Kaiſer ſelbſt entgegen, zwei Büchſenſchüſſe weit vors Thor, mit allen Botſchaftern und Fürſten, die anweſend waren. Se. Majeſtät empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen und vieler Güte, und wollte mir den Platz zur Rechten geben, was ich ausſchlug, indem ich Se. Maj. vorausgehn ließ. So gelangten wir zuſammen zur Stadt, wo der Baldachin bereitet war, getragen von den genannten Herren und Edelleuten. Der Zulauf des Volkes war unermeßlich und während des ganzen Zuges redete der Kaiſer mit mir mit vieler Freundlichkeit und Vertraulichkeit. Als wir zur Cathedrale gelangten, war es ſchon dunkel, und Se. Majeſtät blieb andächtig, bis ich den Segen ertheilt hatte. Dann entfernte ſich

Digitized by Google

der Kaiſer und ließ mich in der Kirche, bis ich in meine Gemächer gehn konnte, welche auf ſeinen Befehl der Erzbiſchof von Toledo prächtig hatte einrichten laſſen. Obgleich der Erzbiſchof krank war, ließ er ſich doch zu mir tragen und wollte dann, daß ich bei ihm zu Nacht ſpeiſen ſollte. — — Geſtern hatte ich beim Kaiſer eine geheime Audienz, zu welcher ich von vielen Prälaten, vom Herzog von Begia und vielen Grafen und Herren abgeholt wurde. Se. Majeſtät kam mir entgegen bis zur Thüre des großen Saals, empfing mich mit größter Leutſeligkeit und hörte mich ruhig und aufmerkſam an, indem ich über den allgemeinen Frieden der Chriſtenheit, den Krieg gegen die Ungläubigen und endlich über die Angelegenheiten Luthers ſprach.“ [1])

Oben war die Rede von den Rangverhältniſſen der italieniſchen Staaten, und ich muß zurückkommen auf dieſen Gegenſtand, inſoweit er ſich auf das 16. Jahrhundert bezieht, da er für die Geſchichte deſſelben nicht ohne Wichtigkeit iſt. Den erſten Rang nach dem Papſte hatte, wie geſagt, die Republik Venedig. Dieſer folgten, mit unentſchiedener Präcedenz, die Herzöge von Savoyen und von Ferrara. Als aber durch die Bulle Pius' V. vom 27. Auguſt 1569 dem Herzoge von Florenz und Siena, Cosmus von Medici, der Titel eines Großherzogs von Toscana beigelegt wurde — eine Verleihung, zu der der Papſt gar kein oder höchſtens ein ſehr problematiſches Recht hatte — begann eine grenzenloſe Verwirrung. Die Prinzen des Hauſes Medici, das als regierendes Haus noch ſo neu war, und die Geſandten des Großherzogs

1) Documenti di storia Ital. I. 193.

Digitized by Google

verlangten den Vortritt vor allen übrigen italieniſchen Prinzen und Diplomaten (bei letzteren immer mit Ausſchluß der venezianiſchen), was zu den heftigſten Colliſionen und Streitſchriften Veranlaſſung gab. Auch nachdem, der Verwandtſchaft durch die junge Großherzogin wegen, das kaiſerliche Diplom Rudolfs II. vom 26. Januar 1576 den großherzoglichen Titel Franz I. von Medici beſtätigt, ruhte der Streit nicht. Savoyen und Eſte, beides uralte Häuſer, wollten ſich den Eindringlingen nicht fügen, und es traf ſich wol, daß dem Einen der Kaiſer Recht gab, der Papſt dem Andern, Frankreich dem Dritten. In die Titulaturen kam dabei die größte Unordnung. Mit dem herzoglichen und fürſtlichen Rang war die Eccellenza Illustrissima verbunden geweſen (dem Dogen von Venedig kam die Serenità und Serenissimo principe zu): die toscaniſchen Großherzoge aber legten ſich die Altezza Serenissima bei, dann machte Savoyen Anſprüche auf die Altezza Reale von wegen des leeren Königstitels von Cypern, der von der in Rom verſtorbenen Königin Charlotte, Schwägerin der bekannten Caterina Cornaro, welche ihr Reich an Venedig abtrat, an Ludwig von Savoyen übergegangen war. Im J. 1670 kam es deshalb in Rom zu einem großen Skandal, indem der toscaniſche wie der ſavoyiſche Geſandte eine Menge Leute bewaffneten und aus Toscana heimlich Bravi nach Rom geſchickt wurden, weil die genannten beiden Herren ſich wegen der von Seiten der päpſtlichen Schweizergarde geforderten Ehrenbezengungen entzweit hatten. Die Klugheit des Cardinals Altieri war nöthig, den Frieden herzuſtellen. Cosmus III. erkaufte endlich für

Digitized by Google

ſchweres Geld vom Kaiſer Leopold ein Diplom, welches ihm die Altezza Reale gab.

Mit den bezeichneten Veränderungen im 16. Jahrhundert war nun eine große, lange nachhaltige Kriſis eingetreten. Alle kleineren Fürſten begannen ſich zu moviren und neue Prädicate ſich beizulegen, die Della Rovere von Urbino, die Cybò-Malaſpina von Maſſa-Carrara u. A. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ſtand daher die arme Eccellenza auf ſehr ſchwachen Füßen und mit ihr begnügten ſich höchſtens die Feudatare größerer Fürſten und die vielen römiſchen Principi. Die Verſchwendung von Titeln brachte es dahin, daß manche derſelben ihre Bedeutung völlig verloren. In Genua und Florenz gibt es Hunderte von Marcheſen, und doch war dies ein Titel, der noch im 15. Jahrhunderte den Eſte von Ferrara, den Gonzaga von Mantua gehört hatte und den großen päpſtlichen Lehnsträgern, welche zeitweilig die Mark Ancona beſaßen, wie unter Eugen IV. Francesco Sforza, der nachmalige Herzog von Mailand. Nicht zu reden vom Grafentitel, der zur ſelben Zeit z. B. mit Urbino und Montefeltro verbunden war.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dieſen Rangſtreitigkeiten auch die geſandtſchaftlichen Verhältniſſe in Verwirrung geriethen und auf allen Seiten Zwiſte, Klagen, Reclamationen, Abberufungen erfolgten, während überall die Prätenſionen ſich mehrten. Man findet dies angedeutet in der mehrerwähnten Relazion des Vinc. Fedeli, der wegen einer ſolchen Präcedenzſache, wobei die Republik Venedig ihre Würde verletzt glaubte, im J. 1561 plötzlich aus Florenz abberufen wurde. „Heutiges Tages, ſagt er, wollen die italieniſchen Fürſten in Miſſionen und

Botſchaften (**nelle legazioni ed ambascerie**) mit der durchlauchtigſten Republik wetteifern, und ſie weigern ſich Geſandtſchaften bei derſelben zu beſtellen, wenn nicht eine entſprechende Miſſion an ſie ſelbſt geſandt wird. Solcherweiſe werden ſie untreu dem Verfahren, welches ihre Ahnen unſerer Republik gegenüber beobachtet, bei der ſie, wie an königlichen Höfen, Geſandte hielten, ohne daß es ihnen auch nur in den Sinn gekommen wäre, auf Reciprocität Anſpruch zu machen. Jetzt führt man neue Formen ein, welche Abbruch thun dem, was einſt mit ſo vieler Würde beſtand. Nicht nur werden bei jeder, auch der geringſten Veranlaſſung Botſchafter abgeſandt, die nur ein Compliment auszurichten haben, ſondern man hält auch Reſidenten bei jenen Fürſten, denen die Botſchafter unſerer Republik vorauszugehn pflegen an den Höfen der Könige. So iſt es denn dahin gekommen, daß in unſerer Zeit die Botſchafter nicht nur nicht den Platz erhalten, der ihnen gebührt, ſondern im Vorzimmer auf die Audienz warten müſſen, indem der Fürſt, während er in ſeinen Gemächern Vergnügungen ſich hingibt, in ſeiner Grandezza den Anſchein haben will, als habe er viel wichtigere Geſchäfte zu verhandeln. Wird endlich der Botſchafter eingeführt, ſo läßt man ihn, ſtatt einen Ehrenplatz ihm anzuweiſen, daſtehn mit ſeinem Barett, und erſucht ihn nicht ſich zu bedecken, bis man merkt, daß er, der geringſchätzenden Behandlung müde, im Begriffe iſt, von ſelbſt es zu thun, ohne eine Weiſung abzuwarten.“

Digitized by Google

Depeſchen. Couriere.

Wenn die Diplomaten im 19. Jahrhundert ſo viele politiſche Berichte zu ſchreiben hätten wie die im 16., ſo würde man viel Geſchrei und Klagen vernehmen. Aber in unſern Tagen nehmen die Zeitungen vielen Stoff weg, und ſind auch nicht alle Nachrichten, welche ſie geben, aus den beſten Quellen geſchöpft und manche Correſpondenten nicht die tief eingeweihten Perſonen, wofür ſie ſich gerne ausgeben: manche offizielle Neuigkeit gelangt durch ihr Medium ſchneller an das auswärtige Miniſterium als durch die Depeſchen der Geſandten. In den frühern Jahrhunderten aber war es anders und die Berichte enthielten genaue Auskunft über Alles, was in der Stadt oder dem Lande vorging. Aus den Inſtructionen erſahen wir ſchon, wie es den Abgeſandten zur Pflicht gemacht ward, beſtändig zu ſchreiben. Und dies thaten ſie denn auch redlich. Waren es Miſſionen in italieniſchen Städten, ſo wurde auf den andern oder den dritten Tag Bericht erſtattet. Im Auslande natürlich ſeltner und nach Maßgabe der ſich darbietenden Gelegenheiten. Über vierzehn Tage hinaus ſcheint man indeß in keinem Falle gewartet zu haben.

Die Depeſchen und die an die Abgeſandten gerichteten Reſcripte von Seiten der heimatlichen Behörden wurden entweder durch Couriere (Cavallari oder Fanti), nämlich reitende Boten, oder durch Gelegenheit, oder aber im 16. Jahrhundert durch die gewöhnliche Poſt befördert. Die Sendung eines Couriers von Florenz nach Paris ſcheint 70—80 Scudi gekoſtet zu haben. In Frankreich benutzten die italieniſchen Geſandten die poste royale,

wenn die Zeit des Abgangs derſelben ihnen gelegen war. Häufig bedienten die Florentiner ſich der Correſpondenz der Handelshäuſer und Wechsler, welche ziemlich lebhaft war, und trugen dann wol die Hälfte der Koſten. Als Machiavell im J. 1500 in Frankreich war, ſandte er ſeine Depeſchen gewöhnlich an das Handlungshaus Dei zu Lyon [1]), durch welches ſie weiterbefördert

---

1) Bei dieſer Gelegenheit muß ich in Erinnerung bringen, daß noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Lyon das Centrum des Transithandels und Verkehrs Italiens mit Frankreich, England, Flandern und Deutſchland war. Seit dem 14. Jahrhundert begann Lyon als Fabrikſtadt ſich auszuzeichnen, nachdem es, in großem Vortheil durch ſeine günſtige Lage, lange ſchon als Handelsplatz und durch ſeine Auguſtmeſſen bedeutend geweſen war. Die Florentiner, die glücklichſten und reichſten Handelsleute und Wechsler zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, hatten einen bedeutenden Theil des Verkehrs von Lyon in Händen und etablirten dort zahlreiche Commiſſionshäuſer und Banken, ja eine Art Colonie. Unter denſelben finden wir im J. 1521 die Namen der Albizzi, Strozzi, Salviati, Pitti, Ginori, Ridolfi u. v. a. Bei ihnen wurden von Königen und Staaten, namentlich von Frankreich, die bedeutendſten Anleihen gemacht. Die Kriege, welche von 1494 an Italien und die mit der Halbinſel in Berührung ſtehenden Länder zerfleiſchten, brachten durch Beſchlagnahme von Gütern, Repreſſalien u. ſ. w. oft viel momentanes Unglück über den lyoner Handel, ohne ihn aber auf die Dauer ſtören zu können. Im J. 1548 gab es zu Lyon noch 37 angeſehene florentiniſche Handelshäuſer. Den härteſten Stoß gab dieſem Verkehr das von Karl V. während ſeines Krieges mit Heinrich II. (der in Lyon Anleihen zu 4—5% machte und dem bei ſeiner Thronbeſteigung der Handelſtand der Stadt ein ſchönes don gratuit zuſandte) erlaſſene Verbot, die Meſſen von Lyon zu beſuchen, und die damit zuſammenhangende Eröffnung der Meſſen zu Augsburg.

Digitized by Google

wurden. In dieſer Hinſicht ſchreibt er einmal: „Ew. Herrlichkeiten muß ich noch ehrfurchtsvoll darauf aufmerkſam machen, wie es leicht geſchehen kann, daß wir bei wichtigen Vorfällen eigne Boten abzuſenden haben möchten. Dies könnten wir nicht aus eignen Mitteln beſtreiten, da wir ohne Geld und ohne Credit ſind. Es wird daher nöthig ſein, daß Ew. Herrlichkeiten veranſtalten, daß dem Naſi oder dem Dei oder irgend einem andern unſerer hier wohnenden Kaufleute Befehl ertheilt werde, unſere Briefe zu befördern. Geſchähe dies nicht, ſo wür-

---

Florenz litt dabei unſäglich. Auch in Lucca, Genua, Mailand, welche mit dieſem Platze ſtarke Wechſelgeſchäfte machten, folgte ein Falliment dem andern. Der Herzog Cosmus von Medici, ungeachtet ſeines engen, wenn auch beſonnenen Anſchließens an das kaiſerliche Intereſſe, konnte dennoch nie dahin gebracht werden, den Verbindungen ſeiner Unterthanen mit Lyon Hinderniſſe in den Weg zu legen, weil er einſah, daß der toscaniſche Handel darüber völlig zu Grunde gehn würde. Während der franzöſiſchen Bürgerkriege wurden aber die Umſtände ſo ungünſtig, daß die florentiner Handelshäuſer, die noch in Lyon waren, im J. 1575 an den Großherzog Franz eine Bittſchrift einreichten: er möge ihnen die Conſulatstaxen erlaſſen. Der immerwährenden Beunruhigungen wegen, und um den Verkehr mit Flandern und Deutſchland im Gange zu erhalten, ließen viele ſich in Chambery und Beſançon nieder. Heinrich III. glaubte durch ein im J. 1576 erlaſſenes Verbot an die Wechsler und Handelshäuſer in Lyon, mit genannten Orten in Geſchäftsverbindung zu treten, den von jener Stadt weichenden Handel zu bannen. In neuerer Zeit, bei ganz umgewandelten Verhältniſſen, verdankt Lyon ſeine Blüte der Induſtrie, namentlich den Seidemanufacturen, die jährlich im Durchſchnitt für 100 Millionen Franken Waaren liefern.

Digitized by Google

den wir uns in großer Verlegenheit befinden und ohne unſere Schuld Vorwürfe erdulden müſſen."

Bei den Beförderungen durch Gelegenheit oder durch die Poſt wurde der nächſtfolgenden Depeſche jedesmal eine Copie der zuletztgeſandten beigelegt. Da ſo oft geſchrieben wurde, drei bis viermal in der Woche, in einzelnen Fällen ſelbſt täglich, und nicht immer Gelegenheit zur Abſendung da war, ſo wurde auch wol ein ganzes Paket auf einmal befördert. Die Art, wie dies geſchah, und das Datum wurden jedesmal genau bemerkt. Zum Beiſpiel in Machiavells Schreiben aus Rom im J. 1503: „Rom 18. November 1503. Gegenwärtiges geht mittelſt Staffette ab, durch die Hände Gio. Pandolfini's. Abgang um die 22. Stunde. Ihr habt das Gewöhnliche zu zahlen." Und ein andermal: „Rom 30. November. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Staffette befördert und Ew. Herrlichkeiten werden dem Gio. Pandolfini das Gewohnte zahlen laſſen. Abgang um die vierte Stunde der Nacht." Auch von Neapel aus wurde die Correſpondenz der florentiniſchen Geſandten dieſem Pandolfini zugeſchickt. Gualterotti und Salviati ſchreiben ihm einmal Folgendes bei einer ſolchen Veranlaſſung: „Achtbarer Herr. Gegenwärtiges wird begleitet ſein von einem Paket mit Briefen an die Herren Zehne, und wir erſuchen Euch dieſelben ſogleich nach ihrer Ankunft, falls keine Gelegenheit da iſt, raſch und ohne Koſten weiter zu befördern, mittelſt Staffette ſie an Ihre Herrlichkeiten abzuſenden. Dieſer Staffette wollet Ihr bemerken, daß ſie in 24—25 Stunden den Weg zurückzulegen habe, wie das gewöhnliche iſt, nicht aber in 50, wie das letztemal. Was die Koſten betrifft, ſo gebet ſie den Salviati auf,

damit ſie ſich ſelbe erſtatten laſſen. An Giovanni de' Pandolfini und Genoſſen zu Rom. Den 10. April 1507."

Guicciardini's Berichte aus Spanien machten meiſt den Umweg über Rom nach Florenz, da der Courierwechſel mit dem päpſtlichen Hofe ſehr lebhaft war. Zum Theil gingen die Couriere zu Lande durch das ſüdliche Frankreich, zum Theil fand die Beförderung von Barcelona aus zur See ſtatt. Als der Graf Caſtiglione Nunzius in Spanien war, ſandte er von Granada und andern Orten aus Couriere nach Frankreich, bisweilen an den Nunzius in Paris, Acciaiuoli, der ſie dann mit ſeinen Depeſchen nach Florenz beförderte. Zur See war es unſicher. Denn Andrea Doria, damals noch General-Capitán der franzöſiſchen Galeeren, hielt Alles an, was aus Spanien kam, und nahm ſich die Freiheit, die Depeſchen zu öffnen. So berichtet Caſtiglione von Sevilla aus am 30. März 1526. Ein andermal klagt er über die Unzulänglichkeit der regelmäßigen Communication: „Wie Alles drunter und drüber geht (ſchreibt er aus Granada dem päpſtlichen Secretär, M. Andrea Piperario, am 5. Juli 1526), ſo mag es leichtlich ſein, daß Eure Briefe ihre Beſtimmung verfehlt haben, wie wahrſcheinlicher Weiſe manche der meinigen an Euch." Deßhalb bittet er auch, Duplicate der Schreiben zu ſenden, entweder an die italieniſchen Handelshäuſer zu Barcelona, Valladolid und Saragoza, oder an die genueſiſchen Wechsler Centurioni und Grimaldi, welche dem Hofe Karls V. immer folgten. Einer der Couriere, welche damals die päpſtliche Correſpondenz beſorgten, Busbacca genannt, der dem Cardinal Salviati 1525 De-

Digitized by Google

peſchen nach Toledo brachte, ſpielt eine Rolle in der Selbſtbiographie des Benvenuto Cellini.

Nicht ſelten war die Beförderung der Correſpondenz mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Während der mehrerwähnten Belagerung von Florenz konnte der venezianiſche Botſchafter oft Keinen finden, der die Beſorgung ſeiner Depeſchen hätte übernehmen mögen, ſelbſt wenn er ſchweres Geld dafür bot. Es war der Mishandlungen wegen, denen jeder, der die Stadt verließ, von Seiten der kaiſerlichen und noch mehr der päpſtlichen Truppen ausgeſetzt war, welche letzteren faſt nur aus plünderndem Geſindel beſtanden. So heißt es in einer Nachſchrift Capello's zu ſeinem Bericht vom 17. September 1529: „Gegenwärtiges habe ich bis zum 18. zur ſechsten Stunde der Nacht bei mir behalten, aus Mangel an Boten. Denn der Weg über Bologna iſt nicht ſicher, der durch die Garfagnana lang, beſchwerlich und ohne Poſten, ſodaß man dorthin keine Gelegenheit findet. Über Ravenna iſt heute Abend erſt einer von denen zu mir gelangt, die mich treu bedienen, obgleich ſie bei ihrer Paſſage durch das päpſtliche Gebiet den Strang um den Nacken haben und ihm wirklich nur mit genauer Noth entgangen ſind." Dies war ſo, bevor die Stadt eingeſchloſſen wurde: man denke ſich nun, wie es ausſah, als das feindliche Heer ſie umlagerte. Briefe, die an Capello gerichtet waren, gingen einmal verloren, weil Landleute, die verſprochen hatten ſie zu beſorgen, von Soldaten verfolgt, ſie hinter eine Hecke warfen. Nur die Abſendung von Bevollmächtigten, oder Boten des Malateſta, welchen der Prinz von Orange Geleitsbriefe ertheilte, boten eine ſichere Gelegenheit dar.

Digitized by Google

Ganz zuverläſſig war auch die Abſendung von Courieren nicht. Waren ja doch die völkerrechtlichen Beſtimmungen ſo wenig feſt oder ſo wenig beachtet, daß Meſſer Paolo von Arezzo, welchen Clemens VII. im J. 1526 mit Aufträgen nach Frankreich und Spanien ſandte, von Franz I. mit beinahe offener Gewalt feſtgehalten und erſt dann freigelaſſen ward, als von Rom lebhafte Reclamationen eingingen [1]). Fürchtete man, daß die Depeſchen in unrechte Hände gelangen könnten, ſo bediente man ſich des Chiffre, entweder zu dem ganzen Bericht oder zu einzelnen Stellen. Namentlich im 16. Jahrhundert, das in einen unaufhörlichen Strudel ſich durchkreuzender und befeindender Politik ſich verwickelt ſah. Chiffrirte Depeſchen, mit dem Inhalt en clair zwiſchen den Zeilen, ſind in den Archiven nicht ſelten. Der Chiffre ſelbſt, aus Zahlen, Buchſtaben und Zeilen zuſammengeſetzt, wechſelte natürlich immerfort. Daß das theilweiſe Chiffriren, welches gegenwärtig gar nicht mehr vorkommt, unpraktiſch war und zur Entdeckung des Chiffre Veranlaſſung geben konnte, ſah man ſchon damals ein. So die florentiniſchen Geſandten zu Neapel in einem Schreiben an den Kanzler Adriani (vom 8. April 1507), aus welchem überdies hervorgeht, daß die florentiniſchen Chiffren nicht

1) Daß der diplomatiſche Charakter nicht immer gehörig reſpectirt wurde, beweiſt die Gefangennehmung eines bei Papſt Benedict XII. in Avignon reſidirenden engliſchen Geſandten, welche auf Befehl des franzöſiſchen Königs ſtattfand. Der Papſt nahm aber die Sache ſcharf, nöthigte Filipp den Verhafteten freizugeben und ließ den Marſchall des päpſtlichen Hofes, der die Hand im Spiel gehabt, in ſeinem Beiſein aufhängen. (Baluz. Miscellan. ed. Mansi. I. 443.)

Digitized by Google

gerade vortrefflich eingerichtet waren: „Meſſer Marcello, wir müſſen Euch bedeuten, daß Eure Hülfsarbeiter, namentlich D. Luca, im Schreiben in Chiffren wenig behutſam ſind. Ebenſo machen wir Euch darauf aufmerkſam, daß es beſſer wäre, den ganzen Brief ohne Chiffre zu ſchreiben, als einige wenige Stellen deſſelben zu chiffriren. Denn das, was vorhergeht und was nachfolgt, vereinigt ſich, um jenes leicht verſtehn zu laſſen und den ganzen Chiffre zu verrathen. Wir erſuchen Euch alſo darauf zu achten."

Tag und Stunde der Ankunft der Depeſchen pflegte in den Kanzleien darauf bemerkt zu werden, wenigſtens geſchah dies zu Florenz. — Neben den gewöhnlichen Berichten hatten die Geſandten auch in beſondern Fällen Memoriale über die beſtehenden Verhältniſſe abzufaſſen, namentlich im Laufe von Unterhandlungen, und die Tractate zu entwerfen. Beſtand die Geſandtſchaft aus verſchiedenen Perſonen, ſo pflegte man einem der Mitglieder vor der Abreiſe einen ſpeziellen Auftrag dazu zu ertheilen, wie auch in ähnlichen Fällen beſtimmt ward, wer die Antrittsrede zu halten habe. — Von den Relazionen der Venezianer war ſchon ausführlich die Rede.

Geſchenke.

Die Sitte, den abberufenen Geſandten Geſchenke zu machen, ſcheint ſchon frühe entſtanden zu ſein. Denn bereits am 9. September 1268 verordnete der große Rath zu Venedig, daß die Geſandten alle Geſchenke, die ſie erhalten, bei ihrer Rückkehr übergeben ſollten. Dies Geſetz wurde aufrecht gehalten: noch in den Jahren 1507

Digitized by Google

und 1521 wurde den Procuratoren von San Marco das Recht der Verfügung über dieſe Donative zugeſtanden. Damals ſcheint indeß die Verfügung nicht viel mehr als eine bloße Formalität geweſen zu ſein: denn faſt jede Relazion der von fremden Höfen zurückkehrenden ſchließt mit einer Captatio benevolentiae und der Bitte, ihnen das bei der Abreiſe überſandte Donativ gnädigſt zu laſſen. Fr. Giuſtiniano, im J. 1538 von einer Miſſion bei Franz I. zurückgekehrt, ſchildert zu Ende ſeines Berichtes, wie die ſeinem Vater und ihm ſelber übertragnen Geſandtſchaften das Familienvermögen zerrüttet, und bittet, man möge ihm eine goldene Kette laſſen, welche der allerchriſtlichſte König ihm geſchenkt. Wolle aber die Republik in ihrer augenblicklich bedrängten Lage ſich derſelben bedienen, ſo möge man ihnen wenigſtens den Werth mit 4 Procent verzinſen. Gio. Michiel, im J. 1561 gleichfalls aus Frankreich zurückgekehrt, berichtet, wie der König ihm bei ſeinem Abgange die Summe von 1200 Scudi in einer Schale von vergoldetem Silber habe zuſtellen laſſen. „Dies Geſchenk, fährt er fort, gehört Ew. Serenität und befindet ſich zu Euren Füßen, auf daß, wenn ich Euch deſſen würdig erſcheine, jener großmüthige Gebrauch davon gemacht werde, welcher bei dieſem vortrefflichen Senat Natur und Sitte iſt.“ Als Andrea Boldu, im J. 1561 venezianiſcher Geſandter bei Emanuel Filibert, Herzoge von Savoyen, bei dieſem ſich verabſchiedete, überreichte ihm der oberſte Schatzmeiſter eine goldene Kette als Beweis der Gnade und Zufriedenheit des Herzogs; die Herzogin Margarethe (König Franz' I. Tochter) überreichte ihm ihr Bildniß und das ihres Gemahls, und ließ

durch ihre Hofmeiſterin ein Käſtchen ihm zuſtellen, welches Schmuckſachen für ſeine Tochter enthielt.

Es findet ſich keine Spur, ſo viel mir bekannt iſt, daß die italieniſchen Republiken dieſe Sitte der Geſchenke mitgemacht hätten, welche in ſpäteren Zeiten in Tabatièren (auch an Feinde des Tabacks) zu beſtehn pflegten; in Orden, die wohlfeilſte Gabe von allen, wenn ſie nicht etwa mit Brillanten beſetzt ſind; in Goldſtangen, wie es wol in Spanien und Portugal vorkam, als Amerika noch ſeine Flotten ſandte, oder in Shawls und Pferden, wie es noch in der Türkei Sitte iſt. Im Großen aber finden wir das Geſchenkemachen namentlich in England und Frankreich, und die päpſtlichen Legaten und Nunzien ſtanden dabei ſich am beſten, indem zahlreiche und einträgliche kirchliche Benefizien ihnen verliehen zu werden pflegten. Ertheilte doch, um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, König Heinrich VII. von England dem Nunzius Papſt Innocenz' VIII., Hadrian Caſtelleſi, nachmals während der Regierungen Alexanders VI., Julius' II. und Leo's X. ſo bekannt unter dem Namen des Cardinals von Corneto, die Biſthümer Hereford und Wells.

Den venezianiſchen Diplomaten wurde durch eine Verordnung vom 30. Auguſt 1483 unterſagt, an einem fremden Hofe, namentlich am römiſchen, irgend eine Würde, ein Amt oder Benefiz anzunehmen, oder aber für andere Perſonen um ſolche ſich zu bewerben. Dies Geſetz wurde noch im J. 1561 beſtätigt. Darin war freilich nicht eingeſchloſſen, daß ſolche, die in Rom die Republik vertreten hatten, nicht Cardinäle werden konnten, wie z. B. Navagero, de Mula, Contarini u. A. im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Pecuniäre Verhältniſſe.

Ich gelange nun zu einem Gegenſtande, der in den diplomatiſchen Beziehungen von nicht geringer Wichtigkeit iſt, der von den älteſten Zeiten herab bis zu unſern Tagen unabläſſig zu Klagen, Reclamationen, Vorſtellungen Veranlaſſung gegeben hat, und in Betreff deſſen man nie ſich einigen zu können oder zu wollen ſcheint. Es ſind die pecuniären Verhältniſſe der Diplomaten. Wohin man auch hören mag, überall iſt daſſelbe Lied geſungen worden. Von jeher haben die Geſandten behauptet: ſie ruinirten ſich; das Gehalt reiche nicht aus, wenn ſie ſtandesmäßig leben und ihrer Stellung Ehre machen wollten; ſie müßten ihre eigenen Einkünfte oder gar Capitalien zuſetzen, wenn ſie deren haben, oder laviren in glänzender Miſere, wenn dies nicht der Fall ſei. Viele derſelben haben dies durch die That bewieſen, indem ſie Schulden auf Schulden gemacht, die dann nicht ſelten von ihren Gouvernements bezahlt wurden, um den Skandal zu vermeiden. Mancher Diplomat mag panier percé geweſen ſein und noch ſein: im Allgemeinen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die diplomatiſche Laufbahn die koſtſpieligſte von allen und daß der äußere Glanz, den ſie gewährt, mit zahlreichen Übelſtänden verbunden iſt. Es iſt von jeher ſo geweſen, ja es iſt viel ſchlimmer geweſen, wenn auch in unſern Tagen ſparſame Kammern in conſtitutionellen Staaten die Gehalte ſo beſchnitten haben, daß kaum das Nothwendigſte geblieben iſt. Vielleicht iſt's nirgend übler angebracht, umſomehr wenn man bedenkt, wie gering im Grunde die Summe iſt, die man auf dieſe Weiſe erübrigt, im Vergleich mit den Nachtheilen, die

Digitized by Google

für die Geſchäfte ſich ergeben können, wenn ein Diplomat wegen Mangels an Mitteln den äußern Anforderungen nicht zu entſprechen vermag, die an ihn geſtellt werden. Sonſt fehlt es in unſerer Zeit wenigſtens nicht an Candidaten zu diplomatiſchen Poſten. Früher war es anders. Viele, welche mit Miſſionen beauftragt wurden, wollten die Ehre gar nicht annehmen, und waren ſie einmal von einer ſolchen zurückgekehrt, ſo baten ſie himmelhoch, man möge ſie doch künftig mit ähnlichen Auszeichnungen verſchonen. Im J. 1271 ſah der große Rath zu Venedig ſich veranlaßt, im Weigerungsfalle eine Geldſtrafe zu verordnen. Im J. 1280 beſtimmte er, nur eine ſchwere Krankheit könne einen gültigen Entſchuldigungsgrund abgeben. Endlich im J. 1360 wurde verordnet, daß ſolche, welche die Wahl angenommen, dann aber abzureiſen ſich weigerten, ein Jahr lang weder ein Amt bekleiden noch ein Benefiz beziehn ſollten. Um die Ehre, Geſandte zu ſein, ſcheinen alſo die Venezianer ſich nicht ſehr geſtritten zu haben. In Florenz war's ebenſo, und gehn wir das ganze ſpätere Mittelalter hindurch bis zum 16. Jahrhundert, überall begegnen wir Klagen über große Koſten und ſchlechte Bezahlung, ſelbſt in den Briefen reicher Leute, wie Coſimo de' Medici, der Alte, war. Es iſt immer wieder eine Variazion deſſelben kläglichen Themas.

Nicht zu reden von einem Manne wie Machiavelli, der ſozuſagen kein Vermögen hatte, von ſeinem Amtseinkommen lebte, den ſeine Marietta Corſini mit Kindern geſegnet hatte und der zu keinem ſtabilen Geſandtſchaftsposten gelangte, bei dem durch längeres Verweilen an einem Orte Vortheile wie Nachtheile vielleicht

eher noch ſich compenſirt haben möchten: ſondern nur zu außerordentlichen Sendungen gebraucht ward, welche, ſo wichtig und ehrenvoll ſie auch immer ſein mochten, ebenſo ermüdend als wenig lucrativ waren. Daher finden wir denn auch in ſeinen Depeſchen nichts als Jammer. So in einem Bericht aus St. Pierre le Moutier, vom 5. Auguſt 1500: „Ew. Herrlichkeiten wiſſen, welches Gehalt mir bei meiner Abreiſe aus Florenz beſtimmt ward, und welches dem Francesco della Caſa. Vielleicht glaubte man, die Angelegenheiten würden ſich ſo geſtalten, daß ich weniger Auslagen hätte als er. Dem iſt indeß keineswegs der Fall. Da wir Seine allerchriſtlichſte Majeſtät zu Lyon nicht getroffen, haben wir gleichmäßig mit Pferden, Dienern und Kleidungsſtücken uns verſehn müſſen, und ſo folgen wir dem Hofe mit denſelben Unkoſten, ich wie er. Demgemäß ſcheint es mir jedem göttlichen und menſchlichen Rechte zuwider, daß wir nicht daſſelbe Einkommen beziehn ſollen. Dünkt es Euch aber, daß die Koſten, die ich Euch verurſache, überhaupt zu hoch ſind: ſo meine ich, daß entweder mir mit Recht zukommt, was Ihr dem Francesco gebet, oder daß die zwanzig Ducaten, die Ihr mir monatlich zahlt, ganz weggeworfen ſind. Wäre letzteres der Fall, ſo bitte ich Ew. Herrlichkeiten mich abzuberufen. Wenn nicht, ſo bitte ich Euch Sorge zu tragen, daß ich mich nicht zu Grunde richte, oder zum mindeſten, daß für die Schulden, die ich hier mache, dort ein Credit offen ſtehe. Denn ich verſichere Euch, daß ich bis jetzt vierzig Ducaten von dem Meinigen ausgegeben und meinem Bruder aufgegeben habe, mehr denn ſiebzig für mich zu zahlen."

Aus Melun am 29. Auguſt, ſchreiben Beide,

Digitized by Google

Machiavell und Della Caſa, folgendermaßen: „Als Eure Amtsvorgänger beſchloſſen uns hieherzuſenden, glaubten ſie ohne Zweifel, wir würden den König in Lyon finden und bei ihm Eure gewöhnlichen Botſchafter. Sie verſahn uns deßhalb mit ſo viel Geld, daß wir, nach Erfüllung unſeres Auftrags, ohne längern Aufenthalt nach Florenz hätten zurückkehren können. Das Gegentheil aber iſt eingetroffen. Denn da wir den König nicht mehr in Lyon fanden und von Allem entblößt waren, ſahen wir uns genöthigt bedeutende Auslagen zu machen, um in zwei Tagen mit den erſten beſten Pferden uns zu verſehn, die wir finden konnten, uns zu kleiden und Diener anzunehmen. So begannen wir denn, ohne die Erleichterung zu haben, in Geſellſchaft der Botſchafter zu reiſen, dem Hofe zu folgen, wie wir gegenwärtig thun, mit der Hälfte mehr Koſten, als der Fall ſein würde, wenn wir in Lyon verweilten. Weit beſſer würden wir uns ſtehn, wenn wir mit den Botſchaftern wären: denn ſo müſſen wir zwei Diener mehr haben, und wir wohnen nicht in Gaſthöfen, ſondern in Häuſern, die mit Küche verſehn ſind, und müſſen ſelbſt ſorgen für alles Übrige. Überdies haben wir in einemfort außerordentliche Ausgaben, für Fouriere, Thürſteher, Boten und andere, was alles zuſammen zu einer Summe anwächſt, die in unſern Verhältniſſen uns ſehr beſchwerlich fällt. Da wir genöthigt ſind, Ew. Herrlichkeiten um Beiſtand anzuſprechen, haben wir erläutern wollen, wie es uns geht. Wir bitten daher ſo ehrerbietig wie vertrauensvoll, daß Ew. Herrlichkeiten bedenken wollen, daß wir mit unſerm Gehalt von acht Lire des Tages uns ſehr ſchlecht ſtehn und von dem Unſern zuſetzen müſſen. Überdies geben

Digitized by Google

wir zu bedenken, daß, da wir 80 Fiorini (Goldgulden) ein jeder bei unſerer Abreiſe aus Florenz empfangen, die Reiſe mit Poſt nach Lyon 30 koſtete. Da wir nun in Lyon Pferde und Garderobe bedurften, mußten wir von Freunden Geld borgen, um unſere Reiſe fortzuſetzen. Nun dieſe Summe verthan iſt, ſind wir von neuem genöthigt, in Paris zu borgen. Geht uns dies aus, bevor Ew. Herrlichkeiten uns Zuſchuß ſenden, ſo ſitzen wir da, ohne Geld und ohne Credit. Ew. Herrlichkeiten mögen ſelbſt urtheilen, in welcher Lage wir uns dann befinden werden. Demüthig bitten wir deßhalb, daß es Denſelben gefallen möge nicht zu zögern mit Mitteln uns zu verſehn, die unſern Bedürfniſſen entſprechen und der Dauer der Zeit, welche wir Beide, oder Einer von uns, in Ihrem Dienſte hier verbleiben ſollen. Ew. Herrlichkeiten mögen bedenken, daß wir weder Vermögen noch Credit genug beſitzen, gleich den Botſchaftern im Nothfall Wochen und Monden lang uns hier aufzuhalten, ohne den Beiſtand Ew. Herrlichkeiten, denen wir uns empfehlen." Sieben Jahre ſpäter ſchreibt Francesco Vettori von Trient aus: „Machiavelli befindet ſich in großer Geldnoth. Von meiner Seite ſoll nichts ihm abgehn." [1]).

---

1) In G. F. Pagnini's berühmtem Buche: „Della Decima e di altre gravezze imposte dal Comune di Firenze" (Lucca, 1765) findet ſich (I., 128) folgende Notiz aus dem florentiner Archive über Machiavelli's pecuniäre Stellung bei dieſer Miſſion:

„6 Ottobre 1508. A spese straordinarie e per loro a Niccolò di M. Bernardo Machiavelli cancelliere de' nostri signori, stato più fà per ordine del Magnifico Uffizio de' Dieci Mandatario della nostra Republica nella Magna con

Den Venezianern ſcheint es nicht viel beſſer ergangen zu ſein. Freilich verordnete ein Geſetz vom 10. April 1275, daß die Geſandten alle Auslagen, die ſie gehabt, Tag für Tag in Rechnung bringen ſollten, für welche Rechnungslegung die Friſt von drei Monaten nach ihrer Rückkehr anberaumt ward. Dies änderte ſich aber ſpäter, als ein beſtimmtes Gehalt angeſetzt wurde. Mit dieſem ſcheint man indeß niemals ausgekommen zu ſein, weßhalb der Senat häufig Zuſchüſſe bewilligte. Im 16. Jahrhundert wurden die den Geſandten zuzuſtellenden Vergütungen durch mehre Verordnungen beſtimmt. Die höchſte Summe, für Botſchafter beim Papſte, beim Kaiſer und andern gekrönten Häuptern, betrug 1000 Goldducaten neben dem gewöhnlichen Gehalt; 500 Ducaten für die Übrigen. Außerordentliche Vergütungen wurden nur ſchwer bewilligt. Doch auch dieſe Zuſchüſſe reichten nicht, am wenigſten in kriegeriſchen Zeiten. So klagt Capello über die grenzenloſe Theurung während der

---

salario di lire dieci piccioli il dì, detrattone lire 2. 4. 11 piccioli gli tocca il giorno di salario ordinario che restano netti lire 7. 15 piccioli, lire 1419 dan. 3 per suo salari a detta ragione di giorni 183 incomminciati a dì 18 Decembre prossimo passato che partì di Firenze, e finiti per tutto il dì 16 Giugno prossimo passato. — — A spese dette e per loro a detto Niccolò Fiorini 80 d'oro e Soldi 10 d'oro larghi in oro per tanto ha deliberato il detto Uffizio de' Dieci se gli paghino sotto il 6 Luglio prossimo passato per essere andato con uno cavallaro andando in detta gita in posta per di qui a Gabella che sono poste 37 Fiorini 43. 10 d'oro larghi e Fiorini 17 in oro etc. Per tanti ha spesi in cavalli da Gabella in là e Fiorini 20. in oro per tanti ha spesi da Gabella fino a Spruch."

Digitized by Google

Belagerung von Florenz. „Meine Auslagen ſteigen mit jedem Tage. Weder mein Gehalt, noch meine eigenen Einkünfte reichen hin, und ich kann nicht länger aushalten, wenn die Gnade Ew. Serenität mir nicht zu Hülfe kommt. Ich würde nicht reden von dieſen Dingen, wäre die Noth nicht ſo groß." (Depeſche vom 26. Nov. 1529.) Die Republik ſendet ihm Zuſchuß, aber auch dieſer genügt nicht und er ſchreibt wieder: „Die Geldverlegenheit iſt ſo groß und das Volk iſt zu ſo ſchweren Opfern genöthigt, daß, hätte ich nicht Freunde und Credit, meiner Stellung und des Anſehns Ew. Serenität wegen, ich eine ſo unerſchwingliche Ausgabe, wie jetzt nöthig iſt, längſt ſchon nicht mehr hätte aushalten können. Mein gewöhnliches Gehalt reicht blos hin, den Unterhalt meiner Pferde zu beſtreiten. Der Preis aller Lebensmittel iſt ſo geſtiegen, daß man einen Ducaten für das gibt, was früher einen Groſſo koſtete. Und mit jedem Tage wird's ärger." (Depeſche v. 31. Mai 1530.)

Marino Cavalli, Botſchafter bei König Franz I. in den Jahren 1544—46, ſagt in ſeiner Relazion: „Wenn Ew. Herrlichkeiten es noch nicht von Andern gehört, ſo möget Ihr es durch mich vernehmen: nämlich daß unſere Botſchafter in allen Verhältniſſen ſich weit ſchlechter ſtehn als die der großen und kleinen Fürſten. Die des Papſtes haben gewöhnlich zehn Scudi des Tages, und jene, die es nicht haben, wenn ſie Legaten ſind, gewinnen durch Ertheilung von Benefizien, durch Diſpenſe und ähnliches etwas anderes als hohle Nüſſe. Dann haben ſie meiſt ſchon wahre Bisthümer erlangt und bei der Rückkehr erhalten ſie wieder Titulardiözeſen, die ihnen 2000—3000 Scudi jährlich einbringen. Die

Digitized by Google

Geſandten des Kaiſers und der Könige von Frankreich, England und Portugal erhalten gleichfalls 8 — 10 Scudi für den Tag und gewinnen noch auf Nebendinge. So hat der Botſchafter des Kaiſers in Frankreich ſich mehr denn 3000 Scudi gemacht. Von ihren Fürſten ſodann erlangen ſie Biſsthümer, Abteien und lebenslängliche Ämter zum Betrage von 4 — 10,000 Scudi. Wir andern aber haben unſere 5 Ducaten des Tages — Ducaten pflegten es ſonſt zu ſein, jetzt ſind's Scudi, weil ſie in Frankreich ſo unvortheilhaft ſich wechſeln. — Davon müſſen wir alle Auslagen beſtreiten, Tafel halten, die Dienerſchaft und Anderes befriedigen, nicht zu reden von außerordentlichen Auslagen. Ich verſichere Ew. Herrlichkeiten, es iſt nicht möglich, dies auszuhalten. Man würde ſich in Geduld fügen, wenn man auch ohne Gewinn diente und gegen 3000 Scudi todtes Capital in Silbergeräth, Garderobe, Pferden und Ähnlichem ſtecken hätte. Nur das Capital ſelbſt anzugreifen müßte man nicht genöthigt ſein. Deßhalb braucht man ſich nicht zu verwundern, wenn Viele es vorziehn Privatleute in Venedig zu ſein, ſtatt als Botſchafter in fremde Länder zu gehn."

Dies ſind nun doch ſchon ganz andere Verhältniſſe als jene unſerer armen Florentiner, und man merkt ſchon, daß von Zeiten die Rede iſt, wo die Botſchafter als grands seigneurs eine Rolle ſpielten, eine Zeit, die etwa hundert Jahre ſpäter ihren Zenith erreichte. Wenn Capello von ſeinen Pferden redet, ſo kann man nicht umhin, an die Grabſchrift zu denken, welche er einem derſelben, das während der Belagerung ſtarb, ſetzen ließ und welche man noch heute, dem Porticus der Uffizien gegen-

über, am Lung' Arno zu Florenz ſieht, beginnend mit den Worten: Ossa equi Caroli Capelli legati veneti. — Die pecuniären Verhältniſſe der Diplomaten wurden aber dabei nicht beſſer: denn nahmen ſie mehr ein, ſo gaben ſie auch mehr aus. Und wie vielen Beſchwerden und Gefahren waren ſie oft ausgeſetzt. Bernard Navagero, nachmals durch Papſt Pius IV. mit dem Purpur bekleidet, machte als Botſchafter bei Kaiſer Karl V. in den Jahren 1543—46 die Feldzüge in Flandern und Frankreich mit und war bei dem Friedensſchluſſe von Crepy zugegen. Er ſetzte einen großen Theil ſeines Vermögens dabei zu, ſah ſieben ſeiner Diener neben ſich umkommen, verlor vier Maulthiere und zwei Pferde, brachte mehrmals den Tag ohne Nahrung zu und mußte auf dem nackten Boden ſchlafen, während überdies anſteckende Krankheiten das Land verheerten. Gio. Correr, welcher 1569 aus Frankreich zurückkehrte, berichtet, wie während der großen Theurung im Lande der bloße Unterhalt ſeiner Pferde ihm die Hälfte, ja bis zu zwei Dritteln ſeines Gehaltes weggenommen, und welche bedeutenden Auslagen er während des Bürgerkriegs, am Tage von Meaux, dann bei den Unruhen in Paris gehabt. „Alles, ſagt er, war in Verwirrung. Dem Befehl des Königs zufolge, und nach dem Beiſpiel der übrigen Botſchafter, ſelbſt der Prieſter und Mönche, die ihre Mäntel und Kutten ablegten und zu den Waffen griffen, bewaffnete ich die Meinigen und hielt immer Waſſer bereit an der Thüre, weil man in den Wohnungen verbrannt zu werden beſorgte. Ich lernte Nachtwache halten und bei jedem Waffenlärm und Geräuſch aufſpringen. Bei allen dieſen Ängſten und

dieſer Unruhe, und mitten unter ſo großen Anſtrengungen und Unkoſten, bekenne ich gerne, daß nie eine Auslage, mochte ſie immer ſo hoch ſein, mich ſchmerzte, und ich mich glücklich ſchätzte, im Dienſte Ew. Serenität zu verarmen."

Die Nobili, welche ihr Vermögen als Botſchafter zuſetzten, konnten indeß immer auf einen Erſatz rechnen, wenn das Glück ihnen günſtig war. Die Verwaltungsſtellen in den Provinzen der Terraferma, namentlich aber die Poſten als Gouverneure der levantiſchen Beſitzungen entſchädigten in vielen Fällen hinreichend für den frühern Verluſt. Der Reichthum zahlreicher Familien Venedigs, welche mit fürſtlicher Pracht lebten, wurde auf ſolche Weiſe begründet oder wiederhergeſtellt.

Spätere Zeiten gehören nicht hieher. Nur kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß, der erwähnten ungünſtigen Verhältniſſe ungeachtet, manche venezianiſche Botſchafter größern Aufwand gemacht zu haben ſcheinen, als der Republik erwünſcht war — vielleicht weil dieſe vorausſah, daß ſie in demſelben Maße mit Anliegen und Klagen beſtürmt werden würde. Oeffentliche Gaſtmahle, auf Staatskoſten, wurden noch im Jahr 1638 ſtrenge verboten. Auf eigene Koſten konnten die Diplomaten wahrſcheinlich (wie es überall gnädigſt erlaubt zu werden pflegt) Collegen, Miniſtern und Hofleuten ſo oft und ſo viel zu eſſen und zu trinken geben, als ſie nur immer wollten. Von den obenerwähnten vier florentiniſchen Botſchaftern, welche im J. 1529 zu Karl V. nach Genua gingen, hielten zwei, Tommaſo Soderini und Raffaello Girolami, wie Buſini erzählt, offene Tafel und lebten auf ſplendide Weiſe. Die beiden andern,

Digitized by Google

Niccolò Capponi und Matteo Strozzi, thaten das Gegentheil. Matteo kaufte den Wein faßweiſe und hielt ihn hinter dem Bette, in welchem er ſchlief, weil er beſorgte, ſeine Diener möchten ſich außer der Tiſchzeit drüber hermachen und ihn austrinken.

Dauer der Miſſionen.

Die Dauer der Miſſionen war natürlich in den frühern Zeiten ganz unbeſtimmt und richtete ſich lediglich nach der größern oder geringern Wichtigkeit der zu verhandelnden Geſchäfte. Selbſt in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts war in den meiſten Staaten nichts darüber feſtgeſetzt, wie denn überhaupt bis auf den heutigen Tag ſolche Beſtimmungen nur ausnahmsweiſe ſtattgefunden haben. Letzteres war der Fall in der Republik Venedig, welche im 16. Jahrhundert drei Jahre als die gewöhnliche Dauer annahm (im J. 1749 zu vier Jahren verlängert). Nach Hauſe zurückkehren durfte kein Diplomat, wenn er nicht gerufen ward, oder beſonders wichtige Gründe obwalteten, vor Ablauf des zweiten Jahres. Erſt um dieſe Zeit konnte auch die Wahl des Nachfolgers vorgenommen werden, der auf ſeinem Poſten eingetroffen ſein mußte, ehe der Andere ſich verabſchieden durfte. Dieſe Vorſchriften ſcheint man auch ziemlich regelmäßig befolgt zu haben. Von den ausführlichen Berichten, welche die Geſandten der Republik nach ihrer Rückkehr an den Senat erſtatteten, war ſchon oben die Rede.

Digitized by Google

Geſandtſchaftsſecretäre. Geheime Agenten.

Über die Secretäre findet ſich im Ganzen äußerſt wenig, bis wir zum ſechzehnten Jahrhundert gelangen, wo ſie bisweilen bei den fremden Miſſionen in Italien, namentlich in Rom, eine nicht unwichtige Rolle ſpielten. In den frühern Zeiten, als die Geſchäfte meiſt mündlich verhandelt wurden und der Geſchäftsgang höchſt einfach war, als überdies gewöhnlich mehre Perſonen zugleich abgeſandt wurden, brauchte man keine Secretäre. Am ausgebildetſten finden wir dies Inſtitut ebenfalls wieder bei den Venezianern. Jedem Botſchafter waren ein oder mehre Secretäre beigegeben, Adelige aus Familien zweiten Ranges, welche entweder während der ganzen Dauer ſeiner Miſſion bei ihm blieben oder wechſelten. Die pecuniären Verhältniſſe der Secretäre ſcheinen ſehr ſchlecht geweſen zu ſein. Im Jahr 1546 finden wir einen, der 38 Jahre alt, Botſchaftsſecretär in Rom und am kaiſerlichen Hofe geweſen, von ſeinem Chef ein Letterato diligente e bellissimo scrittore" genannt und außerordentlich geprieſen wird, und doch erſt Supranumerar mit 16 Ducaten Monatsgehalt iſt. Botſchafter konnten ſie niemals werden. Dagegen übertrug man ihnen, was freilich erſt mit dem ſechzehnten Jahrhundert vorkommt, die Reſidentenpoſten bei den Höfen, an welche keine Ambaſſaden geſandt wurden. So war z. B. Vincenz Fedeli, deſſen Name ſchon mehrmals vorgekommen iſt, Secretär bei Capello während deſſen Miſſion in Florenz 1529—30, nachmals der erſte Reſident, welchen die Republik an den Herzog Cosmus ſandte. Blieben ſie

nicht im auswärtigen Dienſte, ſo erhielten ſie Stellen im Innern, wie z. B. einer der Secretäre Bernard Navagero's (1546) zum Geheimſchreiber des großen Rathes gemacht wurde. Die Botſchafter unterließen nie, in ihren Relazionen die Dienſte und den Eifer ihrer Secretäre zu rühmen und ſie dem Senat zur Beförderung zu empfehlen.

Die geheimen Agenten gehören kaum hieher, da ſie mit keinem öffentlichen diplomatiſchen Charakter bekleidet ſind. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir ſie in großer Menge, namentlich im Dienſte der kleinern italieniſchen Fürſten, die darin wetteiferten, gut unterrichtet zu ſein. Keiner that es darin Cosmus von Medici zuvor. Vincenzo Fedeli klagt in ſeiner Relazion, daß der Herzog durch ſeinen Agenten in Venedig, Namens Pero, von den geheimſten Verhandlungen der dortigen Behörden genau unterrichtet worden ſei, und jedes Wort, das er, Fedeli, in ſeinen Berichten geſchrieben, gekannt habe. In dieſem Ergründen der Geheimniſſe Anderer und Verbergen ſeiner eignen war Cosmus Meiſter. Er hielt dafür, in der Verſchwiegenheit ſei der Erfolg politiſcher Unternehmungen begründet. Seine eigentlichſten Geheimniſſe theilte er auch ſeinen vertrauteſten Räthen nicht mit.

Wollten italieniſche Fürſten es vermeiden, eigentliche Miſſionen abzuſenden, ſei es des Aufſehens oder der Koſten wegen, ſo beauftragten ſie wol ihre Geheimſchreiber mit ſpeziellen Commiſſionen. Bei den Eſte, Gonzaga, Della Rovere u. a., deren Territorien einander ſo nahe lagen, kam dies nicht ſelten vor. Interimiſtiſche Geſchäftsträger finden ſich ſchon in der erſten Hälfte des

Digitized by Google

16. Jahrhunderts. Gewöhnlich waren es Geſandtſchafts-ſecretäre, bisweilen auch andere Perſonen. Man übertrug ihnen die Functionen des Chefs entweder während zeitweiliger Abweſenheit deſſelben, oder aber wenn politiſche Verhältniſſe es nicht zuließen, Botſchafter zu ſenden, und man doch die Verbindung nicht ganz unterbrechen wollte. Namentlich in Rom iſt dies mit den Repräſentanten von Venedig, von Toscana u. ſ. w. von Zeit zu Zeit der Fall geweſen.

Schluß.

Ich bin nun mit der Darſtellung der diplomatiſchen Verhältniſſe in Italien bis zu der Zeit, wo die ſtehenden Miſſionen beinahe überall eingeführt waren, ans Ende gelangt.

Nicht etwa, als glaubte ich den Stoff auf irgend eine Weiſe erſchöpft zu haben. Kaum in einer Darſtellung von ungleich größerm Umfange könnte dies geſchehn. Die Beſchränkung des Planes, die ich von vorne herein mir aufzulegen genöthigt war, hat mich aber ſelbſt nur drei Staaten, von allen, welche Italien zählte, betrachten laſſen, und auch dieſe großentheils nur im Fluge.

Die andern Staaten der Halbinſel ermangeln aber keineswegs des Intereſſes. Nur müßte man denſelben Raum und Zeit widmen können, denn das bloße Gerippe, das Aufzählen von Namen und Jahrszahlen ermüdet Leſer wie Schreiber. Sonſt wäre, wenn auch manches ſich wiederholt bei einem wie bei dem andern, Vieles zu berichten. Denn wir finden Sendungen über Sendungen. Nicht die wenigſten in den toscaniſchen Städten. Pro-

Digitized by Google

venzano Salvani, der die Saneſen bei Montapert ſiegreich führte, war ſchon vor 1260 ihr Orator geweſen. Einer der Väter der italieniſchen Poeſie, Fra Guittone d'Arezzo [1]), dem Ritterorden der Cavalieri gaudenti angehörend, ſtarb im J. 1294 als aretiniſcher Geſandter in Florenz, wo er Jahres zuvor das Kloſter der Angeli gegründet hatte. Verlaſſen wir dies Land und ſo fernliegende Zeiten, ſo finden wir, nach Ferrara uns wendend, welches überhaupt reichen Stoff bieten würde, den Grafen Bojardo, den Verfaſſer des Orlando inamorato, als Geſandten der Herzöge Borſo und Ercole von Eſte; gleicherweiſe für Ercole bei Kaiſer Maximilian Pandolfo Collenuccio, gleich bekannt durch ſeine Geſchichte Neapels wie durch ſein tragiſches Ende. Und Lodovico Arioſto war zweimal Geſandter Herzog Alfons' I. bei Papſt Julius II. und ſchlug eine dritte Miſſion aus, welche ihm bei Clemens VII. übertragen werden ſollte. In der nämlichen Zeit finden wir Alberto Pio, den letzten Grafen von Carpi, welchem ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich wegen Karl V. ſein Land nahm und noch bei ſeinen Lebzeiten an Ferrara verkaufte. Er war 1475 geboren, lange franzöſiſcher Botſchafter in Rom, und ſtarb zu Paris 1531, den Ruf eines der ausgezeichnetſten Staatsmänner ſeiner Zeit hinterlaſſend, von Frankreich ſchlecht belohnt wie alle Übrigen [2]). Karl V. dienten

1) Seine Briefe ſind die älteſten in der Vulgarſprache geſchriebener. Tadelnd gedenkt ſeiner Dichtungen Dante, Fegefeuer XXIV u. XXVI.

2) Sein Neffe, der Card. Rodolfo Pio, ſchreibt bald nach Alberto's Tode an Montmorency: „Ew. Exc. iſt bekannt, auf

Digitized by Google

auch italieniſche Diplomaten, ſo Ceſare Fieramosca und Giovan Antonio Muscettola, beide Neapolitaner, der erſtere viel gebraucht in den Verhandlungen mit Clemens VII., der andere kaiſerlicher Geſandter bei demſelben Papſte und Bevollmächtigter im Lager vor Florenz und bei der Übergabe der Regierung an Alexander von Medici, dem er die Inveſtiturbulle überbrachte.

Auch ſonſt war Neapel nicht arm. Namentlich unter König Alfons I. von Aragon, welcher an äußerm Glanz wie durch politiſches Talent und durch den Schutz, den er den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, mit allen Fürſten ſeiner Zeit wetteiferte. Unter andern begünſtigte er jenen Antonio Beccadelli, nach ſeiner Vaterſtadt gewöhnlich Panormita genannt und gegen das Ende des 14. Jahrhunderts geboren, wegen ſeines Gedichtes Hermafroditus verrufenen Andenkens. Des Königs Geheimſchreiber, Rath und Hiſtoriograf, wurde er von ihm mit verſchiedenen Miſſionen beauftragt, u. a. ging er nach Rom zur Krönung Kaiſer Friedrichs III., nach Genua und Florenz, und im J. 1451 nach Venedig, wo er von den kurz vorher in Padua aufgefundenen Gebeinen des Livius einen Theil erbitten ſollte und den rechten Arm mit nach Hauſe brachte. Ihn begleitete bei dieſer Miſſion Gioviano Pontano, aus Cerreto in Umbrien, gleichfalls dem

welche Weiſe mein Oheim, der arme Graf von Carpi, Sr. Maj. bis zu ſeinem Tode gedient, und wie er alle die Seinen von jedem Eigenthum entblößt und ſein Haus in Trümmern hinterlaſſen hat." (Documenti di storia Ital. II. 361.) Eine höchſt intereſſante Depeſche des Grafen von Carpi an Franz I. über die Vorgänge in Rom im J. 1526 findet ſich in den nämlichen Documenti, I, 203.

neapolitaniſchen Hofe angehörend und Hiſtoriograf König Ferdinands I., deſſen Nachkommen er für empfangene Gunſt mit Undank lohnte. Zur Zeit König Ferdinands that ſich noch hervor Antonio Cicinello, Geſandter in Rom bei Paul II. und in Ferrara bei Borſo von Eſte. Und um mit zwei Perſonen aus großen Geſchlechtern zu ſchließen: bei dem Aufſtande Neapels gegen den Vicekönig Peter von Toledo wurden Fernando von San Severino und Placido Sangro am 21. Mai 1546 von der Stadt an Kaiſer Karl V. geſandt.

Dies Wenige möge genügen.

Während Italien Vaterland und Schule ſo ausgezeichneter Diplomaten war, boten die manchfaltigen und wichtigen Beziehungen, in welchen dies Land in politiſcher wie in kirchlicher Hinſicht zum übrigen Europa ſtand, auch fremden Staatsmännern Gelegenheit, glänzende Rollen zu ſpielen. Da ich ſchon ſo manches Detail über das 16. Jahrhundert berührt habe, kann ich nicht umhin, der Vollſtändigkeit wegen einiger der einflußreichſten Perſonen unter den Nichtitalienern zu gedenken. Und da muß ich mit einem Deutſchen den Anfang machen, der auf die italieniſchen Angelegenheiten in jener Zeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Es iſt Nicolaus von Schomberg, aus einer ſchwäbiſchen Familie, in Meißen geboren. Er trat jung in den Dominikanerorden, lebte einige Zeit in S. Marco zu Florenz, wo er ein Anhänger Savonarola's war, ſchlug ſich aber ſpäter zur mediceiſchen Partei. Clemens VII. begünſtigte ihn ſchon als Cardinal ſehr, machte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber und ließ ihn als ſeinen Stellvertreter in Florenz. Er ward Erzbiſchof

Digitized by Google

von Capua, und ſein Einfluß auf die Geſchäfte ſtieg mit des Papſtes Annäherung an Karl V. Beim Friedensſchluß zu Cambray war er ſehr thätig [1]). Nach Alexanders von Medici Erhebung zum Herzog von Florenz wurde Schomberg ihm als Berather und Führer beigegeben, aber der Zögling wuchs ihm bald über den Kopf. Im J. 1535 ward er von Paul III. mit dem Purpur bekleidet. — Fra Niccolò della Magna, wie die Italiener Schomberg, der zweimal Ausſicht auf die Papſtwürde hatte, zu nennen pflegen, war zwar nicht im kaiſerlichen Dienſt, aber er bietet die paſſendſte Veranlaſſung von Denjenigen zu reden, welche des Kaiſers Intereſſe in Rom vertraten. Da finden wir manche bekannte Namen, denn Karl V. war nicht ſchlecht bedient. Botſchafter in der letzten Zeit Leo's X. und bei Hadrian VI. war Don Juan Manuel, der nach dem Tode Raimund's von Cardona die Würde eines Vicekönigs von Neapel ausſchlug, welche Lannois zufiel. Hierauf finden wir bei Clemens VII. Don Luis de Cordova, Herzog von Seſſa, welcher in den Colonneſiſchen Streitigkeiten eine ſo übermüthige wie ungebührliche Rolle ſpielte und im J. 1525 in den Straßen Roms mitfocht, als es nach der Schlacht von Pavia und dem Rückzug des Herzogs von Albany aus der Umgebung Roms zwiſchen den

1) „La callidità ed astuzia di questo arcivescovo di Capua maladetto (ſchreibt B. Carducci aus Cambray am 24. Juli 1529) insieme con il Legato, ha tanto potuto con l'una e l'altra Madama (Luiſe von Savoyen und Margarethe, Statthalterin der Niederlande) non ad altro effetto — che di dar materia a questa Maestà di star sospesa sui preparamenti per Lei deliberati."

Digitized by Google

kaiſerlich und franzöſiſch Geſinnten zum Kampfe kam. Er ſtarb zu Marino Anfang Septembers 1526. Neben ihm befand ſich zu Rom in außerordentlicher Botſchaft Don Ugo de Moncada, „le plus vaillant homme du monde," wie Brantome ihn nennt, welcher am 20. Sept. 1526 die wüſten Colonneſiſchen Scharen gegen den Vatican führte und mit dem nach der Engelsburg geflohenen Papſte einen Vergleich ſchloß, in welchem er in ſeiner Eigenſchaft als Generalis capitaneus classis caesareae et caesareae majestatis orator auftritt. Als kaiſerlicher Agent war Don Lopez Hurtado lange in Rom; auch Muscettola finden wir, den ich ſchon nannte. Und nach ihm den Grafen von Sifontes, welcher im J. 1537 die Übertragung der oberſten Gewalt in Florenz an die zweite Linie der Medici in der Perſon Cosmus' I. dem Reichsbeſchluß Karls V. von 1531 für entſprechend erklärte: eine Entſcheidung, welche bald darauf vom Kaiſer ratifizirt wurde.

Wenn die kaiſerlichen Geſandten ſo gut Schwert wie Feder zu führen wußten, ſo wetteiferten die franzöſiſchen [1]) mit ihnen. Bei der Erſtürmung Roms durch das Heer des Connetable befehligte De Bellay einen Theil der Vertheidiger. Dieſer kriegeriſche Geiſt lebte auch nachmals fort, als das vom Marquis von Marignan geführte florentiniſche Heer in den J. 1554—1555 Siena belagerte, das die kaiſerliche Beſatzung vertrieben und ſich

1) Zweier Männer, die im 15. Jahrhundert Aufträge in Italien hatten, des Card. Guillaume d'Eſtouteville und des Philippe de Comines, kann ich nur mit einem Worte gedenken.

unter franzöſiſchen Schutz begeben hatte. Von beiden Seiten zogen die Diplomaten zu Felde. Don Juan de Manriquez, Karls V. Botſchafter bei Julius III., commandirte eine Abtheilung des Belagerungsheeres; Louis de Seingelai, Herr von Lanſac, Botſchafter Franz' I., beſichtigte die Feſtungen des Staates, ließ neue Befeſtigungen errichten, war bald in Siena, bald in Rom, bald in Frankreich, und wurde von den feindlichen Truppen gefangen genommen, als er von Montalcino aus, wo er mit Pier Strozzi, dem Statthalter des Königs von Frankreich im Saneſiſchen, ſich berathen hatte, nach Siena zurück wollte. Der Herzog Cosmus von Florenz, zu dem er geführt worden war, gab ihn zwar bald frei: aber der Botſchafter in Venedig, de Selves, war ſchon herbeigeeilt, unterdeſſen ſeine Stelle einzunehmen. Auch de Thermes, welcher lange in Siena commandirte, hatte diplomatiſchen Charakter.

Das Tridentiner Conzil und die Rangſtreitigkeiten, welche damit begannen, boten den Geſandten neue Gelegenheit, von einer andern Seite ſich zu zeigen. Vor allen dem nämlichen Lanſac, dem kaiſerlichen Botſchafter Francisco de Vargas und dem Grafen Arco, der zu Anfang 1560 nach Rom kam und ſein Mögliches that, Pius V. und Gregor XIII. wegen des großherzoglichen Titels Cosmus' von Medici und des Präcedenzſtreites zwiſchen Toscana und Ferrara das Leben ſauer zu machen. Eine gleich wichtige Rolle ſpielten gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts der Cardinal d'Oſſat und der Graf von Olivarez, welche Frankreich und Spanien in Rom vertraten, als Heinrich IV. mit der katholiſchen Kirche ſich verſöhnte. Stoff zu Causes célè-

Digitized by Google

bres lieferte auch das 17. Jahrhundert, in welchem die Diplomatie ſich in der Periode ihres höchſten Glanzes befand. Ich erinnere nur an die famöſe Geſchichte des Marquis von Bedmar (Don Alfonſo de Cueva), ſpaniſchen Botſchafters in Venedig im J. 1618, aus deſſen Verſchwörungsverſuch gegen die Republik ſo hübſche Romane gemacht worden ſind. Nicht minder an den Botſchafter Ludwigs XIV. bei Alexander VII., den Duc de Crequy, welcher wegen des Aſylrechts mit Rom in Streit gerieth, von des Papſtes corſiſcher Garde im Palaſt Farneſe belagert ward und einen völligen Bruch zwiſchen dem heil. Stuhl und Frankreich veranlaßte, der mit Roms Demüthigung endete. Wegen Aſylrecht und Acciſefreiheit entſtanden auch die bald darauf folgenden Zerwürfniſſe mit zwei andern franzöſiſchen Botſchaftern in Rom, dem Duc d'Etrées und dem Marquis de Lavardin, deren letzterer unter Innocenz XI. mit einem Gefolge von 450 Bewaffneten einzog, das ſich auf 1200 Mann verſtärkte, worauf die Unordnungen ſo groß wurden, daß im J. 1638 der Botſchafter excommunizirt die Stadt verließ. Von größerer politiſcher Bedeutung waren noch die Schritte, welche im J. 1697 der kaiſerliche Botſchafter Georg Adam Graf Martiniz that, der im Rom am 9. Juni ein kaiſerliches Edict anſchlagen ließ, welches Unterſuchung wegen der uſurpirten Reichslehen verkündete und alle Fürſten Italiens in Bewegung ſetzte. Dies kräftigere Wahren der Reichsoberherrlichkeit, an die man kaum im Traume mehr zu denken ſchien, ſprach ſich auch ſpäter aus, indem wenige Jahre darauf Mantua den in die Reichsacht erklärten Gonzagas, Mirandola den Pici ge-

nommen ward — Beiden, weil ſie im ſpaniſchen Erbfolgekrieg zur franzöſiſchen Partei ſich gehalten hatten.

Die beiden großen geſandtſchaftlichen Prärogative, Exterritorialität und Acciſefreiheit, Hauptgegenſtand der Colliſionen im 17. Jahrhundert, gingen ſiegreich, wenn auch vielfach geſchmälert, aus dem Kampfe hervor. Das Aſylrecht der Geſandtſchaftshotels und der dazu gehörigen Bauten iſt geblieben, wenn es auch, was ernſte Fälle betrifft, praktiſch von keiner großen Wichtigkeit iſt und namentlich Rom in unſerer Zeit dem Rom Urbans VIII. nicht mehr gleicht. Die Quartierfreiheit ſcheint völlig erloſchen. Andere Privilegien, z. B. das einer Druckerei, wie der ſpaniſche Botſchafter in Rom ſie hatte, haben gleichfalls aufgehört. Die Immunität von indirecten Abgaben iſt zwar, ſo wenig ſie eigentlich im Prinzip der Exterritorialität begründet ſein dürfte, noch anerkannt, aber neuerdings ſo weſentlich modifizirt worden, daß ſie kaum mehr der alten gleicht. Namentlich in ſolchen Staaten, die ihre Zölle verpachtet haben. Nur in Toscana iſt ſie jetzt noch uneingeſchränkt. In Rom war ſie es bis zu Ende 1839, wo ſie, wie faſt überall der Fall, auf ein, je nach dem Charakter der diplomatiſchen Perſonen verſchiedenes Quantum reduzirt wurde.

Das achtzehnte Jahrhundert, mit ſeinen manchfaltigen und großen Veränderungen, machte ausländiſchen Diplomaten in Italien, wie italieniſchen im Auslande, viel zu ſchaffen. Nur mit dem Unterſchiede, daß letztere im Durchſchnitt geringe Bedeutung gehabt und man jetzt kaum ihre Namen weiß, da ſie eigentlich nirgend entſcheidend eingewirkt haben auf die Schickſale des Landes. Am allerwenigſten bei der Beſtimmung der Nachfolge in

Digitized by Google

Toscana, nachdem, allen Sträubens und Widerſpruchs ungeachtet, und trotz dicker Folianten, die das Gegentheil beweiſen ſollten, im J. 1720, ſiebzehn Jahre vor dem Ausſterben der Medici, das Großherzogthum zu einem männlichen Lehn des römiſchen Reiches erklärt worden war. Die Veränderungen, welche mit den farneſiſchen Dominien vorgingen, als der Mannsſtamm dieſer Familie 1731 ausſtarb, ſtehn hiemit in naher Verbindung. Mußte nun Italien auf den Ruhm verzichten, in dieſen Zeiten der Diplomatie große Talente geliefert zu haben, ſo fehlte es ihm doch nicht an berühmten Staatsmännern, und wie im 17. Jahrhundert Mazzarini das Schickſal Frankreichs in ſeiner Hand gehabt, ſo leitete im 18., wenn gleich auf kürzere Zeit, Alberoni das der ſpaniſchen Monarchie, und Tanucci, welcher in Piſa Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft geweſen, wirkte Jahre lang beinahe allgewaltig in Neapel.

Es kann nicht in meinem Plane liegen, der neueſten Zeit zu gedenken, um noch weiter hinauszugehen über die Grenzen, welche der gegenwärtigen Arbeit geſetzt ſind. So bleibe ich denn ſtehn, Angeſichts der Umwälzung, welche wie mit einem Zauberſchlage die geſammten politiſchen Verhältniſſe Italiens von Grund aus veränderte und ſie weſentlich verändert hinterlaſſen hat, ſelbſt nachdem durch die große Reſtauration, die beinahe ganz Europa umfaßte, das Meiſte zu einem, dem frühern ähnlichen Zuſtande zurückgekehrt iſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

V.

Gutenberg und ſeine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker.

Von

J. D. F. Sotzmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachdem die Buchdruckerkunſt höher geſtiegen iſt als je, nachdem ſie ſich nicht nur über die meiſten Sprachen und bis zu den entfernteſten Gegenden der Erde ausgebreitet hat, ſondern durch Verbeſſerung des Verfahrens und der Werkzeuge, durch die Zunahme des literariſchen Verkehrs unter den Völkern und in Folge der erleichterten Verbindungsanſtalten, ihre Wirkungen wunderbar geſteigert worden ſind, mußte das Beſtreben erwachen, das diesjährige Säcularfeſt der Erfindung dieſer Kunſt auf die ihrem Werth und der Stufe, welche ſie erreicht hat, entſprechendſte und würdigſte Art zu begehen und jede frühere Feier deſſelben zu übertreffen, woran nur die ängſtliche Vormundſchaft Anſtoß nehmen konnte, welche uns ſelbſt die unſchätzbarſten Güter der Erde verkümmern möchte, wenn ſie über den Mißbrauch nicht Herr zu werden weiß, dem ſie unterworfen ſind. Demohngeachtet iſt nichts geſchehen, um bei dieſer Gelegenheit der deutſchen Erfindung endlich den Sieg über die hartnäckigen Anfechtungen zu verſchaffen, denen ſie noch immer ausgeſetzt iſt und dadurch nicht nur die Denkmale, die zur verſpäteten Abtragung einer dringenden Schuld gegen den großen Urheber dieſer Erfindung ihm in Mainz und Straßburg geſetzt worden ſind, ſondern auch

Digitized by Google

die hiſtoriſche Berechtigung zur Feier des einmal gewählten Zeitpunkts für alle Zukunft gegen die gemachten Einreden ſicher zu ſtellen. Dies wäre jedoch um ſo nöthiger geweſen, als die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht nur das Loos der Geſchichte der Erfindungen überhaupt getheilt, ſondern bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Schickſale gehabt hat.

Einer der erſten und geprieſenſten Schriftſteller von denen, die ſich, nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften, mit der Geſchichte der Erfindungen beſchäftigten, war ein Italiener, Polydor Vergilius; aber wie damals die gelehrte Bildung noch ausſchließlich auf das klaſſiſche Alterthum gepfropft war, ſo hat auch er meiſt nur aus den Schriften der Alten geſchöpft und die Entſtehung der Religionen, der Wiſſenſchaften und Künſte im Allgemeinen zu ſeinem Hauptgegenſtand gemacht. Nachdem er, bei der Materie von den Büchern und Bibliotheken, der unlängſt erfundenen Buchdruckerkunſt gedacht und Gutenberg in Mainz, wie er von deſſen Landsleuten gehört habe, als Erfinder genannt hat, kommt er zu Ende ſeines, 1499 zuerſt in drei Büchern erſchienenen Werks, welchem er 1517 noch fünf andere über den Urſprung der Kirchengebräuche hinzuſetzte, auf die vielen kleinen, aber nützlichen Erfindungen alter und neuer Zeit und ſagt, es ſei nicht zu verwundern, daß deren Urheber, wie die der Talglichte und Hoſen, unbekannt geblieben ſind, da ſelbſt der Urheber der Buchdruckerkunſt beinahe in Vergeſſenheit gerathen wäre. Die Urſache, daß früher ſo wenig auf neue Erfindungen geachtet wurde, iſt, abgeſehen davon, daß ihre erſten Fäden gewöhnlich ſchon abhanden gekommen ſind, ehe ſich zeigt, wohin ſie führen, hauptſächlich in der

Digitized by Google

Abgeſchloſſenheit und Geheimnißkrämerei der Zünfte, in der Geringſchätzung des Handwerks und der Technik überhaupt von Seiten der tonangebenden Geiſtlichen und Gelehrten, ſowie darin zu ſuchen, daß die Geſchichte ſich mehr mit den geiſtlichen und weltlichen Regenten, den Kirchen= und Kriegsbegebenheiten, als mit dem, was das Leben und die Zuſtände des Volks betraf, beſchäftigte, worüber auch die Ortschroniken nur ſeltene und ſpärliche Auskunft geben. In Mainz hatte von Gutenbergs Gehülfen Peter Schöffer nicht verſchwiegen, was jener für die Erfindung der Buchdruckerkunſt gethan, nur wurden die näheren Umſtände in der Erinnerung des Schriftſtellers, der ſie uns aufbehalten hat, verunſtaltet. In Straßburg war, aus dem dunkeln Bewußtſein der anfänglichen gutenbergiſchen Verſuche in dieſer Stadt, der Glaube entſtanden, daß ihr erſter Buchdrucker Mentel der Erfinder ſei. Einen aus ächter Quelle geſchöpften, unbefangenen Bericht gab der erſte kölniſche Buchdrucker Zell in der dortigen Chronik von 1499, und als Hans Luft und andere ſeiner Kunſtgenoſſen in Wittenberg, zum Dank für die Vortheile, welche ihnen und dem deutſchen Volke der Druck und die Verbreitung von Luthers Bibelüberſetzung gebracht hatte, das erſte Jubiläum der Buchdruckerkunſt zu feiern beſchloſſen, wählten ſie das Jahr 1540 als das, in welchem nach jenem Zeugniß vor hundert Jahren mit Erfindung derſelben der Anfang gemacht worden war. Nur der von Zell zugleich gegebene Fingerzeig, wonach die xylographiſchen Schulbücher der Holländer dazu die erſte Veranlaſſung gegeben hatten, blieb unbeachtet bis auf die neueſte Zeit, theils weil die Buchdrucker und ſpäter die Bibliographen über die Briefdrucker verächtlich hinwegſahen, die jenen das literariſche Feld hatten räumen

Digitized by Google

müſſen, theils weil das, was letztere anfangs für den Buchdruck gethan hatten, durch die Leiſtungen der Typographie und die Kulturfortſchritte gänzlich unbrauchbar gemacht worden war und, der Materie wie der Form nach, als Überreſt eines Zuſtandes betrachtet wurde, deſſen man ſich nur zu ſchämen habe. Der gänzliche Verfall der Xylographie und das Aufhören des Briefdruckergewerbes im 17. Jahrhundert begrub die dahin gehörigen Erſtlinge der Buchdruckerkunſt in noch tiefere Vergeſſenheit, aus der ſie erſt v. Heineken nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder hervorzuziehn anfing. Einige Zeit nach dem erſten Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt war eine Sage über ihre frühere Erfindung in Harlem bekannt geworden, deren ſich der holländiſche Hiſtoriograph Junius aus patriotiſchem Eifer angenommen hatte, um ihr eine hiſtoriſche Geſtalt zu geben, in der ſie ſeitdem von ſeinen Landsleuten, jedoch mit wenigem Glück im Auslande, den mainzer Anſprüchen entgegengeſetzt und beharrlich verfochten worden iſt. Das zweite Jubelfeſt, welches ſelbſt des verheerenden 30jährigen Krieges ohngeachtet, in mehreren Städten Deutſchlands, wie Leipzig, Straßburg u. a. gefeiert wurde, ging, bis auf einen eiteln Verſuch für den ſtraßburger Mentel, ohne Einrede, aber auch ohne neue Beiträge zur beſſeren Befeſtigung der mainzer Anſprüche vorüber. Deſto mehr brachte das dritte, in Deutſchland in größter Allgemeinheit begangene Jubelfeſt zu Tage. Schon früher war das Notariatsinſtrument von 1455, und dadurch Gutenbergs Händel wegen ſeines Buchdruckergeſchäfts in Mainz, bekannt geworden; nunmehr legte Schöpflin die aufgefundenen Akten über eine ähnliche Streitſache deſſelben in Straßburg von 1439 vor und Köhler ſichtete in ſeiner Ehrenrettung Guten-

bergs Geſchichte zuerſt urkundlich mit Hülfe der vorhandenen Materialien. Andrerſeits wurden jedoch die harlemer Anſprüche durch van Doſten de Bruyn, Seitz und ſpäter durch Meerman wieder laut, konnten aber ſo wenig durchdringen, daß die harlemer gelehrte Geſellſchaft endlich die Vertheidigung des angeblichen Erfinders Koſter zu einer Preisaufgabe machte. Dieſe brachte 1816 Konings Abhandlung hervor, die mit vielem Scharfſinn, techniſcher und bibliographiſcher Kenntniß das Daſein einer eigenthümlichen typographiſchen Preſſe, vor Einführung der Buchdruckerkunſt aus Deutſchland in die Niederlande, alſo vor 1470, unwiderleglich darthat, dagegen in dem hiſtoriſchen Nachweis der angeblichen Entſtehung dieſer Preſſe bald nach 1420, ihres Urhebers und des Diebſtahls, durch welchen ſein Geheimniß an Gutenberg gelangt ſein ſollte, weniger befriedigend war und die erheblichſten Zweifel übrig ließ. Während in Holland in dem Glauben, den Sieg über Mainz nun errungen zu haben, dem harlemer Koſter ein neues Denkmal geſetzt und das vierte Jubelfeſt daſelbſt, zum erſtenmal abweichend, ſchon im Jahre 1823 begangen wurde, blieb Mainz gegen dieſe verſtärkten Angriffe keinesweges müßig. 1837 kam das Gutenbergsmonument dort zu Stande, nachdem 1830 und 1836 Schaab und Wetter, in zwei ausführlichen polemiſchen Werken, Konings Beweisführung zu widerlegen und zu zeigen geſucht hatten, daß die Typographie nicht von Koſter in Harlem, ſondern von Gutenberg, und zwar nicht zuerſt in Straßburg, ſondern in Mainz erfunden worden, die harlemer und andere Erſtlinge der Kunſt außerhalb Mainz aber lediglich Auswüchſe ſeiner Erfindung geweſen ſeien. Dieſelbe Leidenſchaftlichkeit und dieſelbe Einſeitigkeit, wie bei ihren Gegnern, hatte

Digitized by Google

auch ſie verhindert einzuſehen, wie ſich die Buchdruckerei aus dem Briefdruckergewerbe entwickeln mußte und wirklich, bis auf einen gewiſſen Punkt, gleichzeitig an mehreren Orten entwickelt hat, und daß Gutenberg dieſer Entwickelung nur auf eigenthümlichem Wege vorausgeeilt und ſie durch ihn früher zu Ende gebracht worden iſt. Endlich war ihre Auslegung jener wichtigen gerichtlichen Verhandlungen und ihre Darſtellung des Fortgangs der Erfindung nicht von Irrthümern frei, weil ſie ſich von Vorurtheilen und von Zeugniſſen, ohne vorher deren Zuverläſſigkeit kritiſch zu unterſuchen, hatten leiten laſſen.

Die deutſchen Feſt- und Jubelſchriften, deren bei der vierten diesjährigen Feier eine ſo große Menge erſchienen iſt, haben ſich darauf beſchränkt, entweder den Werth und die Wichtigkeit der Buchdruckerkunſt von dem gegenwärtigen Standpunkt aus zu betrachten, oder die Typographie in dem Prunke zu zeigen, mit welchem ſie ſich auf der jetzigen Höhe der Kunſt zu umgeben vermag, oder eine Nachleſe für die örtliche Buchdruckergeſchichte zu halten, oder endlich die allgemeine Buchdruckergeſchichte, in der bisher gewöhnlichen Art, zu behandeln und eine bis auf unſere Zeit fortgeſetzte Überſicht derſelben zu geben. Die Geſchichte der Erfindung ſelbſt hat ſich dagegen in dieſem, wie in den letzten Jahren überhaupt, keiner neuen, die ſtreitig gebliebenen Fragen zur Entſcheidung führenden Unterſuchung zu erfreuen gehabt, wenn wir zwei Arbeiten ausnehmen, einmal den ſchon im 8ten Jahrgang der früheren Folge dieſes Taſchenbuchs erſchienenen Abriß einer älteſten Geſchichte der Druckkunſt, insbeſondere des Bilddrucks, und dann die neueſten Schriften Laborde's in Paris, namentlich ſeine Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, in

Digitized by Google

denen er Gutenbergs dortige, und die Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie, in denen er ſeine typographiſche Thätigkeit in Mainz und die pfiſterſche Preſſe in Bamberg beleuchtet. In jenem Abriß wird die Vervielfältigung von Bild und Schrift bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt herab verfolgt und über letztere eine vermittelnde Anſicht aufgeſtellt, nach welcher Gutenberg zwar nicht der einzige Erfinder war, aber ſeine Mitbewerber unter den Briefdruckern dergeſtalt übertraf, daß alles, was gleichzeitig durch ſie geſchah, nicht dagegen aufkommen konnte. Dieſe Anſicht hat Eingang gefunden, Falkenſteins neue, reich ausgeſtattete Geſchichte der Buchdruckerkunſt iſt ganz davon ausgegangen, auch Laborde hat vieles davon angenommen; aber in der Hauptſache tritt er auf die Seite der Holländer, indem er den harlemer Koſter zum erſten Erfinder macht, Gutenberg nur als einen Nacherfinder gelten läßt und damit nicht zufrieden, ſelbſt dasjenige umſtößt, was über die erſten Preſſen in Mainz und Bamberg als ausgemacht angeſehen werden konnte. So wären wir denn wieder auf demſelben Punkt wie vorher; die gemachten Zugeſtändniſſe haben nichts geholfen, ſie haben nur einen noch kühneren Gegner hervorgebracht, deſſen Schriften, wenn auch nicht, weil ſie von Paris kommen, aber doch wegen ihrer anſcheinenden Unbefangenheit, techniſchen Gründlichkeit und anderer ſchätzbarer Eigenſchaften Eindruck machen werden und, unſerer Gutenbergsfeier zur Schmach, vielleicht lange das letzte Wort behalten.

Sollen wir dies ruhig mit anſehen und uns damit tröſten, daß Gutenberg die meiſten Stimmen und eine gewiſſe durch das Alter geheiligte Legitimität für ſich hat? Freilich läßt ſich alsdann ein ſo dreiſter Trumph nicht gut

ausſpielen, wie in ſeiner augsburger Gedächtnißmedaille [1]). Oder ſollen wir auf einen neuen Kampf eingehn und uns einer Gefahr ausſetzen, der wir lieber aus dem Wege gehn, weil ſie uns von einer empfindlichen Seite bedroht? Denn haben Sage und Dichtung hiſtoriſchen Perſonen, die durch ihre Thaten oder Schickſale unſere beſondere Theilnahme erregen, einmal eine täuſchende Färbung gegeben, oder ſie wol gar in dramatiſcher Lebendigkeit uns vor Augen geſtellt, und ſind wir durch ſolche Eindrücke zu einem Idealbild von ihnen gekommen, ſo laſſen wir uns ungern durch die Geſchichte eines andern belehren und danken es ihr ſchlecht, wenn ihr eiſerner Griffel ſie jenes poetiſchen Schimmers rückſichtslos wieder entkleidet. Insbeſondre ſind wir geneigt, für welthiſtoriſche Entdeckungen, für neue Erſcheinungen, die in der Geſchichte der Wiſſenſchaft und Kunſt Epoche gemacht haben, einen beſtimmten Urheber und Träger zu ſuchen. Dieſer kommt uns vor wie ein Gott, aus deſſen Hirnſchale die neue Schöpfung völlig ausgerüſtet hervorgeſprungen iſt; wie dem Atlas werden ihm Rieſenkräfte beigelegt, um das ganze Werk allein auf ſeine Schultern zu nehmen; Bildſäulen und Denkmale werden ihm errichtet, um ihm, als dem Wohlthäter ſeines Geſchlechts, Dank und Verehrung zu bringen; über ſeine Wiege entſteht ein patriotiſcher Wettſtreit; jeder will ihn zu dem ſeinigen machen. Dies wird um ſo eher möglich, je weiter die Entſtehung der Sache, für die ein ſubjektiver Anknüpfungspunkt gefunden werden ſoll, in das Dunkel der Vorzeit zurücktritt und je geringer die hiſtoriſche Kunde iſt, welche die Unaufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen, oder ihre

1) Dissimulare virum hunc, dissimulare deum est.

Nichtahndung deſſen, was aus kleinem Anfang Großes entſtehen würde, übrig gelaſſen hat. Dazu kommt, daß der Menſch, in der Verherrlichung jedes andern Subjekts, zugleich ſein eignes und ſeine ganze Gattung verherrlicht, ihn alſo ſchon die Eitelkeit dahin treibt, den Schlüſſel zu den Fortſchritten ſeines Geſchlechts mehr in der ſichtbaren Perſönlichkeit einzelner Individuen, als in der unſichtbaren Kette von Urſache und Wirkung, mehr in der menſchlichen Freiheit, als in einer über ſie waltenden Nothwendigkeit zu ſuchen. Indeß iſt die Geſchichte in neuerer Zeit eine kritiſche und philoſophiſche geworden; ſie ſucht die Baſis, auf der die Weltbegebenheiten ruhn, den Boden, aus dem ſie hervorgewachſen ſind, nach ſeiner Breite und Tiefe zu erforſchen; ſie ſieht in ihnen nicht mehr ein ewiges Auf- und Niederwogen; ſie ahndet einen Weltgeiſt, der die Bewegungen nach höheren Geſetzen lenkt und in dem Webeſtuhl der Zeit die Kette zum Einſchlag unterlegt. Da geht dann freilich das ſubjektive Einzelne immer mehr in den objektiven Zuſammenhang des Ganzen unter; die erhabenſten Geiſter verlieren an ihrem Glanz, wenn wir die Fäden verfolgen, an denen ſie ihren Aufſchwung nahmen, wenn wir die Stufen entdecken, welche ihre Vorgänger ihnen aufgebaut hatten. Ein Giotto, ein Columbus, ein Gutenberg, ein Shakſpeare erſcheinen nicht mehr als einzelne Fixſternſonnen, ſondern als Sternhaufen, an deren Licht auch kleinere oder entferntere Sterne zuſammengedrängt ihren Antheil haben. Mögen es daher die Anhänger des Hergebrachten, die philanthropiſchen Enthuſiaſten danken oder nicht, mag ſelbſt der Vorwurf der Verkleinerungsſucht, die ſich am liebſten an berühmte Namen hängt, oder der Abtrünnigkeit an der Sache des Vaterlandes zu beſorgen

Digitized by Google

ſein, es iſt nicht länger zu umgehn: die Geſchichte Gutenbergs und der edelſten aller Erfindungen muß endlich von ihren Entſtellungen entkleidet, die neueſten dagegen gemachten Einwürfe müſſen ſorgfältig geprüft und alle Anſprüche genauer gegen einander abgewogen werden. Dies iſt in dem Folgenden verſucht worden. Wenn ſich daraus auch auf der einen Seite ergeben wird, daß Gutenberg die Buchdruckerkunſt keineswegs von ihren erſten Elementen, ſondern erſt von den beweglichen Lettern an erdacht hat, indem ſie, bis auf letzteres Hülfsmittel, ſchon vor ihm gewerbsmäßig betrieben wurde, daß in der Sphäre deſſelben Gewerbes andere, gleichzeitig mit ihm und an andern Orten, den Buchdruck mit beweglichen und ſogar gegoſſenen Typen gleichfalls erfunden haben, ohne bis zur letzten Vollendung der Typographie, wie ſie von Mainz über die Welt ausging, durchgedrungen zu ſein und daß ſelbſt dieſe letzte Vollendung früher durch einen andern, als durch ihn, zu Stande gekommen iſt, ſo werden wir auf der andern Seite doch die Überzeugung gewinnen, daß Gutenberg, von einem, ſeinem Stande entſprechenden höheren Geſichtspunkt aus, die Aufgabe zuerſt in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit erkannt und daß er nicht aus Noth, ſondern aus freiem Antrieb ſeines erfinderiſchen Geiſtes und im Bewußtſein deſſen, was damit erreicht wurde, deren Löſung ſchneller und vollſtändiger, als ſich ſonſt erwarten ließ, mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ans letzte Ende gebracht hat. Sollten ihm auch von dem Kranz der Unſterblichkeit dadurch einige Zweige und Blätter entgehn, ſo wird doch genug übrig bleiben, um würdig ſeine Stirn zu krönen; ſein Recht, als Haupturheber zu gelten, und Deutſchlands Stolz auf ihn wird ſich einer gründlicheren Befeſtigung erfreuen

Digitized by Google

und auch anderwärts ein um ſo bereitwilligeres Anerkenntniß finden, je mehr wir ſelbſt bereit geweſen ſind, ſeinen Mitbewerbern gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Der vorgedachte Abriß einer Geſchichte der Druckkunſt, in welchem die Buchdruckerkunſt nur kurz und beiläufig behandelt werden konnte, kommt der gegenwärtigen Arbeit ſehr zu ſtatten, indem er eine zweckmäßige Einleitung zu derſelben abgibt und häufig darauf zu verweiſen iſt. Er ſoll, was die Buchdruckerkunſt betrifft, weiter ausgeführt und berichtigt werden, wobei es nicht ohne einige Wiederholungen abgehn kann, die ſich jedoch nur auf dasjenige beſchränken werden, was hiezu und zur vollſtändigen Überſicht des veränderten Hauptgegenſtandes nöthig iſt. Die im Folgenden angeführten oder erläuterten Urkunden ſind ſo häufig bekannt gemacht, daß deren vollſtändiger Wiederabdruck zu erſparen, und unter Bemerkung, wo ſie zu finden ſind, die Angabe ihres Inhalts oder einzelner Hauptſtellen genügend war. Nicht eben ſo leicht ſind Facſimiles und Proben der alten Drucke ſelbſt zu entbehren, auf die zurückgegangen und von denen Beweiſe hergenommen werden müſſen, die nur dann deutlich und überzeugend ſein können, wenn ſie ſich mit unmittelbarer Anſchauung verbinden. War ſchon deshalb das Verweiſen auf andere Werke, welche dergleichen Proben enthalten und die nicht jeder gleich bei der Hand hat, unzulänglich, ſo ließ ſich auf der andern Seite eine ſolche Zugabe weder mit dem Zweck noch mit dem Format dieſes Taſchenbuchs vereinigen. Um daher die Leſer nicht ganz ohne ein Hülfsmittel zu laſſen, welches ſelbſt bei dieſer mehr hiſtoriſchen, als bibliographiſchen Abhandlung, bis auf einen gewiſſen Grad,

Digitized by Google

unentbehrlich iſt, ſind auf zwei Tafeln die Titel [1]) der hauptſächlichſten, in derſelben erwähnten Inkunabeln, in der eigenthümlichen Type ihres Texts, und einige Anfangsbuchſtaben aus verſchiedenen dieſer Drucke zuſammengeſtellt und dadurch dem Bedürfniß zum Verſtehen und zur Verſinnlichung deſſen, was über Art und Größe, Charakter und Verwandtſchaft der erſten Typen geſagt wird, wenigſtens zur Noth genügt worden. Da alles, was auf das Entſtehen der Typographie von Einfluß geweſen, hier in ein Ganzes vereinigt worden iſt, ohne bei deſſen Aufbau untüchtig befundenes Material mit anzuwenden, da ſich durch den inneren Zuſammenhang der Theile deſſelben und die Unterſtützung, welche ſie ſich einander gegenſeitig gewähren, auch da, wo ſie nicht aus dem Eiſen unumſtößlicher Thatſachen oder Urkunden beſtehn, die Richtigkeit und Feſtigkeit der Konſtruktion bewährt und da alle Räume hinlänglich hell ſind, oder das Licht, was ſie von der Zukunft noch zu erwarten haben, ohne gewaltſame Veränderungen zulaſſen, ſo wird der Totaleindruck beſſer für dieſen Bau im Vergleich mit jedem andern ſprechen, als eine Polemik, die ſich nur an Fehler im Einzelnen hängt, ohne ſie in der Wurzel anzugreifen und die namentlich die mainzer und harlemer Streitſchriften ſo ermüdend und doch ſo wenig erſprießlich macht. Das Ganze zerfällt in drei Hauptabſchnitte, von denen ſich der erſte mit den Briefdruckern bis auf Gutenberg, der zweite mit dieſem

1) Es iſt bekannt, daß die erſten Drucke keine ſolche Titel an der Spitze haben, ſie ſind daher aus den Schlußſchriften hergenommen oder aus Textworten zuſammengeſetzt worden.

und der dritte mit den Mitbewerbern um die Ehre ſeiner Erfindung beſchäftigen wird.

Erſter Abſchnitt.

Die Briefdrucker bis auf Gutenberg.

Daß Gutenberg den xylographiſchen Buchdruck, d. h. den, vermittelſt feſter, in Holz geſchnittener Schrifttafeln, ſchon vorfand, wird zwar jetzt ziemlich allgemein zugegeben; dieſer erſte gewaltige Schritt, welcher die Vorhalle der Typographie, wenn auch nicht ihre eigentlichen Pforten öffnete, wird jedoch noch häufig zu wegwerfend behandelt und überhaupt dem Gewerbe zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, welchem wir denſelben zu verdanken haben. Es iſt dies das Gewerbe der Karten- und Briefmaler, Briefdrucker und Formſchneider, deſſen Alter und Weſen und deſſen Verhältniß rückwärts zu dem der Bücherabſchreiber, vorwärts zu dem der Buchdrucker, noch ſehr im Dunkeln liegt. Dem Mangel an hinlänglicher Bekanntſchaft mit demſelben ſind die Fehlgriffe in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt und in der Bibliographie des 15. Jahrhunderts, ſowie die unrichtigen Anſichten über Gutenbergs Wirkſamkeit und eigentliches Verdienſt, hauptſächlich zuzuſchreiben. Was ſchon in dem vorgedachten Abriß[1]) über jenes Gewerbe geſagt worden, bedarf, ſo weit es mit dem

1) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 472, 482 u. f.

gegenwärtigen Zweck in nächſter Verbindung ſteht, einer größeren Ausführlichkeit, wobei wir zuvörderſt auch auf das des Abſchreibens der Bücher einen näheren Blick werfen müſſen.

Früher trieben dies die Geiſtlichen und Mönche ausſchließlich, theils weil ſie, als gelehrter Stand, ſich zur Erhaltung literariſcher Denkmale jeglicher Art berufen anſahen, theils um in der Einſamkeit des Kloſterlebens für die, durch Gebet und geiſtliche Übungen nicht ausgefüllte Zeit eine nützliche und angemeſſene Beſchäftigung zu haben. Sie beſchränkten ſich dabei nicht allein auf das eigene Bedürfniß und die Bereicherung der Bibliotheken der geiſtlichen Korporationen und Anſtalten; ſelbſt in den Klöſtern wurde vielmehr nicht ſelten planmäßig daraus eine Erwerbsquelle gemacht. Nichtsdeſtoweniger war, in Folge der zunehmenden Bildung und nach Errichtung der hohen Schulen, der Bücherbedarf zu allgemein und zu groß geworden, als daß er ſich ferner auf ſo beſchränktem Wege hätte befriedigen laſſen. Das Bücherabſchreiben ging in ein weltliches Gewerbe über, ohne daß dadurch die fortwährende Thätigkeit der Kloſtergeiſtlichen im Bücherabſchreiben wäre vermindert worden, wie denn z. B. die, in den Niederlanden erſt kurz vor 1400 geſtifteten Brüder des gemeinſamen Lebens, obgleich ſie den eigentlichen Mönchsorden nicht beizuzählen ſind, neben dem Schul- und öffentlichen Volksunterricht, ſich zu ihrem Beſtehen dem Abſchreiben und dem Verkauf von Büchern, freilich nur von einer gewiſſen Gattung, ſowie dem Buchbinden widmeten. Im 15. Jahrhundert laſſen ſich verſchiedene Klaſſen in dieſem Gewerbe außerhalb der Klöſter beſtimmt von einander unterſcheiden.

Digitized by Google

Die erſte iſt die der Kalligraphen und Miniatoren für Prachthandſchriften, die an den Höfen der Fürſten und bei den Vornehmen, in Italien ſowohl als in England, Frankreich und Burgund, zu einem Lieblingsgegenſtand des Luxus geworden waren. In den letzteren Ländern erhielt die Liebe für ſolche Handſchriften ihre Hauptbeförderung durch die Luſt an Poeſien und romanhaften Erzählungen in den Landesſprachen, durch den Aufſchwung der Malerei, welchen die Gebrüder van Eyck hervorgebracht hatten, durch das Beiſpiel der Söhne König Johanns von Frankreich, von denen Herzog Philipp der Kühne von Burgund, in dem Eifer für Kunſt und Bücher noch durch ſeinen Nachfolger Philipp den Guten übertroffen wurde, endlich durch den Reichthum und den hohen Kulturzuſtand der unter der Regierung des letzteren vereinigten Länder vom Jura bis an die Nordſee, welche den glänzendſten Staat des damaligen Europa bildeten. Von der Menge und dem Werth der Bücherſchätze, die dieſe Fürſten zuſammengebracht hatten, namentlich derer, die zu dem weitläufigen Kronmobiliar der burgundiſchen Herzöge gehörten, geben die erhaltenen Inventarien[1]) den beſten Begriff. Sie wurden von den gardes joyaulx bei dem Kronſchatz verwahrt; außer den koſtbaren Einbänden an ſich, ſteckten viele in eben ſo reichen Überzügen[2]); die meiſten waren mit ſchönen Miniaturen der beſten Künſtler verſchwende-

1) Barroi Bibliothéque prototypographique. Paris. 1830. gr. 8.

2) Estui de drap d'or, chemise de drap semée de marguerites, couverture en drap de satin, en veluyau, en damas, estriguier de semence de perles etc.

riſch geſchmückt[1]) und am ſtärkſten mit Büchern beſetzt die Rubriken Hystoires, Livres de Gestes (Ritterromane), Livres de Ballades et d'Amours, Chroniques de France, Oultre-mer (Reiſebeſchreibungen), Médicines, Astrologie. David Aubert, der Vorſteher der großen Manuſcriptenwerkſtatt (scriptorium) Philipps des Guten zu Brüſſel, erklärte 1443 deſſen Bücherſammlung für die beträchtlichſte und reichſte in der Welt[2]). In den verſchiedenen Bibliotheken der burgundiſchen Herzöge zu Brügge, Antwerpen, Brüſſel, Gent u. a. befanden ſich über 3000 meiſt Prachthandſchriften. Dieſelbe Bücherluſt zeichnete auch andere Große aus, wie den Herzog Johann von Bedford, Regenten von Frankreich, Philipp von Cleve, und viele burgundiſche und franzöſiſche Herren, namentlich jenen Louis de Bruges, Seigneur de la Gruthuſe, aus deren Bibliotheken noch Überbleibſel vorhanden ſind, welche von der Koſtbarkeit derſelben zeugen. Wenn es auch nichts weiter war, ſo wurde in den vornehmen Familien doch auf prächtige, auf Pergament geſchriebene und mit Malereien verzierte Gebetbücher (Heures) gehalten, die man in einem Beutel oder in einer Kapſel am Gürtel trug und die als koſtbare Erbſtücke auf die Nachkommen übergingen.

Eine zweite Klaſſe von Abſchreibern war die für den

1) Richement et grandement hystorié, hystorié de riches hystoires et enluminé bien richement, fort hystorié, hystorié en plusieurs lieux etc.

2) In der Vorrede ſeiner Chronik von Neapel, mit dem Zuſatz: pourquoi il a journellement et en diverses contrées grands clercs, orateurs, translateurs et escrivains à ses propres gaiges occupés.

Digitized by Google

gelehrten Gebrauch, wo es mehr auf Richtigkeit als kalligraphiſche Schönheit ankam. Am früheſten waren dieſe auf den Univerſitäten einheimiſch, alſo in Paris, der älteſten und Mutter der meiſten übrigen, und in Deutſchland damals in Köln, Erfurt, Prag, Heidelberg, Wien und Leipzig. Wurde in der vorigen Klaſſe meiſt auf Beſtellung oder im bleibenden Dienſt der Fürſten und Herren gearbeitet, ſo geſchah es in dieſer in der Regel zum Verkauf, entweder durch die Abſchreiber ſelbſt, oder unter Vermittelung von Buchhändlern. Hier war das Abſchreiben auf die zu den Facultätswiſſenſchaften gehörigen Bücher, die heiligen Schriften und Sammlungen des römiſchen und kanoniſchen Rechts, ſammt deren Gloſſatoren, die Werke der Kirchenväter und Scholaſtiker, alſo auf den voluminöſeſten Theil der damaligen Literatur gerichtet. Die Anzahl der Abſchreiber ſtand mit der Frequenz der Univerſität in Verhältniß und da die Bücher bei ihrer größeren Seltenheit und Koſtbark... häufiger aus einer Hand in die andere gingen, oder zum vorübergehenden Gebrauch und zum Abſchreiben erborgt wurden, ſo war das Gewerbe der Buchhändler und Buchverleiher eben ſo lebhaft und für den wiſſenſchaftlichen Verkehr auf den Univerſitäten, faſt noch wichtiger als das Abſchreiben. Obgleich daher überall die librarii, stationarii, pergamenarii, scriptores und illuminatores zu den Univerſitätsangehörigen gerechnet wurden und ſich derſelben Privilegien wie dieſe zu erfreuen hatten [1]), ſo waren es doch hauptſächlich die beiden erſteren, deren Verhältniſſe und Pflichten ſchon früh durch beſondere Statuten beſtimmt wurden.

1) Stiftungsurkunde der Univ. Heidelberg. Wilken, S. 7.

Digitized by Google

Worin ſich die librarii von den stationariis unterſchieden haben, iſt undeutlich. Mit letzterem Namen belegte man urſprünglich jeden, der Waaren in ſtehenden Gelaſſen oder Buden öffentlich feil hielt, weiterhin ſcheinen vorzugsweiſe diejenigen, welche Bücher und Schriften in ſolcher Art ausſtellten oder feil hielten, damit bezeichnet worden zu ſein. Ebert [1]) will die librarii für bloße Büchermäkler, die stationarii aber für die eigentlichen Buchhändler halten, weil die pariſer Statuten von 1275 und 1323, unter andern Vorſchriften gegen den Wucher mit Büchern, die librarii mehr auf den Verkauf der ihnen in Kommiſſion gegebenen beſchränken und ihnen den Selbſtankauf nur unter gewiſſen Bedingungen geſtatten. Indeſſen iſt nicht einzuſehn, warum ihnen nicht ebenſo, wie den stationariis [2]), ſollte frei geſtanden haben, Schreiber zu halten und ſich für eigene Rechnung Bücherabſchriften zum Wiederverkauf von ihnen fertigen zu laſſen. Wer nicht als librarius oder stationarius aufgeſchworen hatte, durfte nur Bücher unter 10 Sols an Werth verkaufen und keine Bude halten [3]). 1323 waren ihrer 28 in Paris vorhanden, darunter auch Ausländer und Frauen. Obgleich die Handſchriftenmalerei auf die Bücher der Theologie und Rechtsgelahrtheit die wenigſte Anwendung fand, ſo waren doch gemalte Titelverzierungen und Anfangsbuchſtaben damals ein ſo gewöhnlicher Bücherſchmuck, daß ſie überall

1) Enzykl. v. Erſch u. Gruber. Art. Handel. Sect. II, Th. 2. S. 412.

2) Nullus stationarius habeat clericum ad liberandum exemplar, nisi - - sit juratus. Bulaei hist. univ. Paris. IV. 203.

3) Nec sub tecto sedeat ib.

Digitized by Google

nur ungern entbehrt wurden, daher auch bei den Univerſitäten geſchworne illuminatores librorum nicht fehlen [1]). In Bologna werden 1297 nur stationarii genannt, aber als stationarii librorum (eigentlicher Bücher und größerer Werke) und peciarum (kleinerer Schriften und Hefte, von pecia, franz. pièce) unterſchieden. Der geſammte Büchervorrath bei den dortigen Buchhändlern belief ſich damals auf noch nicht viel über 100 Werke, faſt allein juriſtiſchen Inhalts.

Außerhalb der Univerſitäten war die Anfertigung der Bücherabſchriften und der Handel mit denſelben ſolchen ſtatutariſchen und polizeilichen Beſchränkungen, wie dort, nicht unterworfen, in den großen und volkreichen Haupt- und Handelsſtädten, namentlich in den deutſchen freien Reichsſtädten war daher das Gewerbe der Schreiber und Illuminatoren nicht weniger blühend, ja noch lebhafter und hier finden wir eine dritte Klaſſe derſelben verbreitet, die für uns die wichtigſte, bisher aber gerade am wenigſten beachtet worden iſt. Auch dieſe hat ihren eigenthümlichen, von den vorigen Klaſſen ſehr verſchiedenen Charakter, ſie arbeitet weniger für die Gelehrten als für das gemeine Bedürfniß und für das Volk, ſie führt uns endlich noch tiefer bis zu dem eigentlichen Handwerksſtand herab. In England erſcheinen in York 1415 unter den Gewerken, welche an den großen jährlichen Myſterienaufführungen (Play of Corpus Christi) Theil nahmen, escriviners (scriptores) und lumners (illuminatores), in London ſeit 1405 die Gilde der stationer, die neben Bücherabſchriften aller Art, auch Abcbücher (absies), Paternoſter, Ave

1) Ib. p. 597.

Maria's, Credo's und dergleichen kleinere Sachen für Andacht und Lehre, fabrikmäßig lieferte. Wie die pariſer Buchhändler und Schreiber in dem Univerſitätsviertel (pays latin), ſo hatte ſie in London, mit den Paternoſterdrechslern, ihren Sitz in Paternoſter Row, wo Straßennamen wie Creed-lane, Amen-corner, Ave-Maria-lane, ſich davon herſchreiben. Noch jetzt führt die Buchhändler- und Buchdruckerinnung in London den Namen Stationers Company, weil ſich die erſten aus den Niederlanden dahin gekommenen Buchdrucker unmittelbar an die text-writer oder stationer daſelbſt angeſchloſſen hatten [1]). In den Niederlanden ſcheinen die S. Lukas-Gilden alle Gewerbe, welche ſich mit bildender Kunſt, Bild- und Schriftvervielfältigung beſchäftigten, in ſich begriffen zu haben. In dem antwerpner Privilegium dieſer Gilde von 1442 ſind neben den Malern, Bildhauern u. a. auch prenters (printer, Drucker) und verlichters (Illuminatoren) genannt, welche, nach Anwendung des Holzdrucks, an die Stelle der ehemaligen Schreiber und Illuminatoren getreten waren. In dieſer Klaſſe ſind Bild und Schrift am unzertrennlichſten mit einander verbunden, und der Unterſchied, von welchem ſich ſchon in der vorigen, bei den stationariis in Bologna, Spuren zeigten, zwiſchen der Beſchäftigung mit größeren Artikeln, den eigentlichen Büchern, und kleineren, in Heften oder einzelnen Bogen und Blättern beſtehenden, wird entſchiedener. Das Hauptgewerbe iſt das mit letzteren; der Verfertiger der Waare und der Händler mit derſelben ſind in der Regel eine Perſon, und ſeltener treten Einzelne heraus, welche an

1) Hansard Typogr. p. 237 u. f.

Digitized by Google

die librarii der vorigen Klaſſe erinnern und hauptſächlich größere Bücher, die aber auch dann einem eigenthümlichen Felde der Literatur angehören, feil haben. Ein ſolcher iſt der Schreiber Dypold Laber, **der die Kinder lert** und mit ſeinen Bücherabſchriften in der Reichsſtadt Hagenau, nicht einmal der bedeutendſten im Elſaß, um die Mitte des 15. Jahrhunderts einen weit ausgedehnten Handel getrieben haben muß. Denn nicht genug, daß in einem in der heidelberger Bibliothek befindlichen Bande mit mehreren deutſchen Handſchriften, davon einige 1443 und 1447 in Schwaben geſchrieben ſind, eine Ankündigung der Bücher, die bei ihm zu haben ſind, vorkommt [1]), ſo hat ſich eine ähnliche, noch ausführlichere, ſeitdem auch auf dem erſten Blatt einer deutſchen Handſchrift der Legende von den heil. drei Königen in Weſtphalen [2]) gefunden, mit der Überſchrift: **Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geiſtlich oder weltlich, hübſch gemolt, die findet man alle by diebold louber ſchriber in der burge zu hagenow.** Den Anfang macht **das groß buch genannt Geſta Romanorum mit den viguren gemolt**, welches jedoch nach der näheren Beſchreibung nicht die, unter dieſem Namen bekannte homiletiſche Novellenſammlung, ſondern ein mit den Mirabilia urbis Romae verwandtes und eine kurze Kaiſer- und Pabſt-Chronik enthaltendes Buch geweſen ſein muß. Das übrige ſind theils deutſche bekannte Helden- und andere größere Gedichte, wie der Parzival, Triſtan, Freidank und viele andere, theils kleinere Erzählungen, von denen nur der

1) Wilken S. 406.

2) Mittheilung des Herrn Prem.-Lieut. C. Becker.

witfarn ritter, von eime getruwen ritter der ſin eigen hertze gab umb einer ſchönen frowen willen, der ritter under dem zuber und ſant Anshelms fraw, unbekannt zu ſein ſcheinen, theils bibliſche und legendariſche Bücher, wie **ein gerymete bibel, ein ſalter** (Pſalter) **latin und tütſch, epiſteln u. evangelien durch das jor, vita chriſty, das gantze paſſional winterteil u. ſummerteil**, theils andere geiſtliche und Andachtsbücher, **die XXIIII alten, bellial, der ſelen troſt, der roſenkrantz, die zehn gebot mit gloſen und ſuſt cleine bette bücher**, theils endlich weltliche proſaiſche Volksbücher, wie **gute bewehrte artznien bücher, gemolte loßbücher** (Wahrſagebücher) **ſchachzabel gemolt, ein kaiſerlich rehtbuch** (Kaiſerrecht) u. a. Hier iſt faſt alles **gemolt**, d. h. mit kunſtloſen Federzeichnungen, die mit Waſſerfarben bemalt ſind, verſehen; die poetiſche Volksliteratur iſt am beſten bedacht und der Stamm ganz derſelbe, aus dem nachmals die bibliothèque bleue bei den Franzoſen und bei uns die Schriften „gedruckt in dieſem Jahr“ hervorgegangen ſind. Bei weitem zahlreicher ſind jedoch in dieſer Klaſſe die Arbeiter, welche lediglich mit den kleineren Artikeln, die unter der Benennung der Briefe begriffen wurden, ſowie mit den Schulbüchern und einer beſondern Art von Bilderbüchern, von denen ſchon in Labers Ankündigung einiges Ähnliche vorgekommen iſt, zu thun haben. War dort noch das Übergewicht auf Seiten des Schreibers, ſo hat es hier der zum Briefmaler gewordene Illuminator, der zwar, wie in den vorigen Klaſſen, ſelbſt zugleich Erfinder und Zeichner iſt, aber weniger frei und ſelbſtſtändig ſchafft, indem er nur gewiſſe ſtehende Vorbilder nachzuahmen oder

Digitized by Google

zu wiederholen hat und zwar nicht einzeln, ſondern in Menge, daher hier bloße Übung an die Stelle der Kunſtbildung tritt und die freie Pinſelführung in ein maſchinenmäßiges Anſtreichen mit Farben, vermittelſt der Patronen, übergeht. Wie nun gerade die genannten Artikel zu einem Gegenſtand fabrikmäßiger Vervielfältigung werden und ein eignes Handwerk ſich davon nähren konnte, wird erſt klar werden, wenn wir ihre Beſchaffenheit näher kennen gelernt haben.

Der damalige Schulunterricht lag lediglich in den Händen der Kirche, und wenn ſich auch die Anſtalten für denſelben vervielfältigten und, neben den geiſtlichen Schulen bei den Domſtiftern und Klöſtern, Stadt- und andere weltliche Schulen entſtanden, ſo blieb der Unterricht doch, ſeiner Materie wie ſeiner Form nach, bis auf das Wiederaufleben der klaſſiſchen Gelehrſamkeit und bis zur Reformation, überall in denſelben Feſſeln, in welche ihn die Theologie und Scholaſtik des Mittelalters geſchlagen hatte. Die wiſſenſchaftlichen Lehrfächer waren in den Kreis der ſieben freien Künſte gebannt, der ſich in das trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und das quadrivium (die übrigen) theilte, die lateiniſche, als gelehrte und Kirchenſprache, eröffnete den Weg dazu, und ihre Grammatik war der Schlüſſel, deſſen ſich der Schüler zuerſt zu bemächtigen hatte. Die Elementarbücher, welche dabei zum Grunde gelegt wurden, waren ſeit dem früheren Mittelalter unverändert dieſelben geblieben und der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit gemein, hauptſächlich der Donatus de octo partibus orationis, ein Auszug aus dem alten Grammatiker Aelius Donatus in Frage und Antwort, auch Donatus minor oder Donatus pro puerulis genannt

Digitized by Google

und das Doctrinale des Alexander (de Villa Dei oder Gallus), eines bretagniſchen Minoriten aus dem 13. Jahrhundert, eine lateiniſche Sprachlehre in meiſt leoniniſchen Hexametern. Erasmus von Rotterdam, ſo gut wie Aldus Manutius in Venedig, hatten aus dieſen trüben Quellen die Anfangsgründe ihrer Latinität ſchöpfen müſſen, und das Anſehn derſelben war ſo groß und ſo feſtgewurzelt, daß die erſten Verſuche zu ihrer Verbeſſerung durch die Humaniſten im Anfang des 16. Jahrhunderts als eine gefährliche Neuerung und Ketzerei betrachtet und von den Anhängern der alten Scholaſtik Himmel und Erde gegen ſie in Bewegung geſetzt wurde. Schon daraus, daß im 15. Jahrhundert kein anderes ſo oft als dieſe Bücher gedruckt wurde, läßt ſich abnehmen, wie groß ihre Vervielfältigung durch die Abſchreiber vor Einführung der Druckkunſt geweſen ſein muß. Sowohl für die Abſchriften, als für die erſten gedruckten Auflagen wählte man zwar am liebſten Pergament, als das dauerhafteſte, indeſſen war der Verbrauch ſo erheblich und allgemein, daß es, ſo ſehr auch ſchon die Kürze und geringe Ausdehnung dieſer Bücher ihre Erneuerung erleichterte, bald zu einem Gegenſtand der techniſchen Induſtrie werden mußte, ſich ſolche noch leichter zu machen. Ebenſo, wenn gleich in geringerem Grade, verhielt es ſich mit andern Elementarbüchern, von denen, weil ſie uns in der Folge wieder begegnen werden, hier noch einige zu nennen ſind. Für Logik und Dialektik war das Hauptbuch die Summula logica des Petrus Hiſpanus, der für eine Perſon mit Johann XXI. (zum Papſt erwählt 1276), gehalten wird und von dieſem Buch auch der Summulator hieß. Für die Sittenlehre ſtanden oben an die Disticha de moribus

Digitized by Google

eines Dionyſius Cato, den man wohl mit dem alten Cato Cenſor verwechſelte, der Facetus, ein Supplement zum vorigen, der Floretus S. Bernardi oder die Flores virtutum und einige andere, die ſpäterhin unter dem Titel Auctores VIII morales zuſammen gedruckt worden ſind. So viel auch durch die beſſere Richtung, welche Reuchlin und Erasmus den philologiſchen Studien gegeben hatten, für die Verdrängung dieſer und anderer barbariſcher Schulbücher eines finſtreren Zeitalters geſchehen war [1]), ſo behaupteten ſie ſich doch noch lange, namentlich in den katholiſchen Schulen, wie wir an Fiſcharts ſatiriſchem Verzeichniß in ſeinem Kapitel über Gargantua's Erziehung [2]) ſehn, wo manches noch auf die angeführten hinweiſt.

Der Religionsunterricht in den Schulen beſchränkte ſich auf die Glaubensregeln und Gebetsformeln; ſo unzulänglich er in dieſer Art aber auch war, ſo ergänzten ihn und ſetzten ihn über die Schule hinaus fort Predigten und Lehrvorträge, die auch außerhalb des gewöhnlichen Gottesdienſtes und der Kirche, an öffentlichen Orten und in außerordentlichen Verſammlungen, die der Ruf des wandernden Predigers oder andere Veranlaſſungen herbeizogen, an den gemeinen Mann in der Landesſprache gerichtet wurden. Am thätigſten waren in dieſer Beziehung

---

1) Videmus quantum profectum sit paucis annis. Ubi nunc est Michael Modista, ubi glossema Jacobi, ubi citatur catholicon brachylogus aut Mammaetrectus, quos olim, ceu rarum thesaurum, aureis literis descriptos habebant monachorum bibliothecae. Erasmus de ratione conscrib. epist. 1534 p. 71.

2) Gargantua. Ed. 1590. S 269 u. f.

Digitized by Google

die Bettelorden, die in Folge der großen, ihnen von den Päpſten verliehenen Begünſtigungen, die gewöhnliche Pfarrgeiſtlichkeit faſt ganz außer Wirkſamkeit geſetzt und ſich ſeit dem 13. Jahrhundert der Predigt, der Seelſorge und des Volksunterrichts hauptſächlich bemächtigt hatten. Der große Haufe der Bettelmönche war an ſich ohne gelehrte Kenntniß, bis auf die des gewöhnlichen Kirchenlateins und wurde derſelben durch wanderndes Leben und durch ſeinen Umgang mit den niederen Volksklaſſen noch mehr entfremdet. Waren ſie dadurch auf der einen Seite beſſer befähigt, zu der Faſſungskraft und Sprache derſelben herabzuſteigen und deſto eindringlicher auf ſie zu wirken, ſo waren ſie auf der andern Seite zu unwiſſend, um ſelbſt, für ihre Vorträge, aus den Quellen ſchöpfen zu können, ſie bedurften eben ſo eines kurzen und faßlichen Leitfadens und homiletiſcher und katechetiſcher Hülfsmittel, wie ihre Zuhörer eines Anhalts für das Gedächtniß und die Erinnerung. Beiden Zwecken entſprachen die Bilderbücher, von denen nun die Rede iſt. Schriftkundige und beleſene Geiſtliche hatten zu dem Ende, zum Theil ſchon früh, die Myſterien des neuen und die Beziehungen des alten Bundes auf dieſelben, ſo wie einzelne Bücher der Bibel, beſonders das hohe Lied und die Apokalypſe, das Leben Jeſu und der Jungfrau Maria, oder die Glaubens- und Gebetsformeln, die an gewiſſe Zeiten gebundenen Andachten, die Todesbetrachtungen und die letzten Dinge, in eben ſo viel ſinnige und in ſich abgeſchloſſene Bildercyklen ausgeprägt, und dieſe, theils durch die Folge und Zuſammenſtellung der Vorſtellungen, theils durch Hinzufügung von Bibelſprüchen oder kurzen auslegenden Andeutungen, zu einem willkommenen Führer für den

niederen, an Bildung, wie an Mitteln armen Mönchsſtand gemacht. Das älteſte dieſer Bücher iſt die Armenbibel, eine bildliche Durchführung der Typologie, die Chriſtus und die Myſterien des Neuen Teſtaments ſchon in dem Alten Teſtament vorgebildet zeigt. Sie enthält letztere auf 40 Tafeln, von der Verkündigung an bis zur Belohnung der Seligen, und zwar jede zwiſchen zwei vorbildlichen Nebenvorſtellungen aus dem Alten Teſtament, mit Halbfiguren der Propheten und Altväter darüber und darunter. Der Text beſteht aus einem leoniniſchen Vers zu jeder Haupt- und Nebenvorſtellung, aus Stellen der Propheten auf Spruchzetteln bei denſelben und aus einer, in den Ecken oben rechts und links, angebrachten kurzen Hinweiſung auf die Quelle der Nebenvorſtellungen im Alten Teſtament, mit Inhaltsanzeige und Erklärung ihrer typiſchen Beziehung auf das Hauptbild. Später iſt ſie bald bis auf 50 Hauptvorſtellungen erweitert, bald mit Weglaſſung der unweſentlichſten abgekürzt worden. Sie entſtand am frühſten, vielleicht gab ein in der mittelalterlichen Kirche vorkommender Gebrauch die erſte Veranlaſſung dazu, nach welchem der Prieſter vor dem Ambo, während des Leſens der heiligen Geſchichten, eine Rolle zu entfalten pflegte, auf deren, der Gemeinde zugekehrter Seite der vorgeleſene Abſchnitt in Bildern vorgeſtellt war, für diejenigen, welche die Worte nicht verſtanden oder ihnen nicht folgen konnten. Manuſcripte derſelben, zuweilen von der prächtigſten Miniaturmalerei, gehen wenigſtens bis ins 13. Jahrhundert hinauf und zeugen von der Werthſchätzung, welche ſich dieſes Buch auch in den höheren Kreiſen zu verſchaffen gewußt hat. Die Anordnung iſt darin im weſentlichen dieſelbe, wie in den xylographiſchen

Digitized by Google

Drucken, nur daß in dieſen jedes Blatt die Geſtalt einer Altartafel mit Flügeln, wo das Hauptbild in der Mitte ſteht, angenommen hat. Der Spiegel des Heils iſt eine Umarbeitung der Armenbibel zu einer fortlaufenden Darſtellung des Sündenfalls und des Erlöſungswerks durch Chriſtus in 45 Kapiteln, welcher dieſelbe, zwar etwas abgekürzte, dafür jedoch vorn und hinten mit Zuſätzen verſehene Reihe der Haupt- und Nebenvorſtellungen zum Grunde liegt; die zu jedem Kapitel gehörigen aber ſind, mit Weglaſſung der Propheten, bis auf vier und in den letzten Kapiteln bis auf acht erweitert und ſtatt aller andern Schrift, iſt außer einer kurzen Inhaltsanzeige unter jedem Bild, ein ausführlicher gereimter Text bei jedem Kapitel, mit einer Vorrede und Inhaltsanzeige an der Spitze des Ganzen, hinzugekommen. In dieſer Geſtalt ſcheint das Werk, welches früh in die Landesſprachen überſetzt worden und von welchem es eben ſo prächtige Miniaturhandſchriften, wie von der Armenbibel giebt, nach einigen derſelben 1324 zuſammengetragen zu ſein und der Verfaſſer ſagt ausdrücklich am Schluß der Vorrede: er habe ſie für die armen Prediger hinzugefügt, damit ſie, wenn ihnen das ganze Werk zu theuer wäre und ſie mit den Geſchichten bekannt ſind, ſchon aus der Inhaltsanzeige predigen können [1]). In den Drucken ſind die Kapitel bis auf 29 zuſammengezogen. An die Armenbibel ſchließt ſich zunächſt das Hohe Lied, welches die Beziehungen deſſelben auf die

1) Predictum enim prohemium de contentis hujus libelli compilavi et propter pauperes predicatores apponere curavi, qui si forte nequiverint totum librum comparare, si sciunt hystorias, possunt ex ipso prohemio predicare.

Jungfrau anſchaulich macht, die hier nicht die Mutter Chriſti, ſondern eine Perſonification der Kirche, oder der gläubigen Seele als Gottesbraut iſt. Es beſteht nur aus 16 Bildtafeln, jede zu zwei Vorſtellungen mit Schriftzetteln, auf denen die Textſtellen, ohne weitere Erklärung als durch die Bilder, ſtehen. Wie die Armenbibel eine Erfindung der Benediktiner und bei ihnen hauptſächlich in Anſehn geweſen zu ſein ſcheint, ſo verdankt dieſe Bilderreihe den Minoriten ihre Entſtehung, indem ſich auf dem erſten Bilde ein Kloſterhof dieſes Ordens mit arbeitenden Mönchen zeigt. Von derſelben Art iſt ferner die Offenbarung Johannis, die ſeine Legende und ſeine apokalyptiſchen Viſionen in 48 bis 50 Tafeln, jede mit einer oder zwei Vorſtellungen enthält, und wo die Schrift auf Zetteln, Täfelchen oder ganz frei im Bilde ſteht und eine Anzeige des Inhalts oder die Stellen der Apokalypſe zuſammen mit ihrer Auslegung und Deutung enthält. Das beliebteſte Buch dieſer Art iſt die Kunſt zu ſterben, welches im 15. und 16. Jahrhundert in alle Landesſprachen übergegangen und am öfterſten wiederholt und umgearbeitet worden iſt. Hier wird in 11 Tafeln vorgeſtellt, wie die Teufel durch Verſuchung zum Unglauben, zur Hoffnungsloſigkeit, zur Ungeduld, zur Hoffahrt und zum Geiz die Seele des Sterbenden an ſich zu ziehen, die Engel aber ſie ihnen durch gute Eingebung zu entreißen ſuchen und wie ein ſeliger Tod zu gewinnen iſt. Außer einer Vor- und Nachrede, ſteht jeder dieſer Tafeln, mit Spruchzetteln darin, eine ganze Textſeite in Proſa gegenüber, wodurch das Ganze die Geſtalt eines gewöhnlichen Buches gewinnt. Die übrigen Bilderbücher gehören Deutſchland ausſchließlich an und haben, bis auf die ars memo-

Digitized by Google

randi, das Buch der Könige, das Paternoſter, die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Legende vom heiligen Kreuz und einige Kalender, nicht wie jene lateiniſchen, ſondern deutſchen Text. Sie nähern ſich bald der Geſtalt des einen oder andern der vorgedachten und es kann ihrenthalben auf dasjenige verwieſen werden, was ſchon an einem andern Ort [1]) über ſie geſagt worden iſt. Nächſt der Armenbibel und dem Heilsſpiegel ſind die Paſſion, der Todtentanz, der Antichriſt, die ſieben Freuden und Leiden der Maria, wenigſtens ihrer Wurzel nach, die älteſten, andere ſind erſt im 15. Jahrhundert entſtanden. Ihnen ſchließen ſich in ähnlicher Art nur wenige Bücher weltlichen Inhalts an, die den Kalender, die Planeten und die Chiromantie betreffen und den Schulbüchern näher ſtehn, weil ſie auf Befriedigung weltlicher Bedürfniſſe, unter denen die Wahrſagekunſt oben an ſteht, ausgehn. Die geiſtlichen Bilderbücher unterſcheiden ſich vor andern dadurch, daß die Bilder nicht, wie ſonſt, zur Erklärung des Textes, ſondern umgekehrt der Text zur Erklärung der Bilder dient, welche darin, beſonders in Bezug auf die Laien, die Hauptſache ſind. Der Grundſatz, daß die Bilder die Bücher der Ungelehrten ſind [2]), war in der katholiſchen Kirche des Mittelalters ſo vorherrſchend, daß ſelbſt das Tridentinum [3]) noch deſſen Anwendung und

---

1) Hiſt. Taſchenbuch 1837, S. 540 u. f.

2) Imagines ideotarum libri.

3) Sess. 25. Illud vero diligenter doceant Episcopi per historias mysteriorum nostrae redemtionis, picturis vel aliis similitudinibus expressis, erudiri et confirmari populum, in articulis fidei commemorandis et assidue recolendis.

Nützlichkeit in einer Weiſe empfiehlt, aus der man ſchließen möchte, die Väter des Concils hätten jene alten Bilderkreiſe dabei unmittelbar im Sinn gehabt. Daher wurde die Paſſion, die Erlöſung, die Legende vom Antichriſt in den Myſterienſpielen des Mittelalters dramatiſch vorgeſtellt, daher die Armenbibel in Skulptur und Glasmalerei häufig wiederholt und in Altartafeln Zuſammenſtellungen daraus hergenommen, daher der Todtentanz auf Kirchhofswänden gemalt, der den Dominikanern Gelegenheit zu ihren Bußpredigten gab, daher von den Franziskanern die Kreuzgänge mit der Folge der Leidensſtationen errichtet und Andachten und Ablässe daran geknüpft, daher endlich das unerſchöpfliche Beſtreben dieſer Orden zu den älteren Bildercyklen neue, beſonders in Bezug auf die Marienverehrung, hinzu zu erfinden. Wie ſehr die Menge darauf hielt und wie nothwendig ſich dieſe Bilderreihen gemacht hatten, geht ſchon daraus hervor, daß die hauptſächlichſten derſelben, wie die Armenbibel, Apokalypſe, der Todtentanz, die 15 Zeichen des Weltendes u. a. aus den xylographiſchen Büchern, als dieſe aufhörten, freilich nun mit Verlorengehn ihres urſprünglichen Zwecks und mehr als andächtiges Spielwerk, ſich bis auf die Reformation in die Randleiſten der gedruckten Gebetbücher (Heures) flüchteten, deren Hauptfabrik in Paris war, von wo aus Frankreich, die Niederlande und England damit verſorgt wurden. In dieſen Heures wird ihrer oft, zur beſondern Empfehlung der Ausgabe, auf dem Titel gedacht [1]), ja wohl mit dem

1) Una cum figuris biblie, apocalypsis, chorea lethi, novisque effigiebus decorate (in Heures der heil. Jungfrau, bei Kerver 1517). Avec les figures de l'apocalypse et plusieurs aultres histoires (in römiſchen Heures, bei Hardouin 1510).

beſondern Zuſatz faictes à l'antique (wie in pariſer Heures bei Voſtre 1507). Ebenſo wird in dem Privilegium von Geoffroy Tory von 1524 geſagt qu'il ha faict et faict faire certaines histoires et vignettes à lantique... pour icelles faire imprimer et servir à plusieurs usages d'heures, womit jene althergebrachten Bilderkreiſe gemeint ſind, denen alſo ſelbſt dieſer Neuerer, welcher zuerſt den Styl der Renaiſſance in die pariſer Heures einführte, noch nicht zu entſagen für gut fand. Früherhin und bis auf das 15. Jahrhundert machte ſelbſt das Latein, als Kirchenſprache, die Bilder für den Laien, der daſſelbe nicht verſtand, unentbehrlich, denn wenn auch vor Luther ſchon Bibelüberſetzungen in den Landesſprachen vorhanden waren, ſo konnte die Bibel, hätte es auch die katholiſche Kirche geſtattet, doch vor Erfindung der Typographie kein Gemeingut werden. Die Evangelien, Lectionen und Glaubensformeln wurden beim Gottesdienſt nur lateiniſch gehört, ein Katechismus als Volksbuch war noch nicht vorhanden, und wenn auch den Zuhörern alles dies in der Landesſprache wiederholt und ausgelegt wurde, ſo fehlte es ihnen doch an einem Hülfsmittel, um das Weſentliche im Gedächtniß feſtzuhalten und für die Erinnerung zu bewahren. Hieraus erklärt ſich, daß dieſe Bilderbücher ebenſo von den Geiſtlichen wie von den Laien geſucht, und daß ſie nach Einführung des Holzdrucks ein Hauptartikel für die Vervielfältigung durch denſelben werden mußten. Sie ſind aber vorher ſchon nicht minder handſchriftlich vervielfältigt worden, daher die meiſten ebenſo oft oder mehr in Handſchriften, als gedruckt noch übrig ſind. Natürlich erhielten ſie ſich in den Klöſtern am längſten, wo daher auch faſt alle noch vorhandene Exemplare gefunden worden ſind.

Digitized by Google

Die Bedeutung und Wichtigkeit derſelben für ihre Zeit iſt in der unſrigen unerkannt geblieben. So ſehr ſie auch nach Finſterniß und Aberglauben ſchmecken, ſo erfreuen ſie doch durch die Naivetät ihrer Behandlung der Religions=gegenſtände, die ſelbſt den Humor nicht davon ausſchloß, aber freilich, nach Reinigung des katholiſchen Lehrbegriffs in Folge der Reformation, insbeſondere an den Jeſuiten ſolche Feinde fand, daß ſie von ihnen mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden iſt. Unſer Urtheil über das, was vor dieſer Umgeſtaltung für die Kenntniß der heiligen Schrift, die weniger wegen ausdrücklicher Kirchenvorſchriften, als aus anderen Gründen den Laien unzugänglich blieb, ſo wie für Religions= und Sittenlehre geſchehen iſt, würde ein andres ſein, wären ſie der Geſchichte des homiletiſchen und katechetiſchen Unterrichts bisher nicht gänzlich entgangen. Dieſes mag denn auch entſchuldigen, wenn wir uns länger bei ihnen aufgehalten haben, als es für unſern Zweck nothwendig ſcheinen möchte.

Die Hauptmaſſe deſſen, was dem Schreibergewerbe dieſer Klaſſe Beſchäftigung gab, waren endlich die Briefe. Unter breve wurde im Mittelalter jede Schrift auf einzelnen Bogen oder Blättern, alſo Regiſter und Verzeichniſſe, öffentliche Urkunden, Verordnungen und Schreiben verſtanden; daraus entſtand das deutſche Wort B r i e f in ſeiner weiteſten Ausdehnung und wegen der engen Verbindung von Bild und Schrift, ging der Name ebenſo auf einzelne Bilderbogen oder auch auf Bildblätter, die nicht zuſammengeheftet wurden, mithin ſogar auf die Spielkarten über. Der Bedarf an letzteren wuchs mit der reißenden Überhandnahme des Kartenſpiels, aber noch größer war der von Andachts= und Heiligenbildern. Der

Digitized by Google

Bilderdienſt, die Marien- und Heiligenverehrung hatte den höchſten Gipfel erreicht, die Bilder waren ebenſo Bedürfniß für die Kirche als für das Haus, auch die Privatandacht konnte ihrer nicht entbehren, jeder wollte ſeinen Heiland, die Madonna, ſeinen Schutz- und Namensheiligen unmittelbar in der Nähe haben. Waren Gemälde und geſchnitzte Kruzifixe theuer, ſo konnte ſich doch ſelbſt der Ärmſte ein Papierbild kaufen, wie ſie dutzendweis, in rohen Umriſſen und vermittelſt der Patronen mit Farben überſtrichen, verfertigt wurden. Dieſe pflegte man in die Bücher, oder nach Analogie der Anweiſung wegen der Gebote Gottes [1]), an die Wände und Thüren zu kleben, eine Sitte, die ſich bei dem gemeinen Mann bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges erhalten hat und noch jetzt in katholiſchen Ländern nicht ausgeſtorben iſt. So antwortet im Simpliziſſimus das rohe Waldkind auf die Frage: ob es nichts von unſerm Herrgott wiſſe? dem Einſiedler im Speſſart: ja, er iſt daheim an unſerer Stubenthür geſtanden, auf dem Hellgen. Meine Mutter hat ihn von der Kirmſe mitgebracht und dahin gekleibt [2]). Hellgen, in Schwaben Halgen und Hälgle, hießen (a potiori, von den Heiligen) die bunten Bilderbogen überhaupt [3]); die Illuminatoren, welche ſie verfertigten, bei den Franzoſen dominotiers, weil das Wort dominus im Mittelalter ebenſo zur Bezeichnung Gottes als der Heiligen gebraucht wurde [4]), bei

1) Deuteron. c. 6, 9. scribesque ea in limine et ostiis domus tuae.

2) v. Bülows Ausg. Leipzig 1838, S. 20.

3) Breitkopf Spielk. II, 156.

4) Du Cange Glossar. s. v. dominus.

Digitized by Google

den Deutſchen Briefmaler, Benennungen, die ihnen blieben, auch nachdem ſie ſich des Holzſchnitts und der Druckkunſt bedienten, alſo zugleich Formſchneider und Briefdrucker wurden.

Die Geſchäfte des Schreibers und Briefmalers, ſowie ſpäter des Formſchneiders und Briefdruckers, waren in dieſer letzten Gewerbsklaſſe während des 15. Jahrhunderts meiſt in einer Hand, denn nicht nur die artiſtiſchen Erforderniſſe für Schrift und Bild waren in derſelben geringer und einer ſolchen Vereinigung daher günſtiger, ſondern der Schreiber hatte hier für ſich allein nicht Beſchäftigung genug. Ihm blieben nur die wenigen und kleinen Schulbücher übrig, die Texte, welche den Bilderbüchern, die Gebete, welche den Andachts- und Heiligenbildern beigeſchrieben wurden, ſowie die Verordnungs- und andere Abſchriften, welche, ſo weit die beſoldeten Schreiber oder die Notarien nicht ausreichten, bei ihm etwa bogenweiſe beſtellt wurden, und ſelbſt wenn er zugleich Briefmaler war, konnte er an manchen Orten doch davon allein nicht leben, daher zuweilen die Kartenfabrikation oder kleine Kirchen-, Schul- und ſtädtiſche Bedienungen, das Buchbinderhandwerk u. a. damit verbunden wurde. Aber auch nach Einführung der Druckkunſt ging in dem Briefdrucker der Schreiber nicht ganz unter. Neben ganz xylographiſchen Ausgaben von Bilderbüchern, finden wir nämlich gleichzeitig andere, in denen nur die Bilder Holzſchnittabdrücke, der Text aber geſchrieben iſt [1]), oder ganz xylographiſche lateiniſche Ausgaben, welche mit einer

1) Z. B. in der heidelb. Bibl. deutſche Handſchr. N. 438 eine Armenbibel und N. 34 eine Kunſt zu ſterben.

Digitized by Google

handſchriftlichen deutſchen Überſetzung des Textes, für diejenigen, welche des Lateiniſchen nicht mächtig waren, durchſchoſſen ſind [1]). Überall, wo der Begehr für den mühſamen Holzſchnitt nicht lohnend genug war, ſehen wir daher den Schreiber wieder hervortreten. Erſt im 16. Jahrhundert während der größten Blüthe des Briefdruckergewerbes neben dem der Buchdrucker, trat eine Theilung der Arbeit ein, wodurch ſich der Erfinder und Vorzeichner (Reißer, adumbrator) von dem Formſchneider (sculptor) und dieſer von dem Briefmaler (illuminator imaginum) wieder ſonderte. Daß aber gerade die unterſte und handwerksmäßigſte Klaſſe der Schreiber und Illuminatoren, von der zuletzt die Rede geweſen, im 15. Jahrhundert die nächſte Veranlaſſung hatte, ſich des, ſei es auf welchem Wege es wolle, bekannt gewordenen naſſen oder Farbdrucks, als leichteres Vervielfältigungsmittel für Bild und Schrift, zu bemächtigen und es zuerſt auf Spielkarten und Umrißbilder zum Ausmalen, dann aber auch auf mühſamere Schrifttafeln, mit Bildern vermiſcht oder mit Text allein, anzuwenden, bedarf nach dem, was über die Natur und Geringfügigkeit ihrer Artikel und den ſtarken Begehr nach denſelben geſagt worden, keines weiteren Beweiſes. Wenn Laborde [2]) der Meinung iſt, die Erfindung der Druckkunſt habe nur von Werkſtätten der Goldſchmidte, nicht der Schreiber und Briefmaler ausgehn

---

1) Z. B. eine Armenbibel, in der heidelb. Bibl. deutſche Handſchr. N. 34, und in dem berliner Muſeum; eine Apokalypſe, in der K. K. Bibl. zu Wien, im berliner Muſeum, der wolfenb. Bibl. und an andern Orten.

2) Artiste 1839, T. IV, p. 114.

Digitized by Google

können, weil nur bei dem Goldſchmidt alle Elemente derſelben in einer Hand waren, die Metallplatte, die eiſernen Inſtrumente, das Öl zum Putzen und die Schwärze, um zu ſehn, wie ſeine Arbeit ſich ausnimmt, die Polirwerkzeuge, deren er ſich zum Anreiben des Abdrucks bedienen konnte, endlich das Papier, womit er die Zeichnung durchbauſte, wogegen der Schreiber und Briefmaler nur ſeine Feder, Pinſel, Farben und Schablonen hatte, ſo wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, ja, es läßt ſich noch hinzuſetzen, daß der Goldſchmidt der erſte war, welcher Zeichnung und Schrift in ebene Metallplatten ausſchnitt und daß der Holzſchnitt von der ſogenannten geſchrotenen Arbeit deſſelben abzuleiten iſt [1]. Indeſſen iſt zu bedenken, daß das Bedürfniß eher zu Erfindungen führt, als der bloße Beſitz der materiellen Erforderniſſe dazu, und daß das Bedürfniß ohne Zweifel in weit größerem Grade bei dem Gewerbe vorhanden war, welches ſich allein mit Vervielfältigung von Schrift und Bild fabrikmäßig beſchäftigte und deshalb die meiſte Urſache hatte, ſich ſolche durch andere Mittel als die bloße Menſchenhand zu erleichtern, nicht aber bei dem Goldſchmidt, bei welchem das Ausgraben von Bild und Schrift in Metallflächen nur Nebenſache und deren Vervielfältigung nicht die Abſicht war, ja, dem dabei nicht einmal an Probedrucken liegen konnte, da ſeine Arbeit nur durch Ausfüllung der Vertiefungen und Striche mit ſchwarzem Kitt oder Niello vollendet und ſo erſchien, wie ſie erſcheinen ſollte. Zudem ſind keine Spuren da, daß von geſchrotener Metallarbeit früher als von Holzſchnitten Abdrücke genommen worden ſind, und der erſte datirte

1) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 493—96, 568 u. f.

Digitized by Google

Holzſchnitt, der buxheimer S. Chriſtoph von 1423, hat ein früheres Datum als der älteſte datirte Metallſchnitt, der S. Bernhardin von 1454 in Paris.

Sei dem aber, wie ihm wolle, für den gegenwärtigen Zweck kommt es nur darauf an, wo und wann die Schreiber und Briefmaler (zu denen auch die Kartenmacher gerechnet werden können) den Holzdruck auf die Schriftvervielfältigung zuerſt angewandt und in welchem Umfang ſie ſich deſſelben bis auf Gutenberg bedient haben. Koning verſperrte ſich den rechten Weg zur Beantwortung dieſer Frage ſelbſt, indem er, auf Junius Autorität, ſeinen Koſter nicht blos als Erfinder der mobilen Lettern, ſondern des Farbdrucks überhaupt anſah und daher alles, was dieſer Anſicht entgegenſteht, entweder überging oder wegzuräumen ſuchte. Laborde ſchreibt die Erfindung des Farbdrucks zwar nicht dem Koſter und überhaupt keiner beſtimmten Perſon, ſondern den niederländiſchen Goldſchmidten und Stechern (orfevres-graveurs) im allgemeinen um 1400 zu. Da er, wie Koning, aber den Koſter die beweglichen Lettern ſchon 1423 erfinden läßt, ſo kommt es ihm eben recht, daß der für den älteſten datirten Holzſchnitt gehaltene, mit 1423 bezeichnete S. Chriſtoph, in dem allein echten, jetzt bei Lord Spencer in England befindlichen Exemplar, mit der Preſſe und vollkommener Buchdruckerſchwärze gedruckt iſt. Er macht ihn zu einem niederländiſchen Produkt und braucht ihn als thatſächlichen Beweis, daß die Niederländer ſchon in dieſem Jahr, alſo lange vor Gutenberg, ſo zu drucken verſtanden haben, indem er gegen die Zweifel, daß dies das Druckjahr ſei [1]),

1) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 505 u. f.

als gegen eine tadelnswerthe Bemühung eifert, in einer ohnehin ſo dunkeln Sache, den einzigen feſten Boden unter den Füßen hinwegzuräumen. Dieſe Zweifel ſind jedoch um ſo mehr an ihrem Ort, als niemand in Abrede ſtellen wird, daß folgende Fälle wenigſtens möglich ſind. Entweder kann die Jahrzahl unrichtig ſein, oder ſie kann ſich auf ein anderes Datum, als das der Verfertigung des Holzſchnitts beziehn, oder der Abdruck kann erſt nach einigen Dezennien von der alten Platte, mit der inzwiſchen erfundenen Preſſe und Druckerſchwärze, gemacht ſein. Dieſe Fälle ſind aber nicht blos möglich, ſie ſind ſogar die wahrſcheinlichſten, wenn wir an die vielen Fehler in den Druckjahren der gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts [1]) denken, ſo lange man ſich dazu der römiſchen Zahlen bediente, und wie leicht durch Auslaſſung eines einzigen Strichs (I) der Holzſchnitt anſcheinend um 50 Jahr älter wurde, als er wirklich war; wenn wir erwägen, wie überaus ſelten und ungewöhnlich die Beifügung des Jahrs der Verfertigung oder des Drucks in einzelnen Holzſchnitten, Kupferſtichen oder ſelbſt in gedruckten Bücher vor 1460 iſt, wie leicht ſich der Vers unter dem S. Chriſtoph [2]), alſo auch die Jahrzahl, auf ein Mirakel oder ein Original-Votivbild beziehen läßt, wie unglaublich es iſt, daß Israel v. Meckenen dies und kein anderes der unzähligen S. Chriſtophsbilder, erſt 80 Jahr nach dem Holzſchnitt ſollte in Kupfer geſtochen haben.

---

1) Koning Bydragen. I, 89 u. f.

2) Christophori faciem die quacunque tueris
Illa nempe die mala morte non morieris.

Digitized by Google

Daß es [1]) in einer älteren ſchwäbiſchen Mönchshandſchrift eines dortigen Karthäuſerkloſters gefunden wurde, läßt eher oberdeutſchen, als niederländiſchen Urſprung vorausſetzen, und auch wenn ſich niederländiſcher Kunſtſtyl darin entdecken ließe, ſo würde ſolches nicht entgegenſtehn, da dieſer Kunſtſtyl bis auf Martin Schön in ganz Deutſchland der vorherrſchende war. Übrigens iſt S. Chriſtoph in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands ein ebenſo viel verehrter Heiliger, als in den Niederlanden geweſen. Die beigeſetzte Jahrzahl allein berechtigt daher keinesweges zu dem Schluß, daß das Blatt 1423 nicht nur geſchnitten, ſondern auch der Druck mit der Preſſe und mit Buchdruckerſchwärze von demſelben Jahre ſei. Formenſchneider und Briefdrucker gab es um dieſe Zeit und früher in Deutſchland ſo gut als in den Niederlanden, obwohl ſparſamer als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Nach den, in einigen deutſchen Reichsſtädten angeſtellten Nachforſchungen in den Steuer-, Bürger- und anderen ſtädtiſchen Regiſtern, kommen in Ulm, den einzigen Ulrich im Jahr 1398 ausgenommen, erſt von 1440 ab eine Menge von Formſchneidern vor, in Nürnberg iſt Hans Formſneider von 1449 ab der einzige in der erſten Hälfte des Jahrhunderts, in Nördlingen desgleichen der Briefdrucker Wilhalm ſeit 1428, wogegen Kartenmacher und Kartenmaler in derſelben Zeit häufiger ſind. In den Niederlanden iſt von den printers noch keine frühere Spur, als in

1) Facſimile bei Otley Origin. I, 90 und Falkenſtein S. 16; in der untreuen Rolandſchen Kopie bei Murr, und nach dieſer häufig bei Janſen, Heller und andern.

dem Privilegium der S. Lukasgilde zu Antwerpen von 1442 entdeckt worden [1]).

Dies hindert jedoch nicht, dem xylographiſchen Bücherdruck der Niederlande die Priorität vor dem deutſchen zuzugeſtehn. Nach dem erſten Bekanntwerden des Farbdrucks iſt er, mittelſt in Holz geſchnittener Formen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Zeitlang nur auf Spielkarten und Andachtsbilder allein angewandt worden, theils weil ſie eine Fabrikwaare und Bedarf und Abſatz derſelben am größten war, theils weil Bilder und rohe Kartenblätter leichter und einfacher, als eine Menge von Schrift, in Holz geſchnitten werden konnten. In den Niederlanden mag die hohe Stufe der dortigen Kultur, Wohlhabenheit und Kunſtfertigkeit den erſten Anſtoß gegeben haben, weiter zu gehn und auch Bücher durch Holzdruck zu vervielfältigen. Zuvörderſt haben wir dafür das Zeugniß der kölniſchen Chronik [2]), daß die Buchdruckerkunſt zwar von Gutenberg, nach den von ihm zwiſchen 1440 und 1450 gemachten Verſuchen, in Mainz erfunden, die Vorbildung dazu aber von den in Holland gedruckten Donaten hergenommen worden ſei. Dieſe treffliche Chronik iſt durch Niebuhr [3]) wieder zu Ehren gebracht worden, der ſie theilweiſe unſern klaſſiſchen Werken beizählt und ihren Verfaſſer einen Mann von dem helleſten Geiſt und wahrhafteſtem Herzen nennt, während er früher bei den kölner Jeſuiten und Finſterlingen nur der damnatus chronologus hieß, was ihm aber bei ſeinen Mitbürgern ſo wenig Schaden

1) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 499—502.

2) Köln 1499, Fol. 311 und bei Wetter S. 278 u. f.

3) Leben II, 370.

Digitized by Google

that, daß das Buch faſt in jedem Hauſe zu finden und außerhalb Köln ſelten war. Schaabs Verdächtigung deſſelben und die ſchon anderwärts [1]) widerlegten Behauptungen Wetters, wodurch er die Ausſage Ulrich Zells, des erſten aus der mainzer Uroffizin nach Köln gekommenen Buchdruckers, welche der kölniſchen Chronik in jener Nachricht zum Grunde liegt, entkräften will, werden ſchwerlich Nachfolger finden und verdienen daher nicht, daß wir uns weiter dabei aufhalten. Auch Laborde legt auf dies Zeugniß das größte Gewicht und irrt nur darin, daß er meint, unter den holländiſchen Donaten, welche Gutenberg zum Vorbild gedient haben, wären mit beweglichen Lettern gedruckte verſtanden worden [2]). Hätte Zell andere, als blos xylographiſche Donate gemeint, ſo wäre er mit ſich ſelbſt in einen argen Widerſpruch gerathen, denn er ſetzt am Schluß ſeiner Nachricht von den in Mainz zuerſt gedruckten Büchern hinzu: **Item it ſyn ouch eyn deill vurwitziger man, und die ſagen, men habe ouch vurmails boicher gedruckt, mer dat is niet wair, want men vynt in geynen landen der boicher, die tzo denſelven zyden** (alſo vor 1450) **gedruckt ſyn.** Hiernach kann er nur ſo viel haben ſagen wollen, daß in Holland vor 1440 xylographiſche Donate grdruckt worden ſind, die Gutenberg zu ſeiner weitern Erfindung Veranlaſſung gaben [3]). Laborde wendet zwar ein, Zell würde

1) Jahrb. f. wiſſenſchaftliche Kritik 1836, S. 936 fg.

2) Débuts p. 20.

3) Damit ſtimmt auch die Bemerkung des Mariangelus Accurſius (Wetter. S. 316, Note 2) admonitus certe fuit ex Donato, Hollandiae prius impresso, in tabula incisa, überein.

Digitized by Google

ſich, wenn er nicht typographiſche Donate gemeint hätte, begnügt haben, die mit den Heiligenbildern in Holz geſchnittenen Unterſchriften derſelben als die Veranlaſſung anzugeben; aber eine oder ein Paar Zeilen unter einem einzelnen Bilde und ein ganzes Buch ſind zweierlei. Es handelte ſich nicht um den Schriftdruck im Kleinen, ſondern um den Buchdruck und dieſen hatten die holländiſchen Briefdrucker in ihren Donaten, die Gutenberg vor ſich ſah, wie die Folge zeigen wird, noch nicht weiter, als bis zum Tafeldruck gebracht. So viele Fragmente nun auch von typographiſch gedruckten Donatausgaben, die keinen andern als niederländiſchen Briefdruckerpreſſen angehören können, vorhanden ſind, ſo beſchränken ſich doch die vorhandenen Fragmente xylographiſcher Donate von niederländiſcher Schriftform nur auf ſehr wenige [1]), über deren Alter, da ſie ſämmtlich undatirt ſind, ſich mit Sicherheit nicht urtheilen läßt. Da ſie aber auf Pergament mit der Preſſe ganz ſchwarz gedruckt ſind, ſo können ſie nicht ſo hoch hinaufgeſetzt werden und es iſt bekannt, daß neben den typographiſchen Donaten der Buchdrucker, die Briefdrucker bis 1480 fortfuhren xylographiſche Donate zu verfertigen. Zu verwundern iſt es übrigens nicht, wenn ſich die Erſtlinge dieſer auf den Schulbänken verbrauchten Holzdrucke verloren haben, da ſelbſt ſpätere typographiſche Donatausgaben demſelben Schickſal nicht entgangen ſind [2]). Der

1) In der Bibl. des Königs der Niederlande (Koning p. 111 und Tab. IV, N. 1). In der K. Bibl. zu Paris (van Praet Livres sur vélin de la Bibl. du Roi. IV, p. 8. N. 12.) Der vollſtänd. xylogr. Donat in der öffentl. Bibl. zu Deventer iſt von anderer Type und neuer.

2) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 527.

Digitized by Google

Mangel an Überreſten von ſolchem Alter wird indeß einigermaßen durch eine Notiz, in den, vor der Revolution noch handſchriftlich in Cambray vorhandenen Mémoriaux des Jean le Robert, Abt von S. Aubert daſelbſt erſetzt, nach welcher 1445 in Brügge und 1451 in Valenciennes, Doktrinale zum Schulunterricht gekauft worden ſind, welche gettez en molle genannt werden und außer welchen noch vom Facet und andern angekauften Schulbüchern die Rede iſt [1]). Jener Ausdruck zeigt deutlich an, daß die Exemplare des Doktrinale nicht geſchrieben, ſondern mittelſt Formen (molle, moule) gedruckt waren, läßt aber freilich zweifelhaft, ob unter den Formen ganze Holztafeln, oder aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzte, zu verſtehen ſind. Man bediente ſich derſelben Bezeichnung nämlich in den erſten Jahrzehnten der Typographie, wo man auf den Unterſchied zwiſchen Tafel- und Letterndruck wenig aufmerkſam und letzterer noch immer eine Sache des Geheimniſſes war, auch von dieſem, wie aus dem Privilegium Ludwigs XI für die erſten pariſer Buchdrucker von 1474 [2]) und einigen Schlußſchriften alter franzöſiſcher Drucke hervorgeht. Indeſſen paßt der Ausdruck zunächſt und am beſten auf den Tafeldruck und kann daher 1445, in Ermangelung aller anderen ſicheren Spuren, daß der Letterndruck in Flandern ſchon bekannt war, nur von jenem verſtanden werden. Wenn aber hier in gedachtem Jahr

1) Esprit des journaux 1779 Jun. p. 232 und Nov. p. 236. Wetter S. 542.

2) Cat. de la Vallière, III, 141 pour l'exercice de leur ars et mestiers de faire livres de plusieurs manieres d'escriptures en mosle et autrement.

Digitized by Google

jedermann gedruckte und geſchriebene Schulbücher zu unterſcheiden wußte und das Doktrinal an mehr als einem Ort in jener Art zu haben war, ſo iſt an den xylographiſchen Donaten in Holland vor 1440, von denen U. Zell ſpricht, nicht mehr zu zweifeln. Denn bei aller Verſchiedenheit der Sprache und des Volkscharakters in dieſen Küſtenländern zu beiden Seiten der Rhein- und Scheldemündungen, waren die politiſchen, religiöſen und induſtriellen Verhältniſſe in Flandern wie in Holland damals doch die nämlichen und in gewerblichen Fortſchritten konnten ſie nicht lange hintereinander zurückbleiben. So wie Zell aber nur den Donat, als das gangbarſte Schulbuch, nennt, während nicht blos dieſes, ſondern auch andere Schulbücher auf gleiche Art vervielfältigt wurden, ſo läßt ſich daraus auch nicht folgern, daß der Druck der xylographiſchen Bilderbücher daſelbſt ſollte jünger und nicht gleichzeitig, mit dem der Donate, in Gebrauch geweſen ſein. Es iſt vielmehr ganz natürlich, daß er nur der letzteren als Vorbilder für die Typographie gedenkt, der ſie, da ſie nichts als Text enthalten, am nächſten ſtehn, und daß er die Bilderbücher mit Stillſchweigen übergeht, in denen der Text nur eine untergeordnete Rolle ſpielte.

Vergleichen wir die ſämmtlichen xylographiſchen Bilderbücher mit einander, ſo laſſen ſich auf den erſten Blick zweierlei Arten derſelben unterſcheiden, nämlich ſolche die niederländiſchen und ſolche die blos deutſchen Urſprungs ſind. Zu erſteren gehören die Armenbibel, ſo wie der damit verwandte Heilsſpiegel, von welchem im dritten Abſchnitt gehandelt werden wird, das Hohe Lied, die Offenbarung, die Kunſt zu ſterben und einige kleinere. Ihr niederländiſcher Urſprung wird jedoch nur dann vollſtändig

Digitized by Google

klar, wenn man die erſten und Originalausgaben von den Kopien und ſpäteren Nachbildungen unterſcheidet. Die erſte Ausgabe der Armenbibel iſt die von v. Heineken als die zweite bezeichnete, in 40 Blatt, von der ſich unter andern auf den Bibliotheken in Berlin, Dresden und Wolfenbüttel Exemplare befinden. Hier iſt Zeichnung und Schnitt am geiſtreichſten und zarteſten. Dieſer ſind fünf andere in Bild und Text und ſelbſt in der Form der Buchſtaben, mit geringen Abweichungen ganz genau, aber mehr oder weniger vergröbert, in Nieder- und Oberdeutſchland nachgeſchnitten. Abweichend, aber ſonſt von derſelben Einrichtung und Anordnung iſt eine vermehrte Ausgabe von 50 Blatt [1]), die in Köln, und eine abgekürzte von 34 Blatt mit blos handſchriftlichen Text [2]), die in Oberdeutſchland, und zwar wegen der bei den Bildern angewandten Passe-par-touts, ziemlich ſpät erſt entſtanden ſein muß. Am roheſten und ſchlechteſten ſind endlich zwei Nachbildungen von veränderter Einrichtung mit deutſchem Text, die eine von F. Walther, der ſich Maler (Briefmaler) nennt, und H. Hurning in Nördlingen 1470, die andere, mit dem Wappen eines Sporn und 1475, wahrſcheinlich von einem wandernden Briefdrucker Hans Sporer, der 1473 auch eine Kunſt zu ſterben lieferte, herausgegeben. Von beiden finden ſich bald Exemplare, die, wie bei allen xylographiſchen Bilderbüchern die Regel iſt, nur auf einer Seite des Papiers mit dem Reiber, bald ſolche, die auf beiden Seiten mit der Preſſe und ſchwärzer gedruckt ſind. Bruchſtücke

1) In der K. Bibl zu Paris, vorher in Wolfenbüttel.

2) Heidelberger Univ.-Bibl. deutſche Handſchr. N. 438, Fol. 111—128.

Digitized by Google

der Holzſchnitte aus der erſten niederländiſchen Ausgabe der Armenbibel ſind von dem Buchdrucker Peter van Os zu Zwoll in Oberyſſel in den Jahren 1488 bis 1491 zu anderen Büchern wieder angewandt. Das Hohe Lied hat nur zwei Ausgaben, die eine eine treue Kopie der andern; der erſte Holzſchnitt daraus findet ſich bei gedachtem Peter van Os in einem geiſtlichen Roſengarten von 1494 als Titelholzſchnitt wieder. Von der Offenbarung Johannis haben 3 Ausgaben 50, und 3 von anderer Zeichnung 48 Blatt, eine von erſtern iſt das Original; von den Nachbildungen gehören einige den Niederlanden, andere ſchlechtere verſchiedenen Gegenden Deutſchlands an; zu jeder Ausgabe ſind die Tafeln beſonders geſchnitten. Von der Kunſt zu ſterben beſitzt J. A. G. Weigel in Leipzig ein Exemplar der Originalausgabe; von einer treuen, aber geringern Kopie danach iſt ein ganz xylographiſches Exemplar in Berlin, eins mit geſchriebenem Text in Heidelberg [1]) und die Holzſchnitte von denſelben Platten finden ſich in 2 typographiſch, aber ohne Ort und Datum gedruckten Ausgaben, eine mit durchlaufenden Zeilen, die andere in zwei Kolumnen wieder. Ungefähr ein halbes Dutzend anderer ganz xylographiſcher Ausgaben ſind außerdem jener erſten, mehr oder weniger abweichend, in den Niederlanden und Deutſchland nachgebildet, eine iſt ſchon mit der Preſſe, auf beiden Seiten des Papiers gedruckt und mit ein paar Holzſchnitten vermehrt. Endlich iſt noch eine xylographiſche Ausgabe mit deutſchen ſtatt der lateiniſchen Zettelinſchriften und zwei mit deutſchem Text

1) Univ. Bibl. deutſche Handſchr. N. 34.

Digitized by Google

da, die eine mit dem Namen des vorgedachten Hans Sporer und 1473, die andere mit Ludwig zu Ulm [1]) bezeichnet und dieſe in einigen Exemplaren mit dem Reiber, in einigen mit der Preſſe gedruckt. So trocken dieſe bibliographiſchen Einzelheiten erſcheinen, ſo konnten ſie doch nicht übergangen werden, weil ſie nothwendig ſind, um uns zu überzeugen, daß auch der Druck der Bilder-, wie der der Schulbücher, von den Niederlanden ausgegangen iſt und weil vor allem der Verwirrung ein Ende gemacht werden muß, welche daraus entſtanden iſt, daß bald aus dem, bald aus jenem dieſer xylographiſchen Bilderbücher, oder gar aus der oder jener einzelnen Ausgabe eines ſolchen, ohne Unterſuchung oder Zuſammenſtellung aller, Schlüſſe gezogen worden ſind. Die Vergleichung der angedeuteten Originalausgaben zeigt nun zuerſt eine auffallende Übereinſtimmung des Kunſtſtyls und der Arbeit in den Holzſchnittbildern, obgleich ſie in jedem dieſer Werke, ja ſogar in einzelnen allein, z. B. in dem Heilsſpiegel, von verſchiedener Hand ſind. Dieſer Styl iſt der flandriſche oder der der van Eyckſchen Schule [2]) und zeigt ſich dem der niederländiſchen Miniaturen des 15. Jahrhunderts ſo entſprechend, daß die dortigen Formſchneider

1) Der Briefdrucker Ludwig zu Ulm iſt mit dem dortigen Buchdrucker und Überſetzer des Vegetius, Ludwig Hohenwang v. Elchingen, nicht dieſelbe Perſon, wie Haßler in ſeiner ſchätzbaren Buchdruckergeſchichte v. Ulm 1840. 4. glaublich zu machen geſucht hat. Wenigſtens ſind mehr Gründe gegen, als für die Vermuthung da, daß Hohenwang auch Maler, Zeichner und Formſchneider geweſen.

2) Laborde Débuts. p. 16. u. f. gibt einige Figuren als Probe der Zeichnung und des Koſtums.

Digitized by Google

und Briefmaler entweder, bei ihren xylographiſchen Ausgaben dieſer Bücher, gute Miniaturhandſchriften derſelben unmittelbar zum Vorbild genommen und kopirt, oder daß ſie damals überhaupt auf einer höhern, den Öl= und Miniaturmalern nähern Kunſtſtufe geſtanden haben müſſen als die deutſchen, die, wie oben ſchon bemerkt wurde, über eine rohe naturaliſtiſche Routine, wie ſie für das Kartenmacherhandwerk ausreichte, eine geraume Zeit lang nicht hinausgekommen ſind. Die Erfindung in jenen niederländiſchen Holzſchnitten iſt ebenſo reich, als mannichfaltig, die Zeichnung verſtändig und voller Gefühl, die Figuren, mitunter zu lang, aber nie zu kurz, haben Bewegung und eigenthümlichen, oft angenehmen und edeln Ausdruck. Die weſentlichſten Schatten ſind, wenngleich nur durch kurze Parallelſtriche, richtig angedeutet und ſelbſt der Schnitt iſt ſo zart und ahmt die Federzüge der Zeichnung mit ſolcher Feinheit nach, daß man ihn zuweilen für Metallſchnitt gehalten hat. Alles dies gibt den vorgedachten Bilderbüchern einen, von allen gleichzeitigen deutſchen, durchaus verſchiedenen Charakter, der ſelbſt in unſtreitig deutſchen Nachbildungen, bei aller Verſchlechterung, noch ſo hervorſtechend iſt, daß er nicht zu erklären ſein würde, wüßte man nicht, woher er ſtammt und von welchen Vorbildern er entlehnt iſt. Auch das, von dem deutſchen leicht zu unterſcheidende burgundiſche Koſtum aus den Zeiten der letzten inländiſchen Herzöge, wie es zuweilen in den weltlichen Nebenfiguren vorkommt, läßt über das Urſprungsland keinen Zweifel übrig.

Was nur noch in Frage geſtellt werden kann, iſt, warum denn grade Holland, auf welches die Sprache einiger Ausgaben des Heilsſpiegels und die Wiederanwen=

Digitized by Google

dung einiger übriggebliebenen Holzſtöcke in Geldern und andern niederländiſchen Provinzen deutſcher Zunge beſtimmt hinweiſt, der Sitz dieſer beſſeren Künſtler geweſen ſei, während ſie doch weit eher in dem damals noch kunſtreichern Flandern und Brabant zu ſuchen wären, und warum ſie mit einemmale ſo verſchwunden ſind, daß die ganze niederländiſche Typographie, von ihrer eigentlichen Entſtehung bald nach 1470 ab, bis auf Lukas von Leyden, keine ähnlichen, ſondern nur eben ſo rohe Holzſchnittarbeiten, wie die deutſchen, aufzuweiſen hat? Gewiß hat es in Brügge, Gent und Antwerpen Formſchneider und Briefdrucker von gleicher Vortrefflichkeit wie in Harlem, Utrecht und den beachbarten Städten gegeben, welches ſich ſchon aus dem, was wir von ihren S. Lukas- und andern Gilden wiſſen, und aus dem Anklang, den die deutſche Typographie ſowohl in den deutſchen als franzöſiſchen Niederlanden gefunden hat, vermuthen läßt; indeſſen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihre Thätigkeit in Flandern und Brabant beſchränkter geweſen ſei, weil Reichthum, Kunſt und Prachtliebe hier ſelbſt andere, als die erſten Stände, mehr zu Miniaturhandſchriften als zu den Arbeiten der Briefdrucker hinzog; auch iſt in dieſen Ländern den örtlichen Inkunabeln der Druckkunſt noch wenig nachgeſpürt worden, und vielleicht mehr als anderswo davon in den Religionsunruhen und Kriegen, mit welchen ſie heimgeſucht wurden, untergegangen. Nichts deſto weniger fehlt es nicht ganz an dahin gehörigen Überbleibſeln; ein Beiſpiel davon iſt das kürzlich bekannt gewordene Figurenalphabet in dem britiſchen Muſeum [1]),

1) Jackson Wood-engraving p. 131 u. f., wo auch Proben.

Digitized by Google

wo im Buchſtaben k der begünſtigte Liebhaber einen Schriftzettel mit mon coeur (ſtatt deſſen ein Herz) aves hat. Dieſes Alphabet iſt daſſelbe, welches von einem Goldſchmidt mit der Jahrzahl 1464, geſtochen in München vorkommt [1]) und ſchließt ſich an ein ähnliches des ſogenannten Meiſters von 1466 [2]) an. In Zeichnung, Schnitt und Druck kommt es aber, ſeiner offenbaren Herkunft aus den franzöſiſchen Niederlanden ungeachtet, ganz mit den Holzſchnitten der Armenbibel und des Heilsſpiegels überein. Ebenſo finden ſich in altniederländiſchen typographiſchen Drucken, neben gleichzeitigen ſchlechten Bücherholzſchnitten, zuweilen Bruchſtücke einer frühern, beſſern Zeit wieder angewandt, wie in der ſogenannten Divisie Cronyk [3]). Hier ſind die meiſt elenden Holzſchnitte, unter denen nur einige beſſere nach Lukas von Leyden, mit ſehr viel älteren, von zerſchnittenen Platten vermiſcht, die zu einem franzöſiſchen allegoriſchen Ritterromane gehört zu haben ſcheinen, indem auf den Figuren häufig Worte, wie abusion, fortune u. ſ. w. ſtehen und die, wenn ſie auch denen der xylographiſchen Bilderbücher nicht grade gleich ſind, doch in manchen Stücken ihnen und überhaupt dem Styl der flandriſchen Miniaturen ebenſo nahe ſtehen, als ſie von allen übrigen Holzſchnitten in demſelben Buche durchaus abweichen. Den Grund, warum die Holzſchnitte in den erſten typographiſchen

1) Kunſtbl. zum Morgenblatt. 1822. S. 51.

2) Bartsch Peintre grav. VI. p. 37. u. f.

3) Leyden. J. Severs. 1517. Fol. Sie hat den Namen von ihren 32 Diviſionen oder Abtheilungen.

Drucken, gegen die in jenen xylographiſchen Bilderbüchern, ſo ſchlecht ſind, ſucht der neueſte engliſche Schriftſteller über dieſe Materie [1]) irrig darin, daß die Formſchneider und Briefdrucker, aus Zunftneid gegen die Buchdrucker und ihre neue Kunſt, ihnen ihre Hülfe verſagt und ſie genöthigt hätten zu Stümpern ihre Zuflucht zu nehmen. Richtiger erklärt ſich die Sache aus dem Erlöſchen der flandriſchen Malerſchule in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die in den Niederlanden von der brabantiſchen, in Deutſchland von der oberdeutſchen verdrängt wurde, ſowie aus der Abnahme der Miniaturmalerei, der ſich die Ölmalerei nun gänzlich entfremdete, daher in der unterſten Region die Formſchneider und Briefmaler ihren Anhalt verloren und ſich, nunmehr ſich ſelbſt überlaſſen, verſchlechterten, ein Zuſtand, welcher bis dahin fortdauerte, wo ſich Künſtler erſten Ranges, in den Niederlanden Lukas von Leyden, wie in Deutſchland A. Dürer, des Holzſchnittes annahmen und Vorzeichnungen dazu lieferten.

Der niederländiſche Urſprung jener xylographiſchen Bilderbücher beſtätigt ſich außerdem noch durch den darin wahrzunehmenden eigenthümlichen Charakter der damals allgemein verbreiteten, ſogenannten gothiſchen Type, in der niederländiſchen Manuſkriptenſchrift, der mehr geſchnörkelt iſt, als in Mittel- und Oberdeutſchland, ein Merkmal, welches ſich, bis auf die neueſte Zeit, in der niederländiſchen Druckſchrift (der ſogenannten black-letter), ſo weit man ſich jetzt nicht der römiſchen bedient, erhalten hat. Da die hauptſächlichſten geiſtlichen Bilderbücher, obgleich

---

1) W. A. Chatto in Jackſon's vorangeführtem Buch p. 219.

Digitized by Google

ſie handſchriftlich in Deutſchland ebenſo verbreitet waren als in den Niederlanden, dennoch dort nur den xylographiſchen Ausgaben der niederländiſchen Briefdrucker nachgedruckt worden ſind, ſo läßt ſich daraus allein ſchon ſchließen, daß die Vervielfältigung ſolcher Bücher durch Holzdruck aus den Niederlanden herübergekommen ſei und die Deutſchland ausſchließlich angehörigen erſt von ſpäterem Alter als jene ſind, was ſich denn auch bei den meiſten aus ihren von 1470 wenig entfernten Druckjahren, oder aus der Beſchaffenheit des Drucks mit der Preſſe und auf beiden Seiten des Papiers, oder aus ihrer von der gothiſchen in die deutſche übergehenden Type, noch deutlicher erſehen läßt [1]). Es bleibt daher nur noch nachzuweiſen, daß der xylographiſche Druck der erſten geiſtlichen Bilderbücher in den Niederlanden gleichzeitig mit dem der Donate und Schulbücher, alſo ohngefähr gegen 1440, ſeinen Anfang genommen hat. Hauptſächlich wird dies aus dem Wiedervorkommen der Holzſchnitte des Heilsſpiegels und der Bruchſtücke aus der Armenbibel und dem Hohen Lied in holländiſchen, nach 1480 gedruckten Büchern beſtritten und daraus gefolgert, daß dieſe Holzſchnitte, und mithin auch die Bilderbücher, in denen ſie zuerſt vorkommen, nicht viel älter ſein können. Gegen dieſe Folgerung ſpricht jedoch mehreres. Denn, wenn auch die erſten niederländiſchen Ausgaben aller jener Bilderbücher nicht für Produkte einer einzigen Offizin, ſondern mehrerer an ver-

1) Hiſtor. Taſchenb. 1837. S. 540 u. f. Die Vergleichung wird ergeben, wie der Verfaſſer ſeine S. 541 ausgeſprochene Meinung über das Alter des xylogr. Drucks der Bilderbücher hier geändert und berichtigt hat und ebenſo an einigen andern Orten.

Digitized by Google

ſchiedenen Orten zù halten ſein mögen, ſo muß doch geraume Zeit darüber hingegangen ſein, ehe ſie, namentlich die Armenbibel und die Kunſt zu ſterben, in Deutſchland, bis nach Schwaben hin, ihren Weg finden und in ſo vielen verſchiedenen xylographiſchen Nachdrucken, bis auf die offenbar jüngſten und datirten in den 70ger Jahren des Jahrhunderts herab, wiederholt werden konnten. So unzuläſſig es nun wäre, bei dem frühen lebhaften Verkehr zwiſchen Nürnberg, Augsburg und den Niederlanden, mit Laborde, der die xylographiſchen Bücher der letzteren bis in den Anfang des Jahrhunderts hinaufrückt, anzunehmen, daß zwiſchen ihnen und den letzten datirten Nachdrucken in Oberdeutſchland ein halbes Jahrhundert läge, ſo dürfte es doch nicht zu viel gerechnet ſein, wenn man die, zu ihrem Übergang und ihrer Verbreitung bis zu den letzten Ausgaben herab, nöthig geweſene Friſt auf 20 bis 25 Jahre anſchlägt, wonach die erſten Originalausgaben um 1440 entſtanden, alſo mit den erſten xylographiſchen Donaten in Holland ungefähr gleichzeitig ſein würden. Dies iſt aber ſchon deshalb das Wahrſcheinlichſte, weil es den Briefdruckern und Briefmalern, wie wir geſehen haben, ebenſo nahe, wo nicht näher lag, Bilder zu drucken als bloße Schrift, und weun auch, von allen Büchern geringen Umfangs, das Bedürfniß nach Schulbüchern das größte war, ſo kann der Druck der gleichfalls ſo begehrten Bilderbücher doch wenigſtens nicht viel ſpäter erfolgt ſein. Sollten nun auch, was nicht gradehin zu behaupten iſt, die Holzſchnitte des Heilsſpiegels, ſowie die der erſten Armenbibel von einerlei Meiſter herrühren, ſo würde doch nichts im Wege ſtehen, die erſte Ausgabe des mit beweglichen Lettern gedruckten Heilsſpiegels um das Jahr 1450,

Digitized by Google

alſo etwa 10 Jahr ſpäter, als die erſte xylographiſche Armenbibel zu ſetzen und da der holländiſchen Offizin, welche dieſen Übergang zu dem Druck mit mobilen Lettern bewerkſtelligte, wie wir weiterhin ſehen werden, mindeſtens eine 20jährige Dauer ihrer Thätigkeit bis gegen 1470 hin beigelegt werden muß, ſo können die abgenutzten Platten dieſes und anderer eingegangener Briefdrucker leicht in das Inventarium neu entſtandener Buchdruckerwerkſtätten in den holländiſchen Provinzen übergegangen und dort von 1480 bis nach 1490 hin wieder gebraucht worden ſein. Es gibt auch weiterhin Beiſpiele genug von der langen Dauer und Unverwüſtlichkeit alter Holzſchnittplatten, denen nur der Wurm und das Feuer ſchädlich ſind, die ſich ſich aber ſonſt Jahrhunderte lang in brauchbarem Zuſtande erhalten können, weshalb nur an die Ambraſer Platten und an die zum Theil noch älteren Derſchauiſchen, die noch jetzt abgedruckt werden, zu erinnern iſt. Wie häufig ſind nicht in dem 16. Jahrhundert die Wanderungen ſolcher Platten aus einer Buchdruckerwerkſtatt in die andere? Sind doch Holbein's Tafeln zum Todtentanz von Baſel nach Lyon, die Dürerſchen zur kleinen Paſſion von Nürnberg nach Venedig, die anatomiſchen zum Veſal von Venedig nach Baſel gewandert. Die ſchönen Holzſchnitte zu Petrarchs Troſtſpiegel im Glück und Unglück ſind 1520 geſchnitten und kommen in den Ausgaben dieſes und in vielen andern Büchern, die in Augsburg und Frankfurt am Main bei verſchiedenen Buchdruckern, bis 1620, alſo ein ganzes Jahrhundert lang, erſchienen ſind, immer von denſelben Stöcken abgedruckt wieder vor. Es iſt alſo nichts Ungewöhnliches, die 30 bis 40 Jahr älteren Tafeln der erſten xylographiſchen Bilderbücher in holländiſchen

Digitized by Google

Büchern nach 1480 wieder benutzt zu ſehen, und es kann ihnen deshalb ein ſolches Alter nicht beſtritten werden, wenn alle andere Umſtände gleichfalls dazu berechtigen, ihnen daſſelbe beizulegen.

Das Hauptergebniß dieſes Abſchnitts iſt mithin, daß es bei Gutenbergs erſtem Auftreten in Straßburg, in den Niederlanden, wie in mehreren deutſchen Reichsſtädten, nicht nur Briefdrucker gab, ſondern daß bei ihnen die xylographiſche Buchdruckerei ſchon gebräuchlich war und daß er auf dieſe Art in Holland gedruckte Donate vor Augen hatte. Er kann alſo nicht, wozu man ihn bisher hat machen wollen, der Erfinder der Buchdruckerkunſt überhaupt oder gar der Druckkunſt geweſen ſein; dieſen Ruhm muß er Vorgängern abtreten, unter denen es ſchwerlich gelingen wird, den erſten Urheber ausfündig zu machen. Seine enthuſiaſtiſchen Vertheidiger ſehen nachgerade ein, daß ſie ſolches einräumen müſſen und nehmen daher zu der äußerſten Herabwürdigung des xylographiſchen Bücherdrucks ihre Zuflucht. Freilich ſind die Bücher, die er hervorgebracht hat, von geringem Umfang und noch geringerm wiſſenſchaftlichen Werth; freilich konnten ſie, als von den Winkelwerkſtätten gering geachteter Fabrikanten von Bildern und Volksſchriften ausgegangen, in der gelehrten Welt kein Aufſehen erregen; freilich mußten ſie bis aufs letzte Andenken untergehen, als die mainzer Typographie ſo kurz nachher ins Leben trat und alle bisherigen Methoden der Schriftvervielfältigung verdrängte. Aber ſetzen wir einmal den Fall, die Typographie wäre verborgen und die Erfindung bei dem Tafeldruck ſtehen geblieben, ſo wird niemand zweifeln, daß dieſer nach und nach in ganz andere Aufnahme gekommen ſein würde,

Digitized by Google

daß er durch zunehmendes Geſchick und Vereinigung von Kräften auf Bücher aller Art, ſelbſt die größten nicht ausgenommen, würde angewandt worden ſein, und daß ſich die xylographiſche Preſſe vielleicht nur um ſo einſtimmigern Dank verdient haben würde, als ſie, bei größerer Schwierigkeit und Koſtbarkeit des Bücherdrucks, nur das Beſte ſeiner Zeit, nur das, was eine Auflage von der unerſchöpflichen Stärke lohnt, wie ſie lediglich der Holzſchnitt und jetzt die Stereotypie gewährt, hätte vervielfältigen können, während der zahlloſe Wuſt unnützer und ſchlechter Bücher ungedruckt geblieben wäre. Nichts deſto weniger wollen wir es für kein Unglück halten, daß wir nicht, wie die Chineſen, beim Tafeldruck ſtehen geblieben ſind, daß vielmehr der Bau unſerer Buchſtabenſprache und vor allem der unaufhaltſam weiter ſtrebende Geiſt der germaniſchen Völker ſo bald über dieſe Grenze hinausgeführt und uns mit der Typographie beſchenkt hat, die eben weil ſie ſo unendlich lebendiger, belebender und überall eingreifender iſt, in ihrer Üppigkeit und Fülle auch Unkraut und Giftpflanzen ans Licht bringt. Dieſe Plage iſt nicht zu theuer und zu unerträglich, wenn wir an die unzuberechnenden Vortheile denken, die damit aus derſelben Quelle fließen. Aber eine große Ungerechtigkeit würde es ſein, wenn wir verkennen wollten, daß die Erfindung der Druckkunſt und des Buchdrucks mit Holztafeln Hauptſchritte geweſen ſind, an die ſich die Erfindung der beweglichen Lettern nur als weitere Ausbildung und Verbeſſerung angereiht hat, und daß von den ungeheuern Folgen derſelben fortwährend ein großer Theil nur die Wirkung jener Vorſchritte iſt, die mit denen ihrer weitern Entwicke-

Digitized by Google

lung dergeſtalt eins geworden ſind, daß ſie ſich nicht voneinander unterſcheiden laſſen.

Zweiter Abſchnitt.

Gutenberg.

Gutenberg ſtammte aus dem patriziſchen Geſchlecht der Gensfleiſch in Mainz, und obgleich ihm ſeine adlige Herkunft bei der Nachwelt kein größeres Anſehen geben kann, ſo iſt doch darauf lediglich ein prahleriſcher Werth gelegt und dagegen nicht erkannt worden, daß grade dieſe Herkunft es war, welche dem, was durch ihn für die Erfindung der Buchdruckerkunſt geſchah, eine ſo eigenthümliche und erfolgreiche Richtung gegeben hat. Sein Geſchlecht war zahlreich; ein Zweig, welcher ſich am längſten fortgepflanzt hat, nannte ſich von Sorgenloch. Unſer Joh. Gensfleiſch und ſein Bruder Frielo, die aber nicht zu dieſem Zweige gehörten, führten zuerſt den Beinamen Gudenberg oder Gutenberg und zwar von ihrer Mutter, die der letzte Sprößling des adligen Geſchlechts der Gutenberge geweſen ſein ſoll. Die Lehngüter deſſelben kamen nach Ausſterben des Mannsſtamms jedoch nicht an ſie, ſondern an die Sorgenloch, auch waren die Höfe zum Gutenberg und zum Gensfleiſch in Mainz ſchon zu Gutenbergs Zeit nicht mehr im Beſitz der gleichnamigen Familien. Daß hie und da Straßburg, und nicht Mainz, für ſeinen Geburtsort ausgegeben worden, mag in ſeinem erſten und

Digitized by Google

langen Aufenthalt in jener Stadt ſeinen Grund haben. Böhmiſche Chroniſten dichteten ihm ſogar den Urſprung aus der Stadt Kuttenberg (Cutna Hora) an, die ihren Namen vom Bergbau hat und einer der erſten böhmiſchen Druckorte war, und der von ihnen erfundene Vers: Cutna dat argentum, praeclara authore typorum, hat ſich neuerlich wieder geltend machen wollen. Aber der Name Gutenberg kommt auch in andern Gegenden Deutſchlands vor, ja in den halliſchen Bürgerbüchern aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben ſich nicht nur ein Johann Gutenberg, ſondern ſogar ein Fuſt und ein Scheffer gefunden [1]), ohne daß dieſe mit den erſten mainzer Typographen in Verbindung gebracht oder vermengt werden können. Die patriziſchen Geſchlechter, in Mainz die Alten genannt, hatten, wie in Straßburg und anderen Reichsſtädten, anfangs das Stadtregiment allein inne, aber je mehr die ſchon früh in Handwerksgeſellſchaften vereinigten gemeinen Bürger durch numeriſches Übergewicht, gleiches Intereſſe und zunehmenden Wohlſtand zu einem Gefühl ihrer Kraft und zu höheren Anſprüchen gelangten, je läſtiger und unleidlicher wurde ihnen die Ariſtokratie der Patrizier, daher ſie ſich bei jeder Gelegenheit dagegen auflehnten und ihnen nach und nach mit Erfolg das Stadtregiment faſt ganz abzugewinnen wußten. Das 14. und ein großer Theil des folgenden Jahrhunderts iſt die Hauptperiode dieſer Kämpfe und des Beſtrebens der Zünfte, ſich neben der gewerblichen auch politiſche Bedeutung zu verſchaffen. Schon hatten ſie ſich in Mainz

---

1) Schwetſchke Buchdr. Geſch. von Halle S. 83. u. f.

Digitized by Google

gleichheitlichen Antheil an der Regierung der Stadt mit den Geſchlechtern erſtritten, als 1420 neue Reibungen entſtanden und ſich ein großer Theil der letzteren, darunter auch die Gensfleiſch, der Übermacht weichend, zur Auswanderung veranlaßt ſah. Unſer Gutenberg, damals noch jung, ſcheint jedoch nicht aus dieſer Urſache die Stadt verlaſſen zu haben, denn in dem Vergleich oder der Rachtung von 1430, wegen Wiederaufnahme der Ausgewanderten, wird Henchin zum Gudenberg unter denjenigen ihrer Angehörigen genannt, die jetzt außerhalb der Stadt, aber damals nicht bei ihnen geweſen und deren ſie nicht mächtig ſind [1]), denen aber, wenn ſie es wünſchten, die Wiederaufnahme gleichfalls nicht verſagt ſein ſollte. Nur Georg Gensfleiſch, Peters Bruder, beide von dem Stamme der Sorgenloch, war der einzige, der ausdrücklich davon ausgeſchloſſen wurde. Da nun unſer Gutenberg aus einer andern, unbekannten Urſache und nicht wegen jener Auswanderung in Straßburg wohnte, ſo iſt es auch nicht auffallend, daß er von der Amneſtie keinen Gebrauch machte und erſt 1440, warum? werden wir in der Folge ſehen, wieder nach Mainz zog. Bürger war er in Straßburg nicht, denn er wird in keiner Urkunde als ſolcher bezeichnet. Der dortige Rath nennt ihn in dem Urtheilsſpruch von 1439, **Hanſz Genſzfleiſch von Mentz genant Gutenberg, vnſern hinderſoſz.** Daraus, daß

1) Die Worte (Wetter S. 46) die by den alten zu dirre zit nit geweſt ſind, können nicht auf den unmittelbar vorher genannten Peter Gensfleiſch allein, ſondern müſſen, da ſie in der Mehrzahl ſprechen, auch auf die vor ihm genannten, einſchließlich unſers Gutenberg, bezogen werden.

Digitized by Google

er nach dem Helblings Zollbuch, oder Regiſter über das Weinumgeld, von 1436 bis 1444 bei den Konſtofflern ſteuert [1]), wie in Straßburg die Bürger genannt wurden, die in keiner Zunft und höher als die Handwerker ſtanden [2]), folgt noch nicht, daß er ſelbſt Bürger und Konſtoffler war. Eine bleibende Niederlaſſung in Straßburg ſcheint er daher nicht beabſichtigt zu haben und ebenſo wenig ſteht ſeine dortige Verheirathung feſt [3]).

Seine Beſchäftigung mit mechaniſchen Künſten daſelbſt iſt bald ſeiner Armuth, bald einer eigenthümlichen Unruhe und Spekulationsſucht zugeſchrieben worden. Daß es ihm aber, auch ohne andern Nothbehelf, an dem für ſeinen Unterhalt nöthigen Einkommen nicht gebrach, zeigen mehrere Urkunden von 1434 und 1442, welche Renten, die er zu beziehen hatte, betreffen [4]), nach deren einer er ſogar den Stadtſchreiber von Mainz wegen 310 rhein. Gulden, welche ihm die Stadt an Renten ſchuldete, hatte in Verhaft bringen laſſen, deſſen er ihn nur auf Verwendung des Raths zu Straßburg wieder entledigte. Hierzu würde er ſich, wären ſeine Umſtände wirklich ſo bedrängt geweſen, ſchwerlich verſtanden haben. Ebenſo wenig iſt ſeine induſtrielle Thätigkeit als etwas Ungewöhnliches, als eine geniale Nichtachtung ſeines Standes, oder gar als

---

1) Schöpflin p. 40. Doc. VII.

2) Hüllmann Städteweſen. II. 181.

3) Wetter. S. 55. Note.

4) Derſelbe S. 38. Note**. S. 49. Note. Schöpflin p. 36. Doc. VI.

Digitized by Google

ein Beweis unangemeſſener Aufführung anzuſehen [1]). Von den patriziſchen Geſchlechtern in den Reichsſtädten, ſelbſt nachdem ſich ihre Ritterbürtigkeit nicht mehr, wie früher, von ſelbſt verſtand, waren zwar manche, beſonders wenn ſie auch außerhalb Burgen und Lehngüter beſaßen, der ritterlichen Neigung für Krieg und Waidwerk treu geblieben, daher wir ſie bei Feldzügen und andern Heerfahrten häufig im Fürſtendienſt ſehen, wie denn auch bei Kaiſer Friedrichs III. Krönung in Rom 1452 noch viele reichsſtädtiſche Edle in ſeinem Gefolge erſchienen. Aber bei den meiſten, und ſelbſt bei denen, die nicht aus plebejiſchen Familien durch Heirath oder Reichthum emporgekommen waren, hatte das ſtädtiſche Zuſammenleben, die Beſchränkung der Willkür, welche Folge eines Gemeindeverbands unter Freien iſt, und der Eintauſch der Vortheile ſtädtiſcher Bildung, Kunſt und Gewerbfleißes den kriegeriſchen Adelsgeiſt um ſo mehr in den Hintergrund gedrängt, als ſich ihnen bei den Domſtiften oder im Fürſten- und Städtedienſt die anſehnlichſten und einträglichſten Ämter und Würden, oder durch kommerzielle und gewerbliche Unternehmungen Ehre und Reichthum darbot. Selbſt in letzterer Beziehung kamen ihnen Vorrechte und Verhältniſſe zu Hülfe, welche ſie mit dem Gewerbsſtande in unmittelbare Verbindung brachten und ihnen auch hier eine wichtige Stellung gaben. Beſonders iſt damit das Verhältniß als ſogenannte Münzer-Hausgenoſſen gemeint,

---

1) Laborde Débuts. p. 54 verräth hier ſeine Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen der reichsſtädtiſchen Geſchlechter in Deutſchland.

wie wir ihm ſowohl in königlichen als biſchöflichen Städten im Mittelalter ſo häufig begegnen. In dieſen war die Ausübung des Münzrechts von dem Münzherrn gewöhnlich einer Geſellſchaft alter und vornehmer Geſchlechter, mit andern, dem anklebenden Bevorrechtungen, als Dienſtlehn verliehen. In Mainz beſtand dieſe Geſellſchaft aus 12 der alten Geſchlechter, unter denen auch die Gensfleiſch waren, und es gehörte zu ihren Nebenprivilegien die Münzprüfung, die Aichung von Maaß und Gewicht, das Wechslergeſchäft und der Vorkauf des zum Ausmünzen beſtimmten Goldes und Silbers [1]). Dies brachte ſie beſonders mit den Goldſchmieden in Berührung, einem der anſehnlichſten damaligen Gewerbe, von bei weitem größerm Umfang als jetzt, welches Mechanik, Chemie und das geſammte plaſtiſche und graphiſche Kunſtgebiet, in ihrer Anwendung auf Metalle, ſowohl allein als in Verbindung mit Edelſteinen und anderen koſtbaren Stoffen, begriff. Auch waren es die Goldſchmiede, welche anderwärts wohl ſelbſt, durch eine Geſellſchaft aus ihrer Mitte, die Ausübung des Münzrechts pacht- oder lehnweiſe inne hatten. Die Folge wird zeigen, wieviel Gutenberg grade mit ihnen zu thun hatte und wie nahe die Künſte, mit denen er ſich beſchäftigte, ihrer Sphäre lagen. Mit der Münzer-Hausgenoſſenſchaft waren Bank-, Geld- und kaufmänniſche Geſchäfte verwandt, denen ſich die patriziſchen Familien, wie die Behaim in Nürnberg, die Welſer in Augsburg und ſo viele andere, im Großen und

1) Köhler Ehrenrett. S. 71. lit. Cc. Joann. III. 458. Schaab. II. Urk. N. 66. S. 212.

Digitized by Google

oft in Geſellſchaften widmeten. Ja, ſeit dem 14. Jahrhundert ſind es meiſt Patrizier, von denen Pulvermühlen, Papiermühlen und ähnliche Anlagen zu neuen Fabrikationszweigen daſelbſt ausgehen.

Es kann daher keineswegs befremdlich erſcheinen, wenn auch Gutenberg in Straßburg ſich induſtriellen Unternehmungen hingab, die wir durch die Prozeßakten von 1439 über einen Streit, in den er, nach Abſterben eines ſeiner Geſellſchafter, mit den Erben deſſelben gerathen war, kennen lernen. Dieſe Akten, ſowie das Notariatsinſtrument von 1455, Seite 601, ſind die Haupturkunden für Gutenbergs Erfindung, ſie geſtatten uns tiefe Blicke in ſein geheimnißvolles Thun und Treiben, und der ganze Schwall anderer Urkunden, der von Schaab [1]) ſo pomphaft bekannt gemacht worden, iſt dagegen, genauer angeſehen, zum größten Theil nur als ein unnützer Ballaſt ſeines Werks zu betrachten. Und dennoch haben jene ſtraßburger Akten grade die größte Anfechtung erlitten und geben ein ſchlagendes Beiſpiel, zu welchen Verirrungen örtliche und Nationaleitelkeit führen kann, wenn ſie ſich in hiſtoriſche Unterſuchungen miſcht. Von der harlemer Seite ſtanden ſie der Behauptung, daß Gutenberg ſeine Erfindung einem Diebſtahl bei Koſter verdankt habe, entgegen, darum hat Scheltema [2]) von Buchdruckerei nichts

---

1) Erfind. d. Buchdr.k. in Mainz. Th. II. Von 380 Nummern ſeines Urkundenbuchs betreffen nur 16 unſern Gutenberg und unter dieſen iſt nur eine einzige vorher unbekannte, nämlich N. 113.

2) Beurth. des Schaabſchen Werks. Amſterd. 1833. S. 56 u. f.

Digitized by Google

darin finden wollen. Aber kaum glaublich iſt es, daß ſie ſelbſt von der mainzer Seite der Verfälſchung bezüchtigt worden ſind, bloß um nicht anzuerkennen, daß Gutenberg ſchon in Straßburg eine Erfindung verſucht hat, deren Ehre ſich Mainz ausſchließlich anmaßen will und dieſe Bezüchtigung iſt erſt zurückgenommen worden, nachdem es gelungen ſchien, wenigſtens die Verſuche mit beweglichen Lettern aus den Akten wegzubeuten [1]). Letztere beſtehen in einem Urtheilsſpruch von 1439 [2]), welcher 1740, bei den, auf Veranlaſſung der damaligen Säkularfeier angeſtellten Nachforſchungen, in dem rathhäuslichen Archiv entdeckt und zu welchem fünf Jahre ſpäter, bei der Abtragung des ſogenannten Pfennigthurms, unter andern alten daſelbſt unbeachtet gelegenen ſtädtiſchen Akten, auch noch zwei Hefte gefunden wurden, deren erſtes mehrere Zeugenausſagen beider Partheien in dieſem Prozeß, das zweite unter anderm ein namentliches Verzeichniß aller Zeugen enthält, die in demſelben aufgetreten ſind. Alle dieſe Stücke wurden zuerſt von Schöpflin [3]) und nach ihm

1) Wetter S. 238 u. f.

2) Er fängt an: Wir Cune Nope der Meiſter und der Rat zu Strassburg u. ſ. w. Cuno Nopp oder Cunemann Noppe war damals einer der 4 Stättmeiſter von Straßburg. Hertzog Elſ. Chron. VI. S. 194 u. VIII. S. 76.

3) Vindiciae. Docum. N. II, III u. IV. Wetter. S. 56—74. Laborde Débuts. p. 24 u. f. Letzterer verſichert p. 21, er habe die genaueſte Abſchrift davon genommen und die treueſte Überſetzung geliefert. Er gibt jedoch nichts anders und nicht mehr, als ſeine deutſchen Vorgänger, bis auf eine undeutliche Stelle p. 43 Note 1, die auch er nicht zu entziffern wußte.

Digitized by Google

mehrmals von Andern, zuletzt, mit Schriftproben und Abbildungen der Waſſerzeichen des Papiers, von Laborde bekannt gemacht und laſſen nicht den mindeſten Zweifel an ihrer Ächtheit übrig. Das Urtheil iſt ein vollſtändiges Transſcript, die Zeugenausſagen ſind die Originalaufnahmen, aber unvollſtändig. Die Veranlaſſung zum Prozeß war folgende. Gutenberg hatte nicht lange vorher mit dem Bürger Andreas Dritzehn und zwei andern, einen Geſellſchaftsvertrag über den Betrieb mehrerer Fabrikationszweige für gemeinſchaftliche Rechnung, mit Anwendung von Kunſtgeheimniſſen, in die er ſie gegen ein Einkaufs- oder Lehrgeld einweihte, auf 5 Jahre geſchloſſen, worin, für den Todesfall eines der Theilnehmer, feſtgeſetzt war, daß **alle kunſt, geſchirre und gemaht werk**, gegen 100 Gulden Entſchädigung an die Erben, der Geſellſchaft verbleiben ſolle. Wirklich ſtarb Dritzehn einige Zeit darauf und ſeine Brüder klagten nun gegen Gutenberg, daß er ſie, ſtatt des Verſtorbenen, in die Geſellſchaft aufnehmen, oder das von demſelben eingelegte Geld ihnen wieder zurückgeben ſolle, da er ſein ganzes väterliches Erbe darüber verthan hätte. Gutenberg wies nach, daß ihm der Verſtorbene noch 85 Gulden an der Einlage ſchulde, die Erben alſo höchſtens 15 Gulden von ihm fordern könnten, und da über den Vertrag zwar nur eine Privathandſchrift vorhanden war, ſämmtliche überlebende Theilnehmer aber beſchworen hatten, daß derſelbe, wäre Dritzehn am Leben geblieben, förmlich würde verbrieft und beſiegelt worden ſein, ſo wurden Kläger mit allen ihren Anſprüchen an Gutenberg, bis auf jene 15 Gulden abgewieſen. Bei aller Weitläufigkeit der Zeugenausſagen, laſſen ſie doch viel Dunkelheit übrig, theils weil von den

Digitized by Google

Zeugen für die Kläger die Hälfte und für den Beklagten alle, bis auf drei, darunter namentlich die Ausſagen der übrigen Geſellſchafter Gutenbergs fehlen, theils weil die wenigſten Zeugen näher in das Weſen der Geſchäfte der Geſellſchaft eingeweiht waren und weil es dem Richter überhaupt nicht ſowohl darauf ankam, die gewerbliche, als die rechtliche Natur der vertragsmäßigen Verhältniſſe kennen zu lernen. Nur aus dem Erkenntniß ſelbſt und aus der Ausſage Anton Heilmann's, der kein geringer Mann geweſen ſein muß, weil ihm das Prädikat Herr gegeben wird, und der ſeines Bruders Verbindung mit Gutenberg betrieben hatte [1]), erfahren wir, daß dieſer den Verſtorbenen zuerſt Steine poliren gelehrt, dann aber ihn und Andres Heilmann in ein gemeinſchaftliches Geſchäft mit einem Vogt zu Lichtenau, Namens Riffe, aufgenommen hatte, welches in Verfertigung von Spiegeln beſtand, die auf der 1439 bevorſtehenden Heilthumsfahrt in Achen abgeſetzt werden ſollten. Als dieſe auf 1440 verlegt wurde, war unter ihnen jener neue Vertrag auf 5 Jahre verabredet worden, wonach ihnen Gutenberg noch eine andere Kunſt, die er bisher für ſich behalten, mittheilte und ſie an der Ausbeute Theil nehmen ließ. An Lehrgeld für das Spiegelmachen hatten ihm Dritzehn und Heilmann, jeder 125 Gulden verſprochen. Bei dem Poliren der Steine iſt an Edelſteinſchleifen noch nicht zu

---

1) Laborde's Verwunderung (Débuts. p. 57), wie Gutenberg armen Leuten ſo viel Geld ablocken konnte, iſt am unrechten Ort. Von den Vorfahren des Dritzehn haben viele im Rath geſeſſen (Schöpflin p. 18. Note y) und Riffe war Richter oder Amtmann, alſo gewiß nicht unvermögend.

Digitized by Google

denken; am wahrſcheinlichſten ſind halbedle Steine gemeint, wie ſie, in der Nachbarſchaft von Mainz, der Hundsrück und das ſogenannte Weſtrich lieferte. Nach Seb. Münſter wurde Chalcedon (Katzedonien) im Revier S. Wendel gebrochen und das nicht weit entfernte Oberſtein an der Nahe, wo ſich Agat, Onyx und andere dergleichen Schmuckſteine finden, iſt noch jetzt der Ort, wo ſie auf einer Menge von Mühlen geſchnitten und mittelſt Tripel oder Zinnaſche und Waſſer polirt werden. Auch die Glasfabrikation ſcheint in dieſer Gegend ſchon früh einheimiſch geweſen zu ſein. Derſelbe S. Münſter nennt ein Dorf S. Küry (?) im Weſtrich, wo die beſten Spiegel und ander Glaswerk gemacht wird. Im 15. Jahrhundert und lange vorher gab es ſchon gläſerne Spiegel neben den metallnen, aber es waren, wie die Miniaturen zeigen, nur kleine runde Handſpiegel. Das Belegen der Spiegel geſchah damals noch durch Übergießen von geſchmolzenem Blei oder Zinn auf die, aus dem Streckofen kommende heiße Glasplatte, oder die Miſchung wurde, wie ſpäter bei den nürnberger ſogenannten Ochſenaugen, durch das Rohr ſchon in die heiße Glasblaſe und mit der innern Seite derſelben in Verbindung gebracht. Alles dies konnte aber nur auf der Glashütte ſelbſt geſchehen, Gutenberg muß alſo ſchon etwas von der Kunſt, das Glas mit Zinnfolie unter Anwendung von Queckſilber zu belegen, verſtanden haben, wie es im folgenden Jahrhundert von den Spiegelmachern geſchah, die das geſtreckte Glas aus den Glashütten kauften, zerſchnitten, polirten, belegten und die Spiegel ſodann einrahmten. War das Steinſchleifen ſchon einträglich geweſen, ſo verſprach die Verfertigung einer ſo beliebten und doch ſo ſeltenen Waare,

Digitized by Google

wie Spiegel, noch mehr. Die Geſellſchaft hatte einen großen Vorrath zuſammengebracht; Dritzehn für ſeinen Theil hatte ſein väterliches Erbe darüber verſetzt und wandte hinein, was er konnte; er war gewiß, es würde ihnen nicht mißlingen, ehe ein Jahr vorüberginge, hätten ſie ihre Auslagen wieder und wären dann alle glücklich [1]). Dies konnte auch nicht fehlen, nur mußte, wegen Verlegung der achner Heilthumsfahrt, ein Jahr länger darauf gewartet werden. Damals, als die Reliquien noch mit gläubigeren Augen angeſehen wurden und ihre Wunderkraft, ihre Verehrung und der daran geknüpfte Ablaß Wallfahrer aus der Nähe und Ferne herbeizog, war es für die alte Kaiſerſtadt Achen von ganz anderer Bedeutung, als jetzt, außer vielen anderen Schätzen dieſer Art, die Windeln Chriſti, das Lendentuch des gekreuzigten Heilands, das Kleid, welches Maria bei ſeiner Geburt getragen hatte und das Tuch, worauf Johannes der Täufer hingerichtet worden, zu beſitzen. Dieſe ſogenannten großen Heiligthümer wurden, wie noch gegenwärtig, in der Regel nur alle 7 Jahr öffentlich ausgeſtellt. Die Heilthumsfahrt (passagium) dauerte vom 10. Juli ab vierzehn Tage, während welcher der gewöhnliche Meßgottesdienſt in den Kirchen ruhte und, neben Schieß- und anderen Spielen und Kurzweil, ein freier Markt eröffnet war. Daher war der Zudrang, ſelbſt aus den entfernteſten Gegenden, ungeheuer, ein Bürger, der um dieſe Zeit keine Gäſte

---

1) Wetter 2. 25. u. 30. Hier und im Folgenden werden die Akten nach den Zahlen, die Wetter S. 56 u. f. am Rande beigeſetzt hat, zitirt.

Digitized by Google

hatte, wurde, wie die Chronik ſagt, einem Hunde ohne Schwanz gleichgeachtet. Die Wiener oder Sklavonier, die Ungarn, die Frieslånder und andere Landsmannſchaften hatten beſondere Plåtze inne, für einige waren ſogar eigne Prieſter beim Dom beſtellt, um ihnen in ihrer Landesſprache die Beichte abzuhören. 1496 wurden an einem Tage 142,000 Pilger in der Stadt gezählt und bei Eröffnung der Opferkaſten 80,000 Gulden darin gefunden. Wenn der einjährige Aufſchub der Heilthumsfahrt den Geſellſchaftern Gutenbergs auch keinen weitern Nachtheil brachte, ſo war er ihnen doch inſofern unangenehm, als ſie ihr Waarenlager für den achner Markt vollzählig gemacht hatten und es der einmal geweckten Neigung zu gewinnreicher Thätigkeit für den Augenblick an Stoff fehlte, daher erregte das Vertrauen in Gutenbergs Spekulationen bei ihnen den Wunſch, auch an der, die er noch für ſich behalten, Antheil zu nehmen, und ſo entſtand der neue Geſellſchaftsvertrag von 1438, durch den ſie zugleich in ein drittes Unternehmen deſſelben eingeweiht wurden, welches ſchon deshalb, weil die Gemeinſchaft 5 Jahre, alſo bis 1443 dauern ſollte, nicht, wie das vorige, auf die achner Heilthumsfahrt, die jedenfalls 1440 abgethan war, berechnet ſein konnte.

Dies Unternehmen war das Buchdrucken, worüber, obgleich letzteres in den Akten nirgend genannt wird, doch kein Zweifel obwalten kann, da der Goldſchmidt Dünne ausſagt, er habe ſeit ungefähr 3 Jahren mit dem, was zum Drucken gehört, von Gutenberg an 100 Gulden verdient [1]), und andere Zeugen nicht bloß von den Formen

1) Wetter 49.

Digitized by Google

ſprechen, die er vor Dritzehns Tode von ihm und Heilmann hatte wieder abholen laſſen [1]), ſondern auch von Maaßregeln, die er in dem Sterbehauſe getroffen, um die daſelbſt befindliche Preſſe in einen Zuſtand zu verſetzen, der ihren Gebrauch nicht verrathen konnte [2]). Da dies noch dazu derſelbe Gutenberg iſt, der ſich nachher in Mainz wieder ebenſo mit Fuſt zu einem großen Bibeldruck verbindet, ſo läßt ſich bei jenen Ausſagen nur an den Buchdruck nach einer neuen Methode und nicht an den längſt bekannten xylographiſchen der Briefdrucker denken; am ungereimteſten aber wäre es, ſie auf die Spiegelfabrikation beziehn zu wollen [3]). In welcher neuen Art verſuchte denn aber Gutenberg hier Bücher zu drucken? Warum wäre es nicht dieſelbe geweſen, wie die der niederländiſchen Briefdrucker vor ihm, mit ganzen in Holz geſchnittenen Tafeln? Nein! Der Flug ſeines Geiſtes ging höher, als daß er ſich damit hätte begnügen können, es einem armſeligen Handwerk, höchſtens mit Anwendung des Preſſen- ſtatt des Reiberdrucks, gleich zu thun. Auch hätte er dann nur aus der Preſſe, nicht aber aus den Formen und ſeinem Endzweck mit denſelben, ein Geheimniß machen können. Er wollte etwas ganz Anderes, als was bis dahin geſchehen war, er hatte den Gedanken erfaßt, mittelſt beweglicher

---

1) Ebend. 45.

2) Ebend. 3. 6. 9. 21. 46.

3) Die Vermuthung bei Wetter S. 763 u. f., daß die Spiegelrahmen, wie ſpäter die Einfaſſungen der Büchertitel, mit Holzſchnittleiſten wären bedruckt worden, iſt ohne allen Grund. Hölzerne Spiegel- oder Bilderrahmen wurden damals weder gepreßt noch bedruckt, ſondern höchſtens mit Schnitzwerk verziert.

Digitized by Google

Lettern und daraus zuſammengeſetzter Formen Bücher jeder Art und Größe leichter, als durch Abſchreiben, oder durch Tafeldruck zu vervielfältigen, die Druckkunſt aus der niedrigen Sphäre, auf welche ſie ſich bis dahin, bei den Briefdruckern, ohne beachtet zu werden, beſchränkt ſah, in die höhere der Gelehrſamkeit und Literatur hinaufzuheben und hier, durch ihre Einführung, einen allgemeinen Umſchwung von den größten Folgen hervorzubringen. So wenig es auf die Länge ausbleiben konnte und, wie der dritte Abſchnitt lehren wird, auch nicht ausgeblieben iſt, daß die Briefdrucker ſelbſt zur Typographie übergingen, ſo verhalf es ihr doch zu einer früheren und ſchnelleren Entwickelung, daß ſich gerade ein Mann mit ihr beſchäftigte, der ſchon, vermöge ſeines Standes, die Sache aus einem andern Geſichtspunkt betrachtete, als wenn er als Handwerker wäre geboren und erzogen worden. Die in Holland xylographiſch gedruckten Donate hatten ihm den Anſtoß gegeben; der erſte Schritt zur Ausführung ſeines Gedankens — die Buchſtaben der zuſammenhängenden, in die Holztafel geſchnittenen Schrift, die bei jeder andern von neuem hatten geſchnitten werden müſſen, von einander abzuſondern, um ſie tauſendfältig zu demſelben Zweck in anderer Zuſammenſetzung wieder anwenden zu können — war der, die Holztafel in ſo viel einzelne Stücke, als Buchſtaben, auseinander zu ſägen und mit dem gehörigen Vorrath ſolcher hölzerner Lettern die Formen für die abzudruckende Schrift zu bilden.

Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob es möglich ſei, mit hölzernen Lettern ein Buch zu drucken. Wir müſſen darüber die Meinungen einiger der vorzüglichſten Sachverſtändigen abhören. Der harlemer Buchdrucker,

Digitized by Google

Holzſchneider und Schriftgießer J. Enſchede um 1770 hält es bei einer Schrift, wie die, welche in der Kunſtſprache **Text** genannt wird und jeder kleineren für unmöglich. „Ich zeichnete," ſagt er, „und ſchnitt die Buchſtaben von einer Zeile Textkegel, nur um die Dicke einer Sägeſchneide von einander abſtehend, auf einen Holzſtock. An gutem und feinem Werkzeug fehlte es mir nicht. Nun kam es nur darauf an, die Buchſtaben mathematiſch winkelrecht von dem Holzſtock abzuſägen; dazu gebrauchte ich eine feine, von einer ſehr dünnen Uhrfeder aus engliſchem Stahl gemachte Säge; ich that mein Möglichſtes, um ſie alle gerade und parallel durchzuſägen, aber es gelang mir nicht: keine einzige Letter konnte die Probe eines mathematiſch rechteckigen Körpers aushalten. Sie zu ſchleifen und zu feilen, ging auf den Schleifſteinen der Letterngießer nicht an; wollte ich ſie beklopfen, ſo quetſchte ich den auf dem Kegel ſtehenden Buchſtaben, kurzum, ich ſah keinen Ausweg, und ich bin verſichert, daß kein Holzſchneider im Stande iſt, einzelne in Holz geſchnittene Lettern ſo herzuſtellen, daß ſie ihre Quadratur (und darin beſteht die Kunſt der Linie in der Letterngießerei) behalten. Mit aller Mühe und Arbeit kann man vielleicht einige Zeilen ſo zu Stande bringen, aber ganze Bücher damit zu drucken, iſt unmöglich, lächerlich und ein reines Hirngeſpinſt" [1]). Der ungefähr gleichzeitige franzöſiſche Holzſchneider und Schriftgießer Fournier hält zwar die Typen vieler der erſten mit beweglichen Lettern und großer Schrift gedruckten Inkunabeln für hölzerne, ſagt

---

1) Koning S. 26, Note.

aber, daß man für kleinere Schrift als gros Romain (unſere **Tertia**) dergleichen Typen, wegen der Gebrechlichkeit ſo kleiner Holzſtückchen, nicht brauchen könne [1]). Der engliſche Holzſchneider Jackſon macht ſich in ſeiner neueſten Geſchichte der Holzſchneidekunſt [2]) anheiſchig, wenn es die Koſten verlohnte, von jeder beliebigen Seite eines beliebigen vor 1462 gedruckten Buches [3]) ein mit hölzernen beweglichen Lettern gedrucktes Fakſimile zu liefern, ſagt aber: obgleich er der Möglichkeit gewiß ſei, kleine Bücher von einer beſtimmten Typengröße ſo zu drucken, ſo habe er doch noch keines der erſten typographiſchen Produkte geſehn, welches unzweifelhafte Kennzeichen, daß es mit Holzlettern gedruckt ſei, an ſich trüge. Laborde endlich iſt der Meinung, daß Gutenberg ſich in Straßburg und Anfangs auch in Mainz nur hölzerner beweglicher Lettern bedient habe und daß es möglich ſei, mit großer Geduld, Mühe und Unkoſten, ganze Bücher damit zu drucken [4]). Die Proben, welche er aber von einigen Zeilen, ſowie Wetter [5]) von einer ganzen Seite, gibt, ſind nicht überzeugend, weil ſowohl die Abſtände der Buchſtaben als der Zeilen von einander ungleich größer ſind, als ſie in irgend einem der alten Drucke gefunden werden. Hieraus geht alſo hervor, daß zwar an ſich nichts entgegenſteht,

1) Deſſen Observations sur les Vindiciae typogr. p. 8.

2) Wood-Engraving p. 168.

3) Doch wohl mit Ausnahme der Bücher unter N. 3 und 4 in unſerer Taf. I.

4) Débuts p 72

5) Wetter Tab. II.

Digitized by Google

einzelne Schriftſeiten mit Holzlettern von der Größe der Gutenberg'ſchen oder Pfiſter'ſchen Bibeltype [1]) zu drucken, daß es aber in der Wirklichkeit und im Großen nicht ausführbar iſt, ganze Bücher damit zu drucken, theils wegen der unſäglichen Mühe und Beſchwerlichkeit, mit ſo gebrechlichen und unregelmäßigen Lettern, wie die hölzernen, ganze Druckformen zuſammenzuſetzen, theils weil ſchon das geringe Gewicht der Holzlettern ihre Handhabung erſchwert und der Einfluß der Feuchtigkeit, beim mehrmaligen Wiederholen der Schwärzung und Reinigung, ſie bald unbrauchbar macht. Dies mußte dahin führen, die Lettern in Blei- oder Zinntafeln, ſtatt in Holztafeln zu ſchneiden, wo ihnen dann, beim Zerſchneiden, durch die Feile eine beſſere Quadratur gegeben werden konnte, ſie leichter zu handhaben und gegen die Feuchtigkeit unempfindlicher waren. Der Einwand, daß man ſie nicht aus einem ſchmelzbaren Stoff geſchnitten haben würde, da man ſie bequemer aus einem ſolchen Stoff hätte gießen können, iſt hinterher leicht gemacht; wenn wir uns aber in die Lage der erſten Erfinder ſetzen, die in der Regel nach und nach und ſchrittweiſe auf das zunächſt Liegende übergehn, ſo werden wir es natürlicher finden, daß ſie vom Holzſchnitt, der ja ſelbſt vom Metallſchnitt ausgegangen war, in Bezug auf die Lettern wieder zu dieſem zurückkamen, ehe ſie durch einen Sprung auf den Letternguß, ſo wenig er auch entfernt lag, verfielen, und wenngleich die Bleieinkäufe, von denen in dem Urtheilsſpruch die Rede iſt, zur Noth auf die Spiegelfabrikation bezogen werden können, ſo wird doch erſt unter Vorausſetzung von geſchnittenen

1) N. 1 und 12 unſerer Taf. I.

Digitized by Google

Metalllettern klar, wie der Goldſchmidt Dünne ſchon ſeit drei Jahren mit dem, was zum Drucken gehört, von Gutenberg beſchäftigt geweſen ſein und an 100 Gulden von ihm verdient haben konnte. Daß Gutenberg bei ihm bloß metallene Spatien und Durchſchußlinien zu ſeinen hölzernen Lettern habe fertigen laſſen, wie Laborde will [1]), hat nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit für ſich. Mochten indeß ſeine Typen metallene oder hölzerne ſein, ſoviel iſt gewiß, daß ſein Geheimniß und ſeine ſtraßburger Verſuche nicht in dem Buchdruck mit Holztafeln, ſondern mit mobilen Lettern beſtanden, wozu er ſich zuerſt einer Preſſe ſtatt des Reibers bediente. Auch würde dies, nach Bekanntmachung der ſtraßburger Prozeßakten, nicht zu beſtreiten geweſen ſein, wäre die Hauptſtelle [2]) **das Gutenberg ſinen knebt ſante zu den beden Andreſen, alle formen zu holen und würdent zur loßen das er es ſehe, und jn joch ettliche formen ruwete,** nicht bis vor kurzem [3]) gänzlich mißverſtanden worden. Schöpflin überſetzt die letzten Worte: quod nonnulla in eis emendanda reperiret, Meerman: magnam vero partem imperfectas fuiſse, oder et complures etiam formas defectu laboraſse [4]). Ein Blick in das der Schilterſchen Ausgabe von Königshofens Chronik angehängte altelſaſſiſche Idiotikon lehrt, daß **ruwen** nichts anderes als reuen iſt und dafür haben es auch jene Überſetzer genommen, nur

1) Débuts p. 77.

2) Wetter 45.

3) Jahrb. für wiſſenſchaftl. Kritik 1836, N. 118, S. 945.

4) Auch Wetter S. 197 hat ſie dunkel gefunden, weil er ruwen gar für ruhen, bleiben, nimmt.

Digitized by Google

daß ſie das, was Gutenberg reuete, unrichtig auf Fehler oder Mängel in den Formen beziehn. Störend iſt zwar in der angeführten Stelle, daß es **ruwete**, und nicht **ruweten** heißt, was die Schuld einer nachläſſigen Lesart ſein kann und ſich aufklären würde, wenn uns Laborde, ſtatt anderer unerheblicher Stellen, von dieſer wichtigſten ein Fakſimile gegeben hätte. Indeſſen liegt der Sinn doch deutlich zu Tage. Gutenberg ließ die Formen abholen, nicht weil ſie einer Verbeſſerung bedurften, ſondern, wie ausdrücklich geſagt wird, um ſie unter ſeinen Augen aus- einander nehmen zu laſſen. Sie mußten alſo zuſammen- geſetzt ſein, und zwar nicht etwa aus ganzen Holztafeln, deren Verbindung ebenſo leicht wiederherzuſtellen, als zu löſen war, ſondern aus beweglichen Lettern von höchſt unvollkommener Art, und da gerade die Zuſammenſetzung der Druckformen aus einer Unzahl kleiner, ſchlecht qua- drirter Letternſtäbchen, mit Ausfüllung der leeren Zwiſchen- räume, das bei weitem Mühſamſte und Schwierigſte bei der ganzen Sache war, ſo reuete ihn in Anſehung etlicher, nämlich derjenigen Formen, von denen nicht die hinläng- liche Anzahl Abdrücke gemacht war, die viele daran ver- ſchwendete Arbeit, die nunmehr unnütz wurde und mit der er, wenn der Grund zu dieſer Unterbrechung des Druckgeſchäftes gehoben war, wieder von vorn anfangen mußte. Aber warum ließ er ſie abholen, noch ehe Dritzehn bettlägerig wurde? Warum ließ er ſie auseinander nehmen? War es nicht hinlänglich, daß er ſie wieder in ſeinen Gewahrſam bekam, um ſie profanen Augen zu entziehn? Auch darüber gibt uns eine Zeugenausſage [1]) Aufſchluß,

1) Wetter 12.

nach welcher Dritzehn auf ſeinem Todbette geäußert hatte: ſollte ich ſterben, ſo wollte ich, daß ich nie in die Geſellſchaft gekommen wäre, denn ich weiß wohl, daß meine Brüder mit Gutenberg nie übereinkommen werden. Er und mithin auch Gutenberg ſahen daher einen Rechtsſtreit im Fall ſeines Todes voraus und Letzterer war vorſichtig genug, gleich bei Annäherung einer gefährlichen Krankheit des Erſteren, die Formen abholen und auseinander nehmen zu laſſen, um ſein Geheimniß gegen einen etwa ungünſtigen Ausgang des Prozeſſes ſicher zu ſtellen. Überhaupt hat er die beiden Genoſſen, Dritzehn und Heilmann, ſchwerlich ſogleich in ſeine Kunſt nach ihrem ganzen Umfang eingeweiht; er ging dabei ſchrittweiſe zu Werke und fing damit an, ſie drucken zu lehren. Die Anfertigung der Lettern, die künſtliche Zuſammenſetzung feſter Druckformen daraus behielt er, ſoweit ſie der Augenſchein nicht ergab, künftiger Unterweiſung vor. Er gab die aus ſeinen eigenen Mitteln verfertigte Preſſe und Formen dem Dritzehn, unter dem Siegel der Geheimhaltung, in ſeine Behauſung [1]) und überließ ihm das Druckgeſchäft, worin er bald eingeübt ſein, ſich auch wohl durch ſeine Baſe helfen laſſen konnte und wodurch die zu verkaufende Waare unmittelbar hervorgebracht wurde. Deshalb nahm er auch für das Buchdruckergeſchäft ein höheres Lehrgeld, als für das Spiegelmachen, denn bei dieſem war alles Material auf gemeinſchaftliche Rechnung anzuſchaffen, bei jenem

1) Laborde, der dieſen Zuſammenhang nicht einſieht, ſagt Débuts p. 59, der unruhige Gutenberg habe ſich aus ſeinem Geheimniß nichts mehr gemacht, weil er ſchon wieder an etwas Anderes dachte.

Digitized by Google

hatte er es, bis auf Pergament, Papier und Schwärze, ſelbſt hergegeben. Durch das Abholen der Formen war ſchon vor Dritzehns Tode das Hauptgeheimniß ſicher=geſtellt, aus der Preſſe an und für ſich war nicht zu erſehen, wozu ſie gedient hatte. Nichts deſto weniger ſandte Gutenberg ſeinen Diener, nach Dritzehns Tode, zu deſſen Bruder und ließ ihn bitten, die Preſſe niemand zu zeigen, ſie mit den zwei Wirbeln aufzumachen und die Stücke, die dann von einander fielen, in oder auf die Preſſe zu legen [1]). Dies ſcheint zwar auf Theile der Preſſe ſelbſt, die auseinander genommen werden ſollten, zu gehn, obwohl nicht einzuſehn iſt, welche damit gemeint ſein konnten, da die Preſſe, in ihrer damaligen erſten und roheſten Geſtalt, wohl nur aus einer Schraubenſpindel beſtand, die in einem feſten Geſtelle, mittelſt eines Preßbengels, über dem Druck=tiſch auf und nieder bewegt wurde, und die Tafel, welche den Bogen auf die Form drückt, oder, nach heutiger Kunſtſprache, der Tiegel, noch nicht, wie ſpäter, durch das ſogenannte Schloß mit der Spindel dergeſtalt in Ver=bindung geſetzt war, daß ſie deren auf und niedergehende Bewegung mitmachte, von der drehenden Bewegung aber frei blieb. Andere Zeugen ſagen jedoch [2]), der Diener ſei zu Dritzehns Bruder geſchickt worden, um ihn zu bitten, vier Stücke, die in der Preſſe lägen, heraus und von einander zu nehmen, damit man nicht ſehe, was es ſei. Hiernach kann nur von den in einen Rahmen zuſammen=geſchraubten Druckformen von vier Kolumnen oder zwei Folioſeiten, zum einſeitigen Bedrucken eines ganzen Bogens,

1) Wetter 20. 21. 46.

2) Ebend. 3. 6.

Digitized by Google

die Rede geweſen ſein. Nach ihrer weiteren Ausſage fand ſich aber davon nichts; natürlich, weil alle Formen ſchon früher waren abgeholt worden. Dieſe zweite Beſchickung mochte daher nur zum Schein geſchehen ſein, um zu verbergen, daß Gutenberg ſich, ſchon vor Dritzehns Tode, in den Beſitz aller Formen geſetzt hatte, welches ihm nichts helfen konnte, wenn auch nur eine Form in der Preſſe zurückblieb, da eine einzige, ſelbſt nach dem Auseinandernehmen, hinlänglich war, ſein Geheimniß zu verrathen. Zuletzt entſteht noch die Frage: was für ein Buch war es, welches gedruckt werden ſollte? Die gewöhnlichſte Meinung iſt die, welche Gutenberg zuerſt mit Kleinigkeiten anfangen und ihn daher in Straßburg noch an nichts mehr, als eben an einen Donat, oder an ein Volks- und Bilderbüchlein, wie es für die achner Heilthumsfahrt paſſend ſchien [1]), denken läßt. Aber U. Zell nennt in der kölniſchen Chronik die von Gutenberg in Mainz 1450 unternommene und mit Miſſallettern gedruckte Bibel das erſte (typographiſch) gedruckte Buch, und wirklich iſt von Druckſtücken, welche man, mit einigem Anſchein, für frühere Gutenbergiſche Produkte halten könnte, nicht eine Spur zum Vorſchein gekommen. Er war kein Briefdrucker und wollte mit ihnen nichts gemein haben. Ihm war es nicht genug, in den beweglichen Lettern ein Mittel gefunden zu haben, um den Druck kleiner, aus wenigen Bogen beſtehenden Schriften, wie ſie die Briefdrucker lieferten, zu erleichtern. Er wollte es vermittelſt derſelben dahin bringen, die voluminöſeſten Werke zu drucken; ſeine Aufgabe war nur gelöſt, wenn es ihm gelang ein Buch,

---

1) Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik 1836, N. 117, S. 944.

Digitized by Google

wie die Bibel, auf dieſe Art zu vervielfältigen. Ob dies mit beweglichen Holztypen, oder geſchnittenen Metalltypen möglich ſei, konnte ſich erſt bei der Anwendung im Großen zeigen; Verſuche mit Kleinigkeiten halfen zu nichts, denn wenn er mit ſeinen Lettern auch nur eine einzige Folioſeite gedruckt hatte, ſo war zu hoffen, daß ſich ebenſo nach und nach viele hundert würden drucken laſſen. Ein Schul- oder Bilderbuch konnte er, mit geringen Mitteln, in kurzer Zeit und allein zu Stande bringen. Wollte er weiter nichts, ſo brauchte er deshalb nicht auf fünf Jahre mit Andern in Gemeinſchaft zu treten. Wenn es aber auf ein Buch, wie die Bibel, ankam, wurde die Sache koſtbarer und weitausſehender, und darum fand er ſchon in Straßburg eine ſolche Gemeinſchaft rathſam. Nach einer, von ſeiner mainzer Bibel hergenommenen Berechnung, brauchte er über 40,000 Lettern, um eine einzige Lage von vier Bogen zu drucken [1]). Nehmen wir nun auch an, daß er in Straßburg, wo er es noch nicht weiter als bis zu geſchnittenen Metalllettern gebracht hatte, nicht auf einmal lagenweiſe, ſondern nur einen Bogen nach dem andern druckte, ſodaß die Lettern des einen nach dem Abdruck erſt für die Form zu dem andern wieder benutzt wurden, ſo war der Letternbedarf doch noch immer ſo groß und die Arbeit ſo langwierig, daß es nicht zuviel ſcheint, wenn der Goldſchmidt Dünne ſchon ſeit 3 Jahren mit Verfertigung der Lettern zu thun hatte und wenn Gutenberg 5 Jahre für nöthig hielt, um auf dieſem Wege einen ganzen Bibeldruck zu Ende zu bringen. Laborde's Meinung, daß nichts anders, als dieſer, der Gegenſtand

1) Wetter S. 310.

Digitized by Google

geweſen ſei, zu welchem ſich Gutenberg ſchon in Straßburg mit andern Theilnehmern verbunden hatte, iſt daher gewiß die richtigſte. Auch macht ſie es am erklärlichſten, daß das Unternehmen in Straßburg ohne Erfolg geblieben iſt. Es mußte aufgegeben werden, ſei es wegen der Unterbrechung des angefangenen Drucks durch den Prozeß mit Dritzehns Erben, oder weil die Sache, vor Erfindung des Letterngußes, zu ſchwierig und koſtbar wurde und ſich zu ſehr in die Länge zog, indem die Blei= oder Zinnlettern zu wenig aushielten und zu oft hätten erneuert werden müſſen.

Über Gutenbergs weiteren Aufenthalt in Straßburg bis 1444 und in Mainz bis 1450 liegt tiefes Dunkel. Gegen die Mitgenoſſen ſeiner Unternehmungen in Straßburg hatte er ſich durchaus uneigennützig bezeigt; er hatte ſich in ihre Wünſche wegen der Aufnahme in die Geſellſchaft nicht unbedenklich gefügt und ihnen Zeit gegeben, ſich darüber zu berathen [1]); ſie hatten oft bei ihm gegeſſen und getrunken, ohne daß er etwas Anderes, als kleine Geſchenke von Wein und Obſt, von ihnen angenommen [2]). Für die Hauptgeſchäfte der Geſellſchaft muß übrigens die 1440 gehaltene achner Heilthumsfahrt um ſo belohnender geweſen ſein, als ihr, nach Dritzehns Tode, ſein Antheil an dem gemeinſchaftlichen Waarenvorrath und an dem Gewinn davon zugewachſen war. An Gutenbergs Rückkehr nach Mainz, der, nach Seite 576, von Seiten der Stadt nichts entgegen ſtand, iſt der ſogenannte große Geckenkrieg 1444 wohl nicht ohne Antheil geweſen. Kaiſer

1) Wetter 34.
2) Ebend. 23. 28. 29. 31. 44. 47.

Digitized by Google

Friedrich III. hatte franzöſiſche Hülfe gegen die Schweizer in Anſpruch genommen, was für den Dauphin eine erwünſchte Gelegenheit war, die Laſt zügelloſer Söldnerſcharen, welche die Kriege mit England und zwiſchen den Parteien der Burgunder und Armagnacs aus aller Herren Ländern nach Frankreich gezogen hatte, auf andere Länder zu wälzen und, nachdem die Schweizer ſie mannhaft abgewieſen, das unglückliche Elſaß, das in dem ohnmächtigen Kaiſer und in der Uneinigkeit der deutſchen Fürſten keine Hülfe fand, damit zu überſchwemmen. Hier hauſten ſie fürchterlich; nur Städte, wie Straßburg, mit einer zahlreichen, wohlbewehrten Bürgerſchaft und ſtark befeſtigt, konnten ſich ihrer erwehren, mußten ihnen aber doch, ungeachtet mancher glücklicher Streifzüge über ihre Mauern hinaus, ſelbſt die nächſte Umgegend preisgeben. Gutenberg konnte nicht länger in ſeiner Wohnung vor der Stadt, bei dem Kloſter S. Arbogaſt an der Jll, bleiben, aber auch in der Stadt war alles voller Flüchtlinge und Unruhe, wodurch er ſich in ſeinen Beſchäftigungen ſo geſtört ſah, daß er wieder nach Mainz zog, bis wohin ſich dieſe Plage nicht erſtreckte. Hier erſt ſcheint er, ſeine Aufgabe unverrückt im Auge behaltend, auf den Letternguß, das einzige Mittel zu einer erfolgreichen Löſung derſelben im Großen, gekommen zu ſein und den Weg zur wahren und eigentlichen Typographie gefunden zu haben. Die kölner Chronik ſpricht nur in runder Zahl, von einer zehnjährigen Dauer ſeiner, dem Jahre 1450 vorangegangenen Verſuche, die, nach den ſtraßburger Prozeßakten, mindeſtens 1436 ihren Anfang genommen haben. Aber auch 15 Jahr ſind verhältnißmäßig nicht zu viel, um von der erſten Idee beweglicher Lettern, bei den mancherlei Arten

zu ihrer Hervorbringung, bis auf ſolche zu gelangen, mit denen der Druck eines Bibelwerks durchzuſetzen war. Wie viel Zeit koſtete es nicht, um den nöthigen Vorrath an Lettern, ſo lange ſie einzeln geſchnitten werden mußten, zuſammenzubringen, und doch entſprach der Erfolg der hölzernen Lettern, bei ihrer Anwendung im Großen, den erſten lockenden Verſuchen nicht. Daſſelbe war mit bleiernen oder zinnernen Lettern der Fall, und jeder Übergang zu einem neuen Letternſtoff, jeder neue Weg zu ihrer Verfertigung machte den angefertigten Schriftvorrath unnütz und zwang von vorn wieder anzufangen. Selbſt nachdem der Letternguß gefunden war, was mußte da noch alles verſucht werden, um für die Patrizen, Matrizen und Lettern das geeignete Material und für ihre Hervorbringung die beſte Methode zu finden, der Schwierigkeiten und Unterbrechungen nicht zu gedenken, mit denen Gutenberg, wegen Unzulänglichkeit ſeiner Geldmittel, wegen der Prozeſſe, in die er verwickelt wurde, und wegen Kriegs- und anderer Unruhen zu kämpfen hatte. Daß er um dieſe Zeit Schulden zu machen genöthigt war, zeigt eine Urkunde von 1448, wonach er, wegen eines erhaltenen Darlehns von 150 Goldgulden, dem Gläubiger eine wiederkäufliche Gült von 7½ Gulden jährlich, unter Verbürgung eines ſeiner Verwandten, verſchreibt [1]), eine damals gewöhnliche Form für dergleichen Darlehnsgeſchäfte, da alles Ausleihen gegen Zins, nach den Grundſätzen des kanoniſchen Rechts, für unerlaubten Wucher galt. Es hält

1) Schaab II, S. 253, N. 113. Von allen Gutenberg betreffenden Urkunden iſt dies die einzige, in der er wegen angeliehenen Geldes als Selbſtſchuldner erſcheint.

Digitized by Google

ſchwer, ſich jetzt, wo man die Schriftgießerei nur in ihrer Vollkommenheit kennt und das Schriftſetzen dadurch ſo leicht und bequem geworden iſt, eine Idee davon zu machen, wie mühſam und zeitraubend es war, mit rohen, ungleichförmigen Stäbchen eines weicheren Metalls, als unſer Letterngut, eine feſte, den hundertfältigen Preſſendruck aushaltende Form von Folioformat zu Stande zu bringen, und ſchon die Mangelhaftigkeit der Gießform allein iſt hinreichend zu erklären, wie Gutenberg, nach ſeinem ſtraßburger Verſuch und nachdem er mit ſeiner Erfindung ſo viel weiter gekommen war, auch in Mainz noch mehrere Jahre zu ſeinem Bibeldruck brauchen konnte.

Zu dieſem verband er ſich 1450 mit Joh. Fuſt, einem anſehnlichen Bürger von Mainz, durch einen Geſellſchaftsvertrag, über deſſen ſtreitig gewordenen Inhalt ein Prozeß entſtand, den wir aus einem Akt des Notar Helmasperger von 1455 näher kennen lernen. Letzteren hat Senkenberg in Gießen 1734 zuerſt [1]), nach einem Original in den Fuſt'ſchen Familienpapieren, abdrucken laſſen, und Köhler hat davon ein zweites authentiſches, auf Pergament geſchriebenes Exemplar [2]) vor ſich gehabt. Fuſt ſchoß anfangs 800 Goldgulden gegen 6 Prozent Zinſen her, womit, ſeiner Behauptung nach, Gutenberg das ganze Werk hatte vollbringen wollen, möge es mehr oder weniger koſten, und gab nach zwei Jahren noch eben ſo viel dazu, klagte aber 1455 gegen Gutenberg auf Zurückzahlung des ganzen vorgeſchoſſenen Kapitals von

1) Selecta Jur. et Histor. Anecd. T. I. p. 269.

2) Ehrenrettung S. 58 und danach abgedruckt S. 54 u. f., wiederholt bei Wetter S. 284 u. f.

1600 Gulden nebſt Zinſen, da er dieſes ſelbſt borgen müſſen und Beklagter ihm die Zinſen nicht bezahlt habe. Es war alſo hier von Schadenerſatz und Verzug die Rede und in ſolchen Fällen erlaubte auch das kanoniſche Recht, das Intereſſe zu fordern, ſo hoch es zu erweiſen ſei. Gutenberg ſetzte der Klage entgegen, er habe die erſten 800 Gulden nur zur Einrichtung ſeiner Werkſtatt, die dafür als Unterpfand haften ſollte, erhalten und Fuſt hätte ihm die verſprochenen Zinſen davon nachträglich erlaſſen. Übrigens hätte dieſer ihm zu dem Werk der Bücher 300 Gulden jährlich ausgeſetzt und außerdem die Koſten für Geſindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Dinte u. ſ. w. zu tragen übernommen. Er ſei alſo auch die weiter empfangenen 800 Gulden, über die er ihm Rechnung ablegen wolle, nicht zu verzinſen ſchuldig. Das Gericht erkannte, Gutenberg ſolle über das, in das Werk zum gemeinſchaftlichen Nutzen, empfangene und ausgegebene Geld Rechnung legen; was er mehr empfangen, ſolle auf die 800 Gulden zur Einrichtung der Werkſtatt gehn, und was die letztere Summe noch überſtiege, ohne in den gemeinſchaftlichen Nutzen verwendet zu ſein, an Fuſt zurückbezahlt werden. Zinſen wurden dieſem nur zugeſprochen, inſofern er ſchwören würde, das Geld ſelbſt von Andern erborgt zu haben. Fuſt leiſtete dieſen Eid in dem dazu anberaumten Termin, (den Gutenberg durch einige ſeiner Freunde und Diener beſchickte,) im Beiſein mehrerer Zeugen von ſeiner Seite, unter denen auch Peter Gernsheim, Cleriker der Stadt und des Biſthums Mainz, und ließ darüber das vorhandene Inſtrument aufnehmen, in welchem der status causae und das darauf erfolgte Urtheil auszugsweiſe vorangeſchickt ſind. Die Jahre 1450 und 51

Digitized by Google

waren über die vollſtändige Einrichtung der Werkſtatt hingegangen, in den drei folgenden, bis zur Abfaſſung jenes Inſtruments, war der Bibeldruck in zwei Folianten völlig fertig geworden [1]). Was konnte nun Fuſt bewegen, ſich mit Gutenberg zu entzweien, nachdem dieſer das Verſprochene geleiſtet und muſterhaft zu Ende gebracht hatte, ſodaß es nur darauf ankam, aus dem Verkauf der Auflage die Früchte zu ernten? Ging Fuſts Klage, wie behauptet wird, wirklich darauf hinaus, jenen außer Beſitz des Druckzeugs zu ſetzen und ihn ſeines Antheils an dem Gewinn vieljähriger Arbeit zu berauben? War der Richterſpruch parteiiſch und ungerecht? Mit unbefangenen Augen gelangen wir darüber zu einer ganz anderen Anſicht, als die gewöhnliche. Fuſt und Gutenbergs Verbindung zu dem Buchdruckergeſchäft beruhte auf der billigen Grundlage, daß jener das Geld, dieſer ſeine Kunſt und die Arbeit hergeben, der Vortheil aber gemeinſchaftlich ſein ſollte. Auch in der Verzinſung der 800 Gulden zur Einrichtung der Werkſtatt und in dem Zinsſatz von 6 Prozent, der den damals üblichen nicht überſchritt, kann nichts Unbilliges gefunden werden, denn die Werkſtatt blieb an Gutenberg, Fuſt hatte nur ein Pfandrecht darauf, welches mit der Zurückzahlung dieſer Summe erloſch, und dennoch hatte Fuſt ihm mündlich zugeſagt, von der Verzinſung Abſtand nehmen zu wollen. Gehäſſiger ſcheint es dagegen, daß er dieſe Zuſage nicht hielt und auch von den zu den Druckkoſten hergegebenen 800 Gulden Zinſen forderte, ja daß er ſelbſt das ganze Kapital wieder einklagte und zwar gerade zu der Zeit, wo die Bibelauflage

1) Wetter S. 350.

Digitized by Google

zum Verkauf fertig war und ſein Antheil an dem Erlös ihm nicht nur den Erſatz der Auslagen, ſondern auch außerdem reichlichen Gewinn verſprach. Die Zinſen berechnete Fuſt[1]) auf . . . . 420 Gulden

dazu das Jahrgeld von 300 Gulden für Gutenberg, auf 5 Jahr, mit . . . . . . 1500 „

und da Letzterer mit den erhaltenen 800 Gulden für die Koſten an Lohn, Hauszins und Material ſchwerlich ohne Zubuße ausgereicht ſein wird, mag dieſe auch noch zu . . . 480 „

angeſchlagen werden, mithin beliefen ſich die Unkoſten zuſammen etwa auf . . . . . 4000 Gulden.

Geben wir dagegen der Bibelauflage die gewöhnliche geringe Stärke der Bücherauflagen der erſten Drucker von 300 Exemplaren und ſchlagen wir jedes derſelben, in Betracht der hohen Manuſcriptenpreiſe und da wir wiſſen, daß Gutenbergs, ungefähr halb ſo viel Bogen, als die Bibel, ſtarkes Katholikon für 41 Goldgulden verkauft worden[2]), gewiß nicht zu hoch auf 50 Gulden an, ſo hatte die ganze Auflage einen Werth von 15000 Gulden

und wenn auch ein Drittheil, für Rubriziren, Einband und Vertriebskoſten, mit 5000 „

davon abgezogen wird, ſo blieb doch ein reiner Gewinn von . . . . 10000 „

oder für jeden der beiden Theilnehmer von 5000 Gulden übrig, ſodaß Fuſt, wenn er auch nur die 800 Gulden für die Werkſtatt und keine Zinſen von Gutenberg erhielt,

---

1) Vetter S. 287, Note.

2) Ebend. S. 301, Note.

Digitized by Google

mit dem Geſchäft zufrieden ſein konnte. Allein, hatte Gutenberg die Rechnung ſchon von Hauſe aus ohne Wirth gemacht und Fuſt, nachdem er ſich einmal mit ihm eingelaſſen, in größere Ausgaben verwickelt, als, bei raſcherem Fortſchreiten des techniſchen Betriebs, würden nöthig geweſen ſein, hatte er dadurch vielleicht ſchon ſeine Geduld ermüdet und Unmuth bei ihm erregt, ſo wurde die Sache jetzt, wo der kaufmänniſche Betrieb an die Reihe kam, noch ſchlimmer, indem Fuſt nach vollen 5 Jahren, trotz der dringendſten Aufforderungen, woran er es gewiß nicht hatte fehlen laſſen, von Gutenberg keine Rechnung über Einnahme und Ausgabe erhalten konnte. Bis dahin war ihm alles darauf angekommen, die Auflage nur erſt fertig zu ſehn und dazu hatte er es weder an Geld noch an Nachgiebigkeit gegen Gutenberg fehlen laſſen. Wie viel er ihm gegeben, wußte er wohl, nicht aber, wie und wozu es war verwandt worden, und darüber vollſtändige Kenntniß zu erhalten, war nun das Nothwendigſte, ſowohl um zu ſehen, wie er mit ihm ſtünde, als um ſeine Bilànz und den Verkaufspreis der gedruckten Bibeln zu machen. Erfinderiſche Köpfe ſind aber oft ſchlechte Rechner und haben eine Scheu vor Zahlenwerk, und da alle andere Mittel fruchtlos blieben, eine Rechnungsablegung von Gutenberg zu erlangen, ſo war nichts anders übrig, als ihn, durch eine gerichtliche Klage auf Erſtattung des Kapitals und der Zinſen, dazu zu zwingen. Sah ſich aber Fuſt auf dieſe Art von Gutenberg ſelbſt zur Klage gegen ihn genöthigt, ſo war es natürlich, daß er ſich, mit Beiſeiteſetzung ſpäterer mündlicher und bedingter Zugeſtändniſſe, ſtreng an den erſten Vertrag mit ihm hielt und überhaupt ſoviel als möglich zu erſtreiten ſuchte, um den Beklagten dadurch

Digitized by Google

deſto wirkſamer zur Abrechnung anzutreiben, ohne daß er gerade beabſichtigen mochte, das Erſtrittene in ſeiner ganzen Ausdehnung und Härte gegen ihn geltend zu machen. Zugleich mochte Fuſt wünſchen, die Verbindung mit Gutenberg überhaupt aufgelöſt zu ſehn, da er in Schöffer ſchon einen Mann gefunden hatte, der, in die Druckkunſt eingeweiht, jenen ſelbſt in techniſcher Beziehung beſſer erſetzen, den er mehr, als jenen, von ſich abhängig machen, und dem er, wenn er wegen des Bücherverkaufs abweſend oder auf Reiſen war, die Werkſtatt ohne Sorge überlaſſen konnte. Daher verdient Fuſt den Vorwurf nicht, lieblos und ränkevoll gegen Gutenberg gehandelt zu haben, aber auch das Gericht können wir keiner Ungerechtigkeit zeihen, indem es Letzteren nur zur Rückzahlung deſſen verurtheilte, was er über die 800 Gulden zur Werkſtatt empfangen und nicht nachweislich in den gemeinſchaftlichen Nutzen verwandt hatte. Dieſer Nachweis konnte ihm jedoch, in Anſehung der andern 800 Gulden, wenn er ſich nur zur Rechnungslegung entſchließen wollte, nicht ſchwer fallen, da eher mehr, als weniger war ausgegeben worden. Was alſo Fuſt, außer dem Hauptzweck, der Abrechnung, erſtritten, waren 420 Gulden Zinſen, und da er dieſe ſelbſt hatte zahlen müſſen, worin wir ſeinem Eide zu trauen haben, ſo durfte ſie ihm das Gericht um ſo weniger abſprechen, als Gutenberg ſelbſt ſich anfangs zur Verzinſung des Hauptgeldes ſchriftlich anheiſchig gemacht hatte. Sah ſich dieſer außer Stande, ihn wegen der Zinſen zu befriedigen, ſo blieb ihm übrig, dem Fuſt einen freiwilligen Vergleich zur gänzlichen Auseinanderſetzung anzubieten, und das war es, was dieſer am liebſten wünſchte, und was er, wie ſich deshalb nicht anders annehmen läßt, durch

Digitized by Google

bereitwilliges Entgegenkommen und billige Bedingungen wird zu erleichtern geſucht haben. Da der Richterſpruch Gutenberg zur Abtretung ſeiner Werkſtatt nicht verurtheilt hatte, ſeine Bibeltypen aber auf die neue Offizin von Fuſt und Schöffer, die in der Folge in dem Hauſe zum Humbrecht ihren Sitz erhielt, übergegangen ſind, indem Schöffer damit unter ſeiner Unterſchrift einen mit Initialen, wie in ſeinem Pſalter, gezierten Donat [1]) gedruckt hat, ſo muß ein ſolcher Vergleich zu Stande gekommen ſein, in welcher Art aber, wiſſen wir nicht. Soviel iſt gewiß, daß Gutenberg in ſeinem Antheil an der Bibelauflage, der mindeſtens einen Reinertrag von 5000 Gulden verſprach, hinlängliche Mittel fand, nicht nur ſchlimmſten Falls Fuſt völlig zu befriedigen, ſondern auch ſich eine andere Werkſtatt ſtatt der abgetretenen anzuſchaffen, und daß außerdem genug übrig blieb, um ſeine Umſtände weſentlich zu verbeſſern. Wir ſehen ihn daher bald darauf im Beſitz einer ſelbſtſtändigen, mit neuen Lettern ausgerüſteten Druckerei, und daraus, daß 1468 aus ſeinem Nachlaß **etliche formen, buchſtaben, inſtrument, gezuge vnd anders zu dem truckwerck gehörende,** dem Konrad Humery, einem angeſehenen biſchöflichen und ſtädtiſchen Beamten, ausgehändigt wurde [2]), wovon derſelbe ſagt, daß es ſein geweſen und noch ſei, folgt nicht, daß er Gutenberg 12 Jahr vorher das Geld für ſeine neue Werkſtatt geliehen habe, ſondern höchſtens, daß dieſer durch ſeine ſpäteren Unglücksfälle genöthigt worden ſei, einen Theil des Verlorenen auf Humery's Koſten wieder anzuſchaffen. Die

1) Wetter S. 383.
2) Ebend. S. 418.

Digitized by Google

Letter ſeiner Bibel, der ſogenannten 42zeiligen, die aus zwei Folianten von 641 Blåttern beſteht [1]), konnte er aber um ſo eher abtreten, als ſie, wahrſcheinlich mittelſt gegoſſener Matrizen, aus einem weniger haltbaren Metall verfertigt und nach beendigtem Bibeldruck nicht mehr viel zu gebrauchen war, die mit Schöffers Hülfe inzwiſchen in der Schriftgießerei gemachten Fortſchritte aber es ihm leicht machten, ſich andere und beſſere Lettern wieder anzuſchaffen. Daß ſchon bei dieſer Trennung zwiſchen Gutenberg und Fuſt einzelne Gehülfen derſelben weggezogen ſind, das Geheimniß verpflanzt und bald darauf anderswo ausgeübt haben, namentlich Albr. Pfiſter, der bereits um 1455 in Bamberg mit beweglichen Lettern gedruckt haben muß, iſt ein aller Wahrſcheinlichkeit entbehrendes Vorgeben, welches lediglich aus dem Vorurtheil hergefloſſen iſt, daß eine in ihrem Prinzip, wenn auch nicht in ihrer Ausbildung, ſo leichte Erfindung, wie die der beweglichen Lettern, nur in einem einzigen Kopfe habe entſtehen können. Gutenberg hatte in Straßburg ſeine Gehülfen noch nicht in die Kunſt der Letternverfertigung und des Schriftſetzens, ſondern erſt in die des Abdruckens gegebener Formen mit der Preſſe eingeweiht; auch in Mainz theilte er jene Geheimniſſe gewiß nur mit Wenigen unter eidlichem Siegel, und dieſe blieben nach der Trennung lieber bei ihm oder gingen zu Fuſt und Schöffer über, als daß ſie aufs Ungewiſſe hin das Weite geſucht håtten.

Wir übergehen die erſten Produkte der Fuſt-Schöffer'-

1) Unſere Taf. I. N. 1 und größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 1 und 3.

ſchen Offizin, die beiden Pſalter von 1457 und 59 [1]), als hinlänglich bekannt, und bemerken nur, daß die größte Miſſalſchrift, mit der ſie gedruckt ſind, hier ganz an ihrem Ort war, weil ſie zum gottesdienſtlichen Gebrauch in der Kirche dienten und dadurch das Ableſen oder Abſingen von Seiten mehrerer Umſtehenden, aus einem Exemplar, erleichtert wurde. Zum weltlichen Gebrauch für andere, als Elementar-Schulbücher, war indeß eine kleinere Schrift, als die der Gutenberg'ſchen Bibel, dringendes Bedürfniß, wenn die gedruckten Bücher in der gelehrten Welt, durch geringeres Volumen und größte Wohlfeilheit, die Bücherabſchriften verdrängen ſollten. Je kleiner aber die Lettern wurden, um deſto mehr wuchs die Schwierigkeit des Schriftſetzens, ſo lange man dieſen Stäbchen nicht die durchaus regelrechteſte und gleichförmigſte Geſtalt, den Buchſtaben, durch Härte der Patrizen und Matrizen, nicht die gehörige Schärfe und Feinheit und den Gußlettern durch ein leicht ſchmelzbares, nach dem Erkalten aber härter als Blei werdendes Metall nicht die gehörige Reinheit und Dauerhaftigkeit zu geben wußte. Bis zum Buchdruck mit grober Schrift und gegoſſenen Bleilettern waren, wie der dritte Abſchnitt zeigen wird, einzelne Briefdrucker in Holland und Deutſchland, durch eigne Erfindung, auch gelangt, aber darüber haben ſie nicht hinauskommen können. Hier iſt die Grenze ihrer gemeinſamen Fortſchritte mit den mainzer Erfindern; alles Übrige gehört letzteren allein und ausſchließlich an und iſt es lediglich, was der mainzer Typographie das erſtaunliche Übergewicht gegeben

1) Unſere Taf. I, N. 2 und Schriftproben bei Wetter Tab. VII und VIII.

Digitized by Google

hat, vermöge deſſen ſie, nach ihrem Ausgang von dort, auch da, wo ſchon vorher mit beweglichen Lettern gedruckt worden war, als eine neue Muttererfindung begrüßt und aufgenommen wurde. Vermuthlich war, ſchon vor Gutenberg und Fuſt's Trennung, von ihnen das Bedürfniß einer kleineren Druckſchrift erkannt und auf diejenige Verbeſſerung der Schriftgießerei hingearbeitet worden, welche endlich zu den in Stahl geſchnittenen Patrizen, den in Kupfer ausgeprägten Matrizen, der Zuſammenſetzung des Letternmetalls aus Blei, Spießglanz u. ſ. w. und der zweckmäßigſten Einrichtung der Gießform führte. Dieſe Vervollkommnung ſelbſt müſſen wir aber hauptſächlich Fuſts kunſtfertigem Gehülfen, dem P. Schöffer, zuſchreiben, den jener, ſich mehr dem Handelsgeſchäft mit ſeinen Büchern widmend, zum Vorſteher ſeiner Buchdruckerei und, nachdem er ihm ſeine Tochter zur Ehe gegeben, zu ſeinem Mitgenoſſen gemacht hatte [1]). Den Beweis liefert das, unter ihrer Firma 1459 zuerſt mit einer kleineren, feineren Type, als die bisherigen, in Folio gedruckte Rationale [2]), ein Werk des Biſchof Durandus (ſtarb 1294) über Urſprung und Bedeutung der kirchlichen Gebräuche, welches um ſo wichtiger für dieſe Materie iſt, als es aus der glänzendſten Zeit des Katholizismus herſtammt. Die, nur durch die vorgedachten Verbeſſerungen der Schriftgießerei möglich gemachte Hervorbringung dieſer Type

1) Nach Schaab I, 312 wäre Schöffer ſchon 1453 oder 54 Fuſts Schwiegerſohn geworden. In den Drucken erſcheint Fuſts Name und Wappen immer in Verbindung mit dem ſeinigen.

2) Unſere Taf. I, N. 3 und eine größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 2.

Digitized by Google

beſchloß die Erfindung der Buchdruckerkunſt und drückte ihr das letzte Siegel der Vollendung auf. Nun erſt konnte ſie mit jeder Schriftart des Schreibenden in die Schranken treten und ſich an jede Sprache, wie eigenthümlich auch ihr Alphabet geſtaltet ſein mochte, wagen; nun erſt konnte jedes gedruckte Buch, wenn es deſſen Zweck nicht anders bedingte, auf das kleinſte Volumen gebracht und dadurch die neue Vervielfältigungskunſt recht wohlfeil und fruchtbar gemacht werden. Gutenberg war nicht ohne Antheil daran; wie er ſich das Ziel ſeines Strebens geſteckt hatte, konnte er es nur dann für erreicht halten, wenn er es dahin brachte, die ſtärkſten Bücher ebenſo gut mit einer großen, wie mit einer kleinen Type zu drucken. Schöffer, vielleicht durch ihn erſt auf den Weg gebracht, kam ihm mit der letzteren zuvor, aber er ruhte nicht, bis auch ihm daſſelbe gelungen war, und bald darauf, im Jahre 1460, ging aus ſeiner Druckerei das Catholicon des Joh. de Janua, ein weitſchichtiges, einen vollſtändigen lateiniſchen Sprachcurſus nebſt Wörterbuch enthaltendes Werk, in Folio hervor, welches mehr als doppelt ſo ſtark, wie das Rationale, und mit einer ähnlichen kleinen, obwohl nicht ganz ſo zierlichen, reinen und ſcharfen Type [1]) gedruckt iſt. In den Schlußſchriften der fuſt- und ſchöfferſchen Drucke bis dahin, ſelbſt in der des Rationale, wird die neue Kunſt nur artificiosa adinventio imprimendi ac caracterizandi, absque calami exaratione genannt, in dem Katholikon aber ſtatt deſſen, durch die Worte: non calami, styli aut pennae suffragio, sed mira patronarum forma-

---

1) Unſere Tafel I, N. 4 und die ganze Schlußſchrift bei Wetter Tab. X, N. 2.

rumque concordia, proportione et modulo impressus etc. zuerſt auf die, die mainzer Erfindung von allen ähnlichen andern unterſcheidende Eigenthümlichkeit der Schriftgießerei aufmerkſam gemacht. Daß ſich Gutenberg übrigens in derſelben beſcheidenen Schlußſchrift begnügt hat „Gott, auf deſſen Wink die Zungen der Kinder beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weiſen verbirgt, zu preiſen, daß er die Stadt Mainz und die deutſche Nation dieſes hohen Geſchenks gewürdigt hat,“ und daß er ſich weder in dieſem, noch in irgend einem ſeiner Drucke genannt und dadurch ſeine Anſprüche auf die Ehre der Erfindung vor den Augen der Welt außer Zweifel geſtellt hat, iſt von einigen ſeiner Gegner dahin gemißdeutet worden, als habe er ſolches in dem Bewußtſein, von Andern das Geheimniß entlehnt oder abgeſtohlen zu haben, nicht gewagt, auch überhaupt nichts Neues erfunden, wobei auf das von Schöffer gebrauchte Wort adinventio ein beſonderes Gewicht gelegt wird. Von der entgegengeſetzten Seite wird dagegen gewöhnlich angeführt, daß er aus Adelſtolz ſeinen Namen verſchwiegen habe. Richtiger iſt aber, daß die Kunſt, Bücher ohne Griffel und Feder zu vervielfältigen, allerdings durch den Holztafeldruck der Briefdrucker ſchon gegeben und die Erfindung der beweglichen und nachher der gegoſſenen Buchſtaben, bei aller ihrer Wichtigkeit, eigentlich doch nur eine Hinzuerfindung (adinventio) war, daß Gutenberg alſo weder den erſten, noch, worin er ſich durch Schöffer zuvorkommen ließ, den letzten Schritt zur Erfindung der Typographie gethan hatte, mithin in ſeiner Beſcheidenheit und weil er in der Kürze nicht entwickeln konnte, inwieweit er ſich als Erfinder zu nennen berechtigt ſei, ſich

deſſen ganz enthielt und andern überließ, ſein Verdienſt auf die Nachwelt zu bringen. Schöffer aber, deſſen Verhältniß zu Gutenberg ſchon deshalb kein feindliches geweſen ſein kann, weil er ihm ſeinen erſten Unterricht in der Buchdruckerkunſt verdankte, hat, nach dem Tode deſſelben, nicht nur in den Schlußverſen der Inſtitutionen Juſtinians von 1468 [1]), ſo geſchraubt ſie auch ſind, ſondern in der Mittheilung an Tritheim, Seite 636, der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er dort die beiden Johannes (Fuſt und Gutenberg) als die erſten ausgezeichneten Typographen, hier Gutenberg ausdrücklich als Erfinder der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, und an beiden Orten ſich ſelbſt nur als denjenigen nennt, welcher die Letternfabrikation zur Vollkommenheit gebracht habe. Erſt deſſen Sohn und Nachfolger, Johann Schöffer, erlaubte ſich in der Schlußſchrift von Trithemii Breviar. Hist. Francor. von 1515 [2]) Entſtellungen, die noch dazu mit ſeiner eignen früheren Angabe in der Schlußſchrift des deutſchen Livius von 1505 [3]) in offenbarem Widerſpruch ſtehn.

P. Schöffers Verbeſſerung der Letterngießerei, welche höher angeſchlagen werden muß, als bisher geſchehn iſt, weil ſie die Einführung eines kleineren Schriftdrucks erſt möglich gemacht hat, führt uns zu der Streitfrage über die gedruckten Indulgenzbriefe Papſt Nikolaus V. von 1454 und 55, welcher Laborde ſeine Nouvelles recherches vorzüglich gewidmet hat. Das unaufhaltſame Vordringen

---

1) Wetter S. 319, 333, in den Noten.

2) Ebend. S. 283.

3) Ebend. S. 282.

Digitized by Google

der Türken nach Weſten und ihre unwiderſtehlichen Angriffe auf die letzten Trümmer des morgenländiſchen Kaiſerthums, kurz vor der Eroberung von Konſtantinopel im Jahr 1453, waren für das abendländiſche Europa immer bedrohlicher geworden und ſtatt, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, zur Befreiung des heiligen Landes aus der Gewalt der Ungläubigen auszuziehn, galt es jetzt nur, den Heerd der katholiſchen Chriſtenheit und ihre öſtliche Vorhut in Griechenland, ſeinen Nebenländern und Inſeln, gegen das Andringen des Islam zu ſichern. Gelang es den Päpſten jetzt weniger, das Kreuz zu predigen und große Heerhaufen aus den weſtlichen Ländern gegen die Türken in Bewegung zu ſetzen, ſo hatten ſie doch ein leichtes Mittel gefunden, Geld zu ihrer Bekämpfung aus dem Seckel der Gläubigen herbeizuſchaffen. Dies Mittel war der Ablaß, der Erlaß der kirchlichen Bußſtrafen für die Lebenden und der Fegefeuerſtrafen für die Seelen der Verſtorbenen, gegen Redemtionen, beſonders Geldſpenden zu kirchlichen Zwecken, wozu das Recht aus dem unendlichen Gnadenſchatz der überſtrömenden Verdienſte Chriſti und der Heiligen abgeleitet wurde, deſſen Vertheilung der Papſt, vermöge der ihm übertragenen Schlüſſelgewalt, ausſchließlich in Anſpruch nahm. Die finanziellen Vortheile eines ſolchen Syſtems waren zu groß, als daß ſie nicht nach und nach zu einer immer weiter getriebenen Ausbeutung deſſelben und zum ſchreiendſten Mißbrauch, der eine der erſten Veranlaſſungen zur Reformation wurde, hätten führen ſollen. So entſtanden Sünden- und Bußtaxen zur Ablöſung, nicht bloß begangener, ſondern auch erſt zu begehender Sünden und nachdem der Ablaß ſich einmal zur Anlockung der Kreuzfahrer, Herbeiziehung der Pilger nach Rom an den Jubel-

Digitized by Google

jahren und zur Begünſtigung einzelner Kirchen erfolgreich bewieſen hatte, konnte es nicht fehlen, daß der Handel mit demſelben nicht auch zum Türkenkrieg und ſpäter zu andern noch entfernter liegenden eigennützigeren Zwecken benutzt wurde. Als daher auch Cypern, damals ein eignes chriſtliches Königreich, von den Türken bedroht wurde, ertheilte Nikolaus V. dem König Johann II., zur Befeſtigung ſeiner Hauptſtadt Nikoſia und Vertheidigung der Inſel, die Befugniß, einen Ablaßhandel auf drei Jahr vom 1. Mai 1452 ab in den Abendländern zu eröffnen, womit der König darauf ſeinen Rath, Geſandten und Generalprokurator Paulin Zapp (Chappe) beauftragte [1]), der ſich zu dem Ende nach Deutſchland begab und dort drei andere Perſonen, die wieder ihre Subkommiſſarien wählten, mit der weitern Ausführung des Geſchäfts und Einſammlung der Gelder, in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und des Nordens, bevollmächtigte. So ungern die Landesherren dieſe Auflage auf die Leichtgläubigkeit und den Beutel ihrer Unterthanen ſahen, ſo konnten ſie derſelben damals doch nicht geradezu hinderlich ſein, indeß wußte der Biſchof von Mainz durch Konfiskation wegen angeblicher Mißbräuche des für ſeine Diözes ernannten Bevollmächtigten, ſowie Chriſtian von Dänemark durch gezwungenes Anlehn, nachher einen guten Theil des Ertrags in ſeine Hände zu bringen. Der Indulgenzbrief berechtigte den, welchem er ertheilt wurde, ſich, unter den geeigneten Welt- oder Ordensgeiſtlichen, einen beliebigen Beichtvater zu wählen, der ihn alsdann, nach gehöriger Beichte, von Sünden jeglicher Art, ſelbſt in den, dem

1) Joannis Rer. Mogunt. I. 766.

päpſtlichen Stuhl reſervirten Fällen, oder von den bereits deshalb über ihn verhängten Kirchenſtrafen losſprechen, oder einmal im Leben und einmal im Sterben, ihm vollſtändige Abſolution ertheilen konnte. Die Indulgenzbriefe waren lateiniſch, durchaus gleichlautend, und am Schluß mit den beiden Abſolutionsformeln im Leben und im Sterben verſehen. Jeder, der dafür nach ſeinem Vermögen mehr oder weniger zahlte, erhielt eine ſolche Urkunde in Patentform, auf Pergament und zwar, nachdem der Name des Erwerbers, Ort und Datum an den dazu offen gelaſſenen Stellen handſchriftlich hineingeſetzt war, von dem Kommiſſarius vollzogen und mit einem eignen ihm dazu verliehenen Siegel beſiegelt. Bei dem gleichförmigen Inhalt dieſer Indulgenzbriefe, und da an den Hauptorten ſich ſchon Briefdrucker fanden, war es natürlich, daß mehrere Kommiſſarien, um die Koſten ſo vieler tauſend Ausfertigungen zu erſparen, die erforderliche Anzahl von Formularen drucken ließen und ſo finden wir ihrer denn mehrere verſchiedene, bis auf die Überſchrift der Abſolutionsformeln und einige Anfangsworte, mit kleiner Schrift gedruckte Ausgaben, die jedoch nach der Verſchiedenheit des Schriftcharakters nur in zwei Hauptklaſſen zerfallen. Die erſte Hauptklaſſe von 30 Zeilen umfaßt zwei Ausgaben [1]), eine von 1454, die andere von 1455, die ſonſt in Verſalbuchſtaben, Zeilenabtheilung und Abkürzungen ganz gleich, in der Textſchrift jedoch, bei aller Übereinſtimmung, nicht durchaus identiſch ſind. Von der

1) Unſere Taf. I, N. 6 und 7, welche auch die beiden Jahrzahlen und eine Probe von der größeren Schrift aus den Überſchriften der Abſolutionsformeln enthalten.

Digitized by Google

erſten Ausgabe iſt nur ein, mit handſchriftlicher Abänderung der Jahrzahl, im Februar 1455 in Köln, von der zweiten ſind zwei im April 1455 in Braunſchweig und Neuß ausgefertigte Exemplare da [1]). Die zweite Hauptklaſſe von 31 Zeilen umfaßt die übrigen Ausgaben [2]), davon zwei ſich, wie vorher, durch die Jahre 1454 und 1455 unterſcheiden, ſonſt aber identiſch ſind. Von der älteren ſind ſechs Exemplare vorhanden, und davon zwei im November und Dezember 1454 in Erfurt und Mainz, die vier andern im Januar und April 1455, mit handſchriftlicher Abänderung der Jahrzahl, in Eimbeck, Lüneburg, Koppenhagen und Hildesheim ausgefertigt. Von der ſpäteren Ausgabe haben ſich gleichfalls ſechs Exemplare erhalten, die bis auf eins, von welchem Ort und Datum unbekannt iſt, im März und April 1455 in Würzburg, Nürnberg, Erfurt, Goslar und abermals Würzburg ausgefertigt ſind [3]). Außerdem ſind aber kürzlich in der Bibliothek des geiſtlichen Miniſterii zu Braunſchweig noch vier

1) Fakſimiles des kölner und neußer Exemplars bei Laborde p. 6. Jenes befand ſich in Löwen, dieſes in der kloßſchen Bibliothek in Frankfurt a. M. Beide ſind nach England verkauft. Das dritte iſt das ſogenannte mahnerſche Exemplar in Wolfenbüttel.

2) Unſere Taf. I, N. 8 und 9, übrigens wie Anmerkung 1) auf voriger Seite.

3) Fakſimiles des mainzer, eimbecker und zweiten würzburger Exemplars bei Laborde p. 8 und 10. Die 12 Exemplare beider Ausgaben befinden ſich: im Haag bei van Weſtreenen, auf den Bibliotheken zu Paris, Kaſſel, Göttingen (zwei), Wolfenbüttel, Koppenhagen, bei Lord Spencer in England (zwei), auf der Univ.-Bibl. in Leipzig (zwei) und an einem unbekannten Ort.

Digitized by Google

Exemplare gefunden worden, welche mit der Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen ſonſt ganz übereinſtimmen, darin jedoch abweichen, daß das eine zwiſchen Zeile 18 und 19 eine ganz leere Zeile, alſo, dieſe mitgerechnet, 32 Zeilen, die drei anderen aber eine andere Einrichtung der Zeilen 19, 20 und 21 haben. In dieſen Probeexemplaren war der weißgelaſſene Raum, zum Einſchreiben der Namen der Erwerber, zu groß, welches zu Verfälſchungen, durch nachherige Einſchiebſel, führen konnte, daher wurden ſie verworfen; auch ſind alle vier Exemplare unausgefüllt und zu je zweien, untereinander, in die beiden inneren Seiten eines Buchdeckels geklebt, von den unteren aber, weil ſie zu lang waren, die letzten Zeilen abgeſchnitten [1]). Dieſe Indulgenzbriefe ſind bisher eine Qual der Bibliographen geweſen, welche ſie, unbekannt mit der vorgutenbergiſchen Briefdruckerei, durch den Anſchein verführt, um ſo mehr für typographiſche Produkte hielten, als die große Schrift der Ausgabe von 30 Zeilen der gutenbergiſchen Bibeltype ähnlich ſieht [2]), die der Ausgabe von 31 Zeilen aber ent-

1) Bei Laborde finden ſich, wo er von den Exemplaren in Braunſchweig und Wolfenbüttel ſpricht, mehrere Unrichtigkeiten. Das ſogen. mahnerſche Exemplar in Wolfenbüttel ſetzt er p. 8 unter die Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen, wohin es nicht gehört, und das zweite Exemplar daſelbſt hat er anzuführen ganz vergeſſen. Das Exemplar in Braunſchweig, welches er p. 3 unter die Ausgaben von 31 Zeilen ſetzt, gehört unter die von 32 Zeilen, und die drei andern dortigen Exemplare p. 7 haben nur 31, nicht 32 Zeilen und eine ganz andere, als die von ihm augegebene Zeileneintheilung. Dieſelbe Verwirrung wiederholt ſich p. 17.

2) Vergl. unſere Taf. I, N. 6 und 7 mit N. 1.

Digitized by Google

ſchieden dieſelbe iſt, wie in den bamberger Inkunabeln [1]), wogegen die kleine Schrift in beiderlei Ausgaben ganz eigenthümlich daſteht, namentlich von der Gutenbergs oder Schöffers durchaus verſchieden iſt [2]). Woher aber, ſchon 1454 und 55, dieſe kleine Type, die, nach Seite 610, ohne die letzte Verbeſſerung der Letterngießerei nicht zu bewerkſtelligen war und die in ſolcher Größe bei Fuſt und Gutenberg erſt 1459 und 60 zum Vorſchein kommt? Das ſind die cruces bibliographicae, welche Dibdin und andern ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, beſonders da die Ausfertigung faſt aller vorgefundenen Exemplare der Indulgenzbriefe den Ausweg, ſie für ſpätere Nachdrucke zu halten, nicht mehr zuläßt, und dieſem auch noch entgegenſteht, daß ein ſolcher Nachdruck ohne Zweck geweſen wäre, weil die Bulle nur bis zum 1. Mai 1455 Kraft hatte. Laborde ſucht ſich dadurch aus der Sache zu ziehn, daß er annimmt, die Ausgaben der einen Klaſſe wären von Gutenberg, die der andern von Schöffer, alſo beide in Mainz gedruckt, und die pfiſterſche große Type in jenen habe urſprünglich dem Gutenberg zugehört und ſei von ihm erſt, nachdem er die Bibel und anderes in Mainz damit gedruckt [3]), an Pfiſter überlaſſen worden, welcher nachher davon in Bamberg weiteren Gebrauch machte. Wie willkürlich und grundlos dieſe Annahme in Bezug auf Pfiſter iſt, wird Seite 654 weiter dargethan werden, hier haben wir es mit derſelben nur zu thun, inſofern ſie

1) Vergl. Taf. I, N. 8 und 9 mit den folgenden Nummern.

2) Vergl. z. B. das a in unſerer Tafel I, N. 6—9 mit dem α in N. 3 und 4.

3) Namentlich N. 10—12 unſerer Tafel I.

Digitized by Google

Gutenberg und Schöffer den Druck der verſchiedenen Ausgaben der Indulgenzbriefe beilegt. Dieſer kann aber weder von dem einen, noch von dem andern ausgegangen ſein, denn, wären ſie wirklich ſchon 1454 im Stande geweſen, ſo kleine Lettern hervorzubringen, warum ſehen dieſe ihren ſpäteren ſo unähnlich und wie konnte es der Mühe und Koſten eigner Stempel, Matrizen und Lettern werth ſein, um mit letzteren nichts, als 30 Zeilen zu drucken? Laborde hat alſo, ſo wenig wie ſeine Vorgänger, die Schwierigkeiten gehoben, welche, wenn die Indulgenzbriefe für typographiſche Produkte gehalten werden, ſich entgegenſtellen und für unüberſteiglich zu erklären ſind. Es bleibt daher nur übrig näher zu prüfen, ob ſie denn wirklich das ſind, wofür er ſie ausgibt und was er anſcheinend mit ſo guten, techniſchen Gründen unterſtützt. Bei dieſer Prüfung zeigt ſich nun, daß alle Wahrnehmungen, aus denen Laborde auf typographiſchen Druck ſchließen will, ſich weit einfacher und leichter aus dem xylographiſchen herleiten laſſen und daß er keinen einzigen unumſtößlichen Beweis für erſteren, wie z. B. das Vorkommen eines geſtürzten (auf dem Kopf ſtehenden) Buchſtaben hat entdecken können. Fände ſich ſogar, was ſich jedoch aus Fakſimiles, auch aus den beſten, nicht beurtheilen läßt, ſondern wozu, wegen Feinheit der Unterſuchung, nothwendig eine Vergleichung der Originale ſelbſt gehört, daß die Schrift in den verſchiedenen Ausgaben jeder Klaſſe durchaus identiſch iſt, ſo würde die Urſache davon doch auf dem xylographiſchen Wege ebenſo leicht anzugeben ſein. Hatte der Formſchneider den Indulgenzbrief einmal in die Tafel geſchnitten und mußte ſie von ihm noch einmal geſchnitten werden, ſo bedurfte es keiner neuen Vorſchrift

Digitized by Google

dazu, ſondern er nahm einen friſchen Papierabdruck der erſten Tafel und druckte ihn auf die zweite um, wodurch im Schnitt die zweite Tafel der erſten ganz ähnlich werden mußte. Kam es aber nur darauf an, die Jahrzahl oder einzelne Zeilen zu verändern, ſo brauchte er deshalb nicht die ganze Tafel von Neuem zu ſchneiden, er ſetzte für die Veränderungen andere Stücke ein, ein Mittel [1]), wovon wir bei den alten Formſchneidern häufige Beiſpiele finden. Laborde gibt dies zu, will aber bemerkt haben, daß in den drei veränderten Zeilen der braunſchweiger Exemplare, vor wie nach der Veränderung, die Worte dieſelbe Länge, die Buchſtaben dieſelben Eigenthümlichkeiten und Fehler haben [2]) und glaubt darin einen ſo überzeugenden Beweis des Umſetzens der Worte mit denſelben Lettern (remaniement), wodurch ſie eine andere Stelle in den Zeilen erhielten, zu finden, daß er triumphirend ausruft, ob und zu welchem Ende denn wohl der Formſchneider die Worte und Buchſtaben, wenn er ſie neu zu ſchneiden hatte, ſo und nicht anders, wie die früheren, würde geſchnitten haben! Er zeigt aber dadurch nur, wie ſehr er ſich durch eine vorgefaßte Anſicht verblenden läßt. Denn hatte der Formſchneider für die zu verändernden Zeilen ein neues Stück in die Tafel eingeſetzt, ſo war es

1) Es iſt das, was heutzutage die Franzoſen mettre des pièces, die Engländer plugging nennen.

2) Warum hat uns Laborde, ſtatt mancher andern Fakſimiles, welche eher wären zu entbehren geweſen, nicht eins von dieſen drei Zeilen aus den Exemplaren in Braunſchweig zur Vergleichung gegeben? Er würde dadurch die Sache nicht nur deutlicher gemacht, ſondern ſich ſelbſt vor einem Gedächtnißfehler, wie Seite 618 Anmerk. 1 nachgewieſen worden, bewahrt haben.

Digitized by Google

das natürlichſte, daß er aus einem Papierabdruck der Tafel die betreffenden Zeilen heraus und ſo von einander ſchnitt, wie ſie künftig ſollten zu ſtehn kommen. Dieſe Papierſtreifchen klebte er mit der bedruckten Seite, an den gehörigen Orten, auf die Tafel und rieb das Papier bis auf den Druck weg, ſo hatte er das, was er ſchneiden ſollte, auf der Platte [1]). Wo alſo im Vordruck ein hängender Buchſtab oder ein i ohne Punkt war, konnte es nicht fehlen, daß er im Nachſchnitt wieder dieſelbe Geſtalt oder Lage erhielt. Auch dieſes Argument entſcheidet alſo nicht ausſchließlich für den typographiſchen Druck. Um endlich die Ungleichförmigkeit derſelben Buchſtaben, die ſich in jedem Abdruck des Indulgenzbriefes ungleich größer, als bei typographiſchem Druck zeigt, mit ſeiner Annahme, daß die Lettern beweglich und gegoſſen ſind, einigermaßen in Übereinſtimmung zu bringen, ſtellt Laborde den Satz auf, die erſten Drucker wären überall darauf ausgegangen, die geſchriebene Schrift aufs ſorgfältigſte nachzumachen, um die Käufer zu betrügen und ihnen ein gedrucktes Buch deſto leichter für ein geſchriebenes zu verkaufen. Lediglich deshalb und um den Anſchein der Unregelmäßigkeit einer Handſchrift im Druck hervorzubringen, hätten ſie oft denſelben Buchſtaben aus mehr als einer Matrize, oder zwei Buchſtaben nebeneinander aus einer Matrize gegoſſen, ſich ſo vieler Abkürzungen bedient, oder während des Abdrucks ſelbſt noch kleine Veränderungen im Satz vor-

1) Ganz daſſelbe Verfahren beſchreibt Papillon II, 69. Es würde unnütz und weit mühſamer geweſen ſein, es anders zu machen und ſich die Schrift von Neuem verkehrt vorſchreiben zu laſſen.

genommen [1]). Sogar den Theuerdank zieht er herbei und wiederholt mit großer Weitläufigkeit das Bekannte über das dabei angewandte Druckverfahren. Leider widerlegen das Mährchen einer ſolchen abſichtlichen Täuſchung, welches etwas nach der Legende von Dr. Fauſt, dem Schwarzkünſtler, ſchmeckt, die Schlußſchriften der erſten, gleich nach Gutenbergs Bibel gedruckten Bücher ſelbſt, nämlich des Pſalters, des Rationale und Catholicon, indem darin den Käufern ausdrücklich geſagt wird, daß jene nicht geſchrieben, ſondern gedruckt ſind. Alles dies zuſammengenommen leitet nothwendig darauf hin, die Indulgenzbriefe für das zu erkennen, was ſie wirklich ſind, nämlich für Holztafeldrucke, und ſo wie dieſes geſchieht, hört ſofort alle Räthſelhaftigkeit derſelben auf. Wir ſehen darin nun nichts weiter als die gewöhnliche Arbeit der Formſchneider und Briefdrucker, denen damals die Vervielfältigung ſolcher Briefe durch xylographiſchen Druck allein anheimfiel. Obgleich letztere ſpäterhin häufig auch von den Buchdruckern typographiſch gedruckt wurden [2]), ſo unterblieb doch ſelbſt dann ihr xylographiſcher Druck in einzelnen Fällen noch nicht ganz, wie der, in Folge einer Bulle Sixtus' IV. vom 4. Dezember 1480 zu München 1482 gedruckte Indulgenzbrief zeigt, von welchem ein Exemplar in der münchner Bibliothek befindlich [3]) und der anerkannt in Holz geſchnitten iſt. Die Hauptkommiſſarien für den Ablaßhandel aus der Bulle Nikolaus' V. ließen, jeder in

1) Die richtigere Urſache ſolcher Veränderungen wird weiter unten, Seite 649, angegeben.

2) Proben bei Laborde Recherch. im Appendice.

3) Ein anderes Exemplar iſt in des Verfaſſers Beſitz.

Digitized by Google

ſeinem Bezirk, die Formularien drucken, die Ausgaben von 30 Zeilen wurden bei einem Briefdrucker in Mainz oder Frankfurt a. M., die von 31 Zeilen aber in Bamberg bei Pfiſter, der auch ein Briefdrucker war, beſtellt und geſchnitten. Sie mußten geſchnitten werden, weil Pfiſter ſo wenig, wie damals noch Gutenberg, eine ſo kleine Type beſaßen, als für dieſe, auf den Raum einer Querfolioſeite, beſchränkten Indulgenzbriefe erforderlich war. Gutenberg hatte ohnehin größere Dinge im Sinne und mit ſeinem Bibeldruck ſo viel zu thun, daß er ſich auf dergleichen Nebenarbeiten nicht einlaſſen konnte. Die in Mainz oder Frankfurt gedruckten Auflagen ſehen wir endlich in den Rheingegenden, die bamberger dagegen in Franken, Thüringen, Niederſachſen, bis nach Dänemark hin verbraucht, was ihre Entſtehung an verſchiedenen Orten beſtätigt, und einzelne Ausnahmen [1]) entkräften die Regel nicht, da die Unterverkäufer an keine beſtimmten Diſtrikte gebunden waren und ſich vielfältig durchkreuzten, indem ſie der Gelegenheit hauſirend nachgingen.

Nachdem ſolchergeſtalt gezeigt worden, daß die Indulgenzbriefe mit allen übrigen Erſcheinungen der Druckkunſt in vollkommenem Einklang ſtehn, kommen wir zu einer Kataſtrophe, die nicht nur Gutenbergs Verhältniſſen den empfindlichſten Stoß gab, ſondern der mainzer Typographie, in dem Augenblick, wo ſie eben zur Reife gekommen war, den Untergang drohte, indeß glücklicherweiſe nur dazu beitrug, die Verbreitung derſelben über andere Städte

1) Von den rheiniſchen Ausgaben iſt nämlich, nach Seite 617, ein Exemplar in Braunſchweig, und von den bambergern, eins in Mainz ausgefertigt.

Digitized by Google

und Länder zu beſchleunigen, ohne daß ſie es Fuſt und dem betriebſamen Schöffer unmöglich gemacht hätte, ſich von einem allgemeinen Unglück wieder zu erholen und ihrer Druckerei bald noch größere Ausdehnung zu geben als vorher. Dieſe Kataſtrophe iſt die Eroberung und Plünderung von Mainz im Jahre 1462. Diether, Graf von Iſenburg, war 1459 zum Erzbiſchof von Mainz erwählt und von Paul II. beſtätigt worden. Ein unglücklicher Krieg mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen hatte ſeine Finanzen erſchöpft und in der Verlegenheit, wie er die enormen Taxgebühren für das Pallium herbeiſchaffen ſollte, hatten ſich ſeine Geſandte in Rom genöthigt geſehn, ſolche von dortigen Wechslern, unter der Bedingung aufzunehmen, daß Diether, wenn die Gläubiger nicht an dem Verfalltermine befriedigt würden, in die Strafe der Exkommunikation verfallen ſolle. Dieſe wurde denn auch, als er nicht bezahlen konnte, von der apoſtoliſchen Kammer über ihn verhängt; er kümmerte ſich aber darum nicht, ſondern benutzte ſeine Stellung als erſter Kurfürſt, um mit andern Fürſten und Ständen des Reichs die Rechte deſſelben, die Kaiſer Friedrich III. nur zu ſehr ſeinem Hausintereſſe hintenanſetzte, zu wahren und insbeſondere den Anmaßungen des Papſtes mit Nachdruck entgegenzutreten, wodurch er dieſen aufs äußerſte erbitterte. Als es daher dem Papſte, durch anſcheinende Nachgiebigkeit, beſonders in Betreff einer beabſichtigten Türkenſteuer und durch geſchickte Unterhandlungen, gelungen war, die deutſchen Fürſten zu beſchwichtigen, kehrte ſich ſeine Rache gegen Diether, und bei den vielen Spaltungen unter ihnen, bei der vorherrſchenden Neigung, ſich zum Schaden ſeines Nächſten zu vergrößern, bei der Leichtigkeit, in den Dom-

kapiteln eine Partei zu gewinnen, war bald ein Nebenbuhler gefunden, der bereit war, Diethern ſich gegenüberzuſtellen und ihn nöthigenfalls mit Gewalt zum Weichen zu bringen. Da Letzterem auch der Kaiſer ungünſtig war, ſo durfte der Papſt es wagen, ihn 1461 ſeiner Würde, wegen angeblichen Ungehorſams und anderer ihm Schuld gegebener Vergehungen zu entſetzen. An ſeiner Stelle wurde, im Einverſtändniß mit einigen Domherren, Adolph von Naſſau, Proviſor von Erfurt, ernannt, vom Kaiſer beſtätigt und in Mainz feierlich eingeſetzt. Diethers Rechtfertigung und Appellation an den beſſer zu unterrichtenden Papſt, die er durch den Seite 607 ſchon erwähnten Konrad Humery, welcher **der Stadt Paffe und Juriſte**, ſpäter **der Stadt Canceller** genannt wird, beim Kapitel übergeben und an alle Stände hatte ergehen laſſen, blieb unberückſichtigt und er würde ſich haben fügen müſſen, hätte ihm Pfalzgraf Friedrich, der Kurfürſt, der aus einem Feinde ſein Verbündeter geworden, nicht Hülfe gegen Adolph und ſeinen Anhang zugeſagt, wofür ihm Diether die Bergſtraße, eine der ſchönſten Beſitzungen des Erzſtifts, wiederkäuflich überließ. Als der Krieg zwiſchen ihm und Adolph ausgebrochen und er mit ſeinem Verbündeten von dem Papſt förmlich mit dem Kirchenbann belegt worden war, erſchien 1462 ein, in Fuſt und Schöffers Druckerei, mit den Typen des Rationale gedrucktes Manifeſt gegen Adolph, aus mehreren zuſammengeleimten Druckblättern beſtehend. Der Sieg des Pfalzgrafen bei Ladenburg am Neckar, in welchem viele Häupter der Gegenpartei in ſeine Gefangenſchaft geriethen, erhob die Hoffnungen Diethers und ſeiner Anhänger. Er hatte ſeinen Sitz wieder in Mainz genommen, wo er ſich zu behaupten wußte, Adolph

aber zu Eltvil in dem ihm ergebenen Rheingau. In Mainz war beim Klerus ſowohl, als in der Gemeinde, eine verderbliche Spaltung entſtanden. Beide Gegner hatten der Stadt, um ſie an ſich zu ziehn, große Verſprechungen gemacht. Die Mehrzahl der Bürger und unter dieſen die meiſten Geſchlechter waren indeß für Diether, der der Stadt mancherlei Freiheiten bewilligte und ſie eines früheren Vertrages mit der Geiſtlichkeit, wegen deren Befreiung vom ſtädtiſchen Umgeld und wegen anderer Immunitäten, wieder entledigte. Dafür hatte ſie ſich anheiſchig gemacht, ihm bis zur Entſcheidung über ſeine Appellation treu zu bleiben, die Verbündeten ein- und auszulaſſen und ihm den Theil des Klerus, welcher Adolph anhing, preiszugeben, ohne ſich jedoch gradezu feindlich gegen Letzteren erklären, oder an dem Kriege gegen ihn thätigen Antheil nehmen zu wollen. Selbſt eine von den Verbündeten angebotene Beſatzung, unter einem von der Stadt nach Gefallen zu beſtellenden Hauptmann, hatte ſie abgelehnt. Adolph ſah ein, daß der Hauptſchlag gegen die Stadt geführt werden müſſe, deren Beſitz von entſcheidender Wichtigkeit war. Deshalb wurde denn auch von ihm und mehreren umliegenden Fürſten und Herren, den ſogenannten ſchwarzen Herzog von Veldenz zu Meiſenheim an der Spitze, ein Anſchlag zu ihrem Verderben gemacht, der zugleich ihre Eiferſucht auf die Stärke, den Freiheitsſinn und den blühenden Zuſtand der Stadt befriedigen ſollte. Alle Leidenſchaften, die wir ſo oft, bei den inneren Parteikämpfen in Deutſchland, die eignen Eingeweide haben zerfleiſchen ſehen, waren auch hier im Spiel. Der Nachtheil für das Ganze kam nicht in Betracht, wenn nur der Zweck des Eigennutzes, der Unterdrückung und Habſucht erreicht wurde.

Digitized by Google

Die Stadt ſollte bei Nacht überfallen und gänzlicher Plünderung preisgegeben werden. Nur die Kirchen und der gehorſame Theil der Geiſtlichen ſollten das Ihrige behalten, alles Kriegeszeug, Lebensmittel und andere Vorräthe und **was man an barem gelt, es ſy ſilber od. golt, ſilbern od. golden geſchirr, kleynot, ringe, ſpangen od. ander gezorde, desgleichen von betten, ſergen, kuſſen, lylachen, vmhengen, gewyrkten od. ſyden tuchern, allen vnd iglichen hußgezerden, keſſel, duppen, pannen, kannen, fleſchen vnd hußplunder, auch anderm werte allezumal** erbeuten würde, ſollte unter die Verbündeten getheilt werden. Selbſt im Rath und unter den Bürgern hatte ſich Adolph eines Anhangs verſichert, ohne jedoch den ganzen Umfang des beabſichtigten Plans ahnen zu laſſen. Das Heer, zum Theil aus Schweizerſöldnern beſtehend, näherte ſich am 27. Okt. 1462, unter Anführung eines Grafen von Sulz, in einer finſtern Nacht und von der Landſeite, der Stadt in der Gegend der Gaupforte, wo ſie ſehr feſt, aber eben deshalb weniger bewacht war. Nachdem ſich die Angreifer in der Stille einen Weg durch die Gräben gebahnt und die Mauern erreicht hatten, wurden ſie durch eine große Nachteule, die oben ſaß und mit den Flügeln ſchlug, in unheimliches Grauen verſetzt und wären beinahe erſchreckt zurückgewichen, als ſie aufflog, und nun, nach Erſteigung der Mauern, die Wachen überwältigt und die Gaupforte erbrochen wurde, worauf auch die, durch ein Feuerſignal benachrichtigten Rheingauer über den Rhein herzudrangen. Inmittelſt ſetzte ſich die aufgeſchreckte Bürgerſchaft dem Feind, in den nächſtbelegenen Straßen, mannhaft entgegen und brachte auch ein paar Kanonen ins Gefecht, die aber

Digitized by Google

aus Verrätherei ſchlecht bedient wurden und dem Feind in die Hände fielen. Diether und die ihm anhängenden Domherren entkamen mit Noth über den Rhein, den Pfalzgrafen hatte ſein Aſtrolog gewarnt, nicht in der Stadt zu übernachten. Jener warf, von Hochheim aus, noch einigen Sukkurs in die Stadt, wo der Kampf den ganzen Tag über währte, bis es den Feinden gelang, an verſchiedenen Orten einen Theil der Stadt in Brand zu ſtecken, und die von allen Seiten gedrängten und erſchöpften Bürger, nachdem über 400 Erſchlagene in den Straßen lagen, ſich am Abend auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Nach ihrer Entwaffnung und nachdem ein Theil gefangen in den Rheingau geführt worden, wurden die übriggebliebenen, an einem der folgenden Tage, auf dem Markt vor Adolph verſammelt, der ihnen eine harte Strafrede hielt und ſie, mit Zurücklaſſung ihrer Weiber und Kinder, durch die Soldaten, von denen die rheingauer Nachbarn auch hier die ſchlimmſten waren, ſofort aus der Stadt jagen ließ, nachdem ſie hatten ſchwören müſſen, ſich, nach erfolgter kaiſerlicher Beſtimmung über ihr weiteres Schickſal, wieder zu ſtellen. Nur einige nothwendige Handwerker, worunter die Bäcker, konnten die Erlaubniß zum Bleiben erhalten. Von den Vertriebenen wurden zwar bald darauf die meiſten nach und nach wieder aufgenommen, mußten aber das Ihrige vom Beutemeiſter zurückkaufen. Die Häuſer der Ausbleibenden wurden an Andere gegeben. Die Plünderung, welche die Stadt erlitt, erſtreckte ſich, mit Verübung jeglichen Frevels, auf alle Privat- und öffentliche Gebäude, darunter auch das Rath- und Kaufhaus und ebenſo ſchonungslos, wie gegen die Bürger, wurde gegen die Anhänger Diethers unter den

Digitized by Google

Patriziern und dem Klerus verfahren, die Häuſer und Höfe jener an andere Herren und Hauptleute verſchenkt, dieſer gebrandſchatzt, die Franziskaner und Auguſtiner verjagt, auch von den Juden Geld erpreßt und ſie dann ausgetrieben. Eine unermeßliche Beute, an goldnen und ſilbernen Gefäßen allein an 46,000 Mark, war zuſammengebracht worden, da man, wegen des Kriegs, das Koſtbarſte aus der ganzen Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Nachdem die Fürſten und Hauptleute getheilt hatten und befriedigt waren, wurde der übrige Theil der Beute verkauft, und es erhielt davon noch jeder Reuter 14½ Gulden, Fußknechte die Hälfte. Das Hausgeräth, was keinen Käufer fand, ſchleppten die Rheingauer heim. Eine abermalige Austreibung von ungefähr 400 Bürgern, die es mit Diethern gehalten hatten, geſchah im März des folgenden Jahres, ſcheint jedoch, wegen des bald darauf zu Stande gekommenen Waffenſtillſtandes und Friedens, nicht von Dauer geweſen zu ſein. Dies war das traurige Schickſal einer der größten und herrlichſten Städte Deutſchlands, welches ihr von ihren nächſten, deutſchen Nachbarn, ja von ihren eignen Biſchöfen war bereitet worden und ſich, von da ab bis auf die neueſten Zeiten, mehr oder weniger ſchwer, ſo oft zu ihrem Unglück wiederholen ſollte. Auch dem Erzſtift hatte der kurze Krieg an zwei Millionen Gulden gekoſtet, am leidlichſten kam Diether dabei weg, dem, gegen Verzichtleiſtung auf das Erzbisthum, der lebenslängliche Beſitz der Stadt Höchſt und einiger andern ſtiftiſchen Städte, Ämter und Zölle ausgeſetzt wurde. Adolph übernahm ſeine Schulden, von denen ſich die Palliumsſchuld allein auf mehr als 20,000 Gulden belief, und ſöhnte ihn mit dem Papſt und dem Kaiſer wieder

Digitized by Google

aus. Ja, er wurde, nach Adolphs Tode, von Neuem zum Erzbiſchof gewählt und ohne Widerſpruch beſtätigt, allein die Stadt in ihre alten Freiheiten wieder einzuſetzen, die ſie um ſeinetwillen verloren hatte, dazu war er nicht zu bewegen. Kurz vor dem Fall von Mainz, 1462, hatten Fuſt und Schöffer die erſte datirte lateiniſche Bibel, mit einer neuen, etwas größeren Type, als die des Rationale, in zwei Foliobänden gedruckt [1]), bei der Eroberung und Plünderung der Stadt ging auch Fuſts Haus in Flammen auf [2]), es fragt ſich aber, ob es das Druckhaus war, und wahrſcheinlich haben ſie, bis auf dieſen Unfall, weniger dabei gelitten, denn Fuſts Bruder, der Goldſchmidt Jakob Fuſt, damals einer der Bürgermeiſter, wird ausdrücklich unter denen vom Rath genannt, die es heimlich mit Adolph gehalten hatten [3]), was daher auch wohl mit jenem der Fall war. Schon 1464 konnte er wieder eine päpſtliche Kreuzbulle gegen die Türken drucken und im folgenden Jahr die Reihe ſeiner größeren Druckwerke, mit dem ſechſten Buch der gloſſirten Dekretalen von Neuem eröffnen. Gutenberg muß jedoch übler weggekommen ſein, denn aus den Verhältniſſen, in denen er zu einem der hauptſächlichſten Hofdiener Diethers, dem Stadtſyndikus Dr. Konr. Humery [4]) ſtand, läßt ſich vermuthen, daß auch er, wie die meiſten Patrizier, deſſen Partei genommen hatte. Dem Humery verſchaffte Diether, im Frieden mit Adolph, die Wiedereinſetzung in ſeine Güter zu Mainz,

1) Unſere Taf. I, N. 5.
2) Rhein. Archiv Bd. IV, S. 340.
3) Joannis Rer. Mog. II. 188.
4) Oben, S. 93 und 112.

Digitized by Google

und ſo mag auch Gutenberg ſeine Begnadigung erhalten haben. Seine Druckerei war wahrſcheinlich der Plünderung nicht entgangen, er mußte es wenigſtens aufgeben, mit Fuſt und Schöffer ferner zu wetteifern. Die Zerſtreuung der mainzer Buchdruckereigehülfen, ihre Auswanderung und ihr Auftreten in andern Städten von da ab erklärt ſich weniger aus der augenblicklichen Verwirrung und Verheerung von Mainz, als aus dem Umſtand, daß alle Geſellen die Stadt hatten verlaſſen müſſen [1]). Mochte es dem in der Stadt gebliebenen Fuſt gelingen, ſie bald darauf wieder an ſich zu ziehn, für Gutenberg, der ſelbſt erſt ſeine Reſtitution zu erwarten hatte, waren ſie verloren, darum finden wir ſeine Diener nach dem Notariatsakt von 1455, und zwar Heinrich Keffer, ſpäter in Nürnberg und Bertold von Hanau, in Baſel unter den erſten Buchdruckern wieder. Wenn der handſchriftlichen Bemerkung auf einem Exemplar in der ehemaligen Karthäuſer-Bibliothek zu Mainz [2]) zu trauen iſt, ſo erſchienen zwar nach der Eroberung von Mainz noch einige kleine, von ihm und dem Schreiber (clericus) Joh. Neumeiſter, der ſpäter nach Foligno in Italien zog, gedruckte Traktate; da er indeſſen in der Hauptſache ausgeführt hatte, was er ſich vorgenommen, und da er bald darauf an Adolph einen gnädigen Herrn wiederfand, der ſein Verdienſt ehrte und anerkannte, dürfen wir uns nicht wundern, daß er der typographiſchen Thätigkeit, nachdem er ihr ſo viele Opfer gebracht, nunmehr entſagte und ſich ganz davon zurückzog.

---

1) Joannis l. c. p. 187: opificum praeterea famuli omnes, qui in urbe erant, exire cogebantur.

2) Fiſcher typogr. Seltenh. IV. 18 u. f.

Digitized by Google

Adolph nahm ihn 1465 auf Lebenslang unter ſeine Hofdiener oder, wie wir heutzutage ſagen würden, unter ſeine Kammerherren auf [1]) und gab ihm jährlich eine Hofkleidung (**glich unſern Edelen**), 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein. Etwas Ähnliches lag ſchon in den Vorrechten der alten Geſchlechter, die zu den Münzer-Hausgenoſſen [2]) gehörten, indem es in deren Privilegien heißt: wenn der Erzbiſchof mit der Stadt gemeinſchaftlich zu Felde liege, **mag er, waz Hußgenoſſen dann mit der ſtadt uß weren, by ſich manen, vnd ſullent ſines libes vnd ſiner kamern hutten, darvmb ſal er ine die koſt geben** [3]). Gutenberg ſtarb kurz vor dem 24. Februar 1468; daß der Erzbiſchof damals auf ſeine Erfindung nicht geringen Werth legte, geht daraus hervor, daß, als er an Humery einiges von Gutenberg nachgelaſſene Druckzeug, welches ſein Eigenthum war, hatte verabfolgen laſſen, dieſer ſich, unter jenem Datum, verpflichten mußte, damit nur in Mainz drucken oder, im Fall der Veräußerung, einem mainzer Bürger den Vorkauf zu laſſen [4]). Der größte Theil von Gutenbergs Druckgeräth war jedoch, ſchon vor ſeinem Tode, an Heinr. Bechtermünz in Eltvil, der Reſidenz des Erzbiſchofs, übergegangen, denn 1467 druckte derſelbe dort, mit der Type des Catholicon, einen Auszug daraus, welchem 1469 eine zweite Ausgabe, mit derſelben Type, von ſeinem Bruder Nikolaus folgte.

---

1) Die Urkunde bei Wetter S. 475.

2) Oben, Seite 579.

3) Köhler Ehrenrettung S. 72.

4) Wetter S. 419.

Digitized by Google

Faſſen wir die Hauptzüge dieſer Darſtellung, in Bezug auf Gutenbergs Wirkſamkeit für die Erfindung der Buchdruckerkunſt, zuſammen, ſo ſind es in der Kürze folgende. Die xylographiſchen Donate der holländiſchen Briefdrucker gaben ihm den erſten Wink, daß die Büchervervielfältigung einer Erleichterung und Beſchleunigung fähig ſei, welche für die Wiſſenſchaft und Literatur von den unermeßlichſten Folgen ſein müſſe, wenn es möglich werde, die Druckformen einer Schrift, wie beim Schreiben, aus dem Aneinanderreihen der einzelnen Buchſtaben zu bilden. Vermöge ſeines Standes, ſah er über den beſchränkten Geſichtskreis des Handwerks hinaus und erfaßte die Aufgabe in ihrer ganzen Größe. Er widmete ihr ſein Leben, nicht aus Noth, ſondern weil er einſah, um welches Ziel es ſich handle, und ſetzte alles daran, dies zu erreichen. Nur Hauptwerke von dem größten Umfang konnten über den Erfolg entſcheiden. Darum ging er ſogleich auf den Druck einer ganzen Bibel aus. In Straßburg machte er mit beweglichen, in weiches Metall geſchnittenen Lettern und einer Druckpreſſe unbefriedigende Verſuche. In Mainz erfand er das Schriftgießen und brachte, ohne den Lettern noch, bei gegoſſenen Matrizen, die nöthige Feinheit, Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit geben zu können, mit grober Schrift den erſten Bibeldruck mühſam zu Stande. Darauf überwand er, mit P. Schöffer um die Wette, auch dieſe Schwierigkeiten und druckte bald nach demſelben ein zweites weitläufiges Buch, das Katholikon, mit feiner Schrift. Nachdem er dadurch ſein Ziel völlig erreicht hatte, trat er endlich, von dem Unglück ſeiner Vaterſtadt betroffen, in eine andere, ſeinen Standesverhältniſſen entſprechende Sphäre zurück und überließ die weitere Ausbeutung und

Entwickelung ſeiner Erfindung glücklicheren Schülern, indem er, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt, lieber von ſich ſelbſt ſchweigen, als ſich einen Ruhm anmaßen wollte, den er freilich weder in Bezug auf die Veranlaſſung, noch auf die letzte Vollbringung der Typographie für ſich allein und ganz in Anſpruch nehmen konnte.

Zum Schluß dieſes Abſchnitts iſt noch zu rechtfertigen, warum darin auf einige Zeugniſſe keine Rückſicht genommen worden, die in den bisherigen Schriften über Gutenbergs Erfindung unter den älteren Quellen obenan ſtehn und beſonders was den Gang derſelben betrifft, für die beſten und ſicherſten Führer gegolten haben. Dahin gehört das Zeugniß des ſpanheimer Abts Joh. Trithemius, in ſeinen um 1514 geſchriebenen Annalen des Kloſters Hirſchau, das Lobgedicht des Arnold Bergellan auf die Buchdruckerkunſt von 1541 und die ſogenannte Relation des Joh. Friedr. Fauſt des jüngeren über die Erfindung derſelben, welche um 1620 verfaßt iſt. Es wäre thörig, das, was ein Mann, wie Tritheim, aus P. Schöffers eignem Munde, über die mainzer Erfindung erzählt [1]), deshalb für verdächtig halten zu wollen, weil er, wie ihm harlemer Schriftſteller vorwerfen, Abt eines zur mainzer Diözes gehörigen Kloſters, alſo für Mainz parteiiſch geweſen ſei oder weil er, nach ſeinen Schriften, in dem Aberglauben und der Wunderſucht ſeiner Zeit befangen war und ſich den Verdacht des Umgangs mit Zauberei und Geiſterbeſchwörung zugezogen hat. Aber er ſagt ſelbſt, daß er das Erzählte vor 33 Jahren von Schöffer gehört habe, und nach ſo langer Zeit haben ſich in dem Gedächtniß

1) Wetter S. 259.

eines Gelehrten, dem alles Techniſche der Buchdruckerkunſt ſo fern lag, die Dinge dergeſtalt verwirrt, daß man kaum den urſprünglichen Zuſammenhang wiederzufinden vermag. Er fängt damit an, Gutenberg habe, nachdem er faſt ſein ganzes Vermögen über die Erfindung zugeſetzt und beinahe an dem Erfolg verzweifelt hatte, das angefangene Unternehmen, mit Fuſts Rath und Vorſchüſſen, endlich zu Ende gebracht. So weit iſt Alles gut, aber nun läßt er beide zuerſt das Katholikon mit hölzernen Tafeln drucken, dann Matrizen und aus dieſen eherne oder zinnerne Buchſtaben gießen, die ſie früher mit den Händen geſchnitzt hätten. Hier iſt die Verwirrung ſo groß, daß Gutenbergs letzter Hauptdruck zum erſten und der Druck mit feſten Holztafeln, der bloß die Veranlaſſung abgab, zu einem Theil ſeiner Erfindung gemacht wird; von den folgenden Fortſchritten derſelben iſt nur das Gießen der Lettern aus gegoſſenen Matrizen bezeichnet; der Zuſatz von den früher mit Händen geſchnitzten Buchſtaben endlich läßt ungewiß, ob damit die einzelnen aus Holz oder Metall geſchnittenen Lettern, oder nur das Schriftſchneiden in hölzerne Tafeln überhaupt gemeint iſt. Dann wird der großen Schwierigkeiten des Bibeldrucks, ohne Angabe, worin ſie beſtanden, gedacht und angeführt, daß derſelbe vor Vollendung der dritten Quaternion (Lage von 4 Bogen) ſchon über 4000 Gulden gekoſtet habe, wobei wieder ein doppelter Irrthum vorkommt, einmal in der Bogenſtärke, da die 42=, wie die 36zeilige Bibel nur in Quinionen gedruckt ſind, dann aber auch darin, daß die Geldausgabe für die drei erſten Lagen mit den Koſten der ganzen Bibel, nach der Berechnung Seite 604, verwechſelt iſt. Am wichtigſten iſt die darauf folgende Nachricht, daß Schöffer eine leichtere

Art, die Buchſtaben zu gießen, erdacht und die Kunſt, wie ſie jetzt iſt, vervollſtändigt habe, wobei ein Mißverſtändniß nicht gut möglich war und was wir um ſo mehr für wahr halten müſſen, als es ſich, wenn es Schöffer, nach Seite 613, in ſeinen Schlußſchriften nicht ſelbſt geſagt hätte, aus der Erſcheinung ſeines Rationale allein ſchon herleiten läßt. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß dieſes Zeugniß eines ſonſt ſo achtbaren Schriftſtellers wenig Glauben verdient, am wenigſten aber für den Gang der Erfindung als Leitfaden gebraucht werden kann. Der Verfaſſer des Encomion chalcographiae [1]), der aus Franken, wahrſcheinlich aus Markt Bergel (Bergellanus) gebürtige Arnold, war ein wandernder Buchdrucker, der, nach der Dedikation ſeines Gedichts an den Erzbiſchof und Kurfürſten Albrecht von Mainz, dem Mäzen der Gelehrten und Künſtler, 1540 in bedrängter Lage nach Mainz kam, wo er, in Franz Behems anſehnlicher Druckerei bei S. Viktor, als Setzer oder Korrektor Anſtellung fand. Bei Leuten ſeines Berufs war damals gelehrte Bildung in der Regel, daher wir ihn der lateiniſchen Sprache in Proſa und Verſen mächtig ſehn. Erſt in Mainz ſchöpfte er aus Tritheims Schriften, aus dem, was er von Andern hörte und an altem Buchdruckerwerkzeug noch vorhanden ſah, Kunde von der Bewandniß, die es mit der dortigen Erfindung gehabt habe, und ſchon im folgenden Jahr war ſein Loblied da, bei welchem es beſonders auf die Freigebigkeit des Kurfürſten abgeſehn ſein mochte. In dieſem, welches, wie die damalige, allezeit fertige Poeſie

1) Zuerſt gedruckt Mainz. Franz. Behem 1541. Köhler Ehrenrettung S. 50 u. f. Weiter S. 262 u. f.

überhaupt, reich an rhetoriſchem und deklamatoriſchem Prunk, ſowie an mythologiſchen und hiſtoriſchen Anſpielungen iſt, läßt er Gutenberg von dem Abdruck ſeines ritterlichen Siegelrings in Wachs die erſte Idee des Schriftdrucks und von der Weinkelter die zur Preſſe nehmen. Da ſich Niemand um die Anfänge der Druckerei bei den Briefdruckern bekümmert hatte, ſo ſetzte jeder, und ſo auch er, willkürliche Einbildungen an die Stelle. Daß Gutenberg zuerſt allein metallene Buchſtaben, dann mit Fuſt hölzerne Schrifttafeln geſchnitten und darauf Schöffer die Matrizen und den Letternguß erfunden habe, iſt offenbar aus Tritheims hirſchauer Chronik, die, wenn ſie auch erſt zu Ende des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden und gedruckt wurde, doch damals nicht für unbekannt gehalten werden kann, entſtanden, nur, was die geſchnitzten Lettern betrifft, in anderer Verknüpfung. Endlich, ſetzt er hinzu, ſei aus Eigennutz der übrigen Theilnehmer eine Trennung und ein ungerechter, weitläufiger Prozeß gegen Gutenberg vor einem furchtſamen Gericht entſtanden, der keinen Ausgang gehabt habe [1]). Hier liegt eine undeutliche Kunde von dieſem Prozeß zum Grunde, aber obgleich derſelbe ſeitdem durch das aufgefundene Notariatsinſtrument von 1455 eine beſſere Aufklärung erhalten hat, ſo haben die mainzer Schriftſteller doch nicht aufgehört, das Geſchrei über Ungerechtigkeit des Gerichts gegen Gutenberg, welches ſich lediglich von dieſem Gedicht herſchreibt, zu wiederholen. Es geht demſelben mithin Alles ab, was

1) So iſt es zu verſtehn, wenn von dem Prozeß geſagt wird: (v. 162) hodie pendet judicis inque sinu, was Wetter S. 269 überſetzt: der noch heute vor Gericht anhängig iſt.

Digitized by Google

ihm für die Geſchichte der Buchdruckerkunſt einigen Werth geben könnte. In der Relation endlich, welche Joh. Fr. Fuſt der jüngere aus mündlich fortgepflanzten oder geſchriebenen Nachrichten ſeiner Vorfahren und anderen Papieren eines aſchaffenburger Zweigs der fuſtſchen Familie geſchöpft haben will [1]), wird Gutenbergs Rolle dem Fuſt gegeben und umgekehrt; dieſer ſoll der erſte Erfinder und jener hernach nur mit Geld zu Hülfe gekommen ſein. Wie der Verfaſſer das bekannte Notariatsinſtrument von 1455 [2]), welches er vor ſich hatte, das einzige wichtige Dokument unter ſeinen Papieren, ſo arg verdrehen konnte, würde kaum zu begreifen ſein, wüßten wir nicht, welches Unweſen damals mit Stammbäumen getrieben wurde und wie nichts zu fabelhaft oder unglaublich war, wenn es darauf ankam, Ahnherren zu finden oder ihnen ein Anſehen zu verſchaffen. Ein anderes Beiſpiel davon wird Seite 668 die koſterſche Familiengenealogie in Harlem geben. Auch übrigens iſt der Verfaſſer ſo ſchlecht unterrichtet, daß er Gutenberg erſt nach der Trennung von Fuſt nach Straßburg ziehen läßt, und was er über die ſtufenweiſe Entwickelung der Erfindung, von in Holz geſchnittenen Abctafeln ab, ſagt, iſt ziemlich daſſelbe, wie bei ſeinen Vorgängern, nur etwas umſtändlicher, aber ohne deshalb zuverläſſiger zu ſein. Um in der Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſicher zu gehen, müſſen die vorgedachten Zeugniſſe, welche die Probe der Kritik ſo wenig beſtehen, daher ganz auf die Seite geſetzt werden. Höch-

---

1) Wetter S. 271 u. f.

2) Oben S. 601.

Digitized by Google

ſtens können ſie da, wo ſie mit Ergebniſſen, die auf anderm Wege gewonnen ſind, übereinſtimmen, zur Beſtätigung derſelben dienen. Dagegen halten, beſonders die neueſten mainzer Schriftſteller, noch immer an dieſen Zeugniſſen, zumal in Bezug auf den Urſprung und Fortgang der Erfindung, ungebührlich feſt und deshalb haben ſie nicht dahin gelangen können, das, was die Briefdrucker vor und zugleich mit Gutenberg auf ihrem, und dieſer auf ſeinem, nach einem höhern Ziel gerichteten Wege für die Buchdruckerkunſt gethan haben, gehörig zu unterſcheiden und jedem in ſeiner Sphäre widerfahren zu laſſen, was recht iſt.

Dritter Abſchnitt.

Gutenbergs Mitbewerber.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu den Briefdruckern, die wir kurz vor 1440 verlaſſen haben, wo wir ſie in den Niederlanden ſchon Donate und zugleich oder bald darauf auch geiſtliche Bilderbücher xylographiſch drucken ſahen. Welche Kraft wir auch der Gewohnheit und dem zunftmäßigen Schlendrian beimeſſen wollen, die ſtets in demſelben Geleiſe fortgehen und Neuerungen eher haſſen als befördern oder gar ſelbſt hervorbringen, ſo würde es doch viel unerwarteter ſein, wenn dieſelben Handwerker, welche nicht lange vorher den Farbedruck und den Holzſchnitt, wo nicht erfunden, aber doch zuerſt angewandt

Digitized by Google

hatten, von 1440 ab, 20 Jahr lang unverändert dabei ſtehen geblieben wären, als wenn einzelne, heller ſehende und weiter hinausſtrebende Köpfe unter ihnen, während ſo langer Zeit gleichfalls auf den Gedanken gerathen wären, ſich das mühſame und langweilige Schriftſchneiden in Holztafeln, durch bewegliche Lettern zu erſparen, und wenn ſie auf ſo nahe liegenden Wegen nicht wenigſtens bis zur Erfindung unvollkommener großer Gußlettern, wie ſie zunächſt mit Hülfe gegoſſener Matrizen zu bewerkſtelligen ſind, gekommen wären. Ja, es mußte ihnen ſolches noch um vieles leichter werden als Gutenberg, der bei ſeiner großen Unternehmung gleich auf das letzte Ziel ausging und alle kleineren Erfolge, um ſchneller dahin zu gelangen, verſchmähte oder unbenutzt ließ, der ſchon deshalb größerer Kapitale bedurfte und ſich die einer ſolchen Abſicht förderlichſten Verhältniſſe, weil ſie außer ſeinem gewöhnlichen Kreiſe lagen, überall erſt zu ſchaffen und zu geſtalten hatte. Den Briefdruckern war dagegen alles näher zur Hand, ſie konnten ihre Verſuche im Kleinen machen; ſie konnten, ehe ſie weiter gingen, jede Art der beweglichen Lettern, mochten ſie von Holz oder Metall, geſchnitzt oder roh gegoſſen ſein, nach Maßgabe ihrer praktiſchen Brauchbarkeit ausbeuten, ohne das Schlechtere wegzuwerfen, wenn ſie das Beſſere gefunden hatten; ihr Gewerbe gab ihnen ſtets Gelegenheit, davon Anwendung und jeden, auch noch ſo unvollkommenen Fortſchritt nutzbar zu machen; ſie waren den Unterbrechungen nicht ausgeſetzt, die Gutenbergs Vorſatz ſo oft durchkreuzten und jeden andern, minder beharrlichen Erfinder davon abgeſchreckt haben würden. Daß er dennoch weiter kam als ſie, lag, neben dieſer unermüdeten Beharr-

Digitized by Google

lichkeit, in der gänzlichen Verſchiedenheit ſeines Plans und ſeiner Verhältniſſe, daß er aber unter ihnen während ſeiner zwanzigjährigen Bemühungen keinen gleichzeitigen Konkurrenten ſollte gehabt haben, kann nach dem Obigen nur von denen noch ferner behauptet werden, die mit ſehenden Augen blind ſein wollen. Von hier aus betrachtet, haben die Anſprüche der Holländer einige Vermuthung für ſich und es wird nicht ſchwer werden, zu zeigen, in wie weit ſie gegründet ſind, und ſie in die gehörigen Grenzen zurückzuweiſen, wenn wir zuvor werden geſehen haben, daß auch die deutſchen Briefdrucker während jener Zeit nicht müſſig geweſen und daß bei ihnen dieſelben Fortſchritte, wie bei den holländiſchen, und zwar noch auffallender und überraſchender zu entdecken ſind.

In Deutſchland hatte ſich ihr Gewerbe ſeit 1440 immer mehr verbreitet und neben den gewöhnlichen Artikeln von Spielkarten, Bild- und Schriftblättern, wurden von ihnen nicht nur die holländiſchen Bilderbücher vielfältig aufs treueſte wiederholt, ſondern auch andere ähnliche Bilderbücher, nach inländiſchen Handſchriften, in derſelben Art gedruckt. Mit und neben dieſen kommt aber eine Familie von typographiſchen Drucken vor, deren frühe Erſcheinung um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit an ſich zieht, als ſie ſich nicht nur durch übereinſtimmende Größe und Geſtalt der Type, ſondern auch durch die, einigen von ihnen beigefügten Daten und Schlußſchriften als Produkte einer und derſelben bamberger Offizin, und zwar aus den Jahren zwiſchen 1450 und 1462, kund geben, daher ſie für die Bibliographen bis jetzt ein Stein des Anſtoßes geweſen ſind. Dieſe Drucke beſtehen in folgenden:

Digitized by Google

1. Eine xylographiſche und mehrere typographiſche Donatausgaben [1]).

2. Die Seite 617 erwähnten xylographiſchen Ausgaben der Indulgenzbriefe Nikolaus V. von 1454 und 1455 in 31 Zeilen.

3. Mahnung der Chriſtenheit wider die Türken von 1455, 6 Blätter in Quart [2]), ein deutſches kalendariſches Gedicht, mit Aufforderungen zum Türkenkriege an die Fürſten und Völker Europas, mit den vorgedachten Indulgenzbriefen zunächſt in Verbindung ſtehend.

4. Biblia pauperum, 18 Blatt in klein Folio, mit Holzſchnitten, kürzer und in einer andern Geſtalt als die niederländiſche xylographiſche Armenbibel, daher nach Handſchriften deutſchen Urſprungs gedruckt, in zwei Ausgaben, einer lateiniſchen und einer deutſchen.

5. Rechtsſtreit zwiſchen Tod und Menſchen, 24 Blatt in klein Folio, deutſch, mit Holzſchnitten, daſſelbe Volksbuch wie der Ackermann aus Böhmen [3]), in zwei Ausgaben, die andere ohne Holzſchnitte und von 2 Blättern weniger.

---

1) Fragmente von jener Cat. Kloss. N. 1288, von dieſen ebend. N. 1289 und 1290 und Proben davon in des Verfaſſers Beſitz, ferner Proben von typographiſchen Fragmenten in Paris bei Wetter Tab. III. N. 1. (S. 431. II.) und früher bei Fiſcher, in Mainz bei Wetter Tab. III. N. 3. (433. III.), in Bamberg bei Jäck Jubeldenkſchr. 1840. N. II. der beigefügten Tafel.

2) Unſere Taf. I. N. 10. und Fakſimile des Ganzen bei v. Aretin Folgen der Buchdruckerkunſt. Das Original in München.

3) Erneuert von v. d. Hagen. Frankf. a. M. 1824. 8.

Digitized by Google

6. Belial, erſte deutſche Überſetzung einer lateiniſchen, 1382 verfaßten Schrift des Jak. von Theramo über den gerichtlichen Beweis nach kanoniſchem Recht, eingekleidet in einen Prozeß zwiſchen Chriſtus und Luzifer (Belial) über die Erlöſung des Menſchengeſchlechts, der vor Salomo als Richter verhandelt wird. Ungefähr 90 Blatt in Folio mit dem Druckort Bamberg und dem Namen des Druckers Albr. Pfiſter, ſpäter anderwärts in verſchiedenen Sprachen häufig gedruckt.

7. Latein. Kalender auf 1457 [1]), auf der einen Seite eines Foliobogens gedruckt.

8. Lateiniſche Bibel, zum Unterſchied von der gutenbergiſchen 42zeiligen, die 36zeilige Bibel genannt [2]), in 2 Foliobänden von zuſammen 881 Blatt, alſo um 240 Blatt ſtärker als jene. Wie jene auch die Mazarinbibel genannt wird, weil ſie zuerſt in der Bibliothek eines von Mazarin geſtifteten Collegiums entdeckt wurde, ſo heißt dieſe die ſchelhornſche, weil Schelhorn ſie zuerſt bekannt gemacht hat. Sie iſt anfangs irrthümlich, wegen ihrer noch größern Type, für die erſte gutenbergiſche gehalten worden und muß 1459 ſchon gedruckt geweſen ſein, weil das pariſer Exemplar von dem Rubrikator handſchriftlich mit der Jahrzahl 1460 bezeichnet iſt. Pergamentexemplare, deren es von der gutenbergiſchen mehrere gibt, ſind von dieſer nicht bekannt.

9. Boner's Edelſtein, eine höchſt beliebte Sammlung von Fabeln in deutſchen Reimen, aus Avianus, dem

1) Unſere Taf. I. N. 11. und Wetter Tab. VI. N. 1. Das Original in Paris.

2) Unſere Taf. I. N. 12.

Digitized by Google

verſifizirten Romulus u. a. überſetzt von Boner, einem Schweizer um 1324, 88 Blatt in klein Folio mit Holzſchnitten und einer deutſchen gereimten Schlußſchrift, wonach das Buch 1461 zu Bamberg gedruckt iſt. Nur 2 Exemplare ſind davon noch bekannt, dagegen iſt es handſchriftlich häufig vorhanden.

10. Geſchichte von Joſeph, Daniel, Judith und Eſther, bibliſche Erzählungen in deutſcher Proſe, 60 Blatt in Folio mit Holzſchnitten und einer gereimten deutſchen Schlußſchrift, wonach Pfiſter das Buch 1462 in Bamberg gedruckt hat.

Ob ein Pſalterium in Folio [1]), und die Freuden der Maria ſammt dem Leiden Chriſti, 30 Blatt in klein Quart mit 28 Metallſchnitten [2]), deren Typen nicht ganz dieſelben wie bei Pfiſter, den ſeinigen aber am ähnlichſten ſind, ihm gleichfalls angehören, muß dahingeſtellt bleiben. Alle Nummern von 1 bis 10 ſind, mit Ausnahme eines Donat und der Indulgenzbriefe, typographiſch und mit Lettern, die wie deren Matrizen gegoſſen ſind, gedruckt und alle ohne Ausnahme haben, bis auf die kleine Schrift der xylographiſchen Indulgenzbriefe, nur eine Type, die in Größe und Geſtalt ebenſo übereinſtimmend, als, wie ein Blick auf unſere Tafel I lehrt, von den mainzer Typen verſchieden iſt. So lange daher nichts da iſt, was uns dazu zwingt, ihr eine andre Entſtehung zu geben, müſſen wir ſie und die damit gedruckten Bücher für das

1) Bibl. Spenc. I. 121.

2) Stöger zwei der älteſten Druckdenkmale. München 1833. 8.

Digitized by Google

Werk deſſelben Druckers halten, der ſich in N. 6 und 10 als ſolcher genannt hat, und daß er damit zwiſchen 1454 und 1462, alſo gleichzeitig mit Gutenberg und Schöffer und vor der Zerſtreuung ihrer Buchdruckergehülfen in Folge der Eroberung von Mainz, ja ſogar vor der Trennung von Fuſt und Gutenberg, in Bamberg auftreten konnte, wird durch nachfolgende Auseinanderſetzung alles Befremdliche verlieren, was es auf den erſten Anblick zu haben ſcheint.

Albrecht Pfiſter war ein Briefdrucker daſelbſt, von der nämlichen Art, wie die holländiſchen Briefdrucker, die vor Gutenberg unter Andern auch xylographiſche Donate druckten. Dafür ſpricht, daß die Briefdrucker, ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in Deutſchland verbreitet waren, daß die von ihm gedruckten Bücher, theils (wie N. 1 und 4) dieſelben ſind, welche von ſeinen Gewerbsgenoſſen in Holland gedruckt wurden, theils (wie N. 1—7, 9 und 10) demjenigen Bücherkreiſe angehören, der den Briefdruckern und den ungelehrten Bücherabſchreibern eigenthümlich war, daß die meiſten (wie N. 1—5 und 7) nur in kleinen, wenig Blätter ſtarken Schriften beſtehen und viele (wie N. 4, 5, 9 und 10) voller Holzſchnitte ſind, deren ſich die mainzer Erfinder, die keine Briefdrucker waren, gefliſſentlich enthielten. Das im folgenden angeführte Zeugniß des Paul von Prag wird dies noch mehr beſtätigen. Von einem Aufenthalt Pfiſters in Mainz, oder irgend einem Verhältniß, in welchem er zu Gutenberg geſtanden habe, iſt keine Spur zu finden. Der Name Pfiſter iſt gleichbedeutend mit Becker und ſtammt von dem lateiniſchen pistor her, daher beim Domſtift in Bamberg, ſo lange das gemeinſchaftliche Leben der Dom-

herren beſtand, eine eigne ſogenannte Dompfiſterei vorhanden war, welche das Bäckereiweſen für dieſelben verwaltete. So verbreitet hiernach der Name Pfiſter auch geweſen ſein mag, ſo kommt er doch nicht in Mainz, dagegen kommen mehrere Perſonen mit demſelben, im 15. Jahrhundert und ſpäter, in Bamberg vor, unter denen 1520 ſogar ein anderer Briefdrucker Pfiſter, der für den Fürſtbiſchof Geleitsbriefe druckte [1]). Wäre die Geſchichte der Stadt Bamberg bei Zeiten in beſſere Hände gekommen, ſo würden wir über Pfiſter nicht in jeder Beziehung im Dunkeln tappen. Obgleich Bamberg im 15. Jahrhundert, nach Nürnberg, eine der blühendſten Städte in Franken war, berühmt wegen ihres alten, von der erzbiſchöflichen Gewalt befreiten Biſthums, wegen ihres Doms, der reichen geiſtlichen Stifter und damit verbundenen Schulen, ſowie wegen der Fruchtbarkeit ihrer Gegend, ſo finden wir doch damals nichts, was dem Aufkommen der Buchdruckerei daſelbſt beſonders förderlich hätte ſein können. Die Stadt war im Streit mit ihren Biſchöfen über die Reichsunmittelbarkeit, über die geiſtlichen Immunitäten, die Gerichtsverfaſſung und das Befeſtigungsrecht. Von Kaiſer Siegismund begünſtigt, hatte die Bürgerſchaft letzteres, während der huſſitiſchen Unruhen, in Ausübung gebracht und ſetzte ſich ihrem geiſtlichen Oberherrn nun um ſo dreiſter entgegen. Biſchof Anton von Rotenhan machte ſich aber 1435 der Stadt durch Eroberung wieder Meiſter und zwang ſie, ihre Befeſtigungen niederzureißen. Ihr Archiv

1) Jäck Jubelſchr. S. 17 u. 27. Der Sebaſtian Pfiſter daſelbſt iſt jedoch von Jäcks Erfindung.

Digitized by Google

und ihre Urkunden gingen mit einem Brückenthurm, in dem ſie verwahrt wurden, 1440 durch ein fürchterliches, mit einer Ueberſchwemmung verbundenes Gewitter unter. Was wir von dem gedachten Biſchof und ſeinem Nachfolger ſeit 1459, Georg Graf von Schaumberg, wiſſen, läßt eben nicht vermuthen, daß Pfiſter bei ihnen Aufmunterung und Unterſtützung gefunden habe. Auch die, ſonſt um die Wiſſenſchaften hochverdiente Benediktinerabtei Michelsberg war um dieſe Zeit ſo in Verfall gekommen, daß 1463, auf Veranlaſſung des Papſtes, die Stiftsglieder mit ihrem Abt weggewieſen und eine durchgreifende Reform mit derſelben vorgenommen werden mußte. Indeſſen konnte Pfiſter, wenn er auch als Briefdrucker ungewöhnliches für die Buchdruckerkunſt leiſtete, ſolches thun, ohne daß ihm fremde Hülfe und reiche Gönner grade nöthig waren. Seine Drucke ſind Volks-, keine gelehrte Schriften, meiſt in deutſcher Sprache; ſie gehen ihrem Umfange nach nicht über die Kräfte eines Briefdruckers hinaus, und ihr Abſatz belohnte hinlänglich die auf ihre leichtere Hervorbringung verwandten Bemühungen und Unkoſten. Nur die Bibel macht davon eine Ausnahme, und der große Geld- und Zeitaufwand bei der gutenbergiſchen Bibel, die Schwierigkeit ihrer Zuſtandebringung, ſelbſt bei vereinten Kräften mehrerer, ſcheinen es unglaublich zu machen, daß ein einzelner Briefdrucker, entfernt von Mainz und beinahe gleichzeitig, jenes weitläufige Werk, durch eine noch weitläufigere Ausgabe hätte überbieten können. Allein wir müſſen bedenken, daß Gutenberg ſeine Werkſtatt für den Bibeldruck mit gegoſſenen Lettern in Mainz erſt anzuſchaffen hatte, die hier ſchon mit ihrem Zubehör vorhanden war, daß die Koſten jenes Drucks durch Tritheims Miß-

verſtändiß überſchätzt worden ſind, daß Pfiſter ſich mehr auf den Papierdruck beſchränkte, während Gutenberg ſich zu ſeiner Auflage größtentheils des theureren Pergaments bediente und daß jener eben ſo lange, als dieſer, daran gearbeitet haben muß, denn Gutenbergs Bibel wurde 1453 bis 55 gedruckt und als ſie im folgenden Jahr in den Handel kam, Pfiſter davon hören und ſich entſchließen mochte, durch eine Auflage mit ſeinen Typen gleichfalls in die Schranken zu treten, dauerte es auch drei Jahr, bis er 1459 damit zu Stande kam. Die Schwierigkeiten, welche die ſchnellere Beendigung des Drucks verhinderten, lagen in der Mühſamkeit und Langſamkeit des Setzens mit unregelmäßigen, vermittelſt gegoſſener Matrizen und unvollkommener Gießformen gewonnenen Lettern und in der Zuſammenſetzung der Druckformen, die, wegen ihres Mangels an Feſtigkeit, während des Abdrucks ſteter Nachbeſſerung bedurften, daher denn auch kleine Verſchiedenheiten der einzelnen Exemplare in den erſten Drucken ſo häufig ſind. Dieſe Schwierigkeiten waren bei Pfiſter dieſelben, wie bei Gutenberg, daher einer ungefähr eben ſo viel Zeit brauchte als der andere. Erregte des letzteren Bibeldruck in der gelehrten Welt ſo wenig Aufſehn, daß nur in der kölniſchen Chronik und bei Tritheim davon geſprochen wird, ſo konnte es dem mehrere Jahre ſpäteren pfiſterſchen Bibeldruck nicht beſſer ergehen, denn auch dieſer entbehrte, ebenſo wie jener, aller Schlußſchrift, die ihn als Druckwerk zu erkennen gab, und Pfiſters Offizin hatte außerdem, von Werken für den gelehrten Gebrauch, nichts ähnliches aufzuweiſen.

Der einzige gleichzeitige Schriftſteller, bei welchem ſich eine auf Pfiſter und ſeine Bibel zu beziehende Nachricht vor-

findet, iſt Paul von Prag [1]), ein zum katholiſchen Glauben übergegangener böhmiſcher Jude und Polyhiſtor, der, von der Univerſität Prag durch die Huſſiten vertrieben, in der Erwartung von dem Papſt mit Pfründen, ja ſogar mit einem Bisthum belohnt zu werden, getäuſcht, und in Krakau vielmehr der Ketzerei beſchuldigt und eingeſperrt, ſich nach Pilſen zurückzog. Dort ſchrieb er, im größten Mangel ohne alle literariſche Hülfsmittel, zwiſchen 1453 bis 1463 ſein Liber viginti artium, eine Art von Encyklopädie aller Wiſſenſchaften, in barbariſchem Latein, wodurch er ſich bei Georg Podiebrad in Gunſt ſetzte, an deſſen Hofe er endlich eine Aufnahme fand, die ihn jedoch, als eifrigen Katholiken, vor der Verachtung, dem Haß und ſogar den Mißhandlungen der Umgebung des huſſitiſchen Königs nicht ſchützen konnte. Die in der krakauer Univerſitätsbibliothek aufbewahrte Pergamenthandſchrift ſeines Werks, welche nicht mehr ganz vollſtändig und von gewaltiger Größe iſt, wurde daſelbſt lange für das Zaubaubuch des Twardovius, der bei den Polen dieſelbe Rolle, wie bei uns Doctor Fauſt der Schwarzkünſtler ſpielt, gehalten und war deshalb mit einem ſchweren Marmorſtein belaſtet, unter welchem ſie erſt nach 1750 hervorgezogen und für das, was ſie wirklich iſt, erkannt wurde. In dieſem Buche, nachdem von der Erde, den Menſchen, den geiſtlichen und weltlichen Ständen gehandelt worden, wird auch von den Künſten und Handwerken geſprochen, und hier kommt folgende Stelle vor [2]): „Der Buchbinder

1) Pauli Paulirini viginti artium librum descripsit vitamque autoris adjecit J. Muczkowski. Cracoviae. 1835. 8.

2) Im Original, nach Muczkowsky's richtiger Lesart und

Digitized by Google

iſt der Handwerker, welcher in kupferne, eiſerne oder hölzerne Tafeln von ganzem Holz, oder auf andere Art, Bilder, Schrift und jedes beliebige ſauber ſchneidet, um nachher alles, was er will, mit Leichtigkeit auf Papier oder Gyps oder auf ein reines Brett abzudrucken, oder er macht daſſelbe mit Patronen und zu meiner Zeit ſchnitt einer in Bamberg die vollſtändige Bibel auf Tafeln und brachte ſo die ganze Bibel in vier Wochen durch ſaubern Schnitt auf Pergament." Dieſe Stelle gibt uns eine verwirrte, aber ziemlich vollſtändige Beſchreibung alles deſſen, was der Briefdrucker in ſich zu vereinigen pflegte. Er war Buchbinder ſowohl als Formſchneider, als Briefdrucker druckte er auf Papier, als Briefmaler malte er die Papierbilder mit Hülfe von Patronen aus. Will man für alles, was der wunderliche Mann ſagt, in der Wirklichkeit eine Bezeichnung finden, ſo läßt ſich das Schneiden in Metall von Münzſtempeln, oder von geſchrotener Arbeit, wie ſie in den Sieben Freuden der Maria

---

dem beigegebenen Fakſimile: Ciripagus est artifex sculpens subtiliter in laminibus ereis, ferreis aut ligneis, solidi ligni, aut altero, ymagines, scripturam et omne quodlibet, ut post imprimat papiro, aut parieti, aut asseri mundo faciliter omne quod cupit: aut est homo faciens talia cum patronis: et tempore mei pamberge quidam sculpsit integram bibliam super lamellas et in quatuor septimanis totam bibliam snper pergameno subtili presignavit sculptura. Ciripagus, wofür früher unrichtig libripagus geleſen wurde, hält Muczkowsky für gleichbedeutend mit chalcographus, qui ad inducendas tabulas operis chalcographici cera utitur. Es iſt aber ein aus biblio-pegus, durch Subſtitution von chirographum ſtatt biblion, verſtümmeltes Machwerk.

Digitized by Google

und dem Leiden Chriſti [1]) vorkommt, und das Abdrucken auf Bretter von dem trockenen Einpreſſen von Verzierungen, mittelſt heiß gemachter Meſſingformen, auf die, mit Leder überzogenen Holzdeckel der Büchereinbände verſtehen und obgleich die Metallarbeit mehr eine Sache der Goldſchmiede war, ſo würde doch, wenn ſich Pfiſter auch damit befaßt hat, um ſo erklärlicher werden, wie grade er zu Metalllettern und deren Guß gleichfalls den Weg finden konnte. Übrigens kann Paul von Prag mit dem Briefdrucker in Bamberg, der zu der Zeit, wo er ſchrieb, die ganze Bibel gedruckt hatte, keinen andern, als unſern Pfiſter und nicht ſein kleines bibliſches Bilderbuch, die ſogenannte Armenbibel, ſondern nur die 36zeilige Bibel ſelbſt, gemeint haben, denn ſonſt würde er nicht zweimal von einer ganzen und vollſtändigen Bibel ſprechen. Daß er ſie noch für in Holz geſchnitten hielt und von dem Geheimniß des Drucks mit beweglichen Lettern keine Kenntniß hatte, iſt natürlich, und was den Druck derſelben in 4 Wochen betrifft, ſo liegt entweder ein Mißverſtändniß zum Grunde, oder es iſt eine, bei den erſten Druckern ſelbſt, nicht ſeltene Hyperbel, um anzuzeigen, um wie viel ſchneller, abgeſehen von der Zeit, welche die Anfertigung der Druckformen koſtet, ein Buch abgedruckt, als abgeſchrieben werden kann [2]).

---

1) Oben, Seite 645.

2) Imprimit ille die, quantum non scribitur anno, in den Schlußſchriften mehrerer, von Ulrich Han in Rom 1470 gedruckten Klaſſiker. The historyes thus emprynted, as ye here see, were begonne in oon day and also fynyshed in oone day, in dem Recuyell of the historyes of Troye, bei Caxton, in London 1471.

Digitized by Google

Pfiſter war und blieb Briefdrucker, ſelbſt nachdem er gezeigt hatte, daß auch er, ſo gut wie Gutenberg in Mainz, eine ganze Bibel zu drucken im Stande ſei; er kehrte wieder zu kleinen Stücken, wie Boners Edelſtein und die 4 bibliſchen Geſchichten zurück, warum, wird weiterhin, Seite 141, erläutert werden. Deshalb ging mit ſeinem, wahrſcheinlich bald nach 1462 erfolgten Abſterben ſein Andenken ſo völlig unter, daß etwa 20 Jahr ſpäter die Typographie, von Nürnberg her, als etwas Neues in Bamberg wieder eingeführt und in dem bamberger Miſſal von 1490 ihre damaligen Leiſtungen gerühmt werden konnten [1]), ohne der ältern auch nur mit einem Wort zu gedenken, weil man ſie neben dieſen nicht für voll anſah. Die gerechtere Nachwelt darf ſich aber nicht länger ſträuben, auch Pfiſter zu den Erfindern der Typographie zu zählen; nur muß er dahin geſtellt werden, wohin er gehört, nämlich in die Klaſſe der Briefdrucker, welche zu dieſer Erfindung zwar auf eignem Wege gelangt ſind, ſie aber nicht zu völliger Reife gebracht und ihr den welthiſtoriſchen Charakter gegeben haben, den ſie nur durch Gutenberg und ſeine mainzer Genoſſen erhalten hat. Laborde, der die Betriebſamkeit der deutſchen Briefdrucker ebenſo verkennt, als er die der holländiſchen überſchätzt, der Koſter in Harlem ſchon 1430 die Erfindung der gegoſſenen Lettern zuſchreibt und Gutenberg und Schöffer nur die, einige 20 Jahr ſpätere Nacherfindung und Verbeſſerung übrig läßt, will dennoch nicht einmal zugeben, daß auch Pfiſter ein dritter ſolcher Nacherfinder habe ſein kön-

1) In hac urbe nostra ubi ejus (impressoriae) artis singulari habundamus magisterio.

Digitized by Google

nen. Er denkt ſich den ganzen Zuſammenhang ſo, daß Schöffer ſchon 1452, wetteifernd mit Gutenberg, bei Fuſt gearbeitet, jener die gutenbergſche, dieſer die pfiſterſche Bibeltype gegoſſen, und jener einen Donat, dieſer die Mahnung wider die Türken gedruckt habe, weiter aber, bis zur Trennung Fuſts und Gutenbergs im Jahre 1455, nichts zu Stande gekommen ſei, daß erſt nach dieſer Trennung Schöffer, und zwar in 7 Monaten die 42zeilige (gutenbergiſche), Gutenberg 1456 den Kalender und 1458 die 36zeilige (pfiſterſche) Bibel gedruckt und daß er 1459 ſeinen Gehülfen Pfiſter entlaſſen und ihm die Lettern der letztern Bibel, jedoch ohne die Matrizen geſchenkt habe, weil er ſelbſt nunmehr der Buchdruckerei entſagen, Pfiſter aber ſich als Formſchneider niederlaſſen wollte und ſich von ihm jene Lettern erbeten hatte, um damit zu ſeinen Holzſchnitten erklärende Texte drucken zu können, wofür er den Verkauf ſeiner Bibel von Bamberg aus zu übernehmen verſprach. Eine Grundanſicht, die zu Annahmen zwingt, welche auf die, an Ort und Perſon der erſten Drucker ſtreng geknüpfte Eigenthümlichkeit des Typencharakters, den ſicherſten Leitfaden in Bezug auf die Inkunabeln der Buchdruckerkunſt, ſo wenig Rückſicht nehmen, welche allem widerſprechen, was aus letztern ſelbſt und aus hiſtoriſcher Kombination der damit in Verbindung ſtehenden Thatſachen hervorgeht, welche gewaltſame Erklärungen an die Stelle der einfachſten und natürlichſten ſetzen und ſelbſt für den gemeinen Verſtand ſo viel Unglaubliches haben, eine ſolche Grundanſicht kann ſchon deshalb die richtige nicht ſein. Gutenberg und Schöffer ſollen, aus bloßer Rivalität und doch auf anderer Unkoſten, an demſelben Ort und zu gleicher Zeit, jeder für ſich,

nicht nur die Indulgenzbriefe unnöthigerweiſe in mehreren Auflagen, ſondern die Bibel in einigen Folianten, ohne andern Unterſchied als einen unerheblichen der Type, gedruckt haben? Konnte irgend etwas unüberlegter und unvortheilhafter ſein, als mit ſchweren Koſten zwei ganz gleiche Bibeln zu liefern, während man noch nicht wußte, wie man eine einzige in ſo vielen Exemplaren ſchnell genug los werden ſollte? Wer wäre thörig genug geweſen, das Geld dazu herzugeben? Von den Gründen, die Laborde zu dem Gewebe ſeiner Hypotheſen bewogen haben fallen die, welche von dem typographiſchen Druck der Indulgenzbriefe hergenommen ſind, weg, wenn letztere für Tafeldruck erkannt werden, der, um den Ablaßhandel ſchneller in Gang zu bringen, an zwei verſchiedenen, von einander entlegenen Orten Deutſchlands bei Briefdruckern beſtellt wurde. Auf die Frage: warum Pfiſter, wenn er ſo Erſtaunliches wie die 36zeilige Bibel leiſten konnte, nicht die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt und eine ebenſo große und blühende Buchdruckerei, wie die von Fuſt und Schöffer hinterlaſſen hat? iſt die Antwort: weil er ein Briefdrucker und mit ſeiner unvollkommenen Gießkunſt nicht über die gröbſten Schriftlettern hinausgekommen war; weil er, wenn er auch damit eine ganze Bibel zu Stande gebracht hatte, doch einſah, daß er, ohne kleinere Lettern, ſich auf den regelmäßigen Druck weitſchichtiger gelehrter Werke nicht einlaſſen und mit den mainzer Offizinen nicht mit Vortheil in die Schranken treten konnte; endlich weil er für den Abſatz ſolcher Werke ganz andere Wege und Verbindungen ſuchen, ſeinem Geſchäft eine ganz andere kaufmänniſche Einrichtung geben mußte, als an die er als Briefdrucker gewohnt war. Selbſt ſpäterhin ſind viele

Digitized by Google

Briefdrucker von denen, die ſich in die Region der Buchdrucker und Buchhändler hinaufſchwangen, darüber zu Grunde gegangen. Unter andern zeigt dies die Buchdruckergeſchichte von Ulm an Leonh. Holl und Konr. Dinkmuth, ſelbſt Joh. Zainer machte mit ſeinem Bibeldruck, obwohl er in Schwaben der erſte war, ſchlechte Geſchäfte [1]). Ging es Pfiſtern mit dem Ruf, den er durch ſeine Bibel erlangte, nicht beſſer als Gutenberg, ſo wird der Gewinn von derſelben, bei ſeinem beſchränkten Verkehrskreiſe, wahrſcheinlich noch viel geringer geweſen ſein. Er begnügte ſich alſo fortan bei ſeinem Leiſten zu bleiben. Endlich kann nicht behauptet werden, ſeine Drucke zeigten zu wenig Übergänge und Fortſchritte als daß er für einen Selbſterfinder zu halten ſei. Sie ſind im Gegentheil bei ihm in die Augen fallender als bei Gutenberg; dieſer fing mit der ganzen Bibel an, jener mit Briefen, Kalendern und Donaten; dieſer mit beweglichen Lettern, jener mit dem Schriftdruck von Holztafeln und ſeine Type iſt größer als die gutenbergiſche Bibeltype, war alſo auch leichter zu bewerkſtelligen. Eben dieſe Größe machte ihre Mängel beim Gebrauch weniger fühlbar, und wäre er, was nicht unmöglich iſt, ſo glücklich geweſen, gleich von Hauſe aus einzuſehen, daß es beſſer ſei bewegliche Lettern zu gießen, als ſtückweiſe zu ſchneiden, ſo dürfte man ſich um ſo weniger wundern, daß er bei einerlei Art von Type ohne Veränderung ſtehen geblieben iſt.

Der Familie der pfiſterſchen Drucke in Franken ſteht in den Niederlanden die der ſogenannten koſterſchen ebenſo

1) Haßler Buchdr. Geſch. v. Ulm. Ulm 1840. 4. S. 93.

räthſelhaft, ebenſo abgeſchloſſen und abweichend von allen bekannten erſten Hervorbringungen der Typographie daſelbſt gegenüber, daher wir uns nunmehr zu dieſen Drucken wenden müſſen. Weil Koning den harlemer Koſter nicht nur als Erfinder der Buchdruckerkunſt, ſondern auch des Holzdrucks anſieht und ſich mit dem Briefdruckergewerbe in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu wenig bekannt gemacht hat, ſchreibt er alle die xylographiſchen Bilderbücher, die Seite 561 u. f. in ihren erſten Ausgaben als niederländiſchen Urſprungs nachgewieſen worden ſind, aber nach Seite 569 wahrſcheinlich mehr als einer Briefdruckerwerkſtatt angehören, jenem Koſter zu, obwohl ſie mit den typographiſchen Drucken deſſelben, außer einiger Verwandtſchaft zwiſchen ihren Holzſchnitten und denen des Heilsſpiegels und den allgemeinen Kennzeichen der niederländiſchen Handſchrift, nichts gemein haben [1]). Von andern xylographiſchen Drucken Koſter's weiß er nur Fragmente eines Donat und Horarii, ſammt einem geiſtlichen Bilderbuch in 8 Oktavblättern von den ſieben Todſünden, anzuführen [2]) und auch in dieſen hat die Type mehr oder weniger nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den folgenden typographiſchen. Dieſe ſind:

1. Fragmente mehrerer Donatausgaben, deren ſich über ſechs verſchiedene unterſcheiden laſſen [3]).

---

1) Vergleiche die Anfangsbuchſtaben in unſerer Tafel II. unten.

2) Koning. Tab. IV. N. 1 u. 2. u. p. 116.

3) In den Bibliotheken des Königs der Niederlande, der Stadt Harlem, des Königs zu Paris, der Stadt Trier u. a. Von Fragmenten fünf verſch. Ausgaben, ehemals in der Kloß-

2. Fragmente mehrerer Ausgaben des Doktrinals (Seite 540), deren ſich wenigſtens vier verſchiedene unterſcheiden laſſen [1]).

3. Cato's disticha (Seite 541), 4 Blatt in Octav [2]).

4. Horarium von acht Seiten in ſehr kleinem Format auf einem Bogen gedruckt, welches ein Abc, das Pater noster, Ave Maria, Credo und 2 Gebete enthält [3]).

Die Stücke von 1 bis 4 ſind auf Pergament und auf beiden Seiten deſſelben gedruckt.

5. Das mit der Armenbibel verwandte Speculum Salvationis (Seite 544 und 561) in zwei lateiniſchen Ausgaben von 63 Blatt, die eine davon mit halb xylographiſchem, halb typographiſchem Text, und zwei holländiſche Ausgaben von 62 Blatt. Alle dieſe Ausgaben ſind in Folio, nur auf einer Seite des Papiers gedruckt und haben einerlei, mit dem Reiber von denſelben Holztafelu abgedruckte Holzſchnitte, welche durchſchnitten und ſehr abgenutzt von dem Buchdrucker Veldener 1481 in Utrecht zu einem die Epiſteln und Evangelien enthaltenden Buch und vollſtändiger 1483 in der geldernſchen Stadt Culenburg

---

ſchen Bibliothek, ſind Fakſimiles bei dem Verfaſſer, eine davon mit der Type unſerer Taf. II. N. 5.

1) In den vorangeführten Bibliotheken, die harlemer ausgenommen. Von Fragmenten zweier Ausgaben, ehemals bei Dr. Kloß, beſitzt der Verfaſſer Fakſimiles, eine davon mit der Type unſerer Taf. II. N. 6.

2) Dibdin Bibl. Spenc. IV. p. 476. und unſere Taf. II. N. 9.

3) Ganz abgebildet bei Meerman. Tab. I. Die Ächtheit wird von Jackſon p. 198 verdächtig gemacht.

Digitized by Google

zu einem holländiſchen Heilsſpiegel wieder benutzt worden ſind [1]).

6. Facetiae des Laurentius Valla und Petrarch, 24 Blatt in Quart [2]). Jenes ſind äſopiſche Fabeln ins Lateiniſche überſetzt, und nachher in Antwerpen und Deventer mehrmals wieder gedruckt, dieſes von Petrarch geſammelte Witzreden berühmter Männer. Valla's Vorrede iſt von 1438 datirt.

7. Vier Traktate von 23 Blatt in Folio [3]), die beiden erſten des Guil. de Saliceto de salute corporis, und des Kardinals Turrecremata (Torquemada) de salute animae, beide auch nachher, z. B. in Antwerpen und 1495 in Leipzig, mehrmals zuſammengedruckt, die beiden letzten des Aen. Sylvius, nachmaligen Papſt Pius II, de amore und eine Lobrede deſſelben auf Homer.

8. Singularia in causis criminalibus [4]), eine Abhandlung über Gegenſtände aus dem fünften Buche der Dekretalen von Ludov. (Pontanus) de Roma, die weiterhin auch in Straßburg und Lübeck, häufiger aber, wie

1) Von dieſen verſchiedenen Ausgaben befinden ſich in mehreren öffentlichen und Privatbibliotheken Europas zuſammen über 30 Exemplare. In unſerer Tafel II. N. 1 — 4 folgen ſie in der chronologiſchen Ordnung aufeinander, die ſich aus dem verſchiedenen Grade der Abnutzung der Holzſchnitte ergibt.

2) Probe bei Koning. Tab. VI. N. 1. In unſerer Taf. II. N. 7.

3) Dibd. Aed. Althorp. II. 256. N. 1251.

4) Unſere Tab. II. N. 8. Proben von beiderlei Typen daraus bei Koning. Tab. VI. N. 2 u. 3.

Digitized by Google

andere juriſtiſche Schriften von ihm, in Italien gedruckt worden iſt. Dieſer Haupttheil des aus 60 Blatt in Folio beſtehenden Buchs zeichnet ſich durch eine beſonders große Type von allen übrigen hieher gehörigen Drucken aus, eine kleinere von gewöhnlicher Größe haben zwei angehängte Schriftchen des gedachten Aeneas Sylvius, eins über die böſen Weiber, das andere Grabſchriften auf berühmte Männer enthaltend. Aus einer Grabſchrift auf Laur. Valla, der 1465 ſtarb, geht hervor, daß der Druck wenig älter als von 1470 ſein kann.

Einige außerdem noch hieher gerechnete Drucke ſind zweifelhafter. Daß alle, wegen ihrer Familienähnlichkeit unter ſich, wegen ihrer unmittelbaren Nachahmung der niederländiſchen Handſchrift des 15. Jahrhunderts, die ſich beſonders in dem eigenthümlichen Beiſtrich des t, wo es am Schluß eines Wortes ſteht, zu erkennen gibt [1]), und wegen ihrer Unvollkommenheit, welche beſonders in N. 5 die deutlichſten Spuren von mancherlei Verſuchen und Übergängen in der Schriftgießerei und dem Druckverfahren verrathen, endlich wegen der Sprache in den beiden nicht lateiniſchen Ausgaben von N. 5, holländiſchen Urſprungs und primitive Produkte einer Briefdruckerwerkſtatt vor 1470, alſo vor Einführung der Typographie aus Deutſchland nach den Niederlanden ſind, kann nicht geleugnet werden. Alle daſelbſt nach dieſer Einführung unter deutſchem Einfluß erſchienenen Erſtlinge der Typographie ſind durchaus davon abweichend, nur bei den erſten Buchdruckern in einigen holländiſchen Provinzen, namentlich in Utrecht

1) Unſere Tafel II. unten, hinter den Anfangsbuchſtaben.

Digitized by Google

und weiterhin in Zwoll und Delft laſſen ſich noch Spuren deſſelben alten nordholländiſchen Typencharakters wahrnehmen, die ſich aber auch da nach 1477 wieder verwiſcht haben [1]). Damit ſind ſelbſt von den Gegnern der harlemer Anſprüche die einſichtigſten, z. B. Renouard, im Ganzen einverſtanden [2]), allein er ſetzt die ſogenannten koſterſchen Drucke zwiſchen 1466 und 1470, und ſchreibt ſie einer ungeſchickten Nachahmung der in Mainz bereits erfundenen Buchdruckerkunſt zu. Eine vollſtändigere Kenntniß derſelben und deſſen, was oben im erſten Abſchnitt über die vorgutenbergiſchen Donate, über das gleichzeitige Alter der erſten niederländiſchen Bilderbücher und ihren Zuſammenhang mit dem Heilsſpiegel geſagt worden, der danach nicht viel ſpäter als 1450 ſein kann, nöthigt uns jedoch, der typographiſchen Thätigkeit, welche zur Hervorbringung dieſer und darunter ſo vieler aufeinander folgender Ausgaben mehr als eines Buchs erforderlich war, eine wenigſtens 20jährige Dauer zwiſchen 1450 und 1470 beizulegen und ſo frühe Verſuche mit beweglichen und gegoſſenen Lettern denſelben Fortſchritten zu einer Erleichterung und Erweiterung des Holzdrucks auf dem Wege eigenthümlicher Erfindung zuzuſchreiben, von denen uns bei den deutſchen Briefdruckern Albr. Pfiſter ein anderes Beiſpiel gegeben hat. Auffallend ſcheint es zwar, daß, außer den Schulbüchern und dem

1) Ebert. Hermes 1823. St. 4. S. 63 u. f. und Ueberlieferungen. 1826. St. 2. N. 13.

2) Catal. d'un amateur. II. 151—158 und wiederholt in der Note sur L. Coster, hinter Band 2 ſeiner Annales des Estienne. Paris 1838. 8.

Digitized by Google

Heilsſpiegel, das übrige nur kleine lateiniſche Schriften von Italienern ſind, die kaum ſo früh nach Holland gelangt ſein konnten. Aber Saliceto war ein mediziniſcher Schriftſteller des 13. Jahrhunderts und Valla, als Erneuerer der klaſſiſchen Studien, Turrecremata als Theolog, Pontanus als Juriſt gehörten nicht nur zu den berühmteſten Männern ihrer Art jenſeits der Alpen, ſondern mehrere von ihnen waren durch ihren Antheil an dem Basler Konzil und Turrecremata durch ſeine geſandtſchaftlichen Verrichtungen, auch dieſſeits der Alpen früh bekannt geworden. 1439 befand ſich letzterer unter den Abgeordneten Eugens, die von Nürnberg aus freies Geleit zu dem Reichstag nach Mainz begehrten [1]). Aeneas Sylvius endlich, von Kaiſer Friedrich III. zum Dichter gekrönt und zu vielen Geſandtſchaften gebraucht, hatte ſich, ehe er Papſt wurde, durch ſeine Vertheidigung der Grundſätze jenes Konzils, die er nach ſeiner Erhebung zu dieſer Würde widerrief, und als päbſtlicher Nuntius in Deutſchland und fruchtbarer Schriftſteller, daſelbſt einen berühmten Namen gemacht und wären ſeine jugendlichen Schriften, zu denen die obigen gehören, nicht ſchon überall verbreitet geweſen, ſo würde er manche derſelben als Papſt am liebſten ganz unterdrückt haben. Es wird daher von Renouard mit Unrecht bezweifelt, daß Schriften des Aeneas Sylvius vor ſeiner Erhebung zum Papſtthum im Jahre 1458 über die Alpen ſollten gekommen und von Turrecremata vor ſeinem 1467 erfolgten Tode irgend etwas dieſſeits derſelben ſollte gedruckt worden ſein.

1) Serrarius Res Mogunt. p. 754.

Digitized by Google

Obgleich nun die koſterſchen Drucke, was ihren Umfang und Inhalt betrifft, nicht weit über den Bücherkreis einer Briefdruckerwerkſtatt hinausgehn, ſo zeigen ſie doch in ihren mancherlei Typengattungen, welche, die Schrift des Pontanus ausgenommen, ſelbſt in der Größe nur wenig voneinander verſchieden ſind, und in der äußern Geſtalt der Ausgaben des Heilsſpiegels Beſonderheiten, die nicht leicht zu erklären ſind. Von den Heilsſpiegeln ſind nämlich N. 1, 2 und 3 unſerer Taf. II mit derſelben, N. 4 mit einer auffallend ſchlechtern Type gedruckt. Koning hält letztere daher für die erſte Ausgabe, die den übrigen vorangegangen ſei, allein die von Ottley angeſtellte Vergleichung der größern oder geringern Abnutzung der Holzſchnitte in den verſchiedenen Ausgaben lehrt als untrügliches Merkmal, daß N. 4 eine der letzten, wo nicht die letzte Ausgabe ſelbſt geweſen ſein muß. Laborde nimmt deshalb an, ſie ſei der erſte Verſuch mit Lettern, die gegoſſen waren und aus dieſer Urſache ſo roh ausfielen; die übrigen Ausgaben wären ihr vorangegangen und mit beweglichen, aber nicht gegoſſenen Lettern gedruckt, die obgleich beſſer und ſchärfer als jene, dennoch wegen ihrer koſtbarern Hervorbringung und ſchwierigern Behandlung wieder aufgegeben werden mußten. Aber nach dem übereinſtimmenden Urtheil faſt aller Bibliographen und Sachkenner ſind die Lettern aller 4 Ausgaben gegoſſene. Wie kommt es ferner, daß in N. 2 unſerer Tafel II der Text auf 2 Blättern mit einer kleinern ſchlechtern Type als auf den übrigen Blättern und in N. 3 gar auf 20 Blättern in Holz geſchnitten iſt? Koning ſieht darin einen Beweis des angeblichen Letterndiebſtahls in Harlem, deſſen Ungereimtheit aber zu ſehr in die Augen fällt, um zu

Digitized by Google

wiederholen, was darüber anderswo ſchon geſagt worden iſt [1]). Andere [2]) nehmen die Exiſtenz einer frühern, ganz xylographiſchen Ausgabe an, von der 20 Tafeln übrig geblieben und hier wieder angewandt worden ſind. Aber von einer ſolchen Ausgabe fehlt es an allen andern Spuren, und warum wäre die Anwendung jener Tafeln alsdann nicht ſchon in N. 1 und 2 geſchehen? Es kann hier die bloße Andeutung dieſer Schwierigkeiten genügen, da es für unſern Zweck weniger auf die Löſung derſelben und auf die ſchrittweiſe Verfolgung des eigenthümlichen Gangs der Erfindung in den einzelnen koſterſchen Drucken und namentlich in den verſchiedenen Ausgaben des Heilsſpiegels ankommt, als auf Erörterung der Hauptfrage: ob dieſe typographiſchen Drucke nämlich zwiſchen 1450 und 1470, alſo ungefähr gleichzeitig mit der Erfindung und völligen Ausbildung der Typographie in Mainz zu ſetzen ſind (Seite 570, 571), oder, wie Koning und Laborde [3]) wollen, bald nach 1420, mithin vor allen erſten Verſuchen Gutenbergs, ſchon ihren Anfang genommen haben? Des letztern angekündigte Recherches sur la découverte de l'impression dans les pays-bas ſind zwar noch nicht erſchienen, ſo ſchätzbare Aufklärungen ſich aber davon über die Beſchaffenheit und Aufeinanderfolge der koſterſchen Drucke erwarten laſſen und ſo gern wir nach dem, was hier ſchon darüber vorgetragen worden, zugeben werden,

---

1) Hiſt. Taſchenb. 1837. S. 565.

2) Guichard Notice sur le Spec. salv. Paris 1840. 8. p. 116.

3) Débuts p. 9 u. 82.

daß die koſterſche Erfindung als eine urſprüngliche, nicht erborgte anzuſehen iſt, ſo läßt ſich doch in Bezug auf die Hauptfrage über das Alter derſelben nicht hoffen, daß die dermalige Lage der Sache durch Verſtärkung und Vermehrung der koningſchen Beweismittel weſentlich verändert werden wird. Kommt es alſo darauf an, dieſe Erfindung bis in das Jahr 1420 hinaufzurücken, ſo wird jene Schrift nicht erſt abzuwarten ſein, um die Gegengründe in ein neues Licht zu ſetzen, was im folgenden geſchehen ſoll.

Was dazu bewogen hat, der koſterſchen Erfindung ein ſolches Alter beizulegen, iſt allein die Erzählung, welche Junius davon in ſeiner Batavia geliefert hat. Daß dieſer Erzählung eine alte örtliche Sage zum Grunde liege, wonach ein Küſter in Harlem, ebenſo früh als Gutenberg, Bücher gedruckt habe, ohne daß er es damit ſoweit als in Mainz hätte bringen können, iſt unbedenklich einzuräumen, da die erſten koſterſchen Drucke, weil ſie ſich unmittelbar an die erſten niederländiſchen xylographiſchen Bücher anſchließen, älter als 1460 ſein müſſen, mithin für ſich allein ſchon das Daſein eines gleichzeitigen zweiten Erfinders der beweglichen Lettern unter den holländiſchen Briefdruckern vorausſetzen laſſen. Daß dieſer der Sage nach in Harlem zu ſuchen und Küſter geweſen ſei, indem der Name Koſter, damaliger Sitte gemäß, eher für einen vom Gewerbe hergenommenen Beinamen als für einen Familiennamen zu halten iſt, ſtimmt ferner mit den Verhältniſſen dieſer Stadt und des Briefdruckergewerbes überhaupt wohl überein. Ehe Harlem, nach einer langen Belagerung in den Jahren 1572 und 1573, den Spaniern n die Hände fiel und unter ihrer eiſernen Ruthe

Digitized by Google

von ſeinem Wohlſtand auf immer herabſank, war es von den großen Städten Hollands die zweite, durch Gewerbe und Handel blühend und im 15. Jahrhundert mit Klöſtern, ſelbſt von den anderwärts weniger geduldeten Bettelorden überfüllt, daher der Briefdruckerei beſonders günſtig. Auch die Typographie fand bald, nachdem ſie aus Deutſchland nach den Niederlanden gekommen war, in Harlem Eingang, wo ſie zwiſchen 1483 und 1486 von Jan Andrieszoon und Jac. Bellaert geübt wurde, nach welchen jedoch daſelbſt bis auf Junius' Zeit keine Preſſe wieder aufkam. Dieſen Umſtand benutzt Wetter [1]), um die Sage aus dem verdunkelten Andenken an die vorübergehende Erſcheinung jener alten Buchdrucker entſtehen zu laſſen, allein alsdann würde ſie eher in andern niederländiſchen Städten, wo es noch früher auf kurze Zeit Buchdruckereien gegeben hatte, entſtanden ſein und auch der Name Koſter iſt ſeiner Vermuthung entgegen. Indeſſen wußte Junius von jenen alten harlemer Werkſtätten nichts mehr und eine Verwechſelung der des Bellaert mit der koſterſchen iſt wenigſtens bei dem Buchbinder Cornelis nicht unwahrſcheinlich, der den von Junius angeführten Gewährsmännern die Geſchichte des Letterndiebſtahls, als eine von ihm ſelbſt erlebte, erzählt hat, denn Cornelis verkaufte 1492 bei Bellaert gedruckte Bücher [2]) und müßte, da er erſt 1522 geſtorben iſt [3]), über 100 Jahr

---

1) S. 563—65 in den Noten, S. 611 u. 612.

2) Gedenkschr. wegens het vierde eeuwgetijde etc. Haarlem. 1824. 8. p. 436. N. 26.

3) Koning Bijdragen. p. 84.

Digitized by Google

alt geworden ſein, wenn er Koſters Lehrling geweſen wäre. Daß die Sage vor Junius ſchon dageweſen ſei, davon geben van Zuren, Koornhart und Guicciardini [1]) Zeugniß, Junius aber hat ſie kurz vor 1570 zuerſt auszuſchmücken, zu erweitern und zu befeſtigen geſucht, wozu er ſich, als Hiſtoriograph der Staaten von Holland und zur Ehre der Stadt, in der er ſich niedergelaſſen, berufen fühlte. Obgleich er dabei überall in gutem Glauben und ohne die ihm von den mainzer Gegnern Schuld gegebene Abſicht zu täuſchen zu Werke ging, ſo iſt doch klar, daß es ihm für dieſen Gegenſtand an der nöthigen Sachkenntniß und Kritik gänzlich gemangelt hat. Man darf ſeine Erzählung nur leſen [2]), um ſich aufs deutlichſte davon zu überzeugen. Er führt ſeinen Koſter auf dieſelbe Zeit (vor 128 Jahren) zurück, wo Gutenberg nach der kölniſchen Chronik ſeine Verſuche begann, und wie dieſer vom Holzdruck oder wohl gar von dem Abdruck ſeines Siegelrings ausgegangen ſein ſoll, ſo läßt er jenen von Buchſtaben aus Birkenrinde zum Abdruck für Abeſchützen ausgehn, ohne zu wiſſen, daß Briefdrucker in den Niederlanden da waren, die bereits angefangen hatten, Bücher mit Holztafeln zu drucken. Er war davon nicht beſſer unterrichtet, als alle ſeine Zeitgenoſſen, obgleich die Holzſchneidekunſt damals noch in ihrer höchſten Blüthe ſtand. Zu den Seite 518 angedeuteten Urſachen dieſer Unwiſſenheit kam in den Niederlanden noch die, daß der kindliche Katholizismus mit allem, was ihm aus früherer Zeit in Literatur und Kunſt anhing, entweder als Papismus weggeworfen war, oder

---

1) Wetter S. 557 u. f.
2) Ebend. S. 571 u. f.

unter jeſuitiſchem Einfluß ein neues Kleid angezogen hatte und ſich des alten ſchämte. Von allen koſterſchen Drucken war ihm nur ein holländiſcher Heilsſpiegel und ein Doktrinal zu Geſicht gekommen, welches letztere, ſammt einer Abhandlung des Petr. Hispanus (Seite 540), wahrſcheinlich irgend einem undatirten Druck aus einer ganz andern niederländiſchen Preſſe, er dem angeblichen Diebe in Mainz beilegte, um dieſen nicht leer ausgehn zu laſſen, übrigens ohne allen erſinnlichen Grund, als vielleicht den, weil hier der Text lateiniſch, nicht holländiſch iſt. Eine ähnliche Rolle, wie die von Fuſts Schwiegerſohn, gab er dem Schwiegerſohn Koſters und letzteren ſuchte er zu einem vornehmen Mann, wie Gutenberg zu ſtempeln, wobei ihm die Familieneitelkeit zu Hülfe kam, die gern mit namhaften Voreltern prunkt, ohne ſich (wie S. 639) um die Wahrheit ſonderlich zu bekümmern. Eine anſehnliche harlemer Bürgerfamilie jener Zeit hatte nämlich ihren Stammbaum ſchon an den *ſagenhaften* Koſter „der den erſten Druck in die Welt brachte" [1]) angeknüpft und dieſen zu ihren Ahnherrn gemacht. Der Stammbaum oder das Geſchlechtsregiſter, wodurch deſſen Nachkommenſchaft bis auf Gerard Thomas, einen Zeitgenoſſen des Junius, herabgeführt wurde, zwiſchen 1550 und 1560 auf Pergament geſchrieben und nachher von einer andern Hand fortgeſetzt und mit Zuſätzen verſehn, iſt, aus der Verlaſſenſchaft des Buchdruckers Adrian Roman, in Konings Beſitz gekommen und noch jetzt vorhanden [2]). Hier ſehen wir auf einmal die Quelle, aus der Junius

1) die deerſte print in die werlt brocht, heißt es in dem Stammbaum.

2) Gedenkschr. p. 431.

die Nachkommen Koſters, von denen keiner ſeiner Vorgänger etwas weiß, ſowie die Familiennachrichten von demſelben geſchöpft hat und aus der die Verwechſelung mit dem urkundlichen Schöffen, Kämmerer und Rathmann Lourens Janszoon, der 1370 bis 1439 lebte, entſtanden iſt. Die ſtädtiſchen Urkunden und Rechnungen, in denen derſelbe vorkommt, enthalten nichts davon, daß er den Beinamen Koſter geführt habe, und aus den Ausgaben für Wein, die in einigen Jahresrechnungen der Hauptkirche von S. Bavo auf ſeinen Namen vorkommen, kann nicht geſchloſſen werden, daß er Küſter geweſen ſei. Überhaupt war die Küſterei bei einer ſolchen Hauptkirche, ungefähr ebenſo wie bei den deutſchen Domſtiften, ein weit anſehnlicheres Amt als das, woran bei einem Briefdrucker zu denken iſt. Scheltema [1]) wundert ſich, daß Koning jene Stammtafel nur beiläufig erwähnt und ſo wenig Gewicht darauf gelegt habe, aber Koning war klug genug, zu verſtecken, daß eine ſo ſchwache Autorität allein die Ausſpinnung der Sage zu der weitläufigen Koſterfabel hervorgebracht hat. Vermittelſt jener angeblichen Identität Koſters mit dem Rathmann L. Janszoon, war es Koning ein Leichtes, deſſen erſte typographiſche Verſuche, bei dem Mangel aller Daten ſeiner Drucke, noch 20 Jahr älter zu machen, als nach Junius' ungefährer Angabe, und da der Rathmann Janszoon 1440 ſchon todt war, die Buchdruckerei durch ſeine Nachkommen 30 Jahr lang fortſetzen zu laſſen, wodurch es möglich wurde, das den erſten Drucken beigelegte hohe Alter, mit der unverkennbar neueren Entſtehung der letzten bis gegen 1470 hin zu vereinigen.

1) Beurtheilung von Schaab. S. 110, Note.

Digitized by Google

Nach dieſem Aufſchluß können wir aber nicht anſtehn, den Rathmann Janszoon, als erſten Erfinder der beweglichen Lettern bald nach 1420, ganz zu verwerfen und bei dem gleichnamigen, oder namenloſen Briefdrucker und Küſter ſtehen bleiben, der um 1450 in Harlem mit Gutenberg auf einerlei Gedanken gerieth und dieſen, ſoweit er es in ſeinem engen Kreiſe vermochte, zu einer unentwickelten Ausführung brachte, die daher in ſich ſelbſt in dem Augenblick wieder unterging, als die mainzer Typographie auch in den Niederlanden bekannt wurde. Nur alsdann fügen ſich Koſter und ſeine Leiſtungen in den Zuſammenhang aller übrigen ähnlichen Erſcheinungen paſſend ein, und obgleich ſie die Eigenſchaften primitiver Verſuche allerdings am handgreiflichſten zu erkennen geben, welches Laborde hauptſächlich beſtimmt zu haben ſcheint, ſie für die älteſten, allen übrigen weit vorausgegangenen zu halten, ſo können wir ihm darin doch nicht beipflichten, indem ſich das geringere Sichtbarwerden dieſer Eigenſchaften, bei Pfiſter aus den Seite 656 angegebenen Gründen, bei Gutenberg aber daraus erklärt, daß er gleich auf nichts geringeres als auf einen Bibeldruck ausging. Die Wahrheit liegt alſo auch hier in der Mitte zwiſchen beiden Extremen, von denen das eine (Renouard) den koſterſchen Drucken ein ungebührlich ſpätes, das andere (Koning und Laborde) ein ebenſo ungebührlich frühes Alter beilegt. Kehren wir zu Junius' Erzählung zurück, ſo ſehen wir überall das Pochen des jungen holländiſchen Patriotismus darin hervorblicken, der mit Hartnäckigkeit und Erbitterung um nationale Selbſtſtändigkeit kämpft und das Wenige, was ihm die Vorzeit Ruhmwürdiges hinterlaſſen hat, deſto ſtärker und trotziger herausſtreicht, obgleich ihm die

Digitized by Google

Zuſtände, aus denen es ſich herſchreibt und die er abgeſchüttelt hat, völlig fremd geworden ſind.

Dieſe Auseinanderſetzung wird, obgleich kürzer als alle frühere Widerlegungen, dennoch überzeugender ſein, da ſie auf die Wurzel des Irrthums zurückführt und in dem Machwerk eines jener dienſtfertigen Familiengenealogiſten des 16. Jahrhunderts die Grundlage erkennen läßt, auf welcher das ganze von Junius und ſeinen Nachfolgern künſtlich aufgeführte Gebäude ruht und mit welchem es fällt, weil niemand einem ſolchen Stammbaum, ohne alle weitere Beglaubigung, das mindeſte hiſtoriſche Zutrauen ſchenken kann. Die Holländer müſſen ſich daher darauf beſchränken, daß ſie den Deutſchen die Vorbilder xylographiſcher Bücher gegeben haben und daß ein harlemer Briefdrucker und Küſter daſſelbe gethan hat, wie einer ſeiner deutſchen Gewerbsgenoſſen in Bamberg auch, indem er, ungefähr um dieſelbe Zeit wie Gutenberg, durch eignes Nachdenken und Verſuche dahin gelangte, jene Bücher und andere kleine Schriften mit beweglichen und gegoſſenen Lettern zu drucken, obwohl er es zu einer Bibel, wie Pfiſter, nicht einmal gebracht hat. Aber auch wir müſſen einſehn, daß die Buchdruckerei, nachdem ſie bei unſern holländiſchen Nachbarn einmal Fuß gefaßt hatte, in einer ſo regſamen, auf allſeitige Entwickelung ſo unaufhaltſam hinſtrebenden Zeit, weder dort, noch in Deutſchland bei den engen Schranken des Tafeldrucks ſtehen bleiben konnte, daß bei dem Naheliegen des Bedürfniſſes und der Mittel zum weiteren Fortſchreiten, die Typographie nicht eine mainzer Erſtgeburt, ſondern eine Drillingsgeburt der Periode von 1440 bis 1460 war, an der Holland, Rheinland und Franken gleichen Antheil haben und daß dem mainzer

Gutenberg nur darum die Krone gebührt, weil er weiter ſah als die handwerksmäßigen Briefdrucker und im Wege der freien Kunſt ein höher geſtecktes Ziel zu erreichen wußte. Ein gleichzeitiger Chroniſt, der 1492 geſtorbene kölner Karthäuſer Werner Rolewink, ſchreibt in ſeinem Fasciculus temporum [1]), unmittelbar, nachdem er des Erdbebens in Neapel von 1457 gedacht hat, alſo geraume Zeit vor dem Ausgang der Typographie von Mainz, „Alles Handwerk verfeinert ſich gegen ſonſt mit wunderbarer Schnelligkeit und die Buchdrucker werden häufiger im Lande.“ Auch hieraus ſehen wir, daß es vor 1460, an andern Orten als in Mainz, ſchon Buchdrucker gegeben haben muß, wenn es auch nur Briefdrucker waren, die nicht viel über den xylographiſchen Donatdruck hinausgingen.

Daß dieſer aber allein ſchon anfing Aufſehn zu machen und für wichtig genug gehalten wurde, um ihn dahin zu verpflanzen, wo er noch unbekannt war, zeigt eine Stelle in Shakſpeares Heinrich VI. [2]), wo der Rebell Jack Cade in ſeiner bäuerlichen Rohheit dem gefangenen Lord Schatzmeiſter Say den Vorwurf macht: „du haſt höchſt verrätheriſcher Weiſe die Jugend des Reichs verderbt, indem du eine lateiniſche Schule errichtet; und da ſonſt unſere Voreltern keine andere Bücher hatten, als die Kreide und das Kerbholz, ſo haſt du das Drucken aufgebracht und haſt, zum Nachtheil des Königs, ſeiner Krone und Würde, eine Papiermühle gebaut. Es wird dir ins Geſicht bewieſen werden, daß du Leute um dich haſt, die zu reden pflegen von Nomen und Verbum und dergleichen ſcheuß-

1) Colon. 1474, Fol.

2) Th. II, Akt. 4, Szene 7.

lichen Worten mehr, die kein Chriſtenohr geduldig anhören kann.“ Von den Kommentatoren, die dabei wie gewöhnlich nur an die Typographie denken, glaubt der eine, daß der Dichter mit dieſem Vorwurf zu früh gekommen, der andere, daß er durch Schriftſteller, welche die Buchdruckerkunſt und das Schießpulver für gleichzeitige Erfindungen ausgeben, dazu verführt worden ſei; aber was wir oben aus dem erſten Abſchnitt über das Briefdruckerweſen und die xylographiſchen Schulbücher in den Niederlanden erſehen haben, gibt uns auch hier ein beſſeres Licht. Deutlich weiſt dieſe Stelle auf die Donate hin, aus denen die Schüler das Nomen, Verbum und die übrigen Redetheile lernten; ſie enthält Einzelnheiten, welche in ſolcher Beſtimmtheit nicht erfunden werden, ſondern auf geſchichtlichen Erinnerungen beruhen müſſen, die zu Shakſpeares Zeit noch vorhanden waren und die er ſo trefflich in ſeine vaterländiſchen hiſtoriſchen Dramen einzuweben wußte. Welche Urſache ſollten wir haben, daran zu zweifeln, daß unter Heinrichs VI. Regierung, zwiſchen 1422 und 1460, der Druck von Donaten, zum Schulunterricht im Lateiniſchen, durch Veranſtaltung hoher Beförderer deſſelben, in England eingeführt worden ſei? und von wo konnte derſelbe näher dahin gelangen, als aus den Niederlanden, die ebenſo, nach 1470, die Schule des erſten engliſchen Typographen Will. Caxtons geweſen ſind und noch ſpäterhin lange den entſchiedenſten Einfluß auf die Buchdruckerkunſt in England ausgeübt haben? Die von R. Atkins [1]), angeblich in der erzbiſchöflichen Bibliothek zu Lambethhouſe, gefundene Handſchrift, wonach der Erz-

1) Origin of printing. Lond. 1664. 4. Wetter S. 747 u. f.

biſchof Th. Bourchier von Canterbury, Kanzler der Univerſität Oxford, König Heinrich VI. vermocht habe, ſeinen Kammerdiener Tournour und Caxton, der damals noch Kaufmann war, unter der Hand nach Harlem zu ſenden, um einen Drucker dort zu werben und nach Oxford zu bringen, welches ihnen auch durch viele Mühe und Koſten mit einem gewiſſen Corſellis [1]) gelungen ſei, iſt durchaus unächt und verdient ſo wenig, wie die nachgewieſenen bibliographiſchen Betrügereien, welche ſich ſpäter daran angereiht haben, den mindeſten Glauben; indeß dient ſie doch, uns in der Überzeugung zu beſtärken, daß ſich in England eine alte, ſchon von Shakſpeare benutzte Nachricht erhalten habe, nach welcher die Druckkunſt unter Heinrich VI. dahin gekommen ſei, bevor Caxton als der erſte engliſche Typograph auftrat, und dieſe Nachricht läßt ſich, wenn wir ſie, nach der Stelle bei Shakſpeare, von nichts weiter, als von dem xylographiſchen Donatdruck verſtehn und den Briefdrucker von dem *eigentlichen* Buchdrucker unterſcheiden, mit dem, was wir von der Einführung der Typographie in England unter Eduard IV. wiſſen, vollkommen vereinigen.

Wäre der Unterſchied zwiſchen zwei ſo nahe verwandten, aber doch ſo ſcharf von einander abgeſonderten Gewerben, wie das des Briefdruckers und Buchdruckers, gehörig aufgefaßt und feſtgehalten worden, ſo würde manches in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt, ſowohl vor als nach Gutenberg, wie in der Bibliographie des 15. und

---

1) Selbſt dieſer Name ſcheint aus dem des Buchbinder Cornelis, der Koſters Lehrling geweſen ſein ſoll, entſtanden zu ſein.

Digitized by Google

16. Jahrhunderts anders ausſehn. Als man ſich um dieſe Fächer eifriger zu bemühen anfing, beſtand dieſer Unterſchied nicht mehr, denn das Briefdruckergewerbe hatte gänzlich aufgehört. Sollen wir aber noch länger vergeſſen, daß es einſt dageweſen iſt und welche wichtige Rolle es in der Entwickelung des Bild- und Schriftvervielfältigungsweſens, dieſes hauptſächlichſten Hebels der neueren Kultur, geſpielt hat? Die vorſtehende Abhandlung geht darauf aus, auf dieſe Lücke aufmerkſam zu machen und zu ihrer Ergänzung den Weg zu bahnen. So weit ſie reicht, haben wir daraus erſehen, daß es in einer Zeit, wo Bild und Schrift überhaupt noch in einer innigeren Verbindung mit einander ſtanden als jetzt, bei den Skriptoren und Illuminatoren mehrere Abſtufungen gab, von da, wo ſich der Gelehrte und Künſtler vereinigten, bis zu dem Spielkartenmacher und Kopiſten für das Volk und für den Elementarunterricht herab, daß auf dieſer unterſten Stufe, wo das Bild als Lehrmittel ebenſo großes wo nicht größeres Bedürfniß war, als die Schrift, wegen der häufigeren Vervielfältigung eines und deſſelben Gegenſtandes, die Druckkunſt den erſten Eingang fand, daß dieſe Kleinkrämer mit Arbeiten der Feder und des Pinſels nunmehr Formſchneider und Briefdrucker wurden und in dem, durch erleichterte Hervorbringung vermehrten Bedarf eine Anregung fanden, nach und nach auf noch größere Erleichterungsmittel zu ſinnen, daß einige derſelben es bis zur Erfindung beweglicher gegoſſener Lettern brachten und auf dem Wege waren Buchdrucker zu werden, als gleichzeitig ein reichsſtädtiſcher Patrizier, mit höheren Anſichten und deutlicherem Bewußtſein des Zweckes, in die Schranken trat und durch Vereinigung anderer Kräfte mit

den ſeinigen die große Idee, ſich durch die Buchdrucker=preſſe der geſammten Literatur zu bemeiſtern und allem Bücherabſchreiben ein Ende zu machen, verwirklichte. Dieſer Mann war unſer Gutenberg, er ſchuf das Gewerbe der Buchdrucker, deſſen Aufgabe von Hauſe aus eine uner=meßliche, nicht eine ſo beſchränkte wie die der Briefdrucker war. Wie wenig er und ſeine mainzer Genoſſen mit dieſen gemein haben wollten, zeigt ſich ſchon dadurch, daß ſie ſich in ihren Drucken gefliſſentlich aller bildlichen Holzſchnittausſtattung enthielten. Die Initialen zum Pſal=ter von 1457 können als Ausnahme davon nicht angeſehn werden, denn obgleich ſie in Holz geſchnitten ſind, ſo halten ſie ſich doch bloß innerhalb der kalligraphiſchen Grenzen. Holzſchnittbilder kommen ſelbſt in P. Schöffers Drucken erſt nach 1480 und nachdem ihm viele andere Buchdrucker darin vorangegangen waren, vor. Übrigens wies Gutenberg, durch die überwältigende Kraft ſeiner voll=endeten Erfindung, die Briefdruckerei nur in ihre Schran=ken zurück, ohne ihr ein Ende zu machen. Wir ſehen ſie vielmehr neben der Buchdruckerei noch einige Jahrhun=derte hindurch, ſelbſtſtändig und lebendiger als je, fort=blühn. Es iſt hier der Ort nicht, ihre Geſchichte weiter zu verfolgen, die Stoff genug zu einer beſondern Bearbei=tung darbietet, der es nicht an Intereſſe fehlen würde. In die Geſchichte der Holzſchneidekunſt allein iſt ſie, ſo enge ſie auch damit zuſammenhängt, nicht zu verweiſen, ſelbſt wenn wir, was nicht der Fall iſt, eine ſolche hätten, die auf das eigenthümliche Weſen der Briefdruckerei ge=bührende Rückſicht nimmt. Sie hat vielmehr noch eine andere Seite, von der ſie die Geſchichte der Buchdrucker=kunſt angeht, und es iſt eine ſonderbare Inkonſequenz

Digitized by Google

unſrer Bibliographie, daß ſie den Privatdruckereien eigne Kapitel widmet und in dieſen mit den unbedeutendſten Entdeckungen prahlt, während ſie die Briefdruckerpreſſen gar keiner Aufmerkſamkeit würdigt. Und doch haben die Briefdrucker nicht nur das weite Feld allein inne gehabt, welches jetzt die Kunſt- und Bilderhändler verſehn, ſondern ſie haben auch zu ihrer Zeit die wichtige Stelle ausgefüllt, welche jetzt die Tages- und populaire Preſſe einnimmt, und die Wirkung, welche das fliegende Blatt der Briefdrucker, namentlich in der Reformationszeit ausgeübt hat, iſt ſelbſt im Vergleich mit der, welche durch die Zeitungen und periodiſchen Blätter in unſern Tagen hervorgebracht wird, keineswegs verächtlich. So lange wir in unſrer Unwiſſenheit über die Briefdruckerpreſſe und deren Verhältniſſe verharren, müſſen wir ihr freilich die Rache gönnen, daß von Zeit zu Zeit, aus der Zahl ihrer vergeſſenen Angehörigen, die Namen einzelner Drucker, oder aus der Klaſſe der von ihr ausgegangenen Flugſchriften und Flugblätter, einzelne Überbleibſel auftauchen, die wie neckende Quälgeiſter die Wiſſenſchaft unſrer Bibliographen durchkreuzen und ſie zu dem demüthigenden Geſtändniß bringen, daß ſie nicht wiſſen, was damit anzufangen ſei.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

No

Mainzer Inkunabeln.

1. Biblia latina. 42 zeil. Gutenb.

2. Psalmoꝝ codex — 1457. 1459.

3. Racōnale diuinoꝝ officioꝝ. 1459

4. Catholicon M cccc lx. Gutenb.

5. Biblia latina · M · cccc · lxij ·

Indulgenzbriefe.

6. Nicolai v litterae indulgent. Mcccc liiii

7. Forma absol. (liquito)

8. Nicolai v litterae indulgent. Mccccliiii

9. Forma absol. (lv)

Bamberger Inkunabeln.

10. Manūg d̄ cristēh. Mcccclv

11. Calendarium. Mcccc lvij

12. Biblia latina. 36 zeilig.

Anfangsbuchstaben.

aus No 12. A C E F I N P Q S V

aus No 1. A C E F I N P Q S V

aus No 5. A C E F I N P Q S V

Digitized by Google

Digitized by Google

No

Holländische Inkunabeln.

1. Speculū humāe ſaluacōis
2. Speghel onſer behoudeniſſe
3. Speculū hūane ſaluacōis *halb xylogr.*
4. Spieghel onſer behoudeniſſe
5. Donatus de partibus orationis
6. Alexandri doctrinale
7. Facecie morales laur. vallenſis
8. Singlaria in cauſis crimialib.
9. Catonis diſticha

Anfangsbuchstaben, xylographische. *Schluss t*

Bibl. paup. A C F F J N P R S V. ct

Ars morien. A C E F J M P Q S V. t

typographische.

aus No 3. A C E F J M P Q S V. at

aus No 5. A C E F J M P Q S V. vt

aus No 6. A C E F J M P Q S V. et

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

Due two weeks after date.

SEP 15 191[illegible]

30m-7,'12

Digitized by Google

YB 3127

10430
D2
H8
2d ser
v. 2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

Due two weeks after date.

. . P 15 1?1

30m-7,'12

Digitized by Google